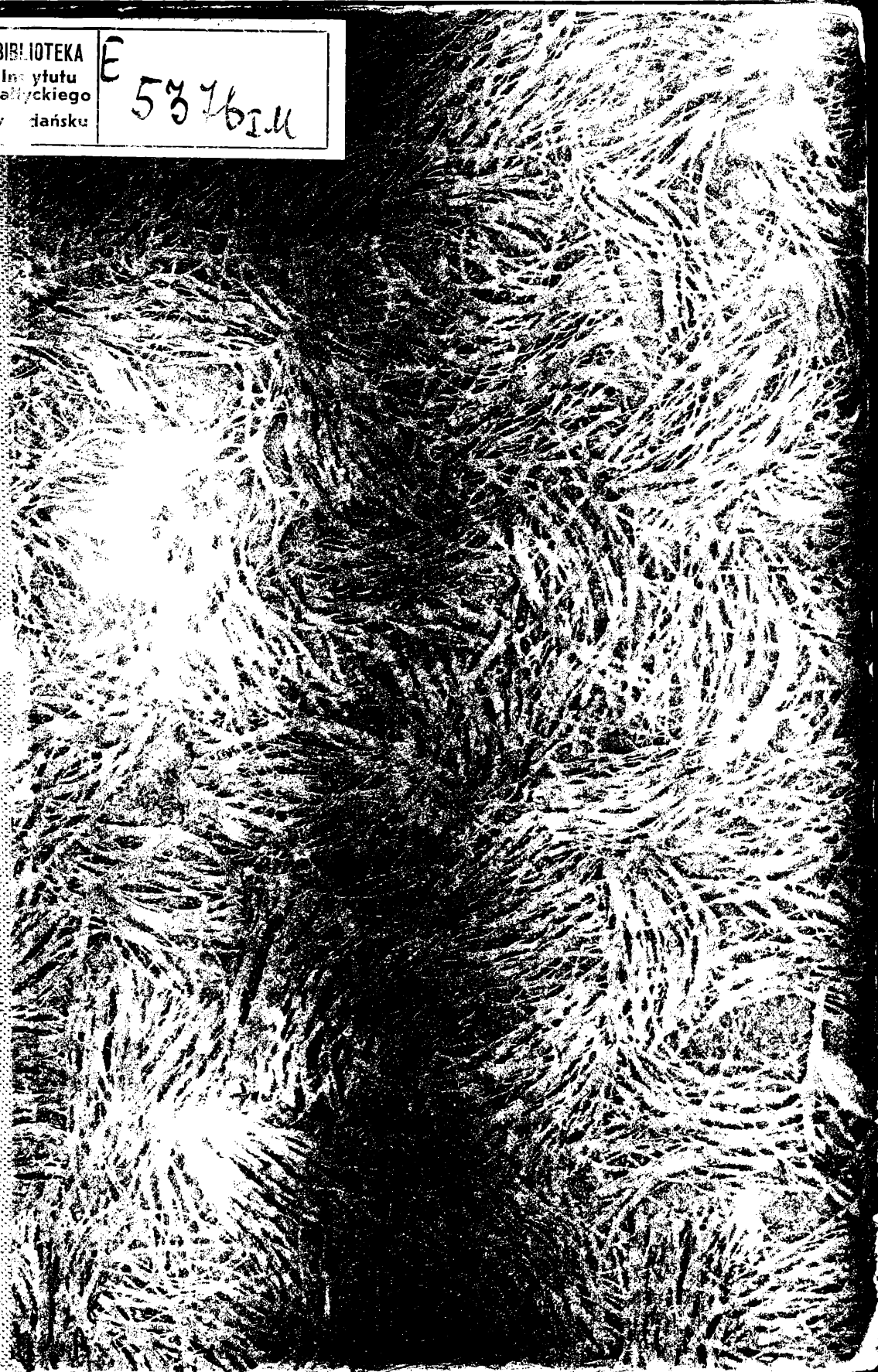
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w [illegible]dańsku
E 537 b1M



Ha 979

33129

s. 74071/XIII/1

74089

050+070]:: 327 = 112.2

E 58

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.
Präsident der Deutschen Akademie

XIII. JAHRGANG 1936

I. HALBBAND

HEFT 1—6 / JANUAR—JUNI

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

888

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 1—6 / Januar — Juni 1936

Es bedeutet: Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik / SPÄNE
I/54, II/122, III/196, IV/262*, V/327*, VI/404*

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik (Gruppe Heidelberg) / Zur „notwendigen Klarstellung" von RICHARD HENNIG I/63

Büchertafel V/358

F. VON CAUCIG / Bevölkerungsfragen Anatoliens IV/234

F. VON CAUCIG / Zur Dardanellenfrage V/302*

O. CONSTANTINI / Weltpolitik um Malta I/50*

U. CRÄMER / Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands I/1

P. EBERT / Geopolitische Betrachtungen am Skagerrak-Tage VI/363

H. ECK / Russisch — Asien am Scheidewege II/76

F. W. FERNAU / Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens VI/367

G. FESTER / Das Chaco-Problem V IV/259

R. FIRLE / Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf großen Hafengebiete III/185*

G. FOCHLER-HAUKE / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei I VI/378*

G. FOCHLER-HAUKE / Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordmandschurei II/99*

W. GIERE / Karl Reinhold Kupfer † II/135

A. HAUSHOFER / Berichterstattung aus der atlantischen Welt
I/40, II/111, III/170, IV/248, V/317, VI/392

H. K. HAUSHOFER / Zonen des deutschen Landbaus I/64

K. HAUSHOFER / Bericht aus dem indopazifischen Raum
I/44, II/115*, III/175*, IV/254*, V/352, VI/396

K. HAUSHOFER / Zur Ehrentafel der Geopolitik (für K. SAPPER) III/182

K. HAUSHOFER / Geopolitik als Grundlage jeder Raumordnung II/128

K. HAUSHOFER / Geopolitischer Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum I/65, VI/423

K. HAUSHOFER / Geopolitisches Schrifttum IV/285

K. HAUSHOFER / Stimme der Geopolitik zum 29. März 1936 IV/247

K. HAUSHOFER / Aus der Totentafel der Geopolitik (für W. VON SOLF und F. W. MOHR) III/182

W. HELLPACH / Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt IV/226

R. HENNIG / Geopolitik und Rassenkunde (Eine notwendige Klarstellung) I/58

V. C. IRK / Rumäniens politische Probleme III/149

H. KERRL / Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung II/130

Stadt-Bibliothek Elbing

H. KORGEL / Gefährdung im Osten! III/145*
W. LUTHARDT / Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung IV/278
J. MÄRZ / Balkan-Schrifttum II/135
R. OHKI / Der Hauptgedanke des Hojinismus III/183
H. RABL / Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung V/293
H. RABL / Nah-Ost-Nachtrag VI/402
B. RAUECKER / Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik I: V/345, II: VI/416
S. PASSARGE / Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit III/137*
H. A. R. PHILBY / Japans letztes Vorgehen in China II/69
R. S. / Die Armeerevolte in Tokio V/307*
E. SAMHABER / Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte IV/241
Satzungen der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumordnung II/133
W. SCHEIBE / Die Formkräfte der Landschaft I: IV/268, II: V/337, III: VI/409
W. SCHEIBE / Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins I/33
H. SCHEPERS / Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich I/17
R. VON SCHUMACHER / Vom Westen zum Osten III/198
W. SIEWERT / Italiens europäische Front III/159*
G. VON TEVENAR / Volk und Raum der Bretonen..... VI/373*
F. M. TRAUTZ / Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau IV/291
VERORDNUNGEN:
Anordnung des Reichserziehungsministers vom 15. Februar 1936 III/216
Erste Verordnung zur Durchführung der Reichs- und Landesplanung vom 15. Februar 1936 III/214
F. VOGGENREITER / Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes III/206*
M. WARNECK / Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei.. II/86*
A. WELTE / Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930 I: IV/217*, II: V/351*
G. WOLF / Rüttger Essèn: „Schwedens Verbundenheit mit der Welt“ V/360
H. ZEHENTBERGER / Stall oder Staat? IV/283
* * * / Bauerntum und Geopolitik V/328

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. HAUSHOFER / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/40, II/111, III/170, IV/248, V/317, VI/392
K. HAUSHOFER / Bericht aus dem indopazifischen Raum I/44, II/115*, III/175*, IV/254*, V/352, VI/396

Hinweise und Berichte

O. CONSTANTINI / Weltpolitik um Malta I/50*
P. EBERT / Geopolitische Betrachtungen am Skagerrak-Tage VI/363

G. Fester / Das Chaco-Problem V IV/259
W. Giere / Karl Reinhold Kupfer † II/135
K. Haushofer / Zur Ehrentafel der Geopolitik (für K. Sapper) III/182
K. Haushofer / Stimme der Geopolitik zum 29. März 1936 ..... IV/247
K. Haushofer / Aus der Totentafel der Geopolitik (für W. von Solf und F. W. Mohr) III/182
R. Ohki / Der Hauptgedanke des Hojinismus III/183

AUFSÄTZE

1. Der Deutsche Raum

a) amtliche Verlautbarungen

H. Kerrl / Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung II/130
Erste Verordnung zur Durchführung der Reichs- und Landesplanung vom 15. Februar 1936 ..... III/214
Anordnung des Reichserziehungsministers vom 15. Februar 1936 ... III/216
Satzungen der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumordnung II/133

b) Beiträge

U. Crämer / Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands I/1
K. Haushofer / Geopolitik als Grundlage jeder Raumordnung II/128
H. Korgel / Gefährdung im Osten! III/145*
W. Luthardt / Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung IV/278
W. Scheibe / Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins I/33
H. Schepers / Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich I/17
F. Voggenreiter / Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes III/206*

2. Europa

F. W. Fernau / Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens VI/367
V. C. Irk / Rumäniens politische Probleme III/149
S. Passarge / Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit III/137*
W. Siewert / Italiens europäische Front III/159*
G. von Tevenar / Volk und Raum der Bretonen VI/373*
A. Welte / Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930 I: IV/217*, II: V/351*

3. Rußland

H. Eck / Russisch-Asien am Scheidewege II/76
M. Warneck / Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei II/86*

4. Naher Osten

F. von Caucig / Bevölkerungsfragen Anatoliens IV/234
F. von Caucig / Zur Dardanellenfrage V/302*
H. Rabl / Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung V/293
H. Rabl / Nah-Ost-Nachtrag VI/402

5. Ostasien

G. Fochler-Hauke / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei I VI/378*
G. Fochler-Hauke / Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordmandschurei II/99*
H. A. R. Philby / Japans letztes Vorgehen in China II/69
R. S. / Die Armeerevolte in Tokio V/307*

6. Amerika

R. Firle / Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf großen Hafengebiete III/185*
E. Samhaber / Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte IV/241

Grundfragen

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik (Gruppe Heidelberg) / Zur „notwendigen Klarstellung" von Richard Hennig I/63
* * * / Bauerntum und Geopolitik V/328
W. Hellpach / Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt IV/226
R. Hennig / Geopolitik und Rassenkunde (Eine notwendige Klarstellung) I/58
B. Rauecker / Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik I: V/345, II: VI/416
W. Scheibe / Die Formkräfte der Landschaft I: IV/268, II: V/337, III: VI/409

SPÄNE

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

I/54: Weshalb Späne? — Benötigen wir Kolonien? — Festungen als geopolitische Kraftfelder — Auslandsorganisationen — Historischer Atlas von China — Insulinde in der Defensive.

II/122: Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets.

III/198: R. v. Schumacher / Vom Westen zum Osten.

IV/262: Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen* Norman Angell — Fern im Südosten — Karte und Schule — Los von der Kaffee-Monokultur — Neue Luftverkehrslinie im Pazifik? — Géographie allemande ou géographie française.

V/327: Zur Geopolitik des Tana-Sees* — * * * Bauerntum und / Geopolitik.

VI/404: Emigranten fälschen Karten* — Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild — Äußerster Winkel Europas, Bessarabien — Pakte und ihr Schicksal* — Der Weg des Buddhismus über den Pazifik.

SCHRIFTTUM

Büchertafel V/358
H. K. Haushofer / Zonen des deutschen Landbaus I/64
K. Haushofer / Geopolitisches Schrifttum IV/285
K. Haushofer / Geopolitischer Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum I/65, VI/423
J. März / Balkan-Schrifttum II/135
R. von Schumacher / Vom Westen zum Osten III/198
F. M. Trautz / Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau IV/291
G. Wolf / Rüttger Essèn: „Schwedens Verbundenheit mit der Welt" V/360
H. Zehentberger / Stall oder Staat? IV/283

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Innerhalb der Gruppen in der Reihenfolge des Erscheinens angeordnet

1. Der Deutsche Raum

Die drei deutschen Halbinseln und die deutsche Inselflur III/141
Gebietsverluste Oberschlesiens III/146
Diözesanverhältnisse Oberschlesiens im Mittelalter III/146
Mittelalterliche Stadtgründungen in Oberschlesien nach deutschem Recht . III/147
Auswirkungen von Versailles in Oberschlesien III/147
Castra Reginas Grenzlage III/206
Regensburg als Grenzraumstadt und Ausgangspunkt der Carolingischen Südostpolitik III/207
Regensburg als Fernhandelsstadt im Hochmittelalter III/208

Eisenbahnverkehr im Wirtschaftsraum von Regensburg III/210
Regensburgs wirtschaftliche Mittelpunktskraft im Raum der bayerischen Ostmark III/211
Großdeutschlands Schicksalsstunde 1935 ..... VI/404

2. Mitteleuropa

Die große geopolitische Gefahrenzone Europas III/137
Die große Völkerwirbelzone zwischen Mittel- und Osteuropa III/139
Die polnische Inselflur III/141
Stadtbildung in Mitteleuropa 1830 IV/220—221
Stadtbildung in Mitteleuropa 1930 IV/220—221
Verstädterung Mitteleuropas V/355

3. Mittelmeer und Westeuropa

Der Kriegshafen Valetta auf Malta I/51
Die Sonderstellung Dalmatiens III/160
Die Volksgrenze zwischen Italienern und Slawen nach jugoslawischer Darstellung III/161
Die Lage an der Adria 1914 ..... III/163
Die heutige Lage an der Adria III/165
Zur Wehrgeographie der Dardanellen V/303
Die europäische Verkehrslage der Bretagne VI/373

4. Asien

Die ostchinesische Bahn im Verkehrsnetz der Mandschurei zur Zeit des Verkaufes II/89
Die Lage von Yasaki und Tschifuli II/101
Grundriß eines Zwei-Familien-Siedlungshauses in der Mandschurei II/106
Der Aufstand in Tokio V/309
Zur Wehrgeographie der Mandschurei VI/381
Die Sowjetbahnen im Fernen Osten VI/381
Japans Lage zu Mandschukuo VI/381

5. Afrika-Amerika

Der Tana-See V/327
Die Hafengebiete an der Ostküste der Vereinigten Staaten (5 Karten) III/189—195

6. Weltüberspannende Fragen

F. Burgdörfer / Weltkarte über Bevölkerungsdichte, Geburtenzahl und Rassengliederung in den einzelnen Erdräumen ..... Beilage zu Heft II
Innere Tragfähigkeit und Grad der Ausnutzung der einzelnen Erdräume Beilage zu Heft II
Korridorbildungen (5 Skizzen) IV/263

7. Spottzeichnungen

Die Entdeckung der Lösung der Nordchina-Frage II/117
Vulkanische Wandlungen im Pazifik II/117
Endlich frei! II/120
Sein neues Schwert im Drachenkampf III/176
Wird Mars einen größeren Pinsel nehmen? III/177
Warum kann nicht jeder so friedfertig sein wie wir? IV/254
Pakte und ihr Schicksal VI/408

TABELLEN

in der Reihenfolge des Erscheinens

Zahl der Auslandsjapaner I/46
Zeitungen in Mittelasien II/78
Zur Wirtschaftsentwicklung Mittelasiens II/83
Anwachsen der Städte in Kaukasien II/84
Wirtschaftsbedeutung der ostchinesischen Bahn II/88
Gesamtbevölkerung der Erde nach Rassen Beilage zu Heft II
Zur Verstädterung Japans III/177/178
Ein- und Ausfuhr der Westküstenhäfen Nordamerikas III/387
Bevölkerungsverhältnisse Europas 1830—1930 ..... III/218
Bevölkerungsverschiebungen in der Türkei 1900—1927 IV/237

Ulrich Crämer:

Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands

Das Folgende ist der Einleitungsabschnitt eines unter dem Titel „Das Reich in seinen Landschaften und Stämmen" demnächst im Verlag Kurt Vowinckel erscheinenden Buches. Damit wird eine vom Verfasser für die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik herauszugebende Schriftenreihe gleichen Titels eröffnet. Die für das Buch in reichem Ausmaß vorgesehenen Skizzen und Karten werden erst dann erscheinen.

Über das Wesen der Geopolitik ist in den letzten Jahren so viel gestritten worden, daß sich die geopolitische Literatur buchstäblich zu einem Berge zu türmen beginnt, bei dem die Spreu von dem Weizen zu sondern oft nicht leicht fällt. Es kann und soll weder die Aufgabe unserer Darstellung sein, hierin Klarheit zu schaffen, was Geopolitik ist oder sein soll, noch etwa zu den vorhandenen Lehrmeinungen eine weitere hinzuzufügen. Da das Folgende aber zu einem guten Teile, wenn nicht in Ganzheit, auf einer geopolitischen Sehweise im weitesten Sinne beruht, so müssen zuvor einige Fragen der Methode geklärt werden.

Den Anordnungen der Partei und des Staates entsprechend, lassen wir alle Bezugnahme auf die staatliche und verwaltungspolitische Einteilung des Reiches in Gegenwart und Zukunft mit Absicht beiseite. Trotzdem wird es nicht verwehrt sein, geschichtliche Beziehungen und Zusammenhänge so zu sehen und auch darzustellen, daß die Eigenart und Zusammengehörigkeit getrennter Landschaften und Stämme deutlich ins Licht tritt. Insbesondere unsere unglückselige, jedoch geopolitisch höchst lehrreiche Territorialgeschichte wird an vielen Stellen als charakteristisch und ergänzend heranzuziehen sein. Entscheidend für unsere Darstellung des gesamtdeutschen Raumes ist uns das, was sich aus den verschiedensten Gründen heute in Deutschland zusammengehörig fühlt oder was als solches betrachtet werden kann und was nicht, keineswegs aber die Zufälligkeiten einer durch das Dritte Reich endgültig überwundenen dynastischen Hausmacht- und Kirchturmspolitik. Diese Gründe, die zu ganz bestimmten Voraussetzungen in einem landschaftlichen Teilraum führen, gilt es vorerst zu beleuchten. Es handelt sich hierbei um Fragen des Volkstums, der Räume, Mundarten und Siedlungsformen gleicherweise wie um Fragen der standortbedingten Wirtschaft und der Verkehrsgeographie. In alledem taucht der Hintergrund deutscher Statik und Dynamik auf. Unsere Aufgabe kann nicht durch eine rein erdkundliche, geschichtliche oder kulturelle Betrachtungsweise des deutschen Lebensraumes gelöst werden — von einer verwaltungspolitischen oder gar statistischen ganz zu schweigen —, sondern allein durch die abwägende Beurteilung aller für das Zusammenleben der Deutschen in ihrem Gesamtraum und ihren Teilräumen wesentlichen Verhältnisse und Gegebenheiten.

I

Eine Reihe von Fragen über die Gesichtspunkte, die uns bei der Darstellung leiten, tauchen auf. Wodurch ist ein Raum, eine Landschaft überhaupt bestimmt? Welches sind ihre Grundlagen und Voraussetzungen? — Sie haben ihren Ursprung in der Natur und der davon wesensgemäß verschiedenen Geschichte. Entscheidend für eine Landschaft ist ferner ihre Grenze, wenn sie auch nur ungefähr, etwa durch die Bezeichnung eines Gebirges, angegeben werden kann. Als Grundlage unserer Darstellung dienen also die den Raum bildenden und die die Grenze ziehenden Kräfte.

Den Vorgang der Bildung einer der heutigen deutschen Landschaften haben wir uns nun — in stichwortartigen Sätzen geschildert — etwa folgendermaßen zu denken: Das Grundelement jeder Betrachtung des deutschen Raumes ist die Landschaft an sich mit ihren grundsätzlich nicht veränderlichen Gegebenheiten. Erst später, nachdem sie — gewissermaßen zeitlos — längst da war, besiedelt der Mensch in Gestalt von Gemeinschaften die Landschaft. Sein Lebensraum, in dem er Äcker bestellt, dann Städte baut und Handel treibt, wird durch ihre Voraussetzungen mitbestimmt. Hierbei ergeben sich „natürliche" Grenzen, ebenso wie „natürliche" Mittelpunkte, Linien und Achsen, die die Landschaft weiterhin aufgliedern. Über die Landschaft legen sich als die Hilfsmittel eines wachsenden Volkskörpers Verkehr und Technik, welche die in der Natur liegenden Voraussetzungen zu einem Teil überwinden können. Das damit möglicherweise entstehende Spannungsverhältnis zum Raum, das Verhältnis der Kultur- zur Naturlandschaft kann allerdings in einer völligen Raumzerstörung enden, wofür eines der meistgenannten Beispiele der Karst ist. Daneben läßt ferner der Eroberungswille der Völker und Führer Räume und Einheiten entstehen, die „natürlicherweise" gar keine zu sein scheinen: der Rhein etwa, natürlicherweise Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze, geschichtlich und gegenwärtig jedoch in der Tat an vielen Stellen „unnatürlicherweise" seine Grenze.

So greifen die verschiedenen Grundsätze unserer Betrachtungsweise vielgestaltig-organisch ineinander. Ihr geistiger Grundbegriff ist die Raumeinheit der Landschaft, deren jede gleichsam ein Mikrokosmos im Makrokosmos des Reiches ist, ein von innen her in sich selbst geschlossener Körper. Es sind „Unterganzheiten", in denen alle Kräfte nicht nur eine Verwandtschaft aufweisen, sondern zu einer Einheit hinstreben. Somit stellen sich die gestaltenden Gesichtspunkte unserer Darstellung in folgender Rangordnung dar:

1. Das Grundelement einer Landschaft ist durch die Raumeinheit gegeben. Diese bildet in ihrer morphologischen Gliederung, in den einfachen und unabänderlichen Gegebenheiten der Natur die elementarste, schicksalhafte Grundlage. Die Erforschung dieser Verhältnisse ist die Aufgabe der Geologie und Geographie. Diese physikalisch-geographischen Elemente nun, die den Raum bilden, sind im wesent-

lichen: Meer und Land; Flüsse, Seen und Moore; Berge und Täler; mit alledem in engem Zusammenhang steht schließlich die Witterung (das Klima). Eine ganz überragende Stellung unter den naturhaften Grundsätzen der Charakteristik einer Landschaft aber nimmt die Wasserscheide ein, der Gebirgskamm, der ausschließlich trennt und nie verbindet. Das Gebirge ist, je höher hinauf, desto dünner besiedelt, und daher ist gerade die Wüstung, die dünn besiedelte Gegend (Gletscher, Einöde, Moor, Wald) von jeher die geeignetste Grenze gewesen. Auf der anderen Seite läßt der verbindende Charakter des Flusses oder Stromes so gut wie nie die Bildung einer Grenze von wirklicher Dauer zu. Der Fluß mit seinen Nebenflüssen und Tälern, d. h. mit seinem Einzugsgebiet, schafft um sich her den Raum, in dem alle Kräfte durch ihn bestimmt sind, so daß er die Mittellage, die Achse, bildet.

2. Diese Gesichtspunkte nach Maßgabe der Natur allein genügen aber noch keineswegs zur Bestimmung einer deutschen Landschaft, die das Ergebnis einer zweitausendjährigen Entwicklung ist. Die ur-, vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der deutschen Landschaft und ihrer einzelnen Teile ist das zweite ausschlaggebende Moment unserer Betrachtungsweise. Die besiedelnden Menschen fügen sich, bereits nach Stämmen gegliedert, die freilich in der Folgezeit vielerlei Umbildung erfahren, in die gegebenen Räume ein und füllen sie aus, zunächst noch geschichtslos, naturhaft gebunden im reinen „Dasein". Die Stämme wandern in den Tälern, an den Flüssen, schon seltener über die Pässe; vor den Gebirgskämmen machen sie halt. Diese Landnahme haben wir uns freilich in den meisten Fällen als Ergebnis einer kriegerischen Auseinandersetzung mit anderen vorwiegend nicht germanischen Bevölkerungen vorzustellen. Indessen erstreckt sich die Landnahme nur auf die sogenannten „ursprünglich waldfreien Gebiete", d. h. diejenigen, die gewissermaßen auf halber Höhe zwischen den versumpften Flußtälern und den von undurchdringlichen Wäldern bedeckten Gebirgszügen lagen und die sich dem Ackerbau und der Viehzucht ohne große Schwierigkeit anboten. (Durch Orts- und Flurnamenforschung sowie durch Funde und Untersuchungen der ursprünglichen Bodenbeschaffenheit hat die Wissenschaft der Vorgeschichte in Verbindung mit der Germanistik in mühseliger Arbeit diese Gebiete bereits für den größten Teil Deutschlands festgestellt.) Die Rodung der Sümpfe und Wälder ist ein — geschichtlich gesehen — verhältnismäßig später Vorgang, der dem Germanen bis weit über die Völkerwanderung hinaus völlig fremd war. Erst seine unaufhörlich wachsende Bevölkerung zwang ihn dazu etwa seit dem 12. Jahrhundert. Im wesentlichen setzen wir bei unserer Darstellung jedoch erst an mit der Zeit nach Beendigung der Stürme der sogenannten Völkerwanderung, die man besser die germanische Völkerverschiebung nennen sollte, bis etwa ins 9. Jahrhundert, wo die Bewegungen größeren Stils endgültig zur Ruhe kommen.

3. Die Entwicklung der rassischen Schichtung und Verteilung darf vom Ende dieser Völkerwanderungszeit an — besser gesagt: vom Abschluß der germani-

schen Landnahme an — bis heute im ganzen als stetig bezeichnet werden, wenngleich vielleicht auch hier entsprechend der Sprachgrenze eine leichte Verschiebung entgegen der ursprünglichen Stoßrichtung der nordisch-fälischen Germanen, ein Zurückdrängen von Westen und Süden her im Laufe der Jahrhunderte angenommen werden muß. Gemeint ist hiermit in der Hauptsache die bäuerliche Bevölkerung; denn daß die Städte, und zumal die Großstädte, nur ein Zerrbild des rassischen Schönheitsideals darstellen, ist jedem bewußt, der sie offenen Auges durchmustert. Die sechs großen europäischen Rassen sind alle an der Besiedlung des deutschen Landes beteiligt, und zwar in sehr charakteristischer räumlicher Verteilung. Der Norden ist das Gebiet des stärksten Vorwiegens der nordischen und der fälischen Rasse, der Süden das der dinarischen, die nach der Mitte zu, insbesondere in der Gebirgsschwelle, immer mehr Bestandteile der ostischen Rasse in sich aufgenommen hat. Im Osten tritt zu diesen vier Hauptrassen die ostbaltische, im Westen und Süden die westische Rasse hinzu. So wenig scharf nun die Grenzen für die Gebiete des Vorherrschens der einen oder anderen Rasse auch sein mögen — wenn bei den heute bestehenden Mischungsverhältnissen überhaupt von „Grenzen" die Rede sein kann —, so wird man bei näherem Zusehen dennoch eine Reihe sicherlich nicht zufälliger Gemeinsamkeiten feststellen. Das gilt sowohl für die einzelnen Teilräume, bei denen wir aber immerhin bemerkenswerte Überschneidungen zu allen anderen Erkenntnismöglichkeiten deutscher Landschaften finden werden, wie für das ganze Reich. Sind auch die Beziehungen zwischen Rasse, Sprache und Volkstum allgemein bis heute nicht restlos geklärt, so scheinen die Übereinstimmungen zwischen ihnen doch die Ansicht ganz bestimmter Zusammenhänge zu stützen.

4. In der Folgezeit der Landnahme bildet sich die eigene Mundart aus, ebenso wie die eigene Siedlungsform; doch ist diese wesentlich durch das Klima bedingt, und ihre Grenze bildet mit der meist klar durch das deutsche Sprachgebiet hindurch gezeichneten Mundartgrenze nicht selten Überschneidungen, so daß die Flur-, Haus- und Dorfform für die Bestimmung einer einheitlichen Landschaft in den meisten Fällen nicht so wesentlich ist wie die Mundart. Immerhin ergibt sich aus alledem das Volkstum, die besondere Wesensart, Charakter, Kunst und überhaupt Kultur eines Stammes, seine landschaftliche und stammesmäßige Eigenart. Ein ganz deutliches Gefühl dieser Zusammengehörigkeit von Stamm und Landschaft ist noch heute in jedem bewußten Deutschen vorhanden. Und tatsächlich haben die deutschen Landschaften und Stämme mehr als tausend Jahre hindurch das ihnen jeweils eigene Gesicht trotz aller geschichtlichen Wirrnis und Zerrissenheit zu bewahren gewußt. Die erstaunliche Tatsache liegt vor, daß die frühen Stammesgrenzen des 9. Jahrhunderts in ihren Grundzügen noch Geltung besitzen. Als Individualitäten streng ausgebildete Stammeslandschaften erfüllten und erfüllen den deutschen Raum: Norddeutschland nimmt der große, in sich wiederum dreigeteilte Stamm der Sachsen ein, untergegliedert in Ostfalen, Niedersachsen und

Westfalen; hierzu zählen auch die Angeln und Jüten der Nordmark. Nach Norden und Nordwesten erstrecken sich die Friesen mit dem Schwergewicht ihres Stammeskörpers in den heutigen Niederlanden, darüber hinaus wesentliche Teile der Nordseeküste besiedelnd. Das Niederrhein-, Maas- und Moselgebiet bewohnt der Stamm der Franken in Gestalt der Rhein- und Niederfranken. Östlich und südöstlich daran schließt sich weiteres fränkisches Gebiet, die Landschaft um Main und Mittelrhein: West- und Ostfranken. In dem Winkel zwischen Sachsen und Franken liegt das Stammesgebiet der Thüringer, eingebettet in das Thüringer Becken. Der größte Teil Süddeutschlands endlich ist erfüllt im Südwesten vom Stammesgebiet der Schwaben (Alemannen), vom Wasgau bis zum Lech und nach Süden bis tief in die Schweizer Alpen hinein, ferner vom Stammesgebiet der Bayern, östlich der Wasserscheide zwischen Main und Donau. Diese Stammesgliederung des ältesten deutschen Reichsbestandes erhielt sich durch die Jahrhunderte, im wesentlichen unbeeinflußt vom Wandel der staatlichen Organisation, im Westen langsam abbröckelnd, im Osten aber sich mehrend und über diese Altstämme hinaus Neustämme bildend. Trotz dieser Einfügung, grundsätzlich nach Maßgabe der natürlichen Räume, entsteht hier das erste Spannungsverhältnis, nämlich zwischen der Natur einerseits, der Besiedlung und dem Volkstum andererseits, die Grundlage dessen, was man als Geopolitik bezeichnen kann: Die Lehre von den Räumen der Erde und dem, was die Menschen daraus gemacht haben. Das bedeutet, anders ausgedrückt, die Gestaltung der Raumkräfte und der Kräfte des Volkskörpers zur einheitlichen Kraft des Staates.

5. Von der natürlichen Landschaft und von ihrer geopolitischen Gliederung, von den Lebenskräften, dem Wachstum und der inneren Gliederung des Volkes nun sind vollends abhängig der Verkehr und die Wirtschaft. Die innere Struktur einer Landschaft kommt heute fast nirgendwo besser zum Ausdruck als in den Achsen, Linien und Adern, die durch Wirtschaft und Verkehr im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet worden sind. So beruhen auch die Wirtschafts- und Verkehrsräume grundsätzlich auf den Landschaften, bedingt durch Natur, Bodenbeschaffenheit, Bodenschätze, Wälder, Flüsse, Seen und Täler. Mag manche alte Handelsstraße im Lauf der Zeit aufgegeben worden sein, weil jenes Bergwerk unergiebig oder das Salz vom Meere statt aus einer Saline bezogen wurde, der Welthandel sich vom Mittelmeer zur Nordsee verlagerte oder gar die Machtpolitik eines Fürsten die Verlegung erzwang — im großen und ganzen laufen auf den frühen Verkehrsadern auch die heutigen Landstraßen und Eisenbahnen, weil eben der Raum als solcher sich nicht ändern läßt. Trotz dieser Einfügung, vor allem des Verkehrs, in die natürliche Landschaft ergibt sich aber auch hier ein weiteres Spannungsverhältnis zur Grenzüberwindung der heutigen Wirtschaft und Technik, etwa dann, wenn zwei oder mehr Landschaften an den Bodenschätzen des gleichen Gebirges (z. B. am Harz) teilhaben. Einheitliche Wirtschaftsräume wiederum decken sich nicht immer restlos mit denen der Stämme, Mundarten, Siedlungsformen und Kulturkreise.

6. Als weitere entscheidende Betrachtungsweise kommt zu der der Natur, der Besiedlung (des Volkstums), des Verkehrs und der Wirtschaft schließlich die der Geschichte hinzu im Sinne des Lebensweges des Staates, dessen Daseinszweck das Volk und dessen gleicherweise selbstverständliche Voraussetzung der Raum ist. Die Geschichte hat ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur dadurch, daß diese die Geschichte vielfach wirksam mitgestaltet hat. So zeigt sich, daß die Geschichte, zum mindesten der deutschen Stämme, sich im großen und ganzen innerhalb der naturgegebenen Räume vollzog. Bei den verwickelten Verhältnissen der innerdeutschen Territorialgeschichte kann das alles jedoch nur mit der Einschränkung gesagt werden, daß die Geschichte im allgemeinen selbständige Einheiten bildet, die sich mit den naturgegebenen oft nur bedingt decken. So zeigt sich hier ein weiteres Spannungsverhältnis, sowohl innerhalb des Geschichtlichen selbst als zu allen übrigen genannten Betrachtungsweisen. Es wird bei der Besonderheit dieser Vorgänge und bei ihrem entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der heutigen deutschen Landschaften sowohl im allgemeinen wie im besonderen Teil dauernd darauf zurückzukommen sein.

Trotz dieser nun allenthalben hervortretenden Spannungen und der sich daraus notwendig ergebenden Überschneidungen, deren Aufzeigung und deren Lösung eine weitere Aufgabe der Geopolitik ist, wird man — vielleicht mit Erstaunen — wahrnehmen, daß sich die einzelnen deutschen Landschaften mit bemerkenswerter Klarheit innerhalb des deutschen Volksbodens abzeichnen. Aus dieser Tatsache und der von uns zu ihrer Erkenntnis angewandten Betrachtungsweise erwächst unsere Aufgabe, deren Erfüllung heute um so eher möglich ist, als sich der Drang des Deutschen nach Klarheit auf allen Gebieten, die ihn wesentlich angehen, stärker denn je geltend macht. Unsere Darstellung soll aus dem Gegebenen und Gewordenen („Geschehenen") heraus einerseits ebenso der landschaftlichen und stammesmäßigen Zugehörigkeit wie der geschichtlichen Entwicklung Rechnung tragen, andererseits aber auch die Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse berücksichtigen. Unsere Aufgabe liegt in einer organischen Zusammenschau, die tief und grundlegend vordringen soll und durch die wir uns zugleich in den Dienst der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes und seiner Sendung zu stellen hoffen. Hierzu gehört nebenbei auch der Mut, gestützt einerseits auf grundsätzliche Erkenntnisse, andererseits auf Erwägungen praktischer Natur, über die heutigen staatlichen Verwaltungsgrenzen hinwegzuschauen und hinwegzuschreiten; denn sie sind aus der Dynastengeschichte heraus geworden, in der man, nach einem Wort des Führers, „lange blättern muß, um eine erfreuliche Seite aufzustöbern". Das Ziel ist die Darstellung des Reiches und seiner einzelnen Glieder in ihrer besonderen Eigenart.

II

Wenn diese oben geschilderten Grundsätze auch im allgemeinen — wenigstens was die einzelnen Landschaften im großen angeht — organisch ineinandergreifen und es sich somit ergibt, daß landschaftliche Voraussetzungen, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen sich weitgehend decken, so zeigen sich dennoch in einzelnen Grenzgebieten Überschneidungen, wo nicht nur hin und wieder über eine eindeutige Zugehörigkeit zu dieser oder jener Landschaft schwer zu entscheiden ist, sondern wo auch die Dinge in der Wirklichkeit so verwickelt liegen, daß solche Grenzgebiete von verschiedenen Landschaften aus gesehen und behandelt werden können und müssen.

Für die heute außerhalb des Reichsverbandes liegenden volksdeutschen Gebiete des Grenzlanddeutschtums gilt, daß wir sie bei den Landschaften mit behandeln, an deren Volksboden sie unmittelbar anschließen, und in deren Darstellung einbeziehen. So das Baltikum und das frühere Westpreußen bei Preußen (Ostpreußen); das frühere Posen und das böhmische Riesengebirge bei Schlesien; das Erzgebirge bei Obersachsen; Nordschleswig bei der Nordmark; Ausblicke auf die Niederlande und Flandern bei Niedersachsen, Westfalen und dem Rheinland; auf Lothringen bei der Pfalz; auf das Elsaß, die Schweiz und Vorarlberg bei Schwaben; schließlich den Böhmer Wald und Ausblicke auf Österreich bei Bayern.

Es braucht kaum betont zu werden, daß sich aus unserer Anschauung der Dinge ohne weiteres der Vorrang des Raumes, des Landes, vor der Stadt ergibt; denn die Grundlage und der Quell alles völkischen Lebens bleibt das Land, und zwar das Bauernland. Städte ohne das Land sind nicht denkbar, wohl aber die Umkehrung. Um jedoch immerhin möglichen Irrtümern über unsere Auffassung vorzubeugen, muß darauf hingewiesen werden, daß nicht nur kleinere ländliche Gebiete sich im Lauf der geschichtlichen Entwicklung umgeschichtet und ihre Struktur geändert haben, vor allem ihre wirtschaftliche, sondern daß umgekehrt auch die Stadt vermöge ihrer gliedernden Eigenschaft im Raum und zumal die Großstadt ein Mittelpunkt ganz hervorragender Art war, ist und vorerst auch bleiben wird. Die Tatsache der Welt- und Großstädte — mag sie noch so wenig wünschenswert und erfreulich erscheinen — ist aus unserem landschaftlichen, staatlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben nicht nur nicht wegzudenken, sondern sie spielt in ihm zur Zeit eine wichtige, geopolitisch oft ausschlaggebende Rolle.

Es ist klar, daß bei einer Betrachtungsweise wie der unsrigen, die heutigen Verwaltungsgrenzen als nicht interessierend beiseitegelassen werden können oder nur da zur Beleuchtung eines Zustandes als Beispiel herangezogen werden, wo sie sich als „feste Grenzen" durch die Jahrhunderte hindurch als feststehend erwiesen haben. Tatsächlich gibt es innerhalb Deutschlands solche Grenzstrecken, die teils seit tausend Jahren, seit dem Ende der Völkerwanderung, teils seit dem 13. Jahrhundert, dem Beginn der Territorienbildung, nicht verrückt worden sind und damit ihre geo-

politische Richtigkeit wohl bewiesen haben dürften. In Wirklichkeit stimmen diese Grenzstücke auch durchweg mit den oben geschilderten Bestimmungen der Grenze eines Teilraumes überein und erfüllen dessen geopolitische Notwendigkeiten.

Der Osten des Reiches ist infolge zweier Umstände verhältnismäßig arm an solchen „festen" innerdeutschen Grenzen: Einmal ließ die morphologisch wenig gegliederte Weiträumigkeit seiner Landschaft, der Mangel an gestaltenden Gebirgszügen, die Verschiebung einer Grenze hier- oder dorthin viel leichter jederzeit zu, zumal sich hier große Gebiete öfters in einer politischen Hand vereinigt fanden. Und gar seit dem Wachstum Brandenburg-Preußens vom 17. bis 19. Jahrhundert sind Grenzveränderungen zwischen den sogenannten östlichen Provinzen Preußens bei vielen Gelegenheiten immer wieder vorgenommen worden, ohne daß man sagen könnte, daß hier geopolitisch falsch gehandelt worden wäre. Ja, im Gegenteil besteht die eigenartige Tatsache, daß man innerhalb des Reiches gerade die ostdeutschen Räume als in sich geschlossenere und einheitlichere Landschaften ansprechen kann als die sogenannten altdeutschen. Diese Lage der Dinge erfuhr durch einen zweiten Umstand eine besondere Unterstützung, indem hier die westlich der Elbe so entscheidenden Stammesunterschiede nicht zur Geltung kamen, sondern sich infolge einer Durcheinandersiedlung aller deutschen Stämme Neustämme bildeten, die freilich heute — von Übergangsgebieten abgesehen — längst zu eigenen Stammespersönlichkeiten ausgebildet sind. So entstanden längs der Ostseeküste die Stammeslandschaften Pommern und Preußen (Ost- und Westpreußen), zwischen Elbe und Oder, Warthe und Netze Brandenburg, weiter südlich Obersachsen und Schlesien. Während in Böhmen und Mähren die Besiedlung nicht vollkommen gelang, wurde Österreich zum starken Bollwerk des Deutschtums im Südosten. Auf alle diese Fragen kommen wir unten zurück. Ostdeutschland blieb im wesentlichen frei von den verhängnisvollen Folgen der Territorienbildung im altdeutschen Raum, die sich hier in kleinen und kleinsten Gebietssplittern wahrhaft austobte. Unter diese Entwicklung fällt dort einzig die pommerisch-mecklenburgische Grenze, die sich mit seltener Zähigkeit nur aus dynastischen Gründen durch die Jahrhunderte gehalten hat, ohne daß für sie gerade in dieser Grenzführung eine geopolitische Notwendigkeit bestand oder besteht.

Eine echte geopolitische Grenze in Ostdeutschland ist aber seit jeher der Fläming, ein zwar nicht sehr hoher, aber in frühen Zeiten von undurchdringlichen Wäldern bedeckter Höhenzug, in seinem westlichen Teil die Wasserscheide zwischen Elbe und Havel, in seinem östlichen die zwischen Schwarzer Elster und Spree. Schon in der Frühzeit der Besiedlung Ostdeutschlands, die von der zentralen Stellung Magdeburgs aus vor sich ging, zeigte sich seine scheidende Wirkung in den beiden Stoßrichtungen im Norden nach Brandenburg und Frankfurt an der Oder und im Süden nach der Mark Meißen und der Oberlausitz. Heute noch bildet er die Mundartgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch gleicherweise wie die inner-

preußische Provinzialgrenze zwischen Sachsen und Brandenburg, bis 1815 aber die zwischen Preußen und Sachsen.

Die einst durch die verschiedenartige Besiedlung ihrer Ufer mit Germanen und Slawen stark trennende Elblinie ist längst für den größten Teil ihres Laufs überwunden. Lediglich die Unterelbe, etwa vom Herantritt des sogenannten Baltischen Höhenrückens bis zur Mündung ins Meer kann als feste Grenze angesetzt werden. Die Elbe ist hier auch schon derartig breit, daß sie ausschließlich trennt, nicht mehr, wie die meisten Ströme, verbindet. Als Grenze zwischen Mecklenburg und Holstein einerseits, Niedersachsen (Hannover) andererseits ist sie uralt. Man vergegenwärtige sich, daß zwischen Magdeburg und Hamburg lediglich vier Brücken die Elbe überqueren (bei Stendal, Wittenberge, Dömitz und Lauenburg), abwärts von Hamburg aber gar keine mehr.

Eine echte alte geopolitische Grenze ist die deutsch-böhmische. Die „böhmische Festung" hat sich, wie kaum eine von der Natur begünstigt, durch die Jahrhunderte als haltbar erwiesen. Es stellt sich heute als eines der größten Unglücke unserer Geschichte heraus, daß sie, trotzdem die mittelalterliche deutsche Siedlung von allen Seiten über den Kamm der Sudeten bis tief in das Böhmische Becken hinein vordrang, dem Reiche verlorengegangen ist. Fast ringsum vom Deutschtum eingeschlossen, hat sich dennoch der tschechische Keil im germanischen Fleisch zu halten gewußt. Ob unter habsburgischer oder tschechischer Herrschaft, das Riesengebirge, das Erzgebirge und der Böhmer Wald blieben als Grenzen gegen Schlesien, Sachsen und Bayern konstant, und war ihre Gefahr auch 1866—1918 gebannt, so hatten sie doch jahrhundertelang zuvor auf die innerdeutsche Entwicklung entscheidenden Einfluß geübt und üben ihn heute wieder auf die deutsche Lage gegenüber dem Südosten Europas.

Dasselbe gilt für das südwestliche Gegenstück. Sowohl die Sprachgrenze auf dem Kamm des Wasgau — politisch wechselnd als innerdeutsche, innerfranzösische oder deutsch-französische Grenze — liegt im Grunde unberührt seit Jahrhunderten, ebenso wie die deutsch-schweizerische, die — geopolitisch unsinnig — sich dennoch im Lauf der Zeit festgefahren hat.

Um aber auf die innerdeutschen „festen Grenzen" zurückzukommen, so werden sie zum größten Teil natürlicherweise von Gebirgen gebildet. Eine charakteristische Ausnahme im Flachland bildet jene Grenze, die von der Unterelbe zum Harz läuft, im wesentlichen auf der Wasserscheide zwischen Weser und Elbe, zwischen Braunschweig und der Lüneburger Heide einerseits, Magdeburg und der Altmark andererseits. Vom Beginn der Territorien an hat sie sich gehalten und als wesensgemäß herausgestellt.

Daran an schließt sich aber gleich ein Gebirge, das seine trennende Wirkung seit dem Zerfall der Herrschaft der Sachsen- und Frankenkaiser geltend gemacht hat: der Harz, der die ihn umgebenden Landschaften streng nach allen Himmelsrich-

tungen gliedert, wenngleich er, unter den Sachsenkaisern in einer politischen Hand zusammengefaßt, gewissermaßen als Mittelpunkt eines Kreises mit verschiedenen Sektoren betrachtet werden konnte. Schon das nördliche Harzvorland wird je nach den Flußgebieten der Elbe und Weser in einen östlichen und einen westlichen Teil zerlegt: jener mit Wernigerode, Blankenburg, Ballenstedt, Halberstadt und Quedlinburg; dieser mit Harzburg, Goslar, Wolfenbüttel, Braunschweig und Hildesheim; südwestlich daran schließt sich das Gebiet um Clausthal-Zellerfeld, St. Andreasberg, Northeim und Göttingen; östlich das Gebiet um Aschersleben, Eisleben und Mansfeld. Völlig davon getrennt ist als fünftes der Südharz, der mit der Goldenen Aue bereits zum Thüringer Becken gehört, Walkenried, Memleben, Nordhausen und Sangerhausen.

Als „feste Grenzen" innerhalb Deutschlands dürfen ferner folgende Gebirgszüge angesprochen werden: das Rothaargebirge als Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, als Grenze zwischen Franken (Hessen) und Niedersachsen (Westfalen); von hier nach Norden laufend die Wasserscheide zwischen Wupper und Ruhr, die unverrückt ebenfalls zwischen Niederfranken und Westfalen in gleicher Entfernung vom Rhein seit dem Ende der Völkerwanderung sich hinzieht und auch heute noch fast genau der Provinzialgrenze entspricht. Auf die hier vorliegenden Überschneidungen kommen wir unten zu sprechen. Die Rhön, insbesondere die Hohe Rhön, als Scheide dreier Landschaften: nach Süden in Verbindung mit dem Spessart als Grenze zwischen Franken (Oberfranken, Mainfranken) und Hessen; nach Norden als Grenze zwischen Thüringen und Franken als Wasserscheide zwischen Werra und Main und zwischen Thüringen und Hessen als Wasserscheide zwischen Werra und Fulda. Der Odenwald als Scheide innerhalb des gesamtfränkischen Stammes nach Main- und Rheinfranken, innerhalb letzterer wieder nach Hessen und Pfälzern. Und schließlich in Süddeutschland jene klare und langgestreckte Grenze vom Fichtelgebirge bis zu den Alpen, die die Franken und Schwaben einerseits von den Bayern andererseits trennt. Sie zieht von Norden nach Süden über den Fränkischen Jura als Wasserscheide zwischen Main und Donau und geht dann in die sogenannte Lechlinie über, die sich in geringem Abstand östlich der Linie Donauwörth, Augsburg und Füssen hinzieht.

Es ist hier auch der Ort, unter unserem Gesichtspunkt in großen Zügen die Entwicklung und den heutigen Stand der Volks- und Reichsgrenze zu betrachten. Sie zerfällt im wesentlichen in drei Fronten, die in sich wieder in Abschnitte untergeteilt sind: die West-, Süd- und Ostgrenze. Klein im Verhältnis dazu tritt die Nordgrenze in Schleswig hinzu, wie alle anderen ein Gegenstand jahrhundertelangen Kampfes mit dem Nachbarn. Befand sich lange Zeit theoretisch die Reichsgrenze an der nordschleswigschen Grenze gegen Dänemark, so lag die dänische Grenze praktisch doch durch die Personalunion auf der Linie Hamburg—Lübeck. Erst die Ereignisse des Jahres 1864 schufen hier Klarheit zugunsten des Deutschtums, das sich im Nord-Ostsee-Kanal sein Denkmal setzte. Durch das Versailler

Diktat vermochten die Dänen gleich den Hyänen des Schlachtfeldes Schleswig zu zerreißen und seine nördliche Hälfte an sich zu bringen.

Unsere Westgrenze gar ist das Ergebnis tausendjähriger Auseinandersetzung. Das Trümmerfeld des Lotharingischen Reiches, das nach seinem Untergang einst fünfhundert Jahre zum Deutschen Reiche gehörte, liegt heute in Gestalt einer Reihe von Pufferstaaten (Niederlande, Belgien, Luxemburg und Schweiz) zwischen Deutschland und Frankreich. Seit dem 15. Jahrhundert ist das Reich hier stets nach Osten gewichen und befindet sich heute in einer geopolitisch höchst ungünstigen Lage. Nirgends fällt die Reichsgrenze mit der des germanischen Volkstums zusammen. Die Abbröckelung begann mit dem Abbrechen der beiden Flanken des Rheins, der Quelle und der Mündung: vom 14. bis 17. Jahrhundert vermochten die Schweiz und die Niederlande sich aus dem Reiche zu lösen, und heute ist ihnen sogar die Erinnerung an ihre ehemalige Zugehörigkeit schon peinlich. Dann aber begann mit dem Jahre 1552 der mit unerhörter geopolitischer Konsequenz beharrlich durchgeführte Vormarsch Frankreichs an den Rhein, der Frontalangriff gegen das Reich. Auch hier ein Erfolg auf der ganzen Linie. Kaum weiß man es heute in Deutschland noch, daß vor wenig mehr als 200 Jahren noch ganz Lothringen und bis zur Französischen Revolution das heutige Belgien zum Reiche gehörten. Es konnte dahin kommen, daß das urdeutsche Elsaß zum Zankapfel seit 1648 wurde; hier hat Frankreich seit 1919 wiederum den Rhein und damit das ewige Ziel seiner gesamten Politik erreicht. Schlug auch die Rheinland- und Ruhrgebietbesetzung ebenso fehl wie der Separatistenspuk und der Versuch einer Absplitterung des Saarlandes, die Lage des Reichs im Westen bleibt geopolitisch schlimm genug: im Südwesten drückt Frankreich in der Stoßrichtung quer durch Süddeutschland durch die Further Senke nach der Tschechoslowakei, im Abschnitt nördlich davon sein Trabant, der flämisch-wallonische Zwitter Belgien auf die Linie Aachen—Trier. Der Rhein war ehemals die Mittelachse des Reichs, heute ist er in die Verteidigungsstellung gerückt.

Die Südgrenze ist demgegenüber schon durch den naturgegebenen Alpenwall von vornherein bei weitem gefestigter. Immerhin zeigt auch hier die wehrpolitische Lage, wo wir stehen: Italien ist im Besitz des Brenner, und München liegt unter seinen Geschützen. Einst war die Südkette der Alpen die Grenze des Reiches, und dem Volkstum nach sind sie noch heute deutscher Lebensraum, wenngleich es staatlich auf drei europäische Länder verteilt ist: auf die Schweiz, wo es bis ins obere Rhonetal (Sitten) hineinreicht; auf Italien, wo es mit Südtirol durch die Etsch am Po-Gebiet teilhat; schließlich auf Österreich, das in sich wieder in mehrere natürliche Teillandschaften zerfällt. Dieses hat am Bodensee- und Lechgebiet einen kleinen Anteil an der schwäbischen Stammeslandschaft in Gestalt von Vorarlberg; am unmittelbaren, engeren bajuwarischen Stammesgebiet durch Inn und Salzach in Gestalt von Tirol und Salzburg; dagegen schieben sich Ober- und Niederösterreich, Kärnten, Steiermark und das Burgenland weit gegen fremde Volkstümer vor; sie

sind auf drei von vier Seiten umgeben von Italienern, Südslawen, Ungarn, Slowaken und Tschechen.

Hier beginnt die riesenhafte Ostgrenze des Reiches, die — abgesehen von der schon erwähnten Böhmischen Festung — einen grundsätzlich anderen Charakter trägt als die in Dorf für Dorf seit Jahrhunderten festgelegte westliche Volkstumsgrenze und die in der scharfen Klüftung des Gebirges ebenso erstarrte Südgrenze. Von einer solchen Grenze kann im Osten gar keine Rede sein. Sie ist eine durch und durch aufgelockerte Stellung mit zahllosen Vorposten. Von Oberschlesien zieht sie sich in schier endloser Weite, ungegliedert durch jedwede Gebirge bis ins Memelland. Kaum daß irgendwo Wasserscheiden oder Sumpfgebiete Anhaltspunkte einer natürlichen Grenze böten; das dürfte höchstens für die masurische Seenplatte gelten. Im übrigen ist hier die Grenze zu allen Zeiten rein durch machtpolitische Verhältnisse bestimmt worden, von den Tagen des Deutschen Ordens bis zum Diktat von Versailles. Deutschtum und Polentum liegen hier in jahrhundertelanger Auseinandersetzung, deren Ausgang sich keineswegs absehen läßt. Der heutigen polnischen Herrschaft im Korridor und Posen, der Absplitterung Danzigs — Gebiete weithin deutschen Volkstums — entsprach von 1795 bis 1807 die ebenso übertrieben weit vorgeschobene Stellung Preußens weit nach dem eigentlichen Polen hinein, einschließlich der Stadt Warschau. Solche Schüsse über das Ziel hinaus rächen sich stets von selbst. Indes ist es nicht unsere Aufgabe, politische Prognosen zu stellen. Soviel aber ist festzuhalten, daß unsere Ostgrenze völlig zertrümmert ist; als unerschütterliches Bollwerk ragt das Ordensland Preußen aus der polnisch-litauischen Flut empor, eine natürliche, kaum je einzunehmende Festung. Das Deutschtum im Baltikum gar scheint heute vom Reiche abgesprengter denn je zu sein und in seinem Bestande am ernstesten gefährdet; auch hier herrschte einst der Deutsche Orden, freilich nicht auf der Grundlage bäuerlicher Siedlung, sondern lediglich durch städtisches Bürgertum und schachbrettartige Verteilung einer Herrenschicht von Großgrundbesitzern. Daß dies aber eben nicht ausreicht, hat uns die Geschichte deutlich genug gelehrt, sowohl im frühen Frankenreich, in dem Gallien auf diese Weise germanisch beherrscht war, genau so wie im Baltikum. Allein die bäuerliche Siedlung im unmittelbaren Anschluß an den Volkskörper selbst ist es, welche Neuland dauernd dem Volkstum zu sichern vermag.

III

Ebenso notwendig wie dieser kurze Abriß einer Geopolitik der deutschen Grenzen ist eine grundlegende und allgemeine Betrachtung der deutschen Geschichte, soweit sie unsere Probleme berührt. Die deutsche Geschichte ist bis heute im ganzen tragisch verlaufen. Die Kaiser des Ersten Reichs haben sich nicht ihrem Titel entsprechend als „allezeit Mehrer des Reichs" erwiesen. Wenn der Erfolg entscheidend ist, so hat er gegen sie entschieden. Als der letzte von ihnen die Krone aus der

Hand legte, bot das Reich — wenn man von einem solchen überhaupt noch reden durfte —, von außen betrachtet, ein Bruchstück, wenn nicht einen Trümmerhaufen, im Innern ein Zerrbild des deutschen Volkes dar. Trotzdem lebte die Idee des Reiches weiter.

Für unseren Blickpunkt sind vor allem folgende Gebiete und innerhalb ihrer folgende Etappen wichtig: die Grundlage der inneren Struktur des deutschen Volkes bilden — wie schon erwähnt — neben den Landschaften die Stämme, nach einem Wort des Führers „die gottgewollten Bausteine des deutschen Volkes". So wie sie in ihrer landschaftlichen Verteilung aus der Völkerwanderung hervorgegangen sind, stellen sie gewissermaßen das deutsche Urbild dar, das im Lauf der Jahrhunderte wohl verzerrt und verunstaltet werden konnte, das aber bis auf den heutigen Tag, unter der Oberfläche verdeckt, sein ureigenstes Antlitz zu bewahren gewußt hat. Gewiß besteht es nicht mehr wie vor tausend Jahren aus den vier großen Stämmen, den Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern, zu denen noch die beiden kleineren der Friesen und Thüringer hinzukamen — sie haben sich in sich aufgespalten und überdies alle an ihrem Teil Neustämme gebildet. Der Unterschied zwischen den Alt- und Neustämmen westlich und östlich der Elbe ist — wie ebenfalls bereits erwähnt — noch heute deutlich bemerkbar. Die Großtat des deutschen Mittelalters haben wir in der Gewinnung Ostdeutschlands, in der Eindeutschung des Neulands zu erblicken. Alle deutschen Stämme sind daran beteiligt, in ihrem Anteil aber sehr verschieden je nach Maßgabe ihrer geopolitischen Lage und der ihnen innewohnenden kolonisatorischen Fähigkeiten. Während sich der schwäbische Stamm durch beides wenig auszeichnete und — eingebettet in andere deutsche Stämme und romanisches Volkstum — nur hie und da Anteil nahm an der Besiedlung von Landschaften, die geopolitisch keinen Zusammenhang mit ihm hatten, wie dem Banat oder Ostpreußen, hat sein östlicher Nachbar, der bajuwarische Stamm, die Eindeutschung Österreichs (des Ost-Reichs) vollbracht. Erst die geopolitisch nicht sehr kluge Maßnahme der Trennung durch Friedrich den Rotbart hat hier eine für das Deutsche Reich unheilvolle Entwicklung eingeleitet; unter kräftigen eigenständigen Herrscherhäusern richtete Österreich seinen Blick immer ausschließlicher nach dem Süden ohne genügende Verkoppelung mit dem Reiche, während Bayern, in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt, sich auf einen kleinen Gesichtskreis beschränkt sah, der es ihm lediglich gestattete, die Siedlung seines Stammes über den Böhmer Wald gegen das Tschechentum vorzutreiben. Ganz anders die Franken, die sich durch eine schon frühe Beherrschung Thüringens den Siedlungsweg nach Nordosten vorbehalten hatten und von hier aus, südlich des Fläming vorstoßend, im Verein mit den Thüringern entscheidenden Anteil an der Eindeutschung Obersachsens und Schlesiens nahmen. Hierbei ist aber schon der räumlich gedehnteste und durch seine geopolitische Lage auf das Siedlungswerk geradezu hingewiesene Stamm der Sachsen wesentlich beteiligt. Ihm fiel in verschiedenen räumlichen und zeitlichen Abschnitten

der größte Teil des ostelbischen Siedlungswerkes zu, und das Deutschtum der drei Landschaften Mecklenburg, Pommern und Brandenburg ist das Ergebnis seiner zähen Arbeit. Auch an anderen Landschaften ist er beteiligt. Geradezu symbolisch aber ist es, daß das am weitesten vorgeschobene deutsche Siedlungsland, Ostpreußen, fast gleichmäßig das Ergebnis einer Besiedlung durch alle deutschen Stämme ist. (Eine Mundartkarte von Ostpreußen zeigt deutlich die scheinbare Systemlosigkeit der Durcheinandersiedlung, in Wirklichkeit den Anteil aller Stämme.) Das weite norddeutsche Gebiet von Hamburg bis Halberstadt und von Magdeburg bis Calais barg einen unerschöpflichen Menschenvorrat in sich, von dem sich heute kaum mehr feststellen läßt, welcher Teil den anderen an kolonisatorischer Tatkraft übertroffen hat, ob die Niedersachsen im engeren Sinn, ob Ost- oder Westfalen, Friesen, Niederländer oder Flamen. Nur die mundartliche Zugehörigkeit, Geschlechts- und Ortsnamen bieten uns heute noch gewisse Anhaltspunkte, doch sind sie unsicher genug zur Bestimmung sicherer Anteile. Nichts aber zeigt so deutlich die geopolitische Situation des deutschen Ostens im Mittelalter wie der geschichtlich verhältnismäßig klar vor uns liegende Vorgang der Besiedlung selbst. Zwei Namen deutscher Führer sind hier mit ehernen Lettern in das Buch unseres Werdegangs eingetragen: Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär. Beide gingen von der Basis des Harzvorlandes aus; diesem fiel der südliche, jenem der nördliche Abschnitt der Elblinie zu. Albrecht der Bär sah von den Stammsitzen der Askanier in Ballenstedt und Aschersleben aus zwei Stoßrichtungen vor sich, deren Angelpunkt Magdeburg und deren Nahtlinie der Fläming war. Den südlich der Waldhöhe liegenden Abschnitt übernahmen alsbald die Wettiner, die von der Saalelinie (Halle—Merseburg—Naumburg) aus die Mark Meißen erwarben. Von Magdeburg und der Altmark aus aber schob sich der Bär nach Brandenburg hinein vor in das Einzugsgebiet der Spree und der Havel, deren Mündung in die Elbe zugleich seinen Machtbereich von dem des Löwen schied. Alle diese Grenzen sind, wie wir bereits erwähnt haben, als „feste" Grenzen bis heute anzusprechen. Von der Grundstellung Lüneburg—Lübeck aus ging schließlich die Eindeutschung des nördlichen Abschnitts an der Ostsee vor sich: der Landschaften Mecklenburg und Pommern, deren Küste zugleich den Grund für die später hier entstehende Hanse legte. Sie, deren Gedanke zuerst in den Städten Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund entstand, hat, nachdem die reckenhaften Führergestalten des ostdeutschen Siedlungswerkes längst ins Grab gesunken waren, im Verein mit dem Deutschen Orden deren Geist weitergetragen und die deutsche Herrschaft über die Ostsee zu ungeahnter und seitdem nie wieder erreichter Blüte geführt. Die Namen der Hochmeister Winrich von Kniprode und Hermann von Salza leuchten im gleichen Lichte wie die früheren Vorkämpfer im Osten. Zwischen Pommern und dem Ordensland aber blieb ein machtpolitisch damals belangloses, für die völkische Verbindung aber höchst wichtiges Stück nur mangelhaft mit deutschem Blut durchdrungen; das gleiche galt und gilt für den

inneren Winkel zwischen Ostsee und Oder. Hier führten keine großen Straßen, das Netze- und Warthegebiet zog keinen Kolonisten an; es war ein totes Niemandsland. — Für all dies hatten die deutschen Könige, deren Stammgebiet sich immer weiter nach Süden zog und von den Sachsen über die Franken zu den Schwaben wanderte, infolge ihrer Italienpolitik im Zusammenhang mit der universalistischen Kaiseridee keinen Sinn. Man darf sogar sagen, daß die Besiedlung Ostdeutschlands nicht nur neben der Italienpolitik her, sondern trotz ihrer und sogar gegen sie erfolgte. Während dieser ersten Entwicklungsperiode der deutschen Landschaften und Stämme, die von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist, waren innerdeutsche Landschaftsprobleme so gut wie nicht oder jedenfalls nicht entscheidend vorhanden.

Sie gewannen erst an Raum, nachdem sich das Königtum endgültig in Italien festgesetzt und dadurch seine deutsche Stellung derartig geschwächt hatte, daß es nunmehr den schon lange an seinem Bestande nagenden partikularen Gewalten zum Opfer fiel. Der Vertrag von weltgeschichtlicher Bedeutung, den man als den Grundstein des Deutschen Reiches in bezug auf einen eigenen Lebensraum bezeichnen darf, war der von Verdun im Jahre 843. Ihm stehen von gleicher Bedeutung für die innerdeutsche Raumgeschichte zwei Gesetze aus den Jahren 1220 und 1231 zur Seite. Durch sie wurde jene unheilvolle Landeshoheit der deutschen Fürsten begründet, die ihr staatsrechtliches Ende erst mit dem Reichsstatthaltergesetz von 1933 fand. Das Stammesherzogtum, das aus urmäßigen Bindungen der deutschen Vorzeit heraus im 9. Jahrhundert auf der räumlichen Grundlage geopolitisch gut ausgewogener Landschaften kraftvoll entstanden war und sich während der besten Zeit des Mittelalters in seiner ganzen Bedeutung erhielt, zerfiel seit dem 13. Jahrhundert in rapidem Absturz in Dutzende — und im späteren Verlauf der Geschichte in Hunderte von mittleren und kleinen Teilräumen, die nur in den seltensten Fällen auf landschaftliche Geschlossenheit Anspruch machen konnten. Sie waren, ohne Schwerpunkt in sich selbst, wohl das Ergebnis privatrechtlicher Teilungen und Erbverträge, keineswegs aber die Verwirklichung großer geopolitischer Ideen. Was einst das Stammesherzogtum dargeboten hatte, das zeigten seit 1495 noch einmal die zehn Reichskreise in zwar spätgotisch verzerrter, aber doch im großen noch erkennbarer Form. Es blieb ein untauglicher Versuch am schon untauglich gewordenen Gegenstand. Waren die Kräfte, die das Reich in geschlossenen Teilräumen nach Maßgabe seiner ursprünglichen landschaftlichen und stammesmäßigen Gegebenheit zu neuem Leben erwecken wollten, auch von bestem Wollen und klaren Erkenntnissen durchdrungen, so scheiterte doch alles am Widerstand des schon allzu fest in seiner Position erstarkten Landesfürstentums. Dennoch blieb in Gestalt der Reichskreise die urdeutsche Form wenigstens in Resten bis zum Untergang des Ersten Reiches erhalten. Das Antlitz der deutschen Landschaften und Stämme aber verschwand unter der Maske des Territorialfürstentums, das schließlich zum „Reichsmonstrum" mit seinen mehr als

dreihundert Vaterländern ausartete. Aus dem Zusammenbruch von 1806 rettete nur etwa ein Zehntel von ihnen sein Dasein. Daß in diesem jahrhundertelangen Auflösungsprozeß die Reichsgrenzen nicht standhielten und auch gar nicht gehalten werden konnten, bedeutet eine weitere besondere Tragik unserer Geschichte, deren oben schon gedacht worden ist. Nichtsdestoweniger ist der Teilgrenzverlauf des einen oder anderen Zwergstaates als Teil eines älteren größeren Verbandes oft für die Grundstruktur einer Landschaft sehr bezeichnend. Und immerhin haben sich im Ersten Reich neben der Unzahl kleiner und kleinster Bildungen auch solche ergeben, die einen geopolitischen Raum wenigstens annähernd erfüllten. Das gilt nicht nur, wie schon gedacht, von Altbayern (vor 1806) und Österreich, sondern auch vom alten Hessen, Hannover und Sachsen sowie vor allem von Brandenburg und Preußen. Was die napoleonische Zeit und ihr Abschluß, der Wiener Kongreß, freilich an landschaftlichen Umwälzungen und Neubildungen hervorgebracht hat, spottet im allgemeinen jeder wahrhaft deutschen Geopolitik — man denke dabei nur etwa an ein Gebilde wie Baden. Dennoch hielt sie „der gott- und rechtlose Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten", wie kein anderer als Bismarck es 1861 bezeichnete, aufrecht.

Konnte auch er selbst über die Gegebenheiten seiner Zeit nicht hinaus, so hat er doch im Rahmen des Möglichen deutsche Geopolitik verwirklicht. Die nur scheinbar brutale Ausbreitung Preußens über den norddeutschen Raum erst hat ihm das Übergewicht verschafft, das zur Schöpfung des Zweiten Reiches die Voraussetzung bildete. Bismarck hat nach diesen Erwerbungen ihre landschaftliche und stammesmäßige Neuordnung vorgeschwebt, wie sie aber infolge örtlicher Widerstände nicht durchgeführt werden konnte. Immerhin ist das Wachstum Brandenburg-Preußens seit 1648 so entscheidend von geopolitischen Grundsätzen getragen, es entspricht seit jeher seine innere Einteilung in Bezirke und Provinzen so sehr den Maßgaben landlandschaftlicher und stammesmäßiger Anschauungen, daß wir im besonderen Teil fast bei jeder der einzelnen deutschen Landschaften darauf zurückkommen müssen.

Auf diesem Boden und aus diesen Gesinnungen heraus ist das Zweite Reich einst erstanden; indessen hatte sich eine Entwicklung angebahnt, die seinen Volksbestand aufs ernsteste zu gefährden drohte. Entgegen der gesunden und natürlichen Ausbreitungsrichtung unseres Volkstums im Mittelalter nach Osten setzte nunmehr durch die Industrialisierung des Westens eine Ost-West-Bewegung ein, die zu einer verhängnisvollen Entvölkerung des Ostens und zu einer ungesunden Übervölkerung des Westens führte. Trotzdem, als das Erste Reich sich zwar materiell in sich selbst zersetzt, geistig aber sein Leben, unter der Oberfläche verdeckt, weitergeführt hatte, erging es der Idee des Ganzen, des Reichs, wie den Ideen seiner Glieder, der Landschaften und Stämme: Ideen sterben nicht, bis ihr letzter Träger vom Erdboden verschwunden ist. Diese Idee aber ist im Begriff, ihre stärkste Verkörperung im Dritten Reich erst zu erfahren.

HANSJULIUS SCHEPERS:

Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich

Raumordnung soll in diesem Rahmen in doppeltem Sinne aufgefaßt werden: in einem innen- und einem außenpolitischen. Ersterer ist das Arbeitsgebiet der Reichsstelle für Raumordnung, letzterer interessiert bei der Fragestellung Geopolitik und Raumordnung deshalb, weil die Geopolitik zunächst sehr stark außenpolitisch gerichtet war und von dieser Seite her mit ihrer zunehmenden wissenschaftlichen Vertiefung dann immer stärkeres innenpolitisches Gewicht bekam. Die völkische Notwendigkeit, innerhalb der Reichsgrenzen praktische, organische Raumordnung zu betreiben, geht Hand in Hand mit der außenpolitischen Notwendigkeit, auch den zwischenstaatlichen Raum begrifflich zu ordnen und in seiner lebendigen Bewegung aus den Forderungen von Raum und Rasse zu erkennen. Beide Arten der Raumordnung dienen im höchsten Maße dem Vaterland: die eine verleiht durch organischen Binnenbau dem Reich die Gewähr der Festigkeit und Dauer und macht es zu einem Machtfaktor nach außen, die andere setzt das Reich instand, die innere Stärke nach außen erfolgreich anzuwenden, denn erst die genaue Kenntnis der blut- und bodenbedingten Stärken und Schwächen des Daseins und der Ziele unserer zwischenstaatlichen Partner ermöglicht außenpolitische Dauererfolge.

Träger der Raumordnung

Was dem deutschen Volke fehlt und ihm daher anerzogen werden muß, das ist ein natürlicher politisch-geographischer Verstand, der das eigene Land ebenso wie die weltweiten Räume und Völker „so sieht, wie sie wirklich sind, und nicht so, wie mancher sie sich erträumt" (von Drygalski). Es ist — wie der Nationalsozialismus richtig erkannte — eine deutsche Staatsnotwendigkeit, eine politische Schicht zu erziehen, die in Zukunft Träger des Staates und Reichsgedankens sein soll. Träger des Staates kann aber nur sein, wer die Verflechtung von Staat, Volk und Raum und die sich daraus ergebenden Kräfte und Gefahren erkennt und weiß, daß man einen Staat nur unter Staaten sehen kann. Träger des Staates kann also nur der sein, dessen politisches Denken nicht an den staatlichen und völkischen Grenzen aufhört. Das deutsche Schicksal wird auch in Zukunft unter dem Primat der Außenpolitik stehen — einer Außenpolitik allerdings, die nur aufbauen kann auf einer gesunden Innenpolitik, zu deren stärkstem Pfeiler wiederum die Raumordnung gehört.

Die Erkenntnis von der untrennbaren Verbundenheit von Außen- und Innenpolitik weist der Geopolitik, die wir als die Staatslehre des Nationalsozialismus bezeichnen, eine ungeheure Erziehungsaufgabe zu. Erkennen wir die Mahnung der deutschen Geschichte, die uns als Hauptfehler der hinter uns liegenden Zeit auf-

zeigt, daß die Sprache des Raumes nicht verstanden wurde! Wohl verzeichnet die Geschichte der Deutschen eine Reihe heroischer Einzelpersönlichkeiten, die Volk und Reich zeitweilig auf stolze Höhen führten, niemals aber besaß Deutschland eine politische Schicht, die imstande gewesen wäre, das Werk jener Großen aus tiefem Wissen um die Grundlagen jeden politischen Seins und Handelns, aus dem Wissen um die Beziehungen von Raum und Rasse zu bewahren und fortzuführen. Diese politische Schicht werden wir uns schaffen, diese Schicht, die den Geist zu bewahren versteht, aus dem allein ein Staat sich seine innere Ordnung zu geben und in dem er sein äußeres Handeln auszurichten vermag, den Geist, der lebt in den tausendfältigen, ewigen Beziehungen von Blut und Boden.

Organische innere Ordnung und raumgerechte Staatsführung nach außen sind ohne einander nicht denkbar. Erst wenn der heimische Lebensraum gesichert ist, kann ein Volk den Blick auf weltweite Ziele richten, tut es das nicht, dann verliert es sich und wird, wenn es wertvoll ist, zum Kulturdünger fremder Nationen! Sicherung des Heimatbodens aber ist Raumordnung, sinnvolle Abstimmung der Siedlung, der Land- und Industriewirtschaft, des Verkehrs und vor allem der Verwaltung auf die Gegebenheiten der Landschaft, mit dem Ziel, die Lebensgemeinschaft in der Raumgemeinschaft zu schaffen. Das Maß der inneren Festigkeit dieser Raumgemeinschaft wird entscheidend sein für die außenpolitische Geltung und Bewegungsfreiheit unseres Reiches. Entscheidend für das Maß jener inneren Festigkeit aber wird die Anwendung richtig verstandener Geopolitik sein.

Vom Wesen der Geopolitik

Arbeitsgrundlage und Aufgabe der Geopolitik als der Wissenschaft von der Erdverbundenheit politischer Vorgänge werden von der Tatsache bestimmt, daß ihre Erkenntnisse nicht an der Gegenwart haltmachen, sondern in die Zukunft weisen; denn der Boden ist etwas Unveränderliches, und infolgedessen sind auch seine Wirkungen auf den Menschen etwas Bleibendes. Die höchste, verantwortungsvollste und schwierigste Aufgabe der Geopolitik, die politische Prognose, wurde von der exakten Wissenschaft zum Anlaß genommen, gegen diese „wahrsagerische Kunstlehre" zu polemisieren. Diese Wissenschaft, deren hervorragendstes Kennzeichen in einer vergangenen Epoche die Unverbundenheit mit den lebendigen völkischen Strömen, die ängstliche, formalistische Trennung und Abkapselung der Disziplinen und Fakultäten war, übersah dabei, daß gerade eine Lehre wie die Geopolitik, die als sogenannte „Brückenwissenschaft" berufen ist, das Trennende der alten Disziplinen in eine organische Verbundenheit umzuwandeln, ihr das zu geben vermag, was die junge Generation immer wieder von ihr forderte: die lebendige sinnvolle Ganzheit. Die Wissenschaft ist heute nur noch denkbar in engster Verbindung mit Volk und Staat, nur wenn sie selbst im Lebendigen wurzelt, kann sie

das Leben in Vergangenheit und Gegenwart erklären und vermitteln und damit Träger der Zukunft sein.

Geopolitik ist Wissenschaft vom Staat und vom Volk, vom Raum und von der Rasse, sie dringt als Forschung über die biologischen Gesetzmäßigkeiten des Staats- und Völkerlebens zum Urgrund des Seins vor und sucht die natürlichen Quellen des völkischen und staatlichen Lebens sowohl innerhalb der Staatsgrenzen als auch in der zwischenstaatlichen Gemeinschaft auf, „sie befreit sich von der eigentümlichen Auffassung, daß lediglich Rechtsformeln, daß Verträge im Sinne Rousseaus das staatliche Gemeinleben begründen und tragen" (v. Schumacher). Wenn in der Erkenntnis ihrer großen Aufgabe die Geopolitik von ihren Trägern in den Mittelpunkt des Interesses der deutschen theoretischen und praktischen Wissenschaft gestellt wurde, so ist das geschehen im Bewußtsein höchster Verantwortung und im Wissen um die Tatsache, daß die Geopolitik als angewandte Wissenschaft nur dann ihren wahren Wert behält, wenn sie sich ihrer steten Verwurzelung in der exakten Wissenschaft bewußt bleibt.

Es würde im Rahmen dieser Ausführungen zu weit führen, nun alle Raumfaktoren in ihrer Einzelwirkung auf das innen- und außenpolitische Geschehen zu schildern, ich will mich daher auf Andeutungen im Rahmen einiger plastischer Beispiele beschränken. Wo wir auch das Werden, Blühen und Vergehen von Reichen in der Geschichte verfolgen, immer sehen wir, daß in ausschlaggebendem Maße der Raum bedingende Ursache war. Die Beschaffenheit des Bodens, der Einfluß von Klima und Bewässerung, von Tier- und Pflanzenwelt, die Art, Gestaltung und Höhenschichtung der Gebirge, Wald- und Weidelandschaften, die Lage zum Meer und die verkehrsgeographische Struktur haben ganz bestimmte Wirkungen ausgelöst, die sich planvoll untersuchen und gliedern und damit auch einer gewissen Vorausschau zugänglich machen lassen. So erkennen wir im biologischen Wachstum des Volkskörpers wie in der räumlichen Ausweitung und im Binnenbau der Staaten in weitgehendem Maße Gesetzmäßigkeiten, die im Raum begründet sind. Die Tatsache, daß in der Geschichte Völker immer dann unterzugehen drohten, wenn sie sich innerlich der natürlichen Grundlage von Rasse und Kultur: ihrem Boden, entfremdeten, beweist, daß der Raum auch in die Seele des Volkes seine tiefen Runen gegraben hat.

Kerntatsachen deutscher Geopolitik

In dieser Erkenntnis sei hier — ausgehend von einem Vergleich mit Frankreich — einmal das Problem des deutschen Lebensraumes betrachtet. Frankreich besitzt einen natürlichen Zentralraum, das Pariser Becken. Radial von diesem Becken strahlen die Flüsse aus. Das Rhonetal als einziges, das keinen natürlichen Anschluß an den Zentralraum hat, ist durch eine Reihe von Kanälen über Loire und Yonne mit der Seine verbunden. Dieses Zusammenströmen und Ausstrahlen aller staats-

tragenden Kräfte von einem zentralen Raum verlieh dem Französischen Reich eine außerordentliche organische Festigkeit im Innern und dadurch auch eine konsequente Stärke nach außen. Man braucht nur in der Geschichte zu verfolgen, mit welch beispielloser Folgerichtigkeit Frankreich etwa seine Rheinpolitik betrieb. Und wer nach den tieferen Gründen fragt, dem zeigt sich klar und deutlich, daß der französische Raum mit seiner innerlich und äußerlich stärkenden Zentralisierungskraft in allererster Linie Grundlage und Triebkraft dieser Politik war. Ein völlig anderes Bild sehen wir bei Deutschland.

Deutschlands zentrale Lage ist mit Recht als „Zwischenlage" bezeichnet worden, als Zwischenlage nämlich zwischen dem geographisch reichgegliederten Westrand des eurasischen Kontinents, in dessen abwechslungsreichen, malerischen Landschaften reiches Kulturleben sich mannigfaltig entwickelte, und dem eintönig weiten europäischen Ostraum, der hinüberleitet in die schwermütige Endlosigkeit Asiens, von wo „die Riesenmassen der asiatischen Proletariervölker nach jahrhundertelanger Stagnation sich lauernd zu neuem Aufbruch rüsten" (Hein: Der deutsche Raum [1935]). Zwischen dem russischen Koloß, dessen leidensgewohnte Menschheit von asiatischen Zwingherren zum Kampf für das verzerrte Bild eines uralten, utopischen Menschheitsideals aufgepeitscht wird, und dem völkisch und kulturell zergliederten Westen mit seiner kapitalistischen Lebensform liegt der deutsche Lebensraum, geographisch weder dem Westen noch dem Osten wirklich zugehörig. Diesem deutschen Lebensraum fehlte nicht nur die klare Abgrenzung gegen diese beiden gegensätzlichen Welten, ihm fehlte auch der geschlossene innere geographische Aufbau. In diesem Raum vollzog sich das historische Schicksal des deutschen Volkes unstet irrend und wechselnd zwischen Höhen und Tiefen, ziellos schwankend zwischen Ost und West. Der deutsche Lebensraum war durch Jahrtausende unser historisches Schicksal, er wird es für Jahrtausende bleiben. Das Schicksal hat uns Deutsche in die Mitte der alten Welt hineingestellt und uns damit die verantwortungsvolle Aufgabe gewiesen, in diesen Raum hineinzuwachsen, ihn zu erfüllen und damit zum Mittler zu werden zwischen Ost und West, Nord und Süd.

Diese Aufgabe schien zunächst unlösbar. Der deutsche Lebensraum besaß keine Hauptstadt, keine natürliche Grenze, keine natürliche außenpolitische Orientierung. Viele Möglichkeiten waren gegeben, aber für keine gab der Raum eindeutig die Richtung an. Deutschland besaß und besitzt keinen natürlichen Zentralraum, der als Reichskern allen anderen durch seine raumpolitische Lage überlegen ist und als stets neu zusammenfassende und kraftausstrahlende Mitte die Außenlandschaften zur Grenzwacht stärkt und zum systematischen Vortreiben der Grenzmarken befähigt. Schon längst hatte Frankreich in Paris seinen natürlichen Zentralraum und damit seine unverrückbare außenpolitische Linie zum Rhein gefunden, als in Deutschland die Reichshauptstadt noch von einer Ecke des Reiches zur anderen wanderte. Wenn wir uns die geopolitische Bedeutung der Hauptstadtreihe: Aachen,

Frankfurt, Regensburg, Prag, Wien, Berlin vor Augen halten, dann wird uns klar, daß die mangelnde Schwergewichtslage unser innerlich und äußerlich zerfahrenes politisch-historisches Schicksal bedingen mußte. Alle Möglichkeiten standen Deutschland offen: stärkste Landmacht konnte es werden, ebenso aber auch zweite Seemacht der Erde, die Sizilienpolitik der staufischen Kaiser stritt um den Vorrang mit der Ostpolitik, die den Ritterorden bis zum Finnischen Meerbusen und Preußens Außenpolitik bis zu den polnischen Teilungen führte, aber für keine dieser widerspruchsvollen Möglichkeiten schrieb der Raum das Gesetz des Handelns vor. Das Schicksal hat dem deutschen Volk ein Raumgesetz versagt, unter dem es instinktsicher seinen Weg durch die Geschichte zu gehen vermochte.

Der Binnenbau des deutschen Lebensraumes zeigt folgendes Bild: Im norddeutschen Flachland von der Ems bis zur Memel eine Reihe parallel gerichteter Flüsse, die das Entstehen unter sich getrennter artverschiedener Teillandschaften begünstigten, denen eine zusammenschließende und befruchtende Querverbindung fehlte. In der Mitte, an der schmalsten Stelle des Reiches, den Rumpf gleichsam trennend (daher das berüchtigte Wort von der Mainlinie), weist der Lauf des Mains nach Westen. Unterstützt wird diese trennende Wirkung noch ganz besonders stark durch das mitteldeutsche Waldgebirge. Vor allem im Gebiet Thüringens sehen wir eine natürliche Auflösung in Teillandschaften, deren Kleinräumigkeit ein selbstgenügsames Denken des Volkes und ein Fehlen jeglichen ausgeprägten Triebes, über die engen Grenzen der Waldtäler usw. hinauszugehen, begünstigte. So konnte diese Mittellandschaft nie zum organisch verbindenden Glied von Nord und Süd werden, im Gegenteil, sie trennte geradezu. Überhaupt ist der große Mittelgebirgszug, der den deutschen Raum von der Maas bis zum Quellgebiet der Oder und Weichsel durchzieht, kein einheitliches Ganzes, nirgends umschließt er eine Beckenlandschaft wie etwa die Isle de France mit ihrem Mittelpunkt Paris. Weder Frankfurt als Mitte des Rhein-Main-Gaues, noch Prag als Mitte des Böhmischen Kessels, noch irgendeine Stadt zwischen Harz, Thüringer Wald und Erzgebirge besaßen die Merkmale und die Kraft einer natürlichen Zentrallandschaft, von der aus sich organisch, gleichsam als Jahresringwachstum, die territoriale Machtbildung ausbreiten konnte.

Im Süden weist der Lauf der Donau aus dem Reichsraum hinaus und arbeitet einer Zusammenfassung entgegen. Der einzige Strom, der Nord und Süd durchfließt und so die große verbindende Straße sein müßte, ist durch Frankreichs Politik zum Grenzstrom oder Grenzmarkstrom geworden.

Die nördliche und südliche Abgrenzung des deutschen Lebensraumes durch Meer und Alpen ist verhältnismäßig leicht, schwieriger ist die Abgrenzung gegen das Romanentum im Westen. Als eine Art natürlicher Grenze kann man allerdings den verkehrsungünstigen Grenzraum ansehen, der von Artois über die Ardennen, die

lothringische Hochfläche, und die Vogesen zum Schweizer Jura verläuft. Nach Osten dagegen läßt sich der deutsche Lebensraum geographisch kaum klar abgrenzen, ohne wirkliche und wirksame Unterbrechung dehnt sich das nordeuropäische Tiefland nach Osten bis zu jenem Saum, den die norwegischen Wikinger zogen und den Penck daher als „Warägersaum" bezeichnete (Düna-Dnjepr-Linie). Dieses Hinüberfließen des deutschen Lebensraumes in die Ostgebiete wird noch verstärkt durch folgende Tatsache: Bei allen großen deutschen Flüssen ist das östliche Zuflußgebiet (Main, Aller, Havel, Warthe, Narew-Bug, Pregel) wesentlich größer und verzweigter als das westliche, außerdem verbreitet sich die Norddeutsche Tiefebene ständig nach Osten.

Die gute Abgrenzung nach Nord und Süd machte Ost und West zwangsläufig zu den geopolitischen Schicksalsseiten des deutschen Lebensraumes. Am „arelatisch-lotharingischen Grenzsaum" bildete sich zwar im Laufe der Jahrhunderte eine ziemlich scharfe Sprachgrenze ohne Enklaven und Verzahnungen, aber die politische Grenze wich stets hinter diese Sprachgrenze zurück, weil von deutscher Seite der zentralen Kraft des Pariser Beckens kein gleich starkes Ausstrahlungsgebiet entgegenzuwirken vermochte. So mußte, geopolitisch gesehen, notwendig die Westgrenze zur Defensivgrenze werden, und so ist ja auch in Wirklichkeit die deutsche Geschichte im Westen ein 2000jähriger Verteidigungskampf gewesen!

Die deutsche Geschichte war im weitesten Sinne eine Bewegung zwischen West und Ost, sie wird, wenn wir die Mahnungen der Geschichte nicht verkennen — eine Bewegung von West nach Ost werden müssen, oder sie wird Rückschläge erleben.

Die großen Ostwestbewegungen unserer Geschichte scheiterten alle. Die erste Völkerwanderung kostete den germanischen Lebensraum erfolglos wertvolles Blut und versiegte letzten Endes doch, und die zweite, industrielle Völkerwanderung mit ihrer atlantischen Weltwirtschaftspolitik, ihren imperialistischen Tendenzen und ihrem westlerischen Parlamentarismus scheiterte ebenfalls, militärisch 1918, dem Jahr der Novemberrevolte, wirtschaftlich 1932, dem Jahr der 6 Millionen Arbeitslosen.

Die Westostbewegungen unserer Geschichte in die sich öffnenden Weiten der nordeuropäischen Urstromtäler und Ebenen und in die Lande jenseits des Donautores haben zu bleibenden Großtaten geführt. Die Lösung der deutschen Ostfragen gehört deshalb zu den Lebensfragen des Dritten Reiches, in dieser Lösung wird die wesentlichste Wurzel liegen zur Wiedergeburt und Größe nach jahrhundertelangem Verfall (vgl. auch hierzu Hein: Der deutsche Raum!). Diese jahrhundertlange innere Zerrissenheit und außenpolitische Zerfahrenheit Deutschlands, dessen Geschichte eine endlose Reihe von Landverlusten darstellt, ist vornehmlich im Raum begründet, weil das Schicksal dem Reich ein Raumgesetz versagte. Vom Reichsraum sind abgetriftet, weil die zentrale Kraft im Raum fehlte: Schleswig, die Nieder-

lande, Luxemburg, Elsaß-Lothringen, die Schweiz, Österreich, Böhmen, die östlichen Randländer bis hinauf zum Baltikum usw.

Die Ungunst der Natur hat dem deutschen Raum eine natürliche Mitte versagt und ihm statt dessen eine vielgestaltige „Kammerung" gegeben. Die Menschen, die in diesen Teillandschaften mehr oder minder abgeschlossen leben, tragen in ihrer nordischen Seele den ruhelosen Drang, dem Urgrund der Dinge nachzuspüren, sie wollen „aus dem Trotz ihres eigenwilligen Blutes selbstverantwortlich ihr Leben gestalten" (H. F. Zeck). Wenn wir bedenken, daß diese innere Haltung durch Jahrhunderte in der stärksten Spannungsmitte ganz Europas sich behaupten mußte, dann wird uns verständlicher — wenn auch kaum entschuldbarer —, daß die Neigung zum Partikularismus zu einem Erbübel der Deutschen wurde. Dies aus den Raumgegebenheiten erkennen, heißt zugleich auch die Größe der Aufgabe sehen, die für die Raumordnung und -zusammenfassung im Restreich gegeben sind. Planung und Ordnung des deutschen Lebensraumes sind heute zu einer der vornehmsten Aufgaben der Staatsführung geworden.

Aufgaben der Reichsplanung

Durch Erlaß des Führers vom 26. Juni 1935[1]) wurde deshalb eine „Reichsstelle für Raumordnung" geschaffen und dem Reichsminister Kerrl unterstellt. Die zusammenfassende Planung und Ordnung des deutschen Raumes ist damit in die Hand einer obersten Reichsbehörde gelegt; erst so wird es möglich sein, die Einzelplanungen, die teilweise auf den Gebieten der Siedlung, des Verkehrs und der Wirtschaft seit Jahren fruchtbringende und wertvolle Arbeit geleistet haben, zusammenzufassen, aufeinander abzustimmen, auszugleichen und so eine einheitlich planvolle Gestaltung des deutschen Lebensraumes zu einer höheren Gemeinschaftsordnung entsprechend den Notwendigkeiten von Volk und Staat zu erreichen. Raumordnung und Reichsplanung sind nicht etwa Vorhaben, die nun mehr oder minder plötzlich als etwas Neues um des Neuen willen aufgezogen wurden. Genau so wenig, wie der Zwang zur Raumordnung jetzt zufällig in unserer Geschichte aufgetaucht ist. Der Zwang zur Raumordnung ist eine Folge der Raumenge, die begründet ist im Wachstum der Völker, mehr aber noch eine Folge der Raumvergewaltigung durch den Menschen, der die natürliche Entwicklung von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft weitertrieb zur krisengefährlichen, raumbeengten, die Kräfte von Raum und Volkstum tötenden Monokulturlandschaft.

Die Größenentwicklung des Volkes auf der einen Seite und das sich nicht von selbst ändernde Element des Bodens, dem nur rationelles, planmäßiges Wirtschaften wirkliche Erfolge abringt, auf der anderen Seite forderten schon früh nicht nur eine gewisse Bodenpolitik, sondern auch — ausgehend von den Städten, wo Menschenmassen und Bodenknappheit sich am krassesten gegenüberstanden — eine

1) Erweitert durch einen zweiten Erlaß vom 18. Dezember 1935.

systematische Planung. Von den Städten griff diese Planung notwendig auf Kreise über, die dann gebietsweise zu Landesplanungen sich zusammenschlossen. Über diesen Landesplanungen steht nun die Reichsstelle für Raumordnung, die als ausgleichender, fördernder oder sinnvoll zurückschraubender Faktor den Gesamtüberblick, die große gemeinsame Linie auf das gemeinsame große Ziel verkörpert und durchsetzt.

Die Raumordnung der neuen Reichsstelle wird vor allem den Ausgleich übervölkerter und volkarmer Gebiete anstreben, ein zahlenmäßiges Soll-Programm für die Siedlung von Menschen und Betrieben entwickeln, eine Neugruppierung der Anbauflächen nach der politisch zu fordernden Erzeugung vornehmen und nach dem Gesetz, das die Mittellagenungunst des Reiches vorschreibt, für die Gestaltung des deutschen Raumes in großen — aber niemals starren, sondern dynamischen — Zügen Richtlinien aufstellen.

Vornehmste Aufgabe einer deutschen Raumordnung wird sein, diese so zu gestalten, daß sie der nationalsozialistischen Siedlungs- und damit Bevölkerungspolitik die räumlichen Grundlagen zur Verfügung stellen kann. Erst sinnvolle Raumordnung wird die Reagrarisierung, die lebenerneuernde Binnenwanderung in unserem Volke zum Erfolg führen können. Am engsten verbindet sich die Aufgabe der Reichsstelle für Raumordnung mit der nationalsozialistischen Agrarpolitik, denn diese ist heute zugleich Wirtschafts-, Siedlungs-, Bevölkerungs- und Volkstumspolitik, sie ist zugleich auch Grundlage der Verteidigungspolitik. Die Agrarpolitik ist damit Raumpolitik, die ebensowenig ohne die Raumordnung auskommen kann, wie die Raumordnung isoliert von den Zielen der Agrarpolitik geplant werden kann. Ähnliches gilt für die Wirtschaftspolitik. Wir wollen nun nicht etwa gleich Industrien verlagern, aber wir werden darüber wachen, daß Neubegründungen ihre Standortsfrage nicht bequem und gedankenlos beantworten, sondern so wie es unseren Forderungen aus der Raum- und Bevölkerungspolitik entspricht! Nur so werden wir krisengefährliche Ballungen der Werke und gesundheits- und moralgefährdende Pferchungen der Menschen vermeiden. Eine großzügige Verkehrspolitik wird die Grundlage der Lösung dieser Frage sein.

Aus unserer Lagenungunst ergibt sich als weitere selbstverständliche, große Aufgabe der Raumordnung die räumliche Grundlegung der Landesverteidigung. Diese ist ja keineswegs nur eine Sache der militärischen Ausbildung, auch nicht allein eine Angelegenheit der Begeisterung und inneren Bereitschaft — alle diese Faktoren reichen zum Erfolg nicht aus, wenn sie sich nicht mit dem Raum verbinden, d. h. von einer raumgerechten Strategie gelenkt werden. Verteidigungsstrategie aber ist als Arbeit am Raum und im Raum — Raumordnung im besten Sinne. Die geopolitische Raumordnung des neuen Reiches wird darauf Rücksicht nehmen müssen, daß der deutsche Lebensraum von Natur keine Deckungsseiten hat, wenn auch seine vorwiegenden Schicksalsseiten im Westen und Osten liegen. Diese Erkenntnis

wird Grundsatz einer organischen Abwehrplanung sein müssen. Darüber hinaus zeigt diese Tatsache einmal mehr die innige Verflechtung von Außen- und Innenpolitik. Jede Außenpolitik wird auf der Raumlage sich gründen müssen, um den allseitigen Druck auf die allseitigen Schicksalsseiten abzuschwächen oder zu beheben. Jede Innenpolitik wird an den Raumerfordernissen und der Raumordnung sich orientieren müssen, um ihrerseits den Grenzdruck auszugleichen.

Zu dieser direkten Aufgabe der Raumordnung für die Landesverteidigung kommt die indirekte hinzu, den Landbedarf der Wehrmacht so zu regeln, daß andere Bedürfnisse, die für das Volksganze ebenso berechtigt und notwendig sind, nicht beeinträchtigt werden. Als Wichtigstes nenne ich hier die Ernährung.

Für die Durchführung der Reichsplanung und Raumordnung haben im einzelnen folgende Grundsätze zu gelten: Zunächst handelt es sich darum, das bestehende Ordnungsgefüge in seinem Sein und daraus seinem Werden und Artwirken zu erkennen, um dann zu einem gestaltenden Eingreifen in das räumliche Ordnungsgefüge zu gelangen. Ob bei diesem gestaltenden Eingreifen volks- oder staatspolitische, wehr- oder wirtschaftspolitische Motive vorwalten, immer wird die eine Grundlage der Untersuchung und der aus ihr entstehenden Änderung der natürliche Raum, der dreidimensionale Lebensraum des Menschen sein müssen. Der Raum ist Träger, Erhalter und Gestalter alles menschlichen Lebens, er ist völkische Lebens- und Wachstumsbedingung, Grundlage und Mittel der Verteidigung und des Wehrschutzes: Ohne Raum keine Rasse, ohne Rasse kein Reich! Wenn wir heute uns der tiefen Bedeutung des Wortes von Blut und Boden bewußt sind, so müssen wir uns klar sein, daß das Wörtchen „und" in ihm das Wichtigste ist, weil es die unlösbare Gemeinschaft dieses Dreiklanges wiedergibt.

Zielgerechte Umformung erfordert mehr als nur gründliches Wissen um die in der Gegenwart vorhandene Ordnung, Voraussetzung jeder Planung ist natürlich, zunächst einmal den Raum nur als Beschreibungsgrundlage, als Schauplatz bestimmter völkischer, staatlicher oder wirtschaftlicher Tatsachen oder Vorgänge (in Zustand oder Bewegung) darzustellen. Diese kartographische oder plastisch-statistische Darstellung ist Ausgangspunkt der eigentlichen planungsvorbereitenden Untersuchungen. Das „Warum" muß das Maßgebliche sein, denn die Aufgabe der Reichsstelle für Raumordnung ist: die Findung organischer Umformungen mit dem höchsten Ziel der Dauerlösung. Organisch kann eine solche Lösung aber immer nur sein, wenn sie in Übereinstimmung geschieht mit den Forderungen der Landschaft. Diese Forderung zu erkennen, sie aus der Gesamtschau von Volk und Raum heraus mit dem biologischen und geistigen Volkskörper zu verbinden, sie damit dienstbar zu machen allen Vorhaben der Siedlung und des Verkehrs, der Wirtschaft und der strategischen Abwehr — das ist Sache der geopolitischen Methode.

Geopolitik in der Reichsplanung

Die Geopolitik wurde geboren aus dem elementaren Drang nach besserem wissenschaftlichem Schutz der politischen Lebensform, wie des Volks- und Kulturbodens. Jeder, der Geopolitik vernünftig auffaßt, wird vermeiden, von striktem Naturzwang zu sprechen, dem der Mensch sklavisch unterworfen sei, aber tausend Beispiele aus der Geschichte von Staatengründungen und binnenwärtigem Staatsaufbau beweisen uns, daß Dauerlösungen nur dort zu finden sind, wo sie von vornherein organisch sich mit der Landschaft verbanden. Die Geopolitik hat nie von sich behauptet, die alleinseligmachende Methode zu sein, sie hat im Gegenteil stets auf dem Standpunkt gestanden, daß vielleicht kaum mehr als zu einem guten Drittel die Natur zwingend Menschenwerk beeinflußte. Wenn aber an einem sonst unberechenbaren Ganzen 30 oder 40% der exakten Erforschung, Erkenntnis — oder ich möchte fast sagen — vorausschauenden Berechnung zugänglich sind, so ist dieser Anteil wohl wert, eingehender untersucht und gewürdigt zu werden, als dies bisher geschah (vgl. K. Haushofer).

Wir haben also den Raum als in starkem Maße ursächlichen bzw. mitbedingenden Faktor der Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur aufzufassen, wobei es Aufgabe der Geopolitik im besonderen Kreise der Reichsstelle für Raumordnung ist, das kausale Gewicht des Raumes in seiner natürlichen und kulturellen Ausstattung abzuschätzen und aus dieser Abschätzung mitzuhelfen, die erste Grundlage einer organischen Reichsplanung zu liefern. Das heißt weder, daß alle Erscheinungen nun sinn- und kritiklos einzig auf irgendwelche metaphysischen Eigenschaften der Landschaft zurückgeführt werden sollen (niemals ist der Raum allein von absoluter Wirkung im Staatsleben, ausdrücklich sei das hier noch einmal betont!), noch heißt es, daß die Beziehungen zwischen Raum, Volk, Staat und Wirtschaft in eine Unzahl einzelner Kausalreihen aufgelöst werden, die eine Zusammenschau der unendlichen Mannigfaltigkeit des tatsächlichen Lebens zu einem geschlossenen Totalbild verhindern, wie Weigmann („Politische Raumordnung") das offenbar befürchtet. Im Gegenteil, die geopolitische Methode sucht die vielfältigen Quellen des Gemeinschaftslebens auf, sie bringt den Raum als allgemeines, gestaltbildendes Prinzip zur Anwendung, um mit dessen Hilfe die verschiedenen Volks-, Stammes-, Staats-, Sprach-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgrenzen und -grundlagen in kausaler Erkenntnis zu einem Totalitätsbild der Gesamtstruktur zu formen, das als Fundament einer sinnvollen Planung anzusehen ist. Gerade Stammeseigenart und -kultur seien hier besonders betont, denn aus der bodennahen Heimatliebe soll und wird über die Idee deutscher Volksgemeinschaft und räumlicher Schicksalsgemeinschaft die Liebe zum Reich erwachsen!

Als weiteres, übergeordnetes Raumziel setzt sich daher die Reichsstelle für Raumordnung, die Raumerstarrung zu lösen, das heimatstarke Stammestum wieder zu

wecken und in die deutsche Raumgemeinschaft zu lenken, als deren Verkörperung wir nicht den „Obrigkeitsstaat" vergangener Zeiten ansehen, sondern die Lebensgemeinschaft unter dem germanischen Führergedanken. Es bedeutet eben gerade kein unfruchtbares Auflösen in eine Unzahl von Kausalitätsreihen, wenn die Geopolitik sich darüber klar ist, daß keineswegs bestimmte Eigenarten des Bodens, gewisse Eigenschaften des Raumes überall und in gleicher Weise den Ablauf der inneren und äußeren Staatsgeschichte beeinflußt hätten, nein, gerade die Erkenntnis der Vielfalt läßt ja in besonderem Maße einen Ausgleich, eine Raumordnung zu, die weiter geht als nur eine bloße Oberflächenverschiebung (etwa der Industrie) in einem homogenen Raum.

Das Verhältnis zum Boden und die Anschauung von Raum (besonders charakteristisch bei dem Beispiel von den Grenzauffassungen) ist je nach der biologischen Erbmasse bei den Völkern und Stämmen ganz verschieden. Der Romane liebt die juristisch vermarkte, scharfe Grenzlinie, er empfindet den Flußlauf als natürliche Grenze. Der Germane sieht in der Wasserscheide die natürliche Grenze, er empfindet den Fluß nicht als Scheide, sondern sieht die Flußlandschaft als einheitliches Ganzes, er bevorzugt die Grenzmark, den Grenzgürtel, nicht die markierte Grenzlinie. Zugleich mit dem Rohstoff Raum gilt es daher vor allem für die Raumordnung, diese rasseverschiedenen raumwertenden Eigenschaften zu erkennen, und darnach gilt es raumplanend zu handeln (vgl. Weigmann, s. o.).

Man kann und darf nicht etwa die geopolitischen Erkenntnisse z. B. des Rheinstromtals auf die Weichsel übertragen (das ist von namhaften Männern geschehen, trotzdem bei diesen beiden Gebieten die geographische Struktur des Landes und das Blut und die Kultur der Rasse ebenso grundverschieden sind wie die Forderungen der Wirtschaft, das Klima und die Seele der Landschaft!). Dasselbe Verallgemeinerungsverbot gilt auch für andere Beispiele. Nur so sind schon in der Grundlegung Trugschlüsse und dadurch Fehler und Schäden zu vermeiden, wie wir sie in der Geschichte etwa bei den Planungen der Straßen des römischen Weltreiches, der Handelswege der Hanse, bei den friderizianischen Siedlungen oder den bayerischen Vereinödungen sehen (— um daraus zu lernen!). Unsere heutige Kenntnis vom Raum und unsere heutige richtige Wertung volksbiologischer Tatsachen gestatten, eine Raumplanung, eine Raumordnung mit fast rechnerischer Sicherheit durchzuführen.

Wenn ich eben die rasseverschiedenen Grenzauffassungen besonders hervorhob, so geschah das deshalb, weil gerade die Auffassung von der Grenze und der Ausbau der Grenze geopolitische Hauptkriterien sind. „Die Entwicklung eines Stammes, eines Volkes, einer Nation, eines Staates, eines Reiches spiegelt sich wider in dem Werden und in der Atmung seiner Grenzen" (Staritz: „Die Westostbewegung in der deutschen Geschichte"). Nicht alles völkische und politische Leben erklärt freilich das Bewegungsbild der Grenze, aber vieles wird an ihm lehrhaft klar und offen.

Grenzen sind immer flüssig, in Bewegung wie ihr Ursprung: der völkische Machtwille. In der Grenze erkennen wir ebenso das Sinnbild geschichtlichen Fortschritts wie auch geschichtlichen Rückganges! Das Menschenwerk der Grenze ist abhängig vom Raum; die Gestaltung der Grenze, d. h. ihre Formung und Durchblutung sind daher untrügliche Gradmesser des Raumgefühls des Volkes.

Je stärker der Druck auf unsere Grenzen von außen her ist, um so lebensnotwendiger ist eine Raumordnung, die innere Schwächezonen — sei es nun der Bevölkerungs-, Wirtschafts- oder Verwaltungsstruktur — ausmerzt, damit nicht diese Schwächezonen durch den Außendruck zu Bruchstellen und die Raumgemeinschaft sprengenden Keilen sich ausbilden.

Die Bedeutung der linienfesten Grenze ist immer stärker im Zurückgehen, die strategische Entwicklung vor allem geht zum alten germanischen Grenzsaum zurück. Die Rolle des Niemandslandes im Weltkrieg als Grundlage des strategisch so ungeheuer wichtigen Stoßes aus der Tiefe hat heute der Grenzsaum in entsprechender Form zu übernehmen und sich auf diesen Zweck einzustellen. Was die Russen durch einen 30—100 km breiten Grenzwüstungsgürtel zu erreichen suchen, müssen wir auf anderen Wegen erreichen, denn eine Raumverschwendung können wir uns nicht leisten. Wir haben unseren Grenzgürtel auszubauen als Auffangvorrichtung gegen nachbarliche Einwirkungen aller Art. Mittel hierzu ist die Siedlungs- und Verkehrspolitik. Verkehrsaufschließung ist natürlich nur möglich, wenn die Grenze von innen stark durchblutet, richtig besiedelt und daher gesichert ist. „Wirtschaftliche Verkümmerung, physische Schwächung, politische Verhetzung, nationale Vermischung und rassische Minderwertigkeit der Grenzbevölkerung können alle raumpolitischen Maßnahmen illusorisch machen (v. Schumacher: „Raum als Waffe").

Diese Beispiele mögen genügen, die Vielfalt der Aufgaben aufzuzeigen, die einer organischen raum- und volksordnenden Planung besonders an der Grenze erwachsen, sie zeigen gleichzeitig auch, wie wenig die Geopolitik hier als isolierte Wissenschaft arbeiten kann und darf, wie sehr sie mit allen Faktoren der Grenzfragen verbunden sein muß. „Es wäre geopolitisch falsch, typische Grenzgaue als vorweg unter Grenzschicksal stehende Bildungen selbstgenügsam zur höchsten Widerstandskraft in sich auszubauen: Richtig ist, der Grenze das höchste Maß von Durchblutung aus der Hinterlandtiefe heraus durch möglichst organische Verbindung mit starken Lebensformen des gesamten Volkskörpers, den Stammländern zu verschaffen, denn geopolitische Erfahrung lehrt, daß Glacislandschaften leichter verloren werden als wirklich organisch mit Hinterlandtiefe eingegliederte Gaue" (K. Haushofer). So wird es unser Bestreben sein müssen, die rassisch Besten, die moralisch Wertvollsten, die wirtschaftlich Tüchtigsten an die Grenzen zu setzen, damit diese dem Außendruck gewachsen sind. Dieser Außendruck aber ist (besonders im Osten) ganz erheblich!

In Deutschland haben wir ein ostwestliches Ansteigen der Bevölkerungsdichte

(vom niedrigeren zum höheren Lebensstandard), wir haben dasselbe in Polen, wo im Osten der bodenverbundene, genügsame Ukrainer den anspruchsvolleren Polen als Bauern nicht recht hochkommen läßt und ihn nach Westen — in die ehemals deutschen Gebiete — abdrängt. Hier haben wir dann dasselbe Verhältnis der Deutschen zu den Polen, wie auf der anderen Seite der Polen zu den Ukrainern. So erhöhte die polnische Westwanderung die Bevölkerungsdichte im Korridor ganz erheblich und damit den Druck auf die deutsche Grenze, hinter der eine wesentlich geringere Siedlungsdichte steht. (Private Erhebungen geben teilweise ein Verhältnis von 1:2 zugunsten der Polen an!) Dieser heraufziehenden und sich stets verstärkenden Gefahr heißt es beizeiten begegnen durch eine Aktivierung des Raumes, des geistigen Lebens und der Siedlung; vor allem auch durch eine geopolitische Durchorganisierung der Verwaltungseinheiten in ihrem Aufbau und der Gestaltung ihrer Binnengrenzen.

Der Führer hat in seinem Werk „Mein Kampf" festgestellt, daß wir eigentlich nur 3 Erscheinungen der kampfreichen deutschen Geschichte als klar bestimmte, bleibende Früchte außenpolitischer oder überhaupt politischer Vorgänge ansprechen dürfen:

1. die hauptsächlich von Bajuvaren betätigte Kolonisation der Ostmark,
2. die Erwerbung und Durchdringung des Gebietes östlich der Elbe,
3. die von den Hohenzollern betätigte Organisation des brandenburgisch-preußischen Staates als Vorbild und Kristallisationskern eines neuen Reiches.

Daß die beiden ersten großen Erfolge deutscher Außenpolitik, ohne die unser Volk kaum mehr eine Rolle spielen würde, denn sie waren der erste, leider aber auch einzige gelungene Versuch, die steigende Volkszahl mit der Größe von Grund und Boden in Einklang zu bringen, von Dauer waren, mag uns eine ebenso lehrreiche Warnung sein wie die Tatsache, daß das unentschlossene Hin- und Herpendeln der wilheminischen Politik zwischen West und Ost das Reich in seinen Grundfesten erschütterte. Preußen ging dabei seiner östlichen Vormachtstellung verloren. Es ist nun aber keineswegs Aufgabe einer wirklichkeitserfüllten deutschen Ostpolitik mit rasse- und raumgerechter, lebensnaher Zielsetzung, diese alte preußische Vormachtstellung wieder aufleben zu lassen. Ostpolitik, durchtränkt mit der preußischen Haltung friderizianischen Stils, aufgebaut auf den alten, allzulange verschütteten kolonisatorischen Prinzipien, ist Sache des gesamten Deutschland, denn nur das Gesamtvolk, niemals der Einzelstamm, ist dem Außendruck auf die Reichsgrenzen gewachsen und kann ihm wirksam begegnen! Der Bogen der deutschen Ostpolitik ist demnach auch von der Memel bis zur Donau zu spannen, denn gleichen Dank wie den Kolonisatoren des preußisch-baltischen Ostens schuldet die Nation den Pionieren, die in den österreichischen, sächsischen, bayrischen und schlesischen Grenzmarken im Kampf gegen die andringende Slawenflut uralt germanischen Siedlungsraum behaupteten und zurückgewannen.

Daß durch ein halbes Jahrtausend (9.—14. Jahrhundert) die deutsche Geschichte maßgeblich von Süden beeinflußt wurde, hatte keinerlei raumpolitische Ursachen. Der Grund lag vielmehr in einer aller raumpolitischen Vernunft widersprechenden Ideologie, deren Gewalt ganze Generationen um so stärker verfielen, je übersinnlicher und weniger greifbar sie wurde. Auf die Dauer siegte aber doch der Raum, wie er siegen mußte. Der Raumwiderstand im Süden wurde des Reiches Verhängnis, und die Raumlockung im Osten führte zur Wiedergewinnung alten germanischen Bodens jenseits der Elbe und damit zur Wiedergeburt des Reiches aus dem Willen und bodenverbundenen Instinkt des Volkes.

100 Jahre lang war zum Unsegen des Reiches die Ostwestbewegung der Bevölkerung das hervorstechendste raumpolitische Merkmal der deutschen Innenpolitik, Hand in Hand mit ihr ging die Verstädterung und Industrieballung. Ein kapitalistisches Zeitalter schuf sich in Verkennung der raumpolitischen Notwendigkeit zu den vielen Angriffsflächen der deutschen Grenzen und des gefährlichen dezentralisierten Binnenbaues noch eine Reihe von Gefahrenpunkten hinzu. Deutschlands Bollwerk im Osten wurde entwehrt, um im Westen eine krisenempfindliche Industrieballung zu schaffen. Einer Blutleere im Osten entsprach eine Blutüberfülle im Westen. Das Funktionieren eines Volkskörpers aber ist abhängig von einer organischen Verteilung des Blutes. Diese Erkenntnis wird leitend sein müssen für jede künftige Binnenwanderung und vor allem für die Neugestaltung und Durchblutung der deutschen Grenzmarken!

Der Satz, daß das Land auf die Dauer immer nur dem gehören kann, der ihm durch den Pflug am engsten verbunden ist, hat eine außerordentliche politische Bedeutung. Nur die bäuerliche Ansiedlung und mehr noch die Kolonisation als Verbindung von Pflug und Schwert vermag einen geographischen Raum wirklich und organisch zu bewältigen, denn sie erfordert Opfer, Entbehrungen und viel Zeit, aber all das bindet nur um so fester an die Scholle und führt zu den Quellen der Gesetze des Bodens, die, einmal erkannt und gleichsam ins Blut übergegangen, nicht mehr preisgegeben werden. Ein Kolonistenvolk wächst so von selbst in größere politische Aufgaben hinein. Das tragische Schicksal der Baltenländer, aber auch der deutschen Italienpolitik, sind schmerzliche Beweise aus unserer Geschichte, daß die großagrarische Feudalsiedlung wohl auf kurze Zeit einen Raum machtpolitisch zu gewinnen, aber nicht völkisch zu erfüllen und damit dauernd zu halten vermag, weil sie weder imstande ist, noch ein Interesse daran hat, die völkische Aufsaugung zu betreiben, die ihr die billigen unterworfenen Arbeitskräfte entzieht (vgl. auch hierzu E. Staritz [s. o.]). Mit Recht wies Haushofer schon vor Jahren auf dieses Problem hin, wenn er mahnte: Schafft gesunde, echte Bauernsiedlungen im Grenzraum, denn der Bauernhof ist eine bessere Grenzsicherung und Grenzwache als die ragende Herrenburg!

Der Norden hätte dem Zweiten Reich Gesicht und Charakter formen können, er

wird es im Dritten Reich tun! Im Norden aber wird wiederum vom Osten her die alte kolonisatorische Bauernkraft ins Reich zurückwirken, politisches Kraftfeld wird wieder, wie in den besten Tagen des Mittelalters, der neue Kolonialboden im Osten sein müssen. Als eine weitere große Aufgabe der Raumordnung sehen wir deshalb an, im Reich eine blutvolle Westostbewegung ins Leben zu rufen als Ausdruck neuen völkischen Wollens. Dieses Ziel wird erreicht sein, wenn wir die Ostmark mit einer Bauernsiedlung erfüllen, deren Träger das alte kolonisatorische Prinzip, das uns durch Jahrhunderte verlorenging, in sich verkörpern. Die Erneuerung und Wiederaufnahme des mittelalterlichen Kolonisationswerkes wird weder vor veralteten Wirtschaftsansichten noch vor überholten Besitzrechten haltmachen dürfen, denn nur dann wird sie über das Torso gebliebene Werk des Mittelalters zu einer Jahrtausende überdauernden Leistung gelangen.

Die eigentliche Wurzel der deutschen Katastrophe von 1918 lag in der unorganischen Bevölkerungsstruktur. Oben wurde bereits angedeutet, wie die Industrieballung zu anarchischer Binnenwanderung in die Großstädte führte. In diesen Brutstätten des Marxismus entstand dann jene asphaltgeborene Wirtschafts- und Außenpolitik, für die das Deutsche Reich mit seinen schicksalhaften Raumgebundenheiten und in seiner damaligen völkischen Struktur als tragender Grund zu schwach war.

Äußerlich waren wir 1913 ein reiches Volk, aber diese Werte der Auslandsguthaben und Vermögensvermehrung im Inland gingen auf Kosten der Volkskraft; sie waren erkauft mit der Vernachlässigung der produktiven Kräfte der Nation. Mit Recht zieht Martin Holzer (Reichsplanung, Heft 9, 1935) hier eine Parallele zum Ersten Reich, indem er sagt: „Die Vernachlässigung des Bauern und Handwerkers durch die Lehensträger Karls V. und die Bevorzugung der Lebensart der städtischen Handelsherren bedeutete eine Verminderung der produktiven Kräfte der Nation, aber eine Vermehrung der Werte der Fürsten und Handelsherren, und räumlich zerfiel das Reich, weil in der Geldwirtschaft, welche die Naturalwirtschaft ablöste, die weiten Räume der Bauernarbeit nach der Theorie der Werte wertlos waren, ihre Bedeutung als nationale Produktionskraft also noch nicht erkannt war."

Die neue Raumordnung und Reichsplanung soll nun nicht etwa zu den Tagen der Naturalwirtschaft zurückkehren, aber sie soll und wird aus der Geschichte lernen! Sie wird das Gute erkennen und das Schlechte als warnende Mahnung sich stets vor Augen halten, um eine sinnvolle Neugestaltung zum Segen von Volk und Reich aufzubauen. Damit wird die Arbeit der Reichsstelle für Raumordnung zu einer der schönsten und vor der Geschichte verantwortungsvollsten Aufgaben, die der Führer der Gegenwart stellen konnte.

Die Planung einer neuen Ordnung des deutschen Volksbodens bedarf natürlich der wissenschaftlichen Unterbauung. Die „Planungswissenschaft" liefert die vorbereitenden Grundlagen der Raumordnung. Geopolitik und Planungswissenschaft sind nun nicht etwa ohne weiteres gleichzusetzen. Die Aufgabe der einen ist nicht ohne weiteres Aufgabe der anderen. Die Geopolitik ist zunächst Staatslehre aus der Anschauung des Nationalsozialismus, „die in der organischen Zusammenschau von

Raum, Volk und Geschichte das Bild des Staates, Richtung und Zielsetzung seiner Entwicklung verarbeitet, die Planungswissenschaft, die stärker nach der volkswirtschaftlichen Seite orientiert ist, wird mehr die für die Durchführung geopolitischer Erkenntnisse nötigen wissenschaftlichen und technischen Mittel liefern. Beiden gemeinsam ist die Aufgabe der Erforschung und Formung des deutschen Raumes und der auf ihn und in ihm wirkenden Kräfte" (vgl. v. Schumacher in „Z. f. G.", „Geogr. Wochenschr.", „Raum als Waffe", vgl. Weigmann: „Polit. Raumordnung", vgl. Haushofer u. a.). Damit aber, daß die Geopolitik nicht nur die rohstoffliche Kenntnis des Raumes vermittelt und die Methoden zu seiner Meisterung, d. h. der organischen Einspannung in menschliche Vorhaben aufzeigt, sondern ihre Aufgaben höher steckt, in die Zukunft greift, wächst sie über planungswissenschaftliche Arbeit hinaus und wird zur politischen Strategie, die als Bestandteil der Staatsidee ein Grundpfeiler des Reiches ist.

So können wir zusammenfassend sagen: Die Mittellage ist Deutschlands Aufgabe und Schicksal, sie hat uns oftmals Gutes und sogar Nutzen gebracht, aber uns auch schon in tiefste Schmach gestürzt. Alle geistigen und politischen, alle wirtschaftlichen und militärischen Kraftlinien Europas schneiden sich im deutschen Raum. Alle Kräfte, die irgendwo im europäischen Raum wirkten, strahlten nach Deutschland hinein. Ich nenne nur einzelne Beispiele: Von Italien kamen Katholizismus und Renaissance, von Frankreich der Absolutismus und die Revolutionsidee von 1789, Schweden, Russen, Kroaten und Spanier haben auf deutschem Boden gekämpft, und Deutschland war Handelsmitte des ganzen europäischen Kontinents. Notwendig folgt daraus für uns: nur wenn wir im Herzen Europas eine in sich gefestigte, kraftgeladene Einheit sind, werden wir diesen anstürmenden Gewalten gewachsen sein. Die Pflege unserer völkischen Eigenart wird die geistigen Spannungen überwinden, nationale Wirtschaft wird die kapitalistischen Einflüsse des liberalen Westens ausmerzen, die innere Kraft und Einheit unseres Volkes wird die politischen Spannungen entwehren, und den Gefahren militärischer europäischer Verwicklungen wird nur zu begegnen sein, wenn „in der Mitte Europas ein starkes Reich steht, dessen Wille den Frieden gebieten kann" (Moltke).

Der Lagenungunst unseres Reiches wollen wir eine Raumordnung entgegensetzen, getragen von der Kraft unseres Willens zur Gemeinschaft, getragen von der Kraft einer Idee. Der Erfolg wird mit uns sein, solange diese Idee blutvolle Menschen beseelt. Die Raumordnung wird den Boden bereiten zum Bau unseres Reiches, das würdig zur Seite stehen soll jenem kraftvollen ersten Reich der Deutschen, dem gewaltigsten, das jemals in Europa bestand.

Wolfgang Scheibe:

Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins

Eine der wichtigsten Kräfte, die heute der Erfüllung einer der dem Deutschen Reiche gestellten geopolitischen Aufgaben und gleichzeitig der Erweckung eines neuen geopolitischen Bewußtseins im deutschen Volke dienen, ist der Reichsarbeitsdienst. Seine Tätigkeit: die Urbarmachung, Verbesserung, Sicherung und Neugewinnung deutschen Bodens, geht zurück auf die Noterfahrung des Weltkrieges, daß sich das auf allen Seiten von der Möglichkeit der Einfuhr abgeschnittene Reich aus dem Binnenland nicht in genügendem Maße ernähren konnte, und ergibt sich zweitens aus der Tatsache, daß wir nach dem uns aufgezwungenen Abschluß des Vertrags von Versailles durch den Raub der Kolonien und wesentlicher Teile deutschen Gebietes gegenüber der Vorkriegszeit noch in erhöhtem Maße ein „Volk ohne Raum" wurden. Der Reichsarbeitsdienst setzt seine Kraft darein, den sich aus dieser räumlich-politischen Lage ergebenden Notwendigkeiten durch die Urbarmachung des Ödlandes und durch die Hebung der Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens zu dienen. Daneben, aber eng damit verflochten, steht als weitere Teilaufgabe die Vorbereitung der Umschichtung der deutschen Bevölkerung aus den überfüllten Stadt- und Industriegebieten in die schwächer besiedelten Landschaften des Reiches.

Diese unmittelbar praktischen Arbeiten des Reichsarbeitsdienstes für die deutsche Raumordnung sollen hier jedoch nicht weiter ausgeführt werden, sondern nur als allgemeine Grundtatsachen vergegenwärtigend den Ausführungen über innere geistige Wirkungsweisen des Reichsarbeitsdienstes vorangestellt werden. Diese wollen zeigen, daß der Reichsarbeitsdienst heute als die entscheidende erzieherische Organisation und Bewegung zur Erweckung eines neuen geopolitischen Bewußtseins und neuen geopolitischen Denkens für die Breite des deutschen Volkes anzusehen ist. Zusammen mit der volkswirtschaftlich produktiven äußeren Neugestaltung einzelner Landschaftsgebiete im deutschen Raum erreicht er im Rahmen einer inneren Neuformung des deutschen Menschen eine geopolitische Erziehung, die für den geistigen Aufbau des deutschen Volkes von mindestens ebenso großer Bedeutsamkeit ist, wie die praktische Leistung.

Die geopolitische Erziehung ist ein Teil der politischen Erziehung, die der Reichsarbeitsdienst heute im Gesamtzusammenhang der völkischen Erziehungsmächte leistet; dabei gilt es zu beachten, daß diese geopolitische Seite der gesamtpolitischen Erziehung heute eine hervorragendere Stellung als jemals bisher einnimmt und einnehmen muß, deren Grundlegung und Ausbau in besonderer Weise dem Arbeitsdienst vorbehalten ist. Um nun aber von Anfang an das Mißverständnis einer Verkennung der Totalgestalt des Reichsarbeitsdienstes auszuschalten, muß geagt

sein, daß seine erzieherischen Aufgaben mehrfache sind: Eine charakterliche Elementarerziehung mit dem Ziel der Gewinnung der soldatischen Haltung ist ebenso wichtig, wie die Entfaltung einer neuen Arbeitsgesinnung im Zusammenhang der völkischen Gemeinschaftskräfte. Aber unmittelbar neben diesen offensichtlichen und heute schon allgemeingegenwärtigen Aufgaben steht die zu leicht zurückgestellte Erziehungstatsache, daß durch den Arbeitsdienst der junge Volksgenosse in ein neues Verhältnis zur Landschaft, zum Boden und zum deutschen Raum gebracht wird. Erst damit erfährt die Erziehung im nationalsozialistischen Geist ihre Vervollständigung. Aus dem Gesamtkreis der im Reichsarbeitsdienst ineinandergreifenden Funktionen der Erziehung soll im folgenden der Sektor dieser Erziehung zum Land herausgenommen und in seiner geopolitischen Bedeutung beleuchtet werden.

Mit der Frage der Herstellung einer Beziehung zum Lande ist die Aufgabe der geopolitischen Bewußtseinsbildung angeschnitten. Wenn wir hier von ihrer „Erweckung" sprechen und dabei an die breite Masse der Jugend des Volkes denken, in der sie sich vollziehen soll, so kann primär nicht eine Unterrichtung in schwierigen, Kenntnisse und weite Übersicht voraussetzenden Fragen gemeint sein, sondern zunächst ganz elementares Erleben, wie es durch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von selbst erzeugt wird. Jede Erziehung muß „von unten" beginnen und zunächst die Fundamente in die unterste Schicht der menschlichen Seele, die Schicht der Erlebnisse und entscheidenden Erfahrungen legen. Erst auf diesen Grundlagen kann durch Bewußtmachung und ergänzende Wissensvermittlung ein geistiger Aufbau im Zusammenhange der Bildung eines deutlichen Bewußtseins über vorher nur dunkel Empfundenes errichtet werden. Es ist ja immer die Krise unserer Erziehung und Unterrichtung gewesen, daß Wissen vermittelt wurde, dem die Beziehung zum Erlebnis und zur Lebenssituation der betreffenden Menschen fehlte, die es aufnehmen sollten, und das darum leer, unverstanden und für den geistigen und politischen Menschen bedeutungslos und wirkungslos blieb. — Die Erlebnisgrundlagen des Bereiches der Geopolitik aber sind die unmittelbare Verbundenheit des Menschen mit der Landschaft, dem Boden und dem Raum, sowie die Erfahrung einer sich immer vollziehenden Wechselwirkung zwischen Mensch und Landschaft. Daraus entwickelt sich dann die Einsicht in die Bedingtheit der menschlichen Existenz und des Daseins des Volkes durch den ihm zur Verfügung stehenden Lebensraum, mit allen sich daraus ergebenden politischen, wirtschaftlichen und geistigen Fragen. Derartiges Erleben entstehen zu lassen und zu erwecken, bietet sich der Jugend des deutschen Volkes keine so entscheidende Gelegenheit wie die Zeit ihrer Erziehung und Tätigkeit in den Lagern des Reichsarbeitsdienstes. Organisch baut der in diesen gegebene staatspolitische Unterricht auf den Grunderlebnissen auf und stellt die Beziehung zu den geopolitischen Fragen des Reiches her, für die der Arbeitsdienst selbst eine Teilantwort darstellt.

Für den Stadtjungen, der aus Büro, Handwerksstube, Fabrikraum oder Schule in ein Lager kommt und sich hier Tag für Tag vom frühen Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel aufhält und Arbeit am Boden verrichtet, wird diese längere Veränderung seines Lebens eine starke innere Bedeutung haben, wobei ihn auch Natur, Landschaft und Erde in bisher ungewohnter Weise beeindrucken werden. Schon das Wort „Lager", das die die Natur dem deutschen Volke wiedergewinnende Jugendbewegung einstmals neu prägte, das durch den Nationalsozialismus zur Bezeichnung einer Schulungsform weiterverwandt wurde und als „Arbeits"lager einen besonderen Charakter erhielt, bringt das in die freie Landschaft eingegliederte jugendliche Gemeinschaftsleben zum Ausdruck. Wann bietet sich sonst dem Städter die Gelegenheit, den Tageslauf mit der ganzen Mannigfaltigkeit der wechselnden klimatischen Wirkungen sowie die Wandlung der Jahreszeiten in dieser Weise im Zusammenhang zu erleben? Im Arbeitsdienst steht er draußen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, härtet sich in einer für ihn selbst überraschenden Weise ab, kräftigt sich und erlebt die Einflüsse der Wetterlage auf seine und seiner Kameraden Stimmung und Leistungsfähigkeit. Manchen packt auch die Natur mit ihrer elementaren Gewalt und in ihrer Schönheit und wird ihm zum unvergeßlichen Erlebnis. Zur Unterstützung dieser Andeutungen seien einige Äußerungen von Abiturienten über die Bedeutung, die der Arbeitsdienst für sie hatte, aus dem neu erschienenen Buch von Seipp: „Formung und Auslese im Reichsarbeitsdienst"[1]), angeführt: „So war vielleicht das wichtigste Erlebnis der Arbeitsdienstzeit für mich die Tatsache, daß ich wieder mit dem Boden und der Natur verbunden wurde. ... wir erlebten die Natur bei klarem Sonnenschein, bei Regen und Sturm, in sternklaren Nächten und verschleierten Morgennebeln. Das war die deutsche Landschaft. ... ich erlebte das Blühen, die Ernte, den Herbst in unmittelbarer Nähe ... Im Arbeitsdienst lernt man aber gründlich um, man wird wieder ein natürlicher Mensch; die Begriffe Erde, Natur, Heimat, Volk und Vaterland bekommen für uns einen neuen tiefen Gehalt." (Es wird die Aufgabe weiterer Beobachtungen und Untersuchungen sein, die Eigenart und Stärke der inneren Einwirkung festzustellen, die in dieser Richtung bei Nichtabiturienten, in der Breite unserer Jugend vor sich geht.)

Der Unterschied des Landschaftserlebnisses im Arbeitsdienst zu einer elementarnaturhaften, religiösen oder ästhetischen Form des Naturerlebens, das auch der die Landschaft sich erwandernde Städter haben kann, wird aber erst durch die Tatsache gegeben, daß der Arbeitsmann am Boden arbeitet. Nicht als Beschauender und Genießender wandert er auf wohlbestellten Wegen, sondern als Arbeitender steht er Tag für Tag an einem Stück Boden und wirkt mit seiner Arme Kraft an dessen Umgestaltung mit. Die Arbeit mit dem Werkzeug in der Hand ist ein

1) Dr. Paul Seipp: „Formung und Auslese im Reichsarbeitsdienst", Junker und Dünnhaupt, 1935. Vgl. S. 40–42.

Kampf mit dem Material und aller Art Widerständen, der nur durch körperliche Anstrengung unter Einsatz des eigenen Willens durchgehalten und zum fertigen Werk geführt werden kann. Es wird ein Stück Landschaft von ihm selbst neu geformt, damit es Ertrag bringe, und diese Beteiligung an einer sinnvollen Arbeit in der Gemeinsamkeit der Arbeitskameradschaft läßt die stärkste innere Verbundenheit mit diesem Stück Boden entstehen. Die unmittelbare einfache Sinnhaftigkeit der getanen Arbeit im Gesamtwerk, im Gegensatz zu städtischer Teilarbeit in Fabrik oder Büro, die nur selten wirklich als Glied des Ganzen gesehen wird, erhöht den Bezug zu ihm. Dem Arbeitsmann wird dieses Stück Land nicht nur vertraut, sondern er ergreift gleichsam Besitz von ihm und weist mit Stolz auf sein Werk: ein Stück neugewonnenes Land. Der Verfasser wird nie vergessen, wie ihm in seinen ersten Tagen als Arbeitsmann ein Kamerad ein eben mit jungen Halmen bewachsenes Feld zeigte mit dem von stolzem Gefühl getragenen Bemerken, daß hier im Herbst noch Ödland gewesen sei, und daß er und sein Arbeitstrupp durch Rodung und Planierung fruchtbaren, ertragsfähigen Boden geschaffen habe. Das Vorhandensein einer derartigen inneren Verbundenheit mit der ehemaligen Baustelle wird sich immer bei früheren Arbeitsmännern in ihren unbefangenen Äußerungen im späteren Leben beobachten lassen. Es bildet sich ganz von selbst und kann doch auch durch den im Arbeitsdienst verbreiteten Gebrauch eines in schlichter Weise vor sich gehenden Aktes bei Beginn und Beendigung einer Maßnahme bestärkt und geformt werden.

Es geht hier eine Art Heimaterlebnis vor sich. Zu der Heimat im engeren Sinn, der Familie, dem Haus und der Nachbarschaft der Kindheit tritt die Lagerwelt und ein Stück Land hinzu, an dem gearbeitet wurde und das damit zu einem lebendigen, inneren Besitz wurde. „Heimat" ist ein Verhältnisbegriff: jeder Mensch baut sich selbst seine Heimat auf, die ihm eigen ist und ganz persönlich gehört: die Welt der Menschen und Dinge, die ihn in Kindheit und Jugend umgaben oder durch besondere Erlebnisse eine seelische Bedeutung für ihn gewonnen haben. Was für den Bauern Selbstverständlichkeit ist, daß zu seiner Heimat die Landschaft und der eigene Boden hinzugehören, ist für den Städter im allgemeinen zunächst kaum gegeben. Die Heimat der Familienstube in der Mietskaserne bedeutet, wie sich immer wieder zeigt, eine starke Kraft, aber es ist doch etwas Neues, wenn zu den Dingen, die dem einzelnen Heimat sind, ein Stück Boden hinzukommt, ein Moorgraben, ein paar Morgen planiertes Land, an denen mitgearbeitet wurde. Dabei ist nicht die Tatsache des Arbeitens allein das Verbindende — bleibt doch die berufliche Arbeitsstätte häufig ganz im Unpersönlichen —, sondern die besondere Art der Arbeit, die zugleich Dienst ist und in der Kameradschaft einer gleichaltrigen Arbeitsgruppe geleistet wird. Der Anmarsch zur Baustelle mit seinen Liedern und die Landschaft der Arbeitsstätte gehören ebenso zu dieser neuen Heimat wie die weitere Umgebung des Lagers: Feld, Wald, Seen, Dorf und Stadt.

Ausflüge, Besichtigungen und der Heimatunterricht in der Abteilung führen zu den naturkundlich und naturgeschichtlich bemerkenswerten Punkten und wecken das Verständnis für den besonderen Charakter des landschaftlichen Raumes und des Stammestums seiner Bevölkerung.

Oft wird es auch so sein, daß dem Arbeitsmann der wirkliche Besitz eines Stück Bodens und die bäuerliche Arbeit als Wunsch, der zur Verwirklichung drängt, aus dieser inneren Besitznahme hervorgeht, aber auch selbst, wenn dies nur zu einem Schrebergarten führt, so hat die Verknüpfung mit dem Lande, die der Arbeitsdienst gab, eine Bedeutung gewonnen. Häufig ist dabei das Motiv der empfundene Gegensatz zwischen Stadt und Land. Gegenüber der Enge der Stadt, in der Tausende und Hunderttausende in übereinandergebauten Steinkästen dicht beieinander wohnen, mit dem Verkehr und der Hast des Getriebes, empfindet der Arbeitsmann die Stille und Weite der Landschaft als etwas Besonderes und Neues. Vor allem kann ihm die Gesundheit und Kraft des natürlichen Lebens gegenüber mancher ungesunden und gekünstelten Erscheinung des Stadtlebens aufgehen. Die Sehnsucht nach den Genüssen der Großstadt wird ihn nicht schnell loslassen, aber wenn er einmal den Gegensatz des Stadtlebens und des Lebens auf dem Lande stark empfunden und sich mit den damit zusammenhängenden Fragen auseinandergesetzt hat, ist etwas von der Wirkung einer Erziehung zum Land vor sich gegangen. Sie bildet ein Grundprinzip des Reichsarbeitsdienstes, das zum Beispiel auch dazu geführt hat, die Arbeitslager möglichst von den Städten auf das Land zu legen.

Derartige erlebnismäßige Momente sind das Fundament des geopolitischen Bewußtseins — sie sind es noch nicht selbst. Heimaterlebnis und Bodenverbundenheit sind wohl geopolitische Faktoren, aber bedeuten zunächst für den einzelnen noch kein geopolitisches Bewußtsein. Politisches Bewußtsein ist erst vorhanden, wenn der einzelne in Beziehung zum Ganzen des Volkes tritt und sich mit seiner Lebensaufgabe bewußt als Glied am Volkskörper ansieht. Von einem geopolitischen Bewußtsein kann also erst dann die Rede sein, wenn die Landschaft und der Heimatraum in Beziehung gebracht wird zum Gesamtraum und zur Gesamtheit des Volkskörpers, wenn sodann die eigene Arbeit als Erfüllung einer raumpolitischen Aufgabe angesehen wird. Der Arbeitsmann muß die neugewonnene Landschaft als ein Stück Deutschland empfinden, und sein persönliches Verhältnis zur geleisteten Arbeit am Boden muß ihm innerlich zum Ausdruck des Verhältnisses Volk: Raum werden. Dann ist der individuelle Landschaftsbezug zum politisch-völkischen Raumbezug ausgeweitet, und das Erlebte tritt in die klare Bewußtheit und begriffliche Fragestellung und damit in die Ebene des geopolitischen Bewußtseins.

Dieser Eintritt in das Gebiet der Geopolitik beginnt mit der Frage des Arbeitsmannes: Warum bin ich hier im Arbeitsdienst, warum und für wen verrichte ich Arbeit am Boden, warum haben wir in Deutschland Arbeitsdienst? Diese Frage wird immer wieder von selbst gestellt, denn die Art der Dienstleistung ist zu un-

gewohnt, die unmaterialistische Ansicht und Bewertung der Arbeit zu sehr allen bisherigen Vorstellungen von Arbeit entgegengesetzt, und der Einsatz an der Maßnahme bietet zu viel Neues, als daß das Ganze stumpf als Selbstverständlichkeit hingenommen würde. Die Frage nach dem Sinn des Arbeitsdienstes wird von selbst geistiger Mittelpunkt des Lagers. Die erste Antwort auf diese Frage findet der Arbeitsmann in den Liedern, die er singt, in den Sprüchen, die seine Stube schmücken, in den Sprechchören der Feierabendgestaltung, in dem Buch, das er zu seiner Unterrichtung in die Hand bekommt, vor allem aber durch den staatspolitischen Unterricht, der hier sein natürliches Aufgabengebiet hat. Was in Begriffen wie „Brotfreiheit" und „Volk ohne Raum" in der Abteilung gleichsam in der Luft liegt und zu leicht nur schlagwortmäßig verstanden wird, muß er klären, deuten und dabei die Beziehungen herstellen zwischen der Lager- und Arbeitswelt des Arbeitsmannes und den großen völkischen Aufgaben, in denen er als Mitschaffender steht.

Allmählich wird der Arbeitsmann unter den Voraussetzungen der Existenz des Reichsarbeitsdienstes auch die geopolitischen Grundtatsachen des völkischen Lebens erkennen. Das deutsche Land reicht nicht aus, um die Ernährung des Volkes sicherzustellen, und doch muß Deutschland in der Lage sein, seinen Lebensunterhalt aus eigener Kraft zu gewinnen. Diese praktische Notwendigkeit hat als tiefste innere Begründung die ursprüngliche Pflicht des Volkes, alle ihm gegebenen Voraussetzungen und Kräfte zu sichern, rein zu halten, zu nützen, zu steigern und zu stärken. Dies gilt sowohl von seiner rassischen Substanz, als auch von Sitte und Kultur und von dem ihm eigenen Raum. Auch den Raum muß das Volk sichern und bewahren, nutzen und als völkischen Wert zu steigern suchen. Daher muß das in Deutschland vorhandene Ödland, Heide und Sumpfgebiet urbar und das bereits bebaute Land so ertragsfähig wie möglich gemacht werden. Er selbst, der Arbeitsmann, steht in dem Dienst, der von der deutschen Jugend für diese Aufgabe gefordert wird, seine Arbeit ist eine Teilarbeit an dem Gesamtwerk der 200000 Arbeitsmänner. Ihm wird die praktische Aufgabe verständlich, die der Reichsarbeitsführer schon 1930 dem Führer vorgetragen hat: „Der Weltkrieg hat uns die Notwendigkeit einer gesicherten und ausreichenden Ernährungsgrundlage vor Augen geführt. Es handelt sich darum, aus dieser Erfahrung die Folgerung zu ziehen und den uns verbleibenden deutschen Boden ... aufs Äußerste zu nutzen, um uns von der Einfuhr lebensnotwendiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse unabhängig zu machen." Ödland und fruchtbarer Boden, die Bedeutung des Bauerntums, die Bedingtheit der völkischen Existenz durch den Raum und die Vielzahl der sich aus dieser Voraussetzung ergebenden innen- und außenpolitischen Aufgaben haben für ihn eine andere Anschaulichkeit, als sie früher vom Schulunterricht her für ihn haben konnten, nachdem er nunmehr selbst im völkischen Aufbauwerk gestanden hat.

Daneben steht die andere Tatsache: der ungleiche Grad der Bevölkerungsdichte.

Dem Zusammenballen in engen Großstädten mit ihren verderblichen biologischen, sozialen und geistigen Wirkungen steht freier Raum gegenüber, der durch die Landflucht der letzten Jahrzehnte noch mehr entleert wurde. „Eine Umschichtung unseres Volkes aus den Großstädten auf das Land, eine Umgruppierung aus der übermäßig aufgeblähten Industrie zurück zur Bodenkultur ist eine staatspolitische Aufgabe von ungeheurer Tragweite[1])." Planung, Umschichtung, Umsiedlung werden für ihn verständlich werden, bevölkerungspolitische Fragen wird er verstehen können, und die Karte Deutschlands wird für ihn eine andere Anschaulichkeit gewonnen haben, nachdem der junge Volksgenosse als Arbeitsmann selbst die Verschiedenheit der Lebensformen in Stadt und Land erlebt hat.

Die Entwicklung dieser Gedanken in Unterricht und Gespräch in den Abteilungen des Arbeitsdienstes nimmt ihren Ausgang unmittelbar von der täglichen Arbeit auf der Baustelle. Von jedem Begriff aus ergibt sich die geistige Weiterführung in die Geschichte und die politischen Fragen der Gegenwart, die durch den geopolitischen Ansatz ein neues Gesicht und vor allem eine lebendige Anschaulichkeit erhalten. Wenn in der Allgemeinheit der deutschen Jugend der Sinn und die Aufgabe des Reichsarbeitsdienstes wirklich in dieser Weise erfaßt wird, ist der erste Ansatz zu einer allgemeinen geopolitischen Bildung gewonnen, die der staatspolitische Unterricht selbst schon zu möglichst großer Tiefe führen wird. Es kommt hier nicht darauf an, die Fragen der Unterrichtung inhaltlich und methodisch weiter zu erörtern. Allgemein gilt auch hier, daß das Gebiet der Geopolitik keinesfalls in seiner systematischen Form der Wissenschaft, sondern vielmehr in der wirklichkeitsbezogenen Form der „Kunde" zur Erörterung kommen muß. Die Wissenschaft bringt zwar das Material herbei, aber ihre Denkform und Darstellungsform ist für den Volksunterricht nicht geeignet. Dieser hat seinen Ansatz in den aus Arbeit und Leben aufsteigenden Fragen.

Diese Zeilen beabsichtigen, die Erweckung des geopolitischen Bewußtseins und die Anfänge einer geopolitischen Bildung im Reichsarbeitsdienst — noch nicht den Aufbau der Bildung selbst im einzelnen — zu zeigen. Denn hier in der „Erweckung" liegt zunächst die entscheidende Aufgabe, deren Erfüllung auch in der Breite der Jugend zum mindesten immer im Bereich der Möglichkeiten des Reichsarbeitsdienstes liegt. Wenn dieser dem jungen Volksgenossen den Sinn seiner Aufgabe: die Mitwirkung an der Neuordnung des Raumes im Dienste des deutschen Volkes, klargemacht und damit zugleich die schicksalhafte Bedingtheit des Volkes durch die räumlichen Gegebenheiten gezeigt hat, und wenn der Arbeitsmann jene Tatsachen aus seinen Erlebnisgrundlagen heraus verstanden hat, dann kann man davon sprechen, daß sein geopolitisches Bewußtsein erweckt und das Tor zum Verständnis weiterer geopolitischer und daraus folgender allgemeinpolitischer Fragen eröffnet ist.

1) Vgl. Konstantin Hierl: „Arbeitsdienst ist Dienst am Volk", in „Der nationale Aufbau", Heft 1, S. 8 und 21.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Das Gewicht weltpolitischer Entscheidungen hat sich in diesen Wochen so entschieden auf die Tausend-Meilen-Zone rund um den Suezkanal gelegt, daß Vorgänge, die nicht mit dem Abessinien-Konflikt im Zusammenhang stehen, leicht übersehen oder nicht genügend beachtet werden. Wir stellen darum einige Vorgänge aus dem amerikanischen Bereich unserer Berichterstattung voran.

Präsident Roosevelt tritt in das Jahr 1936 mit guten Aussichten für seine Wiederwahl ein. Zwar ist ein erheblicher Teil seiner wirtschafts- und sozialpolitischen Reform daran gescheitert, daß vom Obersten Gericht ein verfassungsmäßig unangreifbares, politisch vielleicht sehr kurzsichtiges Veto eingelegt worden ist, dem der Präsident sich beugen mußte, wollte er nicht einen unmittelbaren Angriff auf die Verfassung wagen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist noch immer die Verfassung des ausgehenden 18. Jahrhunderts, auch wenn eine Reihe von „Amendments" versucht haben, sie neueren Bedürfnissen anzupassen. Kein Präsident hat bisher gewagt, ihren Grundriß anzutasten. Gute Beobachter der amerikanischen Entwicklung sind der Meinung, daß der Zeitpunkt sehr nahegerückt ist, an dem eine große Reform der Verfassung in ihren entscheidenden Strukturelementen (z. B. Verhältnis zwischen den „drei Gewalten"; Verhältnis zwischen Einzelstaaten und Bund) unvermeidlich wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Roosevelt nach seiner Wiederwahl gezwungen sein wird, diese Aufgaben anzugreifen. Vor der Neubestätigung seines Mandates im Herbst wird er nichts tun, was die Aussichten seiner Wiederwahl ernstlich gefährden und seinen Gegnern eine Außenseiterchance in den Schoß werfen könnte. Einstweilen ist noch nicht zu erkennen, wer auf der republikanischen Seite sein Gegenkandidat sein wird — Hoover, Borah oder ein mehr oder weniger Unbekannter; auch ist noch nicht zu übersehen, ob der in Amerika bisher immer mißglückte Versuch einer dritten Partei radikaler Färbung gemacht wird, für den vor allem im nördlichen Mittelwesten in Gestalt der unzufriedenen Farmerschaft gewisse Möglichkeiten gegeben sind. Die einzige Persönlichkeit, die Roosevelt aus dem eigenen Lager her hätte gefährlich werden können, der Senator und Diktator von Louisiana, Huey Long, ist tot.

Mangel an wirklichen Gegnern ist ein Vorzug, um den der Präsident von Mexiko, General Cardenas, seinen nördlichen Nachbarn beneiden könnte. Es fügt sich, daß gerade jetzt zwei Staaten des amerikanischen Mittelmeer-Bereichs, die in den letzten Jahren ein gewisses Maß innerer Ruhe genossen, Zeichen von Erschütterung zeigen: Mexiko und Venezuela. In Mexiko hat die Rückkehr des früheren Präsidenten und Kriegsministers Calles und sein Versuch, eine eigene Partei zu bilden, vorsichtshalber zur Abberufung einer Reihe von Provinzgouverneuren geführt; und

in der Hauptstadt selbst zu Vorgängen, die nicht gerade ein Zeichen für eine in sich selbst sehr gefestigte Herrschaft sind. Calles und Cardenas entstammen der gleichen revolutionären, vor allem agrar-revolutionären und kirchenfeindlichen Entwicklung. Was sie heute unterscheidet, ist ein Mehr oder Weniger im Vorwärtstreiben einer Entwicklung, die allen fremden Einfluß in Mexiko zurückdrängt, und immer mehr dazu kommt, als fremden Einfluß auch die katholische Kirche und die alte spanische Oberschicht zu empfinden. Was sich hier an der spanischen Oberschicht in der Geltung ihrer Sprache, der Erhaltung ihres Besitzes und der Herrschaft ihrer Religion vollzieht, ist vergleichbar dem Schicksal der deutschen Oberschicht etwa in den baltischen Ländern; die Gegner handeln aus sehr charakteristischer Mischung von sozialen und nationalen Beweggründen, die mit orthodoxem Bolschewismus sehr wenig zu tun haben, so sehr gewisse Formen zuweilen „bolschewistisch" erscheinen mögen. Es ist freilich seltsam, wie sich in Südamerika drei Typen von Revolutionen miteinander verschlingen: die althergebrachte „südamerikanische" Revolution, bei der — mit entscheidendem Anteil einzelner Heeresteile — um den Besitz der Staatsführung zwischen Gruppen ein und derselben Schicht gestritten wird; die besondere „indianische" Revolution der Andenstaaten von Mexiko bis Bolivien, die zum großen Teil von Mischlingen getragen wird, und nichts anderes bewirkt, als ein Rückgängigmachen der spanischen Eroberung, ein Wiederauftauchen der braunen Altbevölkerung; endlich die „moderne" Revolution, deren Träger in erster Linie die Schichten der Neu-Eingewanderten in den großen Hafenstädten der Ostküste sind. Alles, was in Mexiko vor sich geht, gehört in den zweiten Bereich hin; Venezuela dürfte heute — nach der Auflösung einer langlebigen (fast dreißigjährigen) und sehr erfolgreichen Diktatur mit dem natürlichen Alterstod des Präsidenten Gomez — an der Schwelle zwischen der ersten und der zweiten Entwicklung stehen; Brasilien ist — ebenso wie Argentinien und Chile, vielleicht auch Uruguay, wenn einmal das Land nicht mehr mit Montevideo fertigwerden sollte — schon vom dritten Typus bedroht. Was sich vor kurzem im Nordosten Brasiliens in und um Pernambuco abgespielt hat, zeigt schon eine bedenkliche Durchsetzung des munteren altsüdamerikanischen Revolutionsstils, der zu den regelmäßigen Notwendigkeiten des Staatslebens gehörte, mit echt bolschewistischen Elementen. Die Regierung des Präsidenten Vargas hat den diesmaligen Ausbruch verhältnismäßig schnell niederschlagen können; die Gefahr besteht weiter; vor allem aber haben sich Verknüpfungen über ganz Südamerika gezeigt, die nicht auf lokalen Unternehmungsgeist, sondern nur auf Moskauer Fernlenkung zurückgeführt werden können. Als Umschaltungszentrale dieser Fernwirkung für ganz Südamerika scheint die sowjetrussische Vertretung in Montevideo gewirkt zu haben. Uruguay hat klar und entschieden daraus die Folgerungen gezogen: es hat die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion abgebrochen.

Vor ungeklärten Verhältnissen steht zur Jahreswende wieder Spanien, dessen

innere Verhältnisse stark an das Hin und Her der ersten Jahre der Weimarer Republik in Deutschland erinnern. Der Präsident Alcala Zamora hat sich nicht entschließen können, der katholischen Rechten die volle Verantwortung für das Durchsteuern Spaniens durch Verfassungsreform und Neugliederung zu überlassen. Neuwahlen sollen darüber entscheiden, ob die nach der vorjährigen Revolte ausgeschaltete Linke wieder Macht gewinnt. Die Katalanen stehen Gewehr bei Fuß und warten darauf, bei neuen Verwicklungen in Madrid zum mindesten wieder jenes Maß von Freiheit zu gewinnen, das sie unter Macia besessen hatten, das von Companys so schnell verloren worden war.

Neuwahlen stehen auch in Griechenland bevor. Sie gelten nicht mehr der Frage der Monarchie oder Republik. Dadurch, daß sich der zurückgekehrte König entgegen den Wünschen derer, die ihn zurückgeführt hatten, konsequent auf den Standpunkt gestellt hat, er wolle König aller Hellenen und nicht König einer Partei sein, hat er es in kurzer Frist erreicht, die große Masse der Venizelisten mit seiner Rückkehr auszusöhnen. Griechenland hat zwanzig Jahre innerer Zerspaltenheit hinter sich. Es könnte sein, daß König Georg der kühne Versuch gelingt, die griechische Parteisucht wenigstens einzugrenzen — zumal die Möglichkeit auch außenpolitischer Erfolge im Rahmen des gesamten Mittelmeerkonflikts winkt.

Bevor wir aber mit einer Betrachtung des neuesten Standes der italienischen Frage — denn eine solche ist es heute geworden — abschließen, seien eine Reihe von kleineren Vorgängen aus dem übrigen Europa wenigstens noch erwähnt. Hierher gehört die Einsetzung eines dem Volkswillen entsprechenden Direktoriums im Memelgebiet; die vertragswidrige und vielleicht noch einmal sehr folgenreiche Ausbürgerung und Ausweisung der heimattreuen Eupen-Malmedyer durch die belgische Regierung; die Abschaffung des irischen Senats durch De Valera; neue Veränderungen in der Regierung von Südslawien; als wichtigstes die Wahl von Benesch zur Präsidenten der Tschechoslowakei. Die Vorgeschichte dieser Wahl ist nicht ohne Bedeutung. Die tschechischen Rechtsparteien hatten die Absicht, gegen den von den Kommunisten gestützten bisherigen Außenminister einen Gegenkandidaten zu stellen. Dessen Aussichten wurden dadurch beseitigt, daß die Slowakische Volkspartei veranlaßt wurde, für Benesch einzutreten. Es ist höchst aufschlußreich, zu wissen, wer für den plötzlichen Stellungswechsel der Slowaken in der Hauptsache verantwortlich war: kein geringerer als der päpstliche Nuntius in Prag. Die tschechische Linke ist im Vatikan seltsam beliebt; wir halten fest, daß Benesch seine Präsidentschaft als Nachfolger Masaryks einer gemeinsamen Aktion von Kreml und Vatikan verdankt. Es braucht nicht ausgesprochen werden, welche Linie der Außenpolitik damit neuerdings bestätigt worden ist. Ob daraus auf lange Sicht ein Gewinn für das tschechische Volk erwächst, ist allerdings mehr als fraglich.

Spuren vatikanischer Diplomatie — zur selben Zeit, wo sich der Vatikan durch eine Inflation von Kurienkardinälen gegen alle Möglichkeiten auch in Italien zu

sichern strebt — führen an einer anderen Stelle wiederum in die großen Entscheidungen um das Mittelmeer hinein: dort nämlich, wo die Geheimwege Sir Robert Vansittarts sich mit denen der Kurie treffen: in jenen Pariser Vorzimmern, in denen der Hoare-Laval-Plan geboren wurde, der richtigerweise Vansittart-Plan heißen müßte.

Das Zwischenspiel jenes Dezember-Wochenendes in Paris gehört zu den seltsamsten und aufschlußreichsten Vorgängen der Außenpolitik langer Jahre. Der Ablauf im einzelnen ist weder heute genau zu erhellen, noch wird er jemals klargestellt werden können; seine Bedeutung ist eindeutig: Hier ist noch einmal von den Vertretern der Zunft versucht worden, Großmachtpolitik alten ehrlichen Stils zu treiben: ein den Machtverhältnissen leidlich angepaßtes Kompromiß zur Vermeidung eines möglichen Großkrieges auf Kosten des Schwächsten zu schließen, und dem Völkerrecht zu überlassen, wie es damit fertig werde. In diesem Stil hätten Lansdowne und Salisbury, Cambon und Delcassé Außenpolitik gemacht; in diesem Sinn war der Vertrag von 1906 über die Abessinischen Interessensphären, der englisch-russische Persien-Ausgleich, das deutsch-englische Kolonialabkommen über den portugiesischen Bestand in Afrika von 1913. Eine künftige Geschichtschreibung wird wahrscheinlich sagen, daß der Hoare-Laval-Plan weitaus das Vernünftigste war, was vom Standpunkt der Westmächte zur Lösung des Abessinien-Konfliktes geplant worden ist; sie wird nicht begreifen, warum sich Mussolini die Gelegenheit entgehen ließ, durch sofortiges Ja vor allem das britische Kabinett in unlösbare Verpflichtungen zu verstricken. Sie wird weiter feststellen, daß Sir Samuel Hoare — der durch die Art seines Rücktritts den Engländern bewiesen hat, daß er ein geeigneter Führer wäre, falls wirkliche Not anbräche — der britischen öffentlichen Meinung kurz nach einem mit Völkerbundsparolen gewonnenen Wahlkampf zu viel Wahrheit und Tatsachen-Mut abgefordert hat. England hat in den vierzehn Tagen vor Weihnachten eine tiefe Krise durchlebt: Es hat sich geweigert, „to face the facts". Es hat die Möglichkeit eines kolonialpolitischen Sonderfriedens ausgeschlagen (sogar ohne abzuwarten, ob nicht die anderen Beteiligten sie ausschlagen würden!); mit Eden als Außenminister steht es jetzt vor der Notwendigkeit, einem Krieg mit Italien entgegenzuschauen. Die britischen Anfragen an die übrigen Mittelmeermächte (außer Frankreich, dessen Zusagen wohl noch präzisiert werden mußten, handelt es sich dabei um Spanien, Griechenland, Südslawien und die Türkei), ob und wie sie zu militärischer Unterstützung bereit sein würden, falls England daran gehe, „die Sanktionen wirksam zu machen", sind ein Vorgang von höchstem Ernst. Mit Ausnahme Spaniens, dessen Antwort noch aussteht, sind die Antworten schon erfolgt. Sie haben England befriedigt, trotzdem die Türkei das Recht der Dardanellenbefestigung dabei zu verlangen scheint. Die Lage im Mittelmeer sieht nun so aus, daß England für seine Flotte auf Toulon und Biserta rechnen kann; daß türkische und griechische Truppen für Ägypten verfügbar sein sollen,

und Südslawien eine schweigsame Drohung an anderer Stelle ausführen soll. Ob das „Wirksamwerden" der Sanktionen darin besteht, daß ein neuerlicher Versuch zur Durchführung der Ölsperre unternommen wird, oder ob es doch zu einer Sperrung der Straße von Gibraltar und des Suezkanals kommen soll — der Weg zum Mittelmeerkrieg ist kurz und deutlich. Die Gesamtlage ist nicht weit von dem schweren Ernst der Julitage 1914 entfernt — nur daß für Deutschland der große Unterschied besteht, daß es in der sicheren Neutralität, die durch den Austritt aus dem Völkerbund und die sich vollziehende Aufrüstung gewährleistet ist, dem Zusammenbruch der Versailler Machtkonstellation aus sich selbst heraus — zuschauen kann. Die Stellung Deutschlands wird sich dabei nicht verschlechtern — wie immer auch die Entscheidung im Mittelmeer ausfallen mag. Nach dem Scheitern des Pariser Friedensplanes können wir nicht mehr daran glauben, daß ein realpolitisches Kompromiß erzielt wird, bevor so oder so ein grundlegender Umsturz der gesamten Machtverhältnisse im Mittelmeer und im Nahen Osten erfolgt ist.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indo-pazifischen Raum

„Wer weiß nichts von der Besitzergreifung der Mandschurei und neuen Besitzergreifungen in China, die für die imperialistischen Abenteuer im Osten wer weiß womit enden können!"

Also sprach der Vorsitzende des Volkskommissariats, Molotoff, zu Moskau Ende November, und fuhr fort:

„Wir sehen uns dem Abenteuer einer Besitzergreifung Abessiniens gegenüber, das mit der Gefahr des Ausbruches eines neuen und für den Bestand des gesamten kapitalistischen Systems gefährlichen Weltkrieges verknüpft ist."

Aber wodurch anders, als durch lauter „imperialistische Abenteuer" ist Rußland und das Sowjetsystem überhaupt zum pazifischen Bereich hinüber gekommen? Es ritt und fuhr über Land dahin, und die anderen Imperialisten fuhren zur See — wo aber ist der innere Unterschied? Niemand im Fernen Osten hat die Kosaken gerufen! Aber wenn sich die Volkskommissare darauf berufen sollten, daß dies ja ein verhaßtes Erbe des weißen Zarentums sei, dann könnten sie sich entweder zur allgemeinen Freude des Fernen und Mittleren Ostens dieses Erbes entschlagen oder mindestens aber es nicht zu vermehren trachten.

In dieser Lage fangen wir wieder raumpolitisch zu rechnen an: seit seiner allzu nahen Berührung mit dem Westen ist das Chinesische Reich mindestens 6,7 Millionen Quadratkilometer aus seiner Verfügungsgewalt, wenn auch nicht staats- und völkerrechtlich, losgeworden. Davon verfügt heute das Sowjetsystem über die ehe-

maligen Küsten und Amurlandschaften der Mandschurei (deren vorübergehende Besitzergreifung ganz ungerechnet), über die Äußere Mongolei und Tannutuwa und praktisch über Sinkiang (Chinesisch-Turkestan). Das ist weit mehr, als Japan bisher — mit rund 2 Millionen Quadratkilometer, falls Nordchina dazukommt — in seine Schutzfreundschaften einbezog. Die Sowjetbünde sitzen also mit dem so herb angeprangerten „Imperialismus" auf einer Stange. Wozu dann der Lärm oder „Cant"?

Gewiß sind die Abenteuer rings um die Mandschurei und rings um Äthiopien die am meisten ruhestörende geopolitische Erscheinung an der Schwelle von 1936. Aber an beiden Stellen hat sich als Causa movens bereits vorher russischer Imperialismus neben westmächtlichem und dem durch beide aufgestörten und erweckten japanischen beteiligt. Und Japan wie Italien haben immerhin den Naturrechtstitel eines unerhörten Volksdrucks, der hoch in die Hunderte auf den Quadratkilometer geht, während die Sowjetbünde, wie man auch rechne, nur mit einer Volksdichte von zwischen 5 und 7 Köpfen auf dem Quadratkilometer ihres unentwickelten Riesenraumes liegen.

Und doch haben die so sehr angegriffenen bürgerlichen Diktaturen faschistischen Typs, obwohl der Faschismus in Moskau als „Symbol der Bestialität" bezeichnet wurde, nirgends und an keiner Stelle der Erde so viel „Bestialität" aufgebracht, wie wir der russischen Kolonialgeschichte neben vielen heroischen Zügen mühelos nachweisen könnten. Nirgends anderswo kommt z. B. das Hineinlegen von Wehrmännern in Steilgräben zum Darüberhinwegfahren mit Artillerie vor, wie es beim Kampf um die letzten unabhängigen kaukasischen Bergfesten befehlsgemäß geübt wurde; nirgends findet sich in der Kunst so offenkundige Freude an Schädelpyramiden und Sadismus, wie man sie in Moskauer Galerien beisammen sah, wie sie im Lichtbild den russischen Revolutionsvorgängen nachgewiesen wurde.

Der Kampf ums Dasein der Einzelnen, Gruppen und Völker in ihrem Ringen um Lebensraum ist zuweilen von erbarmungsloser Härte, schärfer oft im expansiven atlantischen und westeurasiatischen Bereich als im indopazifischen: aber es geht nicht an, daß die blutigsten Hände sich davon weißwaschen und die eigene Schuld zusammen mit der anderer fremden Schultern aufbürden. In solchen Fällen muß die herbe Wahrheit erdüberschauender Geopolitik das Gleichgewicht wiederherstellen und Maßlosigkeiten zurückweisen, auch wenn sie von besonders geschäftigen Völkerbundsmitgliedern ausgehen.

Wie notwendig eine solche ausgleichende Überschau des weltpolitischen Schuldanteils an geopolitisch unhaltbaren Besitzverhältnissen ist, das könnte uns am besten die Jahresschlußnummer der, trotz ihrer Umgestaltung, immer noch ausgezeichneten Pazifikrundschau: „Pacific Affairs" beweisen (Bd. VIII, Nr. 4). Wie leicht auch die hohe politisch-wissenschaftliche Kultur der Angelsachsen unter den Bann geschickter Darstellung gerät, verrät sich in der geschickten Grabrede von A. J. Kantorovich über die Chinesische Ostbahn, der Besprechung von Harriet Moore über die

sowjetrussische Vierteljahrsschrift „Tikhi Okean" (Russ.) der Pazifikabteilung des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik der Kommunistischen Akademie und in des Herausgebers Owen Lattimore eigener Darstellung über die Inland-Tore (Inland Gates) von China.

Ihnen steht eine ausgezeichnete Gruppe von drei geopolitisch-sachlich hervorragenden Aufsätzen gegenüber: „Die Kolonisationsmöglichkeiten von Nordwestchina und der Inneren Mongolei", von James Thorp; im inneren Zusammenhang damit „Wüsten von Menschenhand" (Man-made Deserts) des USA.-Bodenkundlers W. L. Lowdermilk, und die von hoher Warte gesehene Schilderung der früheren Herausgeberin Elizabeth Green: „Die indianischen Minderheiten unter dem New Deal." Diese ist immerhin ein Übergang zu den beiden Vorhutkämpfen für die pazifische Geopolitik der Vereinigten Staaten, die in Quincy Wrights: „Gesetzliche Grundlage der Stimson-Lehre" und der „Neuen Philippinen-Verfassung" von Conrado Benitez zu Wort kommt, abgesehen von der Gesamthaltung.

Die kurze Überschau läßt erkennen, welche wertvolle Quelle für alle pazifischen Machtverlagerungen auf geopolitischem Grunde die „Pacific Affairs" immer noch sind, wie notwendig es ist, daß in jedem Großvolk von weltumspannender Bedeutung eigene Einrichtungen zur dauernden Überwachung dieses Kraftfeldes bestehen, wenn es in seinem Riesenkampf der eingesessenen Anrainer gegen die kontinentale Durchdringung der Sowjets und die ozeanische Umspannung der Angelsachsen nicht beider alleinige Beute werden soll.

Verlässiges Erhaschen der Zahlen der Außenjapaner ist nicht einfach, weil die Zahlen bald zweckbestimmterweise zu niedrig, bald zu hoch angegeben werden. Das Gwaimusho (Ausw. Amt) gibt für den 1. 10. 1934 1 803 000, bei einer Jahreszunahme von 215 000, darunter 140 000 Japaner, 74 000 Koreaner und 1000 Formosaner. Die größte Zahl in der Mandschurei, mit 243 668 (heute gewiß etwa 30 000 mehr), betrug bei Beginn des mandschurischen Konflikts nur 112 735 (amtl. Angabe!) — bei der aber die Koreaner nicht mitgezählt sind, deren Zahl als Außenjapaner um 800 000 schwanken mag, mit den früher Ausgewanderten sicher gegen 1½ Million beträgt. In Brasilien werden 173 500, in Hawai 150 832, in den Vereinigten Staaten 146 708 und in China 56 049 Japaner als ansässig angegeben. In Äthiopien befand sich zur Zeit der Zählung kein einziger. Blieb die Zunahme annähernd beständig, so ist die Zahl von rund 2 Millionen im Herbst 1935, von etwa 2¼ Millionen im Herbst 1936 wahrscheinlich.

Die nicht nur mit japanischem Bedarf hochbeschäftigte Rüstungsindustrie vermag vielleicht manche sonst wanderlustigen Volksbestandteile durch für japanische Verhältnisse hohe Löhne — 1,20 bis 2,70 Yen je Tag — bei innerer Kaufkraft des Yen von fast 2 M., Weltwert von ¾ M.! — zurückzuhalten.

Schwere geopolitische Folgen auf weite Sicht hat die Neigung der beiden Hauptvergewaltiger des pazifischen Kraftfeldes von außen her, der Nordamerikaner wie

der Russen zur Waldverwüstung, zur Schaffung von Wüsten durch Menschenhand. In dieser Richtung schreibt W. L. Lowdermilk mit „Man-made Deserts" eine böse Rechnung heraus. Hier verzeichnet das Konto freilich zunächst die Sünden der Mittelmeerkultur wie der altchinesischen durch die Kulturmenschheit; aber die Landschaftsverwüstungen der frei treibenden Herden gingen beiden voraus — lange vor 3700 v. Chr., wo die erste nachweisbare menschliche Tätigkeit in der Richtung der Verwüstung chronischen Stils begannen.

Nun lernten 1934 und 1935 die Weststaaten der Union die bis zu 4000 Meter Höhe hinaufwirbelnden Staubstürme kennen, über denen fliegende Archäologen in der Alten Welt die Spuren einstiger dichter Siedlung heutiger Wüstungen photographierten. Ähnliche Spuren hat man an der pazifischen Westküste Südamerikas durch das Lichtbild festgehalten, wie jene, die in Tripolis zeigten, wohin die zu Mohammeds Zeit dort noch etwa 6 Millionen starke Bevölkerung mit ihren Fruchthainen und Weinfeldern gekommen war.

Einen „diabolischen Vorgang" nennt es der US-amerikanische Vertreter der Bodenkunde mit Recht, daß gerade die menschliche Ackerbaupflege den Boden seines natürlichen Schutzes beraubt und Regen und Wind gestattet, bei einem Hang von nur 8% Neigung, in 29 bis 36 Jahren alles das an Bodenwert wegzuwaschen, was durch anderen Bodenschutz 12 000, durch den besten etwa 100 000 Jahre davor geschützt wird. Eine Expedition in das chinesische Wei-Tal, die Wiege der nordchinesischen Kultur, bestätigte diese Erfahrung. Aus ihr geht das Hinübergleiten der Macht aus dem Norden in den Süden, trotz aller Tüchtigkeit der Nordchinesen, aus geopolitisch zwangsläufigen Gründen der Überkultur und Waldvernichtung hervor. Ein säkularer Vorgang erhält jetzt seinen weltpolitischen Stempel — durch Umstempelung einer Landschaft, die so lange den Reichsschwerpunkt festhalten konnte, zum Plankton und Raumpuffer zwischen Japan und Jungchina. Ein erschütterndes, mahnendes Bild!

So wird China nachgewiesen, daß Hunderte von Millionen Hektare von seinen Wasserscheiden durch künstlich gesteigerte Erosion herabgewaschen worden seien. Den USA. wird bezeugt, daß namentlich während der Präsidentschaft von Theodor Roosevelt eine erschreckende Forstmörderei stattgefunden habe; der Präsident sei erst durch die Gegenüberstellung des Bildes einer wohlbewässerten, bewaldeten, blühenden chinesischen Tallandschaft aus dem 15. Jahrhundert und des Lichtbildes desselben baumlosen, sterilen, entvölkerten Tales von 1900 zu seinem Forstschutzgesetz bewogen worden. Nur Deutschland und Japan wird bestätigt, daß sie dieser selbstmörderischen Praxis der anderen Kulturvölker eine stete instinktive und bewußte Wald- und Klimapflege entgegengehalten hätten.

Niemand wird die „Pacific Affairs" prodeutscher und projapanischer Haltung beschuldigen dürfen. Hier also steckt geopolitische Wahrheit! Klima- und Waldverwüstung ist Raub an der Gesamtmenschheit, der die ganze Erdoberfläche zur

pfleglichen Behandlung (Kultur — im Gegensatz zu Zivilisation!) anvertraut ist. Wer im wenigen getreu ist, soll schon nach der Bibel über vieles gesetzt werden!

Die chinesische Republik, die an der Jahreswende von 1911/12 auf dem Wege des „ko ming", des himmlischen Mandatwechsels, der Tatsing-Dynastie die Herrschaft über die gelbe Erde mit Zubehör aus der Hand nahm, war über vieles gesetzt, das sie bei gleichem Geschick im Aufbauen wie in der Kritik vermutlich hätte erhalten können. Wer ihre Raumbürde weit mehr noch als der angelsächsische oder japanische Imperialismus erleichtert hat, ist der ehemals weiß-, heute rotrussische Imperialismus gewesen (den es heute nicht mehr geben soll, wenn wir Molotoff und Kantorowich und allen anderen glauben sollen, die dasselbe Lied singen). Eng beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen: in der Mandschurei, Inneren Mongolei, in Nordchina, gewiß — aber auch in der Äußeren Mongolei, in Tannutuwa, Sinkiang und sonst in Zentralasien!

Nur in den Philippinen scheinen Reichsgedanken — sowohl Herrschaft als Freiheit zugleich befriedigend — mit Machtsachen noch eng beieinander zu wohnen. Im Besitz des Freiheitsversprechens für eine Philippinenrepublik auf 1945 (Kongreß-Akte vom 24. 3. 1934) sowie einer Konstitution (14. 5. 1935 mit 96,6%, 1,213934 Mill. Wahlstimmen gegen 3,4%, 42660 angenommen), in Kraft gesetzt durch die Wahl vom 10. 7. 1934 und die Verkündigung des Grundgesetzes der einstweilen „Commonwealth" genannten neuen Gemeinwelt, schwimmt alles mit einem Präsidenten eigner Wahl in Seligkeit. Aber es ist eine Seligkeit mit bangen Vorahnungen, nicht einheimischer, sondern amerikanischer Fassung, mit einem Einkammersystem — das allenfalls mit dem jetzigen Wahlkörper von etwas mehr als 1¼ Millionen Stimmträgern arbeiten kann, die über 21 Jahre alt, des Lesens und Schreibens kundig sind, nicht aber, wenn einmal die Massen der etwa 12 Millionen heutiger Analphabeten herandrängen.

Frauenstimmrecht soll erst folgen, wenn bei einer Volksabstimmung innerhalb von zwei Jahren mindestens 300000 voll qualifizierte Frauen dafür sind. In den Verankerungen und Rückversicherungen werden viele Anlehnungen an die Verfassung der USA. sichtbar. Darüber hinaus enthält die Verfassung in Sect. 5 des Art. XIII eine „Erziehungsphilosophie", die das heißblütige Völkchen, namentlich bei allgemeiner Wehrpflicht, dringend nötig hat, wenn es binnen zehn Jahren im pazifischen Sturmfeld allein stehen will. Aber wer weiß, welche Wandlung inzwischen die hin und her pendelnde Volksseele der USA. durchgemacht haben wird? Lassen die USA., Komintern und Japan die Südsee in Ruhe, so könnten die Philippinen ein Paradies auf Erden werden.

Versprochen worden ist es ihnen oft genug! Aber wie steht es mit Indien, dem neuen Verfassungsparadies, dessen Verbitterung Jawaharlal Nehru bezeugt? (Manch. Guard. vom 10. 12. 35, S. 20.) Aber ist es nicht dem so viel größeren und widerstandsfähigeren China auch versprochen worden — erst jüngst von General

Tada —, daß es ein Paradies werde? Und was ist daraus geworden? Man lese Owen Lattimores „Inland-Tore Chinas" und vergleiche damit, was die Sowjets tatsächlich treiben, obwohl Sowjets und USA. aus dem eigentlichen Fernen Osten 1935 Rückzieher gemacht haben: kontinental-eisenbahnpolitisch die einen, ozeanisch als Pacific-Quadrilateral-Beherrscher die anderen!

Freiwillige Mitarbeit unserer Leser in fernen Landen, über See, aus reinem Anteil an der „Geopolitik" um ihres Wesens willen, die wir dankbar schätzen — in diesem Fall geleistet durch Herrn F. Hans Benhard, San Francisco —, liefert uns Stimmungsspiegelungen zu den zwei jüngsten Großleistungen US-amerikanischer Geopolitik im Pazifischen Ozean. Das sind unzweifelhaft die am 22. 11. erfolgte Eröffnung des transpazifischen Flugverkehrs und der Anlauf zur Freigabe der Philippinen. Dazu kommt das Echo aus Japan zu beiden und der nordchinesische Rückschlag, wie ihn etwa die am 24. 9. veröffentlichte Ansicht des Generals Tada als Stimmführer der Kwantungarmee und Tsurumatsu Okamoto vom „Osaka Asahi Shimbun" in seinem Werk „Sekai wa Ugoku" (Weltbewegung) ahnen lassen. Da wird der Rückzug der USA. von den Inseln nur ein gewagtes strategisches Manöver genannt, während die Nation dennoch an ihrem imperialistischen Ehrgeiz im Osten Asiens festhalte, dem Tada Japans „göttliche Vorkämpfermission für Asien gegen den westlichen Imperialismus" entgegenhält, dessen Opfer China sei.

Gewiß erinnert der mit Geschick aufgenommene Name „Clipper" für die neuen Transozeanflugzeuge an die segelgewaltigen einstigen Windhunde der Ozeane, die ein gutes Stück westlicher Weltgeltung mit sich durch die Weltmeere trugen. Begreiflich ist es, daß begeisterte Pressehymnen den ersten Ausflug des „China Clipper" auf einer Strecke von im ganzen 27000 km begleiteten, so „San Francisco Chronicle" vom 22. 11. 35, mit guten Bildern des gewaltigen Fahrzeugs, „eines Ideals angewandter Kunst und eine Augenweide", das an diesem Tag „Weltgeschichte machte"

Angespannt verfolgte man die Einzelheiten des Flugs, namentlich die ungewöhnlich günstige Leistung der dritten Etappe der 8000-Meilen-Strecke Kalifornien—Manila, die von Midway bis Wake Island (1242 Meilen) in 8 Stunden 28 Minuten zurückgelegt wurde. Schon streiten Niederländisch-Indischer K.-Flugdienst und Iloilo Negros Air Lines darum, wer, mit Zwischenhalt in Tarakan (Nordwestborneo), die Strecke Manila—Batavia befliegen dürfe.

„U. S. Commerce Reports" (Nr. 45 vom 9. 11. 35) bezweifeln, daß der Luftfriede zwischen Indonesien und den Philippinen lange halten werde.

Zunächst ist man aber („San Francisco News" vom 15. 11. 35), mit Recht, stolz darauf, daß die USA., freilich nach manchen Zwischenumschlägen, das stolze, damals als Cant aufgenommene Wort von MacKinley vor 35 Jahren wahr gemacht haben: „Wir werden fortfahren, diesem Volk, das die Vorsehung in unsere Verfügungsgewalt (jurisdiction) gebracht hat, das Gefühl zu erhalten, daß es ihre Frei-

heit, nicht unsere Macht, ihre Wohlfahrt und nicht unser Gewinn ist, den wir zu erhöhen und zu vermehren trachten."

„Dazu lächelte eine zynische Welt", fügt die kalifornische Zeitung hinzu, und betont selbst in langen, höchst belehrenden Begleitworten, wie selten ein solches Beispiel in der Geschichte sei, auch wenn sich der Kongreß zuletzt aus „sordid motives" (schmutzigen Beweggründen) dazu durchgerungen habe. Sie bekennt auch, daß man, namentlich wirtschaftlich, noch lange nicht über dem Berg „out of the wood" sei, weder Präsident Quezon, noch die Philippinen, noch die USA., die mit einem Handelsanteil von 12% der Ausfuhr 1900, 87% heute, mit einer Einfuhr von 65% die Inselgruppe alles eher als wirtschaftlich eigenständig gemacht hätten.

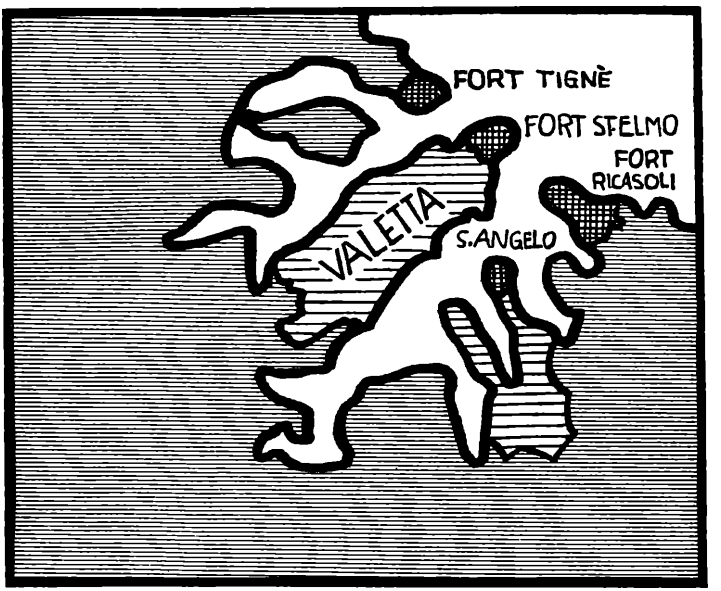
Immerhin bleibt das Beispiel rühmlich, wenn man vergleicht, wie europäische größere und kleinere Mächte mit viel kleineren, ihnen durch Kriegsglück anderer zugeworfenen Landfetzen und den Minderheiten darin umgegangen sind; und eine vage Hoffnung auf künftige Nachahmung glänzt als matter Silberstreif am Sehkreis. Kehrseiten zeigen sich, wenn etwa bereits 1935 der Kampf zwischen Standard Oil und Westgruppen um die asiatischen Märkte mit dem Bahrein-Insel-Öl beginnt („San Francisco Chronicle", 14. 11. 35, E. O. Kelsey); also Kalifornien in geheiligte britische Ölbezirke „mit glänzender seestrategischer Lage, „ostwärts um Singapore", eingreift und die Hände nach Ost- und Südafrika und westlich bis Suez ausstreckt. Hier schickt sich also außer Japan seit 1932 noch ein weiterer stärkerer Bruder als Italien zum Mitspielen an. Die Flottentagung ab 9. 12. 35 wird zeigen, wie sich die stärkeren Brüder untereinander vertragen und ob das „Empire" ozeanische Teufel mit einem kontinentalen Beelzebub austreibt. Dazu wird man Gutes Neujahr wünschen müssen!

Otto Constantini:
Weltpolitik um Malta

Mit der zunehmenden politischen Spannung im Mittelländischen Meer tritt die Frage der geopolitischen Stellung und militärischen Bedeutung der Insel Malta wiederum stark hervor. Malta gilt seit dem Jahr 1800 als unbestrittener englischer Besitz, der seit dieser Zeit keinen Feind mehr gesehen hat und noch weniger von irgendeiner Seite her je bedroht wurde. Die gegenwärtige Stimmung auf Malta läßt jedoch deutlich erkennen, daß dieses Gefühl der unbedingten Sicherheit auf Grund der letzten politischen Vorgänge so ziemlich verlorengegangen ist.

Die geopolitische Lage der Insel ist in der Tat eine äußerst günstige. Malta liegt fast in der Mitte des Seeweges zwischen Gibraltar und Suez. Durch die Eröffnung des Suezkanals wurde das lange vereinsamte Mittelländische Meer in den Weltverkehr wieder einbezogen, eine Tatsache, die für Malta von größter Bedeutung wurde. Neben dem lebhaften Durchgangsverkehr von Westen nach Osten besteht ein noch

allerdings geringer Binnenverkehr von Norden nach Süden, der im westlichen Becken des Mittelmeeres zwischen Spanien und Frankreich und der gegenüberliegenden afrikanischen Küste recht stark ist, zwischen Italien und Libyen abnimmt, um schließlich im östlichen Becken des Mittelländischen Meeres seine Bedeutung zu verlieren. Während sich nun im Westen der Querverkehr Spaniens und Frankreichs reibungslos und ohne Berührung eines fremden Gebietes vollzieht, ist im mittleren Teil Italien gezwungen, bei Verbindung mit seiner afrikanischen Kolonie an Malta vorbeizufahren. Diese unangenehme Nachbarschaft hat Italien schon öfters zu



≡ Siedlung
Forts
Valetta 1 : 64 000

spüren bekommen und auch bei Ausbruch des Weltkrieges erwies sich Malta als günstige Aktionsbasis für eine Beeinflussung Italiens. Der Besitz der Insel ist für England daher von doppeltem Werte. Für Italien jedoch bedeutet das englische Malta einen Dorn in der „Ferse des italienischen Stiefels", eine ständige Kontrolle seiner Unternehmungen und letzten Endes eine Gefahr für das Land selbst.

Neben den Vorzügen einer äußerst günstigen Lage besitzt Malta noch den Vorteil eines geradezu idealen Naturhafens. Schon die Insel bietet mit ihren zahlreichen Buchten an der ganzen Nord-, Nordwest- und Südostseite zahlreichen Schiffen Lande- und Ankergelegenheiten. Alle diese Buchten aber werden von der Hauptstadt der Insel, von Valetta, das über einen ganz einzigartig dastehenden Naturhafen verfügt, weitaus übertroffen. Malta liegt auf einer schmalen Halbinsel, die bis zu 1 km breit und 2½ km lang ist. Auf der Nordwestseite dieser in das Festland ein-

gebetteten Halbinsel befindet sich der Grand Harbour, auf der Südostseite der Marsamuscetto Harbour, zwei in der Tertiärzeit ertrunkene Flußtäler. Der Grand Harbour wiederum verfügt über fünf weitere ausgezeichnete, von der See aus unsichtbare Naturhäfen, der Marsamuscetto Harbour besitzt deren drei. In diesen acht Nebenhäfen kann die ganze englische Flotte bequem und ungestört zusammengezogen werden. Diese prachtvolle Naturhafenanlage kommt den Engländern in dem an natürlichen Häfen so armen Mittelländischen Meere ganz besonders zugute; die Italiener aber, die über fast keinen guten und gesicherten Hafen verfügen, betrachten mit neidischen Augen diese herrliche Seefestung. Wohl ist die zwischen Sizilien und Tunis gelegene Insel Pantellaria in italienischem Besitz, aber die Insel hat keine Hafenanlagen und die Schiffe müssen auf offener Reede Anker werfen.

Mehr als ein Jahrhundert lang war Malta unbestrittener, unnahbarer englischer Besitz, kein Feind konnte es wagen, sich der Insel auch nur zu nähern, geschweige denn an die Eroberung derselben zu denken. Die englischen Küstenbatterien hätten jeden Angriff im Keime erstickt. Das Mittelländische Meer war bis jetzt ein ausgesprochen englisches Meer, zu dem Großbritannien die Eingangspforte und das Ausgangstor besaß und in den Dardanellen sich einen Notausgang bereitzuhalten versuchte. Aber seit Beendigung des Weltkrieges hat sich die politische Lage in mehrfacher Weise geändert und zwar nicht zugunsten Englands. Aus dem im Weltkrieg geretteten Freund wurde bald ein eroberungshungriger Rivale, der mit seinen Erwerbungen in Mitteleuropa (auf Kosten Österreich-Ungarns) nicht zufrieden war und bei der Verteilung der deutschen Kolonien und des türkischen Besitzes übersehen worden war: Italien. Das Ziel der italienischen Politik ging nun dahin, auch in die Reihe jener großen Kolonialmächte einzutreten, die die Weltpolitik bestimmen. Um dies zu erreichen, begann Italien in großem Ausmaße aufzurüsten, die vielen schlechten Erfahrungen im Weltkrieg haben dabei sehr lehrreich gewirkt. Von Italien erwartete die Entente keine selbständige Politik, weshalb man Italien sich selbst überließ und alle Mühe auf die Niederhaltung des besiegten Deutschlands verwendete. Während nun England und Frankreich sorgsam darüber wachten, Deutschland am Boden zu halten, wuchs inzwischen Italien seinen Bundesgenossen über den Kopf hinaus. Italien schuf sich ein modern ausgerüstetes, schlagfertiges Heer, baute Kriegsschiffe und Tanks und hat sich in seiner Luftwaffe ein Kampfmittel gesichert, vor dem selbst England zittert.

Gestützt auf ein Millionheer und die ungeheuere Luftflotte, die den Kampf mit jeder Weltmacht aufnehmen kann, begann Italien die Loslösung von seiner traditionellen Politik, jener engherzigen Politik, die keinen außenpolitischen Schritt ohne Erlaubnis und Zustimmung Großbritanniens zuließ. Diese Zeiten sind für Italien jetzt vorbei. Das neue Italien treibt imperialistische Politik in Reinkultur. Letztes Ziel der italienischen Regierung scheint, wie dies sinnfällig in Rom auf den in der via dell'impero öffentlich ausgestellten vier Geschichtskarten gezeigt wird,

die Wiedererstehung des Imperium Romanums zu sein. In Verfolgung dieser Aufgabe, die durch die Bekämpfung des schwächsten Gegners bereits eingeleitet wurde, rechnet man in Italien selbst mit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit England, wobei viele Optimisten Malta schon als italienischen Besitz sehen.

Malta ist heute nicht mehr jener unangreifbare Punkt von einst. Gegen Kriegsschiffe war Malta leicht zu halten, Luftschiffen gegenüber wird es nicht lange Widerstand leisten können. In einer halben Stunde können die in Sizilien zusammengezogenen Flugzeuge über Malta erscheinen und selbst von Tripolis her benötigen moderne Kampfflieger kaum zwei Stunden. Italien hat gegenwärtig seine Flugzeuge über das ganze Königreich verteilt, aber die in Sizilien aufgestellten Kampfmaschinen werden genügen, um Malta zu nehmen. Binnen wenigen Stunden kann, wenn dies notwendig sein sollte, Italien seine ganze Flotte zusammenziehen und damit buchstäblich die Sonne verdunkeln.

Hat England die drohende Gefahr erkannt? Ja, zwar etwas spät, aber doch lange nicht zu spät. In doppelter Weise, in militärischer und diplomatischer Vorbereitung, sucht Großbritannien dieser Gefahr entgegenzutreten. Schon seit längerer Zeit wird eifrig daran gearbeitet, Malta in modernen Kampfzustand zu setzen. Die Küstenverteidigungsanlagen wurden besonders im Fort Ricasoli, Fort San Angelo, Fort San Elmo und Fort Tigne mit neuzeitlichen Geschützen versehen. An Stelle der Eisenbahn wurde der Autobusverkehr eingeführt. In den unter den Stadtmauern befindlichen ehemaligen Bahnhofsanlagen werden gegenwärtig Unterstände und Parkplätze für Flugzeuge errichtet. Luftschutzübungen größeren Ausmaßes haben die Zivilbevölkerung für die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Wie eifrig in England selbst gerüstet wird, braucht an dieser Stelle nicht hervorgehoben werden.

Sollte Italien wirklich durch einen kühnen Handstreich Malta gewinnen und wäre es in der Lage, den eroberten Besitz auch zu halten, so würde dies grundlegende Veränderungen im Mittelländischen Meer hervorrufen. Italien hätte vom Alpenkamm bis weit in die Sahara hinein ein zusammenhängendes geschlossenes Reich, der lästige Fremdkörper wäre beseitigt, die Gefahr einer Abschnürung der Kolonie vom Mutterlande für alle Zeiten gebannt. Dies die defensive Seite eines italienischen Maltas. Italien würde aber in Verfolgung seines Zieles: Gewinnung der Vorherrschaft im Mittelländischen Meere, sofort zum Angriff übergehen. Es wäre dann in der Lage, mit seinen Schiffen, Unterseebooten, Küstenbatterien und Flugzeugen die Verbindung zwischen West- und Ostbecken des Mittelmeeres zu beherrschen, ja sogar abzusperren. Dadurch würde es seinem Wunsche, die Mare-nostro-Politik auch auf das Mittelmeer auszudehnen, schon bedeutend näherkommen. Für England aber wäre der Verlust Maltas eine ernste Gefährdung seines Seeweges nach Indien.

Diesem Plan kann England nicht ruhig zuschauen, es muß handeln, bevor es zu spät ist. Seine berühmte Gleichgewichtspolitik ist heute Selbsterhaltungstrieb. Ein zu starkes Frankreich ist für England keine Gefahr, denn Frankreich hat Deutschland

als Rivalen; ein zu starkes Italien aber bedeutet für Englands See- und Weltherrschaft eine drohende Gefahr. Unter diesen Auspizien ist England aus seiner passiven Haltung seit Beendigung des Weltkrieges wieder erwacht. Mit dem Sommer 1935 setzte eine aktive englische Außenpolitik ein, England hat zu seiner großen Tradition wieder zurückgefunden. Was es in anderthalb Jahrzehnten nach dem Weltkrieg versäumt hat, holt es jetzt nach. Der Imperialismus ist wieder die treibende Kraft der englischen Außenpolitik. England holt langsam, aber sicher zum Schlage aus. Jetzt ist es gerade dran, sich einen „Festlandsdegen" zu schmieden, mit dessen Hilfe Italien zu Falle gebracht werden soll. Was die große Koalition gegen das übermächtige Frankreich zu Napoleons Zeiten und die Entente cordiale gegen das emporstrebende Deutschland bezweckten, soll nun der Völkerbund an Italien besorgen. Bisher hat Frankreich allein den Völkerbund für seinen Zweck: Niederhaltung Deutschlands, nutzbar gemacht, nun fordert auch England sein investiertes Kapital von ihm zurück.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg

Weshalb Späne?

Es ist uns in letzter Zeit verschiedentlich zum Vorwurf gemacht worden, unsere „Späne" seien kritisch und aggressiv. Es sei nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, durch kritische Angriffe, sondern durch sachliche Aufsätze zu überzeugen. So einige uns zugegangene Schreiben. Was haben wir hierzu zu sagen?

Die Geopolitik ist eine junge Wissenschaft; sie ist zudem schnell in den Blickpunkt des Interesses gerückt. Die Buchhandlungen quellen über von geopolitischem Schrifttum, Schulungsvorträge und geopolitische Veranstaltungen aller Art finden in großer Zahl statt. So sehr uns diese starke Anteilnahme der Öffentlichkeit freut — ist doch die Verbreitung geopolitischen Wissens eines der Arbeitsziele der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik —, so hat diese Tatsache eine weniger angenehme Seite. Neben guten geopolitischen Werken erscheinen recht mittelmäßige und sogar ausgesprochen schlechte, es werden unter dem Schlagwort „Geopolitik" Ansichten vertreten, die nicht die unsern sind, ja, die wir auf Grund unserer ganzen Einstellung ablehnen müssen. Alle diese weniger erfreulichen Erscheinungen werden aber der jungen geopolitischen Wissenschaft zur Last gelegt. Das macht sich gelegentlich recht unangenehm bemerkbar; vgl. etwa die Besprechung von Metzsch: Schlummernde Wehrkräfte in den Spänen des Dezemberhefts 1935 oder die zwar erstaunlich oberflächliche, dafür aber ebenso aggressive Schrift von Seddin: Haustier Mensch, Berlin 1935.

Es ist demgegenüber unsere Aufgabe, Abstand von dem zu nehmen, was wir ablehnen, abzurücken von dem, was der Weiterentwicklung der Geopolitik im Wege steht. Dies aber hat für uns selbst den Vorteil, daß es uns den Zustand, in dem sich die Geopolitik befindet, klar aufzeigt, daß unsere Ziele schärfer herausgestellt werden, daß langsam das Fundament zu einer Systematik der Geopolitik gelegt wird. Wenn diese Auseinandersetzungen, die zum großen Teil von jungen Menschen geschrieben werden, sich gelegentlich scharf zugespitzter Formulierungen bedienen, so können wir darin keinen Nachteil der „Späne" sehen. Wird doch hierdurch manches klarer und lebendiger — ein Vorzug, der nicht zu unterschätzen ist.

Darüber hinaus aber fassen wir die „Späne" so auf, daß sie den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik Anregungen geben sollen. Wir versuchen, aus dem uns zur Verfügung stehenden Stoff Vorgänge und Tatsachen herauszugreifen, die in dem einen oder andern unserer Mitglieder die Lust erwecken, sich eingehender damit zu befassen. Eine wissenschaftliche Leistung wollen die „Späne" nicht sein, wohl aber eine brauchbare und gelegentlich auch kritische Ergänzung zu den wissenschaftlichen Aufsätzen im Hauptteil dieser Zeitschrift. F.

Benötigen wir Kolonien?

Unser Span gleicher Überschrift in Heft 10, 1935, hat in den AFRIKA-NACHRICHTEN, 17. Jahrg., Heft 1 (Januar 1936), ein Echo aus der Feder von Professor H. Schmitthenner gefunden, auf das wir unsere Leser empfehlend verweisen. Wir freuen uns über den sachlichen Ernst, mit dem unsere Thesen aufgenommen und gewertet wurden: uns verbindet das gleiche Gefühl für die entscheidende Bedeutung, die der Behandlung der Kolonialfrage zukommt.

Fragen wie diese werden nicht in der Gegenrede und vom Schreibtisch aus entschieden, sondern durch politisches Handeln. So begnügen wir uns damit festzustellen, daß zwar Professor Schmitthenner unseren Thesen eine gewisse Berechtigung zuerkennt, daß er sie aber anders wertet und daher zu der Behauptung kommt, sie seien unrichtig.

Hier stehen sich also zwei verschiedene Formen einer sonst sicher weitgehend gleichen Anschauung der Welt gegenüber. Wer auf die friedliche Entwicklung des Weltgeschehens baut und auf sie die wirtschaftliche Rüstung unseres Volkskörpers ausrichtet, kommt zu anderen Ergebnissen als wir, die wir in den kommenden Jahrzehnten für die Kampfbereitschaft des Reiches das Wohlergehen und die Ausdehnungsmöglichkeit des einzelnen oder einzelner Gruppen hintanzustellen für notwendig halten. Wer, wie wir, bestimmte Vorstellungen von bäuerlichem Wesen, vom Aufbau und der Aufgabe des Bauernhofes, von der biologischen Funktion des Bauerntums in der Gesamtheit des Volkskörpers hat, wird kein Verständnis für Plantagenbau und die in den Tropen zwangsläufige biologische Preisgabe besten deutschen Blutes haben. Ihm wird die Gleichsetzung moderner Handels- und Schiffahrtsformen mit Hanseaten- oder gar Wikingertum unverständlich bleiben. Und wir halten die Vorstellung, Afrika sei „der tropische Garten Europas", für geopolitisch ebenso gefährlich wie die sicher aus gleichem Grundgefühl gegenüber dem Mittelmeerraum geborenen Vorstellungen gotischer und vandalischer Herzöge und die vieler Kaiser des Mittelalters.

Wer an der geopolitischen Gestaltung unseres Reiches, und sei es an ganz bescheidener Stelle, mitwirkt, muß nach unserer Anschauung ganz festumrissene Vorstellungen vom Wesen und den Möglichkeiten unserer Rasse und ebenso bestimmte vom Rassenwillen zu gewinnen suchen. Aus ihnen und einer nüchternen Abschätzung der kommenden Auseinandersetzungen zwischen den Großrassen und den Großräumen der Erde muß er jenen Überblick gewinnen, der am Anfang von Schritten stehen sollte, die entweder säkularen Charakter haben oder nicht getan werden dürfen.

V.

Festungen als geopolitische Kraftfelder

„Der Raum als Waffe", so lautet ein neuerdings von unserem Mitarbeiter Rupert von Schumacher erschienenes Buch. „Die Waffen im Raum" möchte man ein ganz vortreffliches Werk nennen, das in der Sammlung „NEUE DEUTSCHE FORSCHUNGEN" erschienen ist. Verfasser ist Dr. Albert Grabau, der Titel des Werks „Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf die strategische Lage von 1870—1914". Festungen entstehen nicht an jedem beliebigen Punkt; wie Häfen und Hauptstädte, große Industrieorte und Handelsplätze, so sind auch die Festungen den Gesetzen des Raums unterworfen, den sie zu schützen haben. Wächst der Staat, so wächst auch der Raum des Staates. Dies bedingt nicht nur auf verwaltungsmäßigem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet neue Maßnahmen, dies erfordert auch in erster Reihe neues strategisches Denken. Es war ein Glück für das Deutsche Reich, daß es nach seiner Einigung 1871 als Generalstabschef einen Mann wie Moltke hatte, der den großen strategischen Aufgaben, die nach der Einigung und dem erfolgten Landzuwachs auftraten, gewachsen war. Grabau schildert diese Arbeit Moltkes: „Die Ausmerzung einer großen Anzahl von Festungen brachte nicht nur eine wirkungsvolle Verstärkung der Feldarmee durch die Einziehung der Festungsbesatzungen, sondern legte auch strategisch und fortifikatorisch das Schwergewicht des ganzen Festungsausbaus nach dem Westen. Nur eine kleine Zahl von Befestigungen blieb im Osten erhalten, wo sie lediglich den Schutz des Aufmarsches der deutschen Heere zu übernehmen hatten. Andererseits veranlaßte der Feldmarschall den Ausbau der Eisenbahnlinien in der West-Ostrichtung, vornehmlich nach Ostpreußen und nach Diedenhofen, Metz und Straßburg, und schuf so erst die Grundlage für eine wirksame Führung des Zweifrontenkriegs, die Möglichkeit, die Armee im Bedarfsfalle von einem Kriegsschauplatz nach dem andern zu transportieren und damit die Heeresmacht doppelt zur Wirkung zu bringen. Das war eine der gewaltigsten Schöpfungen Moltkes für die damalige Zeit, die wir heute vielfach als etwas Selbstverständliches hinnehmen."

An die Erörterung der Strategie Moltkes schließt sich die Behandlung der Veränderungen des Festungsproblems unter Graf Schlieffen und Generaloberst v. Moltke. Ausgedehnte Erläuterungen und eine Anzahl der

wichtigsten Urkunden, soweit sie sich auf das Festungsproblem beziehen, vervollständigen das Werk, das in seiner klaren und übersichtlichen Anordnung und in streng wissenschaftlicher Weise nicht nur dem Militär, sondern auch dem Geopolitiker wertvolle Anregungen geben kann. Sind es doch stets die Militärs gewesen, die raumpolitisches Denken, wenn auch natürlich wehrpolitisch bedingt, pflegten und sich so schon früh das geopolitische Fingerspitzengefühl aneigneten, daß wir uns auf anderem als wehrpolitischem Gebiet erst langsam zu erwerben beginnen. Und wenn die Geopolitik sich mit wehrpolitischem Schrifttum befaßt, so tut sie dies nicht, weil sie den Ehrgeiz hat, „Kriegswissenschaft" sein zu wollen, wie es ihr von ausländischer Seite schon vorgeworfen wurde. Kjellén, der große schwedische Staatswissenschafter, schreibt gerade hierüber (Der Staat als Lebensform, 4. Aufl., deutsch von Sandmeier): „Nie also zeigt sich die organische Natur der Reiche klarer als im Kriege. Der Krieg ist gleichsam ein Experimentalgebiet für die Geopolitik, gleich wie für alle Politik, und die Generalstäbe sollten wissenschaftliche Akademien sein, nicht zum mindesten in diesem Zweig der Staatswissenschaft."

F.

Auslandsorganisationen

Angesichts der vielen volksdeutschen Probleme, die uns gestellt sind, scheint es vielleicht überflüssig, auf die Volkstumsprobleme der andern Völker und deren Versuche, sie zu bewältigen, näher einzugehen. Aber da es im Ausland üblich geworden ist, die deutsche Volkstumsarbeit als pangermanistisch hinzustellen, ist es vielleicht doch richtig, uns mit den Organisationen für die Auslandsarbeit der andern Staaten eingehender zu befassen. Wir finden hier in einigen Zeitschriften der letzten Monate recht aufschlußreiche Aufsätze, über die wir im Rahmen der Späne nicht referieren können, auf die wir aber eindringlich hinweisen möchten.

So bringt die Zeitschrift: **NATION UND STAAT**, deutsche Zeitschrift für das europäische Minoritätenproblem, herausgegeben für den Verband der deutschen Volksgruppen in Europa von Ferdinand von Uexküll, im Mai- und Juniheft einen Aufsatz von Dr. Wache-Prag über „Das Auslandstschechentum", im Septemberheft 1935 einen Aufsatz von Paul Breitenkamp über „Die Organisation des Polentums in der Welt". Die vom Deutschen Auslandsinstitut Stuttgart herausgegebene Zeitschrift **„DER AUSLANDSDEUTSCHE"** einen Artikel von Dr. Ue.-Paris über „Franzosen und französische Institute im Ausland". Im Sommer dieses Jahres berichteten die **„SCHWEIZER MONATSHEFTE"**, Zürich, über die Organisation des Faschismus in der Schweiz.

Aus all diesen erwähnten Aufsätzen geht eines eindeutig hervor: In wie starkem Maße sich auch die andern Völker ihrer im Ausland lebenden Volksgenossen annehmen. Eigenartig bleibt daher, weshalb man nur für die volksdeutsche Arbeit das Wort vom Pangermanismus geprägt hat. Sollte hier mit zweierlei Maß gemessen werden? F.

Historischer Atlas von China

In der **OSTASIATISCHEN RUNDSCHAU** Nr. 18, 1935 (16. IX. 1935), finden wir die Selbstanzeige eines im Auftrage des Harvard Yenching Instituts in Cambridge Mass. von Prof. Dr. Albert Herrmann-Berlin bearbeiteten „Historical and Commercial Atlas of China" (Cambridge, Mass. Harvard University Press 1935), der eine wesentliche Erleichterung der geopolitischen Bearbeitung Chinas bieten wird. Wir bringen einige Auszüge des Aufsatzes von Prof. Dr. Herrmann, die die Wichtigkeit dieses Atlasses für unsere geopolitische Arbeit zeigen:

„Der Atlas besteht aus 112 Folioseiten. Während die ersten vier Seiten außer dem Titel ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und die Erklärung der in den Karten einheitlich durchgeführten Beschriftung usw. bringen, entfallen die folgenden 80 Seiten auf die Karten. Daran schließt sich auf drei Seiten ein Literaturverzeichnis an, und zwar so, daß die Spezialliteratur jeweils nach der entsprechenden Karte eingeordnet ist, um dem Leser Gelegenheit zu geben, etwaige Fragen nachzuprüfen oder weiter zu verfolgen. Darauf folgt ein Index von etwa 7600 geographischen Namen und Personennamen ... An der Spitze der Karten steht eine Planiglobenkarte, mit dem Chinesischen Reich in der Mitte; sie soll den Leser von vornherein auf das Blickzentrum einstellen, das für den gesamten Atlas maßgebend ist. Es schließt sich eine physikalische Karte an, die zugleich in verschiedener Farbentönung die Arten der Verbreitung des Lößes, die Waldverbreitung einst und jetzt, sowie das Wachsen der Grenzen des ältesten Chinas zur Darstellung bringt. Damit gewinnen wir ein klareres Verständnis für das geschichtliche Bild des Landes. Eine Zusammenstellung der prähistorischen Fundstellen, wie sie hier zum erstenmal geboten wird, zeigt schon, daß sich die Anfänge der chinesischen Kultur auf einem wesentlich kleineren Raum abgespielt haben müssen. Dementsprechend sind die Karten der ältesten Dynastien gezeichnet, und zwar war hier eine neue Deutung der chinesischen Überlieferung maßgebend, wie ich sie zuerst im 8. Band von Sven Hedins Tibet-

werk begründet habe. Während noch die neuesten chinesischen Atlanten den Staat des ersten historisch erkennbaren Herrschers Yü (2200 v. Chr.) als ein Riesenreich darstellen, dem nur noch der äußerste Süden fehlte, schrumpft dieses nunmehr zu einem kleinen Fürstentum zusammen, das nur den nördlichen Teil der Provinz Honan umfaßte. Dies war der Kern, aus dem sich, wie die folgenden Karten zeigen, der chinesische Staat, bald in starkem Wachstum, bald in kleinere Staaten sich auflösend, entwickelt hat, bis er unter Shih-Huang, dem Begründer der Ts'in-Dynastie, seine langersehnte Einheit erhielt; auch hier war es notwendig, die Grenzen, besonders gegen Süden, wesentlich enger zu ziehen, als es die bisherigen Atlanten darstellen. Die weiteren Karten bringen nicht nur China selbst unter jeder einzelnen Dynastie zur Darstellung, sondern sind auch den benachbarten Gebieten gewidmet, in denen Chinesen als Militärs, als Kaufleute oder als reisende Pilger aufgetreten sind. Auf besonderen Routen, die in ihrem Verlauf oder in ihrer Bedeutung oft wechselten, folgen wir ihnen nach der Mongolei, nach Ostturkistan oder nach Tibet oder weiter nach Indien, Vorderindien und bis nach Europa ... Auf die archäologischen und historischen Karten folgen die ethnographischen und politischen Darstellungen des gegenwärtigen Chinas ... Was die Wirtschaftskarten betrifft, so wurde das in verwirrender Fülle vorliegende Material auf verschiedene Karten verteilt und dadurch eine gewisse Übersichtlichkeit erzielt. So gewinnt man die landwirtschaftliche Bedeutung Chinas aus zwölf aneinandergereihten Kärtchen, die nach der Punktmethode die Dichte des Anbaus, der Flächen mit Weizen, Hirse, Reis, Bohnen, Tee, Zucker und die Verbreitung der Pferde, Maultiere, Schweine, Schafe usw. veranschaulichen. Besondere Karten beziehen sich auf Mineralien und Bergbau, auf alle Arten des Handwerks und der Industrie, auf die verschiedensten Erscheinungen des Handels und des Verkehrs; auf der letzteren sind außer den Eisenbahn- und Schiffahrtslinien die Telegraphenverbindungen und die Flußwege (mit den Grenzen der Schiffbarkeit für kleinere und größere Fahrzeuge), sowie die neuesten Fluglinien verzeichnet ... Beschlossen wird das Kartenwerk durch eine Darstellung über die Verbreitung der Chinesen im Ausland; sie beruht auf einer kritischen Verarbeitung des verschiedenartigen Materials und bringt durch besondere Farbenwahl den Anteil der Chinesen an der Bevölkerung Südostasiens wirkungsvoll zum Ausdruck. Am stärksten ist hier Malakka mit 1 534 000 Chinesen und allein mit 74% in der Stadt Singapore vertreten." F.

Insulinde in der Defensive

Während in Abessinien die Tanks der Italiener durch unwegsames Gelände vorstoßen und Flugzeuge ihre unheilbringende Last über abessinischen Dörfern abwerfen, während in Ägypten die Wafd-Partei gegen England demonstriert und im Mittelmeer die Schlachtschiffe der Nationen sich belauern, geht im Fernen Osten der Kampf zwischen den Kolonialmächten und dem nach Raum strebenden Japan weiter, der meist in wirtschaftlichen Maßnahmen seinen sichtbaren Ausdruck findet. Gerade in den letzten Monaten hat Niederländisch-Indien zu den schon früher getroffenen Maßnahmen über Beschränkung des Einfuhrhandels und das Verbot der Beschäftigung ausländischer Arbeiter eine äußerst einschneidende Maßnahme hinzugefügt: Den Ausschluß fremder Schiffe von der Küstenschifffahrt und die beabsichtigte Schließung einer Reihe von Häfen für die Überseeschiffahrt. Die OSTASIATISCHE RUNDSCHAU (Nr. 21, 1935, 1. XI. 1935) berichtet über die neuen Gesetze, die sich nachteilig für England, Japan, Deutschland und Norwegen auswirken werden, in erster Reihe aber wohl gegen die immer stärker fühlbare japanische Konkurrenz gerichtet sind, wie folgt:

„Diese neuen Bestimmungen für die Schifffahrt sind im September im Volksraad von Niederländisch-Indien ohne Debatte beschlossen worden und bedürfen zu ihrer Durchführung nur noch der Genehmigung seitens der holländischen Regierung. Es handelt sich dabei um drei Gesetze, durch die folgendes bestimmt wird:

1. Ausdehnung der bisher nur für einen Teil des Archipels geltenden Schiffahrts- und Seehäfenverordnung auf die ganze Kolonie, um eine einheitliche Regelung für ganz Niederländisch-Indien herbeizuführen.
2. Neuregelung der Zulassung der Schiffahrt unter fremder Flagge bzw. Beschränkung dieser fremden Flagge auf die für den ausländischen Handel offengestellten „Seehäfen".
3. Beschränkung der Küstenschiffahrt auch zwischen den für den ausländischen Handel offengestellten Seehäfen auf die holländische Flagge.

Nach diesen neuen Gesetzen wird also in Zukunft ein Unterschied gemacht werden zwischen „Seehäfen", die durch Regierungsverordnung besonders dazu bestimmt werden sollen, und „Küstenplätzen", das heißt allen denjenigen Plätzen, die für Seeschiffe zwar erreichbar, aber nicht „Seehäfen" sind.

Weiter wird ein Unterschied gemacht zwischen ausländischem Verkehr (Verkehr und Handel nach und vom Auslande), Küstenfahrt (Handelsverkehr zwischen den Hafenplätzen in Niederländisch-Indien) und schließlich noch dem Anlaufen von Seehäfen oder Küsten-

plätzen für andere als Handelszwecke. In den Seehäfen oder offenen Häfen, deren Anzahl beschränkt werden soll, werden sowohl Schiffe unter niederländischer als auch unter fremder Flagge für den ausländischen Handel und für andere als Handelszwecke zugelassen. Zur Ausübung der Küstenfahrt dürfen diese Häfen aber allein von Schiffen unter niederländischer Flagge benutzt werden ... Nach den bisher vorliegenden Nachrichten sollen zu „offenen Häfen" die folgenden erklärt werden:

auf Java: Tandjong, Priok, Cheribon, Tegal, Pekalongan, Semarang, Soerabaja und Tjilatjap;

in den Außenbesitzungen: Makassar, Menado, Palembang, Emmahaven, Oosthaven, Belawan und Balikapan.

Für sämtliche anderen niederländisch-indischen Häfen — und das ist, wie unsere Leser wissen, eine sehr große Zahl — ist nicht nur die Küstenfahrt für ausländische Schiffe verboten, sondern auch jedes direkte Anlaufen in der Auslandsfahrt, es sei denn für andere als Handelszwecke. Ausländische Schiffe dürfen also mit Passagieren oder Ladung Häfen wie: Benkoelen, Banjoewangi, Bandjermassin, Boleleng auf Bali usw. nicht mehr anlaufen, sondern müssen in einem der „offenen Häfen" umladen, und der Weitertransport von hier muß mit Fahrzeugen unter holländischer Flagge erfolgen." F.

RICHARD HENNIG:
Geopolitik und Rassenkunde
(Eine notwendige Klarstellung)

Wir geben im nachfolgenden Ausführungen Raum, die sich gegen den „Span": Geopolitik und Kochkunst in Heft 10/1935 richten. Wir wollen damit die Grundeinstellung unserer Zeitschrift, keinerlei Polemik zuzulassen, nicht aufgeben, auch legen wir uns nicht auf die Ausführungen des Verfassers fest; aber wir halten es für richtig, sie — zusammen mit einer Entgegnung der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik — zu veröffentlichen, weil es dabei um Fragen geht, die in der Erörterung über das Wesen der Geopolitik in letzter Zeit eine erhebliche Rolle gespielt haben. Bei aller Bedeutung solcher methodischen Fragen scheint uns allerdings die Mitarbeit an den großen und brennenden Aufgaben unserer Zeit, auf die gerade dies Heft hinweist, im Augenblick fruchtbarer und wichtiger. *Herausgeber und Schriftleitung.*

Die Heidelberger Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik hat es für richtig befunden, im Oktoberheft 1935 dieser Zeitschrift auf S. 651 mit allen Zeichen der Billigung Teile aus einer reichlich wunderlichen Besprechung der von Dr. Körholz und mir verfaßten 4. Auflage der „Einführung in die Geopolitik" (Teubner) abzudrucken. Ich pflege sonst auf irgendwelche Anzapfungen nicht einzugehen. Im vorliegenden Fall aber, wo eine ungünstige Kritik jener Schrift — übrigens die einzige unter mehr als 100 Besprechungen — mit ganz abwegigen Schlagworten begründet wird, scheinen mir einige grundsätzliche Bemerkungen am Platze zu sein, da sonst die Gefahr besteht, daß der bisher leidlich klare Begriff Geopolitik durch einseitige „Mode"-Strömungen wieder vernebelt und mit allerlei unnötigem Beiwerk belastet wird, das mit der Sache selbst gar nichts zu tun hat.

Herr Walter Gehl, der Verfasser jener Kritik, macht unserem Büchlein den Vorwurf, es sei „materialistisch", „liberalistisch", „rationalistisch" eingestellt. Man muß fast glauben, der Herr Kritiker habe, um seine „Gesinnung" unter Beweis zu stellen, zunächst allerlei Mode-Schlagworte zusammengestellt und sich vorgenommen, diese unter allen Umständen in seiner Kritik erscheinen zu lassen, gleichviel, ob sie gut oder wie die Faust aufs Auge passen.

Ich verwahre mich zunächst nochmals, wie ich es bereits in meinem Buch mit voller Billigung des Rasseforschers Prof. Günther getan habe, dagegen, daß man Geopolitik und Rasseforschung in einen Topf zu zwängen sucht, womöglich die Geopolitik von der Rasseforschung abhängig macht. Herr Gehl versucht Derartiges. Leistet er sich doch die einfach ungeheuerliche Entgleisung, von „Seefahrerrassen" (!) zu sprechen!

Darüber hinaus ergeben sich jetzt hochbedeutende Fragen von schlechthin grundsätzlicher Bedeutung.

Soll man als Geopolitiker bei historischen Betrachtungen über die Geschicke der Völker und Staaten mehr die wirtschaftlichen und geographischen Faktoren in den Vordergrund stellen oder die Charakteranlagen und Rasseeigentümlichkeiten der Völker? Diese Frage ist ganz gewiß schwierig zu beantworten, und wer sich, von Gefühlsmomenten und persönlichem Temperament verleitet, allzu rasch für die eine oder andere Antwort entscheidet, wird leicht in die Irre gehen. Jeder Geopolitiker, der die Bedeutung des Raums (im weitesten Sinne des Wortes) für die staatlichen Geschicke gekannt hat, wird dennoch niemals leugnen, daß das seelenlose Moment des Raums allein niemals genügen kann, den Geist des geschichtlichen Geschehens zu erfassen. Wie anders, so gilt auch hier das Wort: Es ist der Geist, der sich den Körper baut! Mit vollem Recht hat unser heutiger geopolitischer Führer Haushofer das Wort geprägt:

„Jede geopolitische Betrachtungsweise bedarf notwendig einer Ergänzung nach der historischen Seite ... An der Persönlichkeit ... endet die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung oder Deutung."

Aus derselben Schätzung des Seelischen heraus habe ich schon 1930, lange vor dem nationalen Umbruch, in der 2. Auflage meines großen Lehrbuchs der Geopolitik geäußert, es sei besser, ein Volk ohne Raum zu sein als ein Volk ohne Seele! Und in der „Einführung" habe ich gesagt: „Zum Raum gesellt sich der Mensch, der ihn überwindet!"

Gegen den Vorwurf eines zu materialistischen Denkens kann ich mich also gefeit wissen. Zur rechten Erkenntnis müssen sich das Geographisch-Materielle und das Seelische gleichwertig ergänzen. Um die Geschichte der Völker und Staaten zu begreifen, müssen Blut und Boden in Betracht gezogen werden!

In den ersten Jahren nach dem Weltkrieg haben wir an einer allzu großen Überschätzung der rein wirtschaftlichen Momente gelitten. Es war die Zeit, da ein Walter Rathenau das Wort sprach:

„Die Wirtschaft ist das Schicksal."

Das Wort trifft nicht zu. In meinem genannten Lehrbuch habe ich ausdrücklich dagegen Front gemacht:

„Die Wirtschaft kann immer nur eine Funktion der Politik sein. Die letztere ist der höhere, umfassendere Begriff: wo keine politisch gesunden Verhältnisse herrschen, ist immer auch das Wirtschaftsleben krank. Es ist deshalb kein Zeichen von politischem Scharfblick, die wirtschaftlichen Elemente in der Politik allzu sehr und grundsätzlich in den Vordergrund zu schieben. Napoleon I. war ein schärferer Denker als Rathenau, als er am 2. Oktober 1808 in Erfurt das Wort zu Goethe sprach: „Die Politik ist das Schicksal."

Aber die Überschätzung des Wirtschaftlichen, an der wir einige Jahre krankten, darf nun auch nicht ins gegenteilige Extrem zurückpendeln, wie es gegenwärtig nicht selten geschieht, wenn manche Verfechter der heutigen Ideen am liebsten das Materielle völlig aus der Geschichtsbetrachtung ausschalten wollen und alles Geschehen durch die rassemäßig bedingten Erb- und Charakteranlagen der Völker erklären wollen. Die seelischen Elemente im politischen Geschehen wird kein rechter Geopolitiker leugnen, aber es geht ebensowenig an, die Einflüsse des Raumes und seiner Beschaffenheit zu bagatellisieren, wie es übereifrige Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung zuweilen tun, die es schon als eine „liberalistische" und „materialistische" Auffassung anprangern möchten, wenn man einfachnüchtern etwa feststellt, daß die alten Normannen und die Hanseaten nicht allein durch ihre nordische Natur auf die See hinausgeführt wurden, sondern ebensosehr durch das sehr materielle Verlangen nach Raub und Beute oder nach Handelsgewinn!

Wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß die vielgerühmten Charakteranlagen eines Volkes und einer Rasse erst ein Produkt der Erziehung durch die Natur sind! Jahrhunderte- und jahrtausendelange Anpassung an die jeweiligen Zufälligkeiten der natürlichen Umgebung konnte überhaupt erst die rassischen Charakteranlagen entstehen lassen und ausbilden; ja, es hat durchaus den Anschein, als ob in dieser Hinsicht das geopolitische Moment des Raumes von viel größerer Bedeutung ist als die jeweilige Rassezugehörigkeit.

Um auf das obige Beispiel der normannischen Wikinger zurückzukommen, so ist schließlich nicht zu leugnen, daß kühne Seefahrervölker, wie sie die nordische Rasse so zahlreich hervorgebracht hat (Friesen, Normannen, Holländer, Angelsachsen usw.), sich genau ebenso in der semitischen Rasse finden (Phönizier, Karthager, Araber), in der mongolischen (Japaner), der malaiischen (Südsee) usw. Nicht zu bestreiten aber ist, daß die Seetüchtigkeit der genannten und vieler anderer Völker stets nur dort entstanden ist, wo die Umgebung, der Raum, zwangsläufig auf die Züchtung eines entschlossenen, die Tücken der See meisternden Charakters durch Generationen hindurch hingearbeitet hat. Geht hieraus nicht hervor, daß unter denselben Umweltbedingungen auch dieselben Sondereigenschaften eines Volkes sich im Laufe der Jahrtausende herausbilden, ganz gleichgültig, welcher Rasse es zufällig angehört? Zugestanden sei immerhin, daß das Tempo der Entwicklung durch Rasseeigenheiten schneller oder langsamer sein kann.

Blicken wir umher in den Ländern der Welt und ihrer Geschichte, so erkennen wir, daß gar manche Gegenden an wundervoll schiffbaren Meeren liegen, ohne daß es den Küstenbewohnern je eingefallen wäre, auf die See hinauszugehen (unbedeutende Lokalschiffahrt, unter Umständen auch bescheidener Fischfang bleibt dabei natürlich außer acht). Auf den üppigen und großen tropischen Inseln, die dem einfachen Menschen alles boten, was sie für des Leibes Notdurft brauchten, ist Seetüchtigkeit nie heimisch gewesen: auf Ceylon, Madagaskar, auf den Kanaren, den Antillen, den Sundainseln haben sich die Urbewohner nirgends zu seetüchtigen Individuen entwickelt; es fehlte eben jeder Anreiz, aufs Meer hinauszugehen. In einer solchen Umgebung gingen sogar schon vorhandene seemännische Fähigkeiten eines dorthin verschlagenen Volkssplitters wieder zugrunde, da sie nicht gepflegt und weiterentwickelt wurden: die nordischen Guanchen auf den Kanaren oder die im Mittelalter auf Madagaskar eingewanderten Malaien — sie verloren ihre „Seefahrer-Rassen"-Eigenschaften in einer Umgebung, in der jeder Zwang, aufs Meer hinauszugehen, fehlte! Ebenso ist in den weiten Küstenstrichen, die keine nahen Gegenküsten aufwiesen, etwa in Südamerika, in den meisten Teilen Afrikas — mit Ausnahme des Nordens und Nordostens — niemals ein Seefahrervolk aufgekommen. Blicken wir dagegen auf die schiffbaren Gewässer mit Inseln kargen Bodens, mit einer ärmlichen Festlandsküste, die jedoch in nicht zu weiter Ferne begehrenswerte Gegenufer haben — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! In solchen Gebieten und nur in ihnen entsprangen die Herren und Meister der See, die oben aufgeführten wie noch gar manche anderen, etwa die Hellenen, die mittelalterlichen Iren, Dänen, Isländer, Eskimos usw.

Hieraus geht doch wohl hinreichend deutlich hervor, daß es die Umgebung ist, die den Charakter schult, daß der Umraum von ausschlaggebender Bedeutung für die Entstehung psychischer Eigenschaften bei den Völkern ist. Und wenn wir unsern Blick vom Meer auf die Völker des festen Landes lenken, zeigt sich uns nicht dasselbe Bild? Die kriegerischen, heldenhaften Völker, die großen Eroberernationen erwachsen dort, wo der Boden nur karge Frucht trägt, wo die Bewohner, wenn sie nicht untergehen wollen, infolgedessen gezwungen sind, sich mit des Schwertes Spitze neue Königreiche zu suchen. Denken wir an die Träger der großen Überlandvölkerwanderungen, die uns allen vertraut sind, die Hyksos der altägyptischen Geschichte, die skythischen Kimmerier des Altertums, die Kimbern und Teutonen, die Hunnen, Türken, Araber, Mongolen und gar manche anderen derartigen Namen — immer ist es der Boden, der die Völker zur Wanderung nötigt, der sie zwingt, das Vabanquespiel Sieg oder Untergang zu spielen, gleichviel welcher Rasse sie zufällig angehören.

Andererseits fehlen den Völkerstämmen, die einen üppig fruchtbaren Boden, ein irdisches Paradies, bewohnen, die heldischen Eigenschaften und die kriegerischen Neigungen durchaus. Die Inder haben in ihrer langen 5000jährigen Geschichte niemals Eroberungs-, immer nur Verteidigungskriege geführt. Fiel es doch bereits einem Strabo auf, daß die Inder das einzige Volk der Erde seien, das sich allzeit in seinen Grenzen wohlgefühlt, das nie aus ihnen herausgestrebt habe! Und schon vor mehr als $2\frac{1}{2}$ Jahrtausenden tat Cyrus, der große Gründer des persischen Großmachtreiches des Altertums, nach dem Bericht des Herodot (IX, 122), den von tiefer Lebensweisheit zeugenden und geradezu phantastisch modern-geopolitisch anmutenden Ausspruch, daß derselbe Boden niemals gleichzeitig tapfere Männer und sehr reiche Früchte hervorbringe.

In diesen Erscheinungen treffen wir auf Tatsachen, die wir mit vollem Recht als Naturnotwendigkeiten und Naturgesetze ansprechen dürfen und die mit den jeweiligen Rasseneigentümlichkeiten der Völker zunächst gar nichts zu tun haben. Ich trage an sich durchaus kein Bedenken, die uns vertrauten psychischen Rasse- und Charaktereigenschaften der Völker ihrerseits erst als ein Züchtungsprodukt anzusprechen, als eine Folge der zufälligen Beschaffenheit der Umwelt, des Umraums. Ich glaube auch, daß die seelischen Eigenschaften einer Nation oder Rasse sich in einer völlig neuartigen Umgebung innerhalb von wenigen Generationen weitgehend zu ändern vermögen. Wer weiß, ob die Völker der Goten, der Vandalen und manche anderen germanischen Stämme staatlich ausgelöscht worden wären, wenn sie in ihrer nordischen Heimat verblieben und nicht in dem weicheren Klima des Südens rasch verweichlicht und entnervt wären! Gingen doch im Mittelalter auch alle Normannenreiche, die im Mittelmeerraum entstanden, nach einer kurzen, herrlichen Blüte binnen wenigen Generationen wieder zugrunde, während die im rauheren Norden gegründeten Normannenreiche in England, auf Island, in Grönland usw. sich jahrhundertelang erhielten. Kann dies Zufall sein, kann man es mit rassischen Erbanlagen irgendwie erklären?

Hüten wir uns vor der heute so beliebten Überschätzung der psychischen Faktoren! Geistiges und Materielles sind vollauf gleichberechtigt im Motorengetriebe der geschichtlichen Entwicklung. Der genialste Klavierspieler steht hilflos da und kann uns seine Kunst nicht zeigen, wenn nicht ein gutes Instrument und ein guter Instrumentenbauer die materiellen Vorbedingungen schaffen, die dem Geistigen erst gestatten, sich voll auszuwirken und auszuleben. Und der tüchtigste Ackersmann, in dem sich generationenlanges Wissen und Können verkörpern, scheitert mit aller seiner Erfahrung, wenn ihm ein nackter Fels oder Karstboden zur Bearbeitung übergeben wird. Genau ebenso geht es im Leben der Staaten und Völker: auch die trefflichsten rassischen Erbanlagen verkümmern, wenn sie keine Gelegenheit haben, sich zweckentsprechend zu betätigen und zu entwickeln!

Was soll demnach der heute von manchen Seiten beliebte Ansturm gegen die Grundgedanken der geopolitischen Ideen! Wir wollen und dürfen diese nicht preisgeben zugunsten modischer Übertreibungen einer an sich wertvollen Wissenschaft und eines Arbeitens mit billigen, oft zudem nur halbverstandenen Schlagworten! Wer gewisse Steckenpferde allzu oft reitet, verwirft sonst vielleicht auch ein an sich brauchbares Lehrbuch der Astronomie als völlig unbrauchbar, weil in ihm über Rassenprobleme und Judenfrage (sowie über die historische Bedeutung des 30. Januar 1933) kein Wort gesagt ist. Am Niederrhein haben wir ein Wort, das auf solchen Übereifer trefflich paßt: „Man kann et och öwwerdriwe!"

Im übrigen ein paar Fragen an Herrn Gehl, deren Beantwortung er sich hoffentlich nicht entziehen wird: 1. Welche Völker oder Volksstämme gehören zu seiner „Seefahrerrasse?" 2. Hat man ihr auch die binnenländischen Schwaben und Ale-

mannen zuzuzählen? 3. Sind die alten Phönizier durch die besonderen Charakteranlagen der semitischen Rasse zu bedeutenden Seefahrern geworden? 4. Sollen wir in unserer „Einführung" in Zukunft verkünden, es sei barer Zufall, daß alle Seefahrervölker an Gestaden von Inselmeeren oder im Anblick naher Gegenküsten wohnen, sollen wir schreiben, die Normannen seien durch ihr nordisches Blut, durch uneigennützige Lust an der Gefahr, zu Meistern der See geworden, die Phönizier aber durch niedrigen Handelsgeist und schäbige Raffgier? 5. Sind die Normannen wegen ihrer Rasse, die Phönizier trotz ihrer Rasse aufs Meer hinausgegangen?

Der Heidelberger Arbeitsgemeinschaft aber möchte ich erwidern: gewiß kann man ein Lehrbuch der Geopolitik auch einem Kochbuch vergleichen. Wie jedoch das beste Kochbuch nichts nützt, wenn kein Koch da ist, der etwas damit anzufangen weiß, so hängt auch beim geopolitischen Lehrbuch alles davon ab, in welche Hände es kommt und ob diejenigen, die es benutzen und kritisieren, der „Kochrasse" angehören oder nicht.

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik — Gruppe Heidelberg
Zur „notwendigen Klarstellung" von Richard Hennig

Mit Absicht hatten wir in unserem „Span" im Oktoberheft dieser Zeitschrift die Namen von R. Hennig und N. Körholz nicht erwähnt: es kam uns nicht darauf an, Männer anzugreifen, die für die Einführung der Geopolitik in den letzten 12 Jahren vieles getan haben. Aber wir mußten, und wir müssen in noch entschiedener Weise künftighin Stellung nehmen, wo Ansätze zu einer Auffassung der Geopolitik bemerkbar werden, die mit der Weltanschauung des Nationalsozialismus unvereinbar sind.

Daß die Rassenlehre zu den Kernstücken unserer heutigen Weltanschauung gehört, ist bekannt. Aus den Ausführungen von Professor Hennig geht eindeutig hervor, daß er den Begriff der Rasse in seiner Gesamtbedeutung nicht sieht und das, was er sieht, nicht anerkennt. Es erübrigt sich, unseren Lesern gegenüber auf die Grundauffassungen des Rassischen näher einzugehen: sie sind im Schrifttum des Nationalsozialismus umfassend und verständlich festgelegt.

Um aber an einigen Folgerungen der Hennigschen Ausführungen zu zeigen, wohin seine Auffassung vom Wesen der Rasse führt, greifen wir heraus:

1. Hennig: „Wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß die vielgerühmten Charakteranlagen eines Volkes und einer Rasse erst ein Produkt der Erziehung durch die Natur sind! Jahrhunderte- und jahrtausendelange Anpassung an die jeweiligen Zufälligkeiten der natürlichen Umgebung konnte überhaupt erst die rassischen Charakteranlagen entstehen lassen und ausbilden; ja, es hat durchaus den Anschein, als ob in dieser Hinsicht das geopolitische Moment des Raums von viel größerer Bedeutung ist als die jeweilige Rassezugehörigkeit."

Das heißt also mit andern Worten, daß es keine ursprünglichen Rassenunterschiede gibt und daß, um es in zugespitzterer Form zu sagen, man nur einen Teil der Urmenschen in das tropische Afrika zu verpflanzen brauchte, um Neger, einen

andern Teil in die Gegend des Nordpols, um Eskimos zu erhalten. Denn die geopolitischen Faktoren formen ja, um mit Hennig zu sprechen, die Rassen.

2. Hennig: „Geht hieraus nicht hervor, daß unter denselben Umweltbedingungen auch dieselben Sondereigenschaften eines Volkes sich im Laufe der Jahrtausende herausbilden, ganz gleichgültig, welcher Rasse es zufällig angehört? Zugestanden sei immerhin, daß das Tempo der Entwicklung durch Rasseeigenheiten schneller oder langsamer sein kann."

Ein Beispiel für die Auswirkung dieser Theorie: die Juden teilen schon seit einem Jahrtausend, teilweise noch länger, mit germanischen Völkern den gleichen Lebensraum und die gleichen Lebensbedingungen. Sie haben sich bis vor etwa einem Jahrhundert recht rassenrein erhalten. Nach Hennig müßte aber eine Aufhebung der Rassenunterschiede zwischen den Germanen und den Juden erfolgt sein, da „unter denselben Umweltsbedingungen auch dieselben Sondereigenschaften eines Volkes sich im Laufe der Jahrtausende herausbilden".

Es gäbe überhaupt keine Judenfrage, es gäbe aber auch keine Minderheitenfragen; denn die Auslandsdeutschen, etwa die Siebenbürger Sachsen, oder in den deutschen Volksboden eingesprengte Völker wie die Tschechen in Böhmen müßten sich ja längst in den Jahrhunderten ihrer Seßhaftigkeit rassisch angepaßt haben.

Was wir bei Hennig bekämpfen, ist das Klammern an das Tatsächlich-Greifbare, das Unvermögen zur Schau, mit anderen Worten: der Materialismus. Der Begriff der Rasse erschließt sich nicht aus den anthropologischen und biologischen Tatsachen allein, der Begriff der Geopolitik nicht aus den Arbeiten der politischen Geographie, auch wenn sie deren Bereich noch viel weiter als bisher ausdehnen sollte.

*

Über allem wissenschaftlich Greifbaren steht der gestaltende Geist, auch er aus Lebensvorgängen geboren, im Kampf mit dem Raum und dem ihm erfüllenden Leben geformt, vom göttlichen Schicksal geleitet und bestimmt. Dieser Geist, wesentliches Merkmal der Rasse, ist es, der Staaten und Räume erfaßt und gestaltet, der vom Raume aufnimmt, um ihm sein Wesen aufzuprägen, der dem Leben gehorcht, um es zu überwinden — ein heroischer Kampf um die Gestaltung von Dasein und Eigenart und der eigentliche Gehalt dessen, was wir Geschichte nennen.

Wer aus dem Erleben dieses Geistes heraus, gerüstet mit umfassendem Wissen, den schweren Waffengang mit dem ewigen „Ignoramus!" antritt in dem Bewußtsein, wie brüchig menschliches Wissen ist — nur wer aus diesem Geist heraus um die Erkenntnis der natur- und lebensbedingten Züge im Völker- und Staatsleben ringt, treibt Geopolitik. V.

Heinz Konrad Haushofer:
Zonen des deutschen Landbaus

Die Landbauzonen im deutschen Lebensraum. Von Dr. agr. habil. **W. Busch.** Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart 1936. 189 Seiten.

Es ist selten und erfreulich, daß ein Buch eine derartig ausgesprochene Stellung gleichzeitig in der Entwicklung der Agrargeographie und der landwirtschaftlichen Betriebslehre ein-

nimmt wie dieses. Die Linie, auf welcher diese Arbeit liegt, beginnt mit den Klassikern der deutschen und englischen beschreibenden Landbauwissenschaft, mit Young und Schwerz. Der letzte der großen Namen, der vor diesem Buch steht, ist Engelbrecht, der 1898 mit den „Landbauzonen der außertropischen Länder" und 1927 mit „Die Feldfrüchte des Deutschen Reiches" die Vorstufen errichtet. Was der Verfasser über Engelbrecht hinaus will, verdeutlicht seine Forderung: „Wir müssen zu den natürlichen Landbauzonen kommen, denen bestimmte Kulturpflanzengemeinschaften entsprechen. Wie Engelbrecht das Schwergewicht einer einzelnen Kultur in einer Landschaft abwog, so müssen wir nunmehr das Verhältnis der einzelnen Kulturen zueinander abwägen und in ein Gesamtbild bringen." Die Arbeit von Busch füllt damit das Grenzgebiet aus, das der Agrargeographie und der Landwirtschaftswissenschaft gemeinsam ist.

Es bleibt das Verdienst von Krzymowski, in seiner „Philosophie der Landwirtschaftslehre" die Forderung nach wirklichkeitsnahen Betriebstypen aufgestellt zu haben: „Märkische Brennerei-Wirtschaft", Mitteldeutsche Zuckerrübenwirtschaft" oder „Allgäuer Gülle-Wirtschaft" — das sind Bezeichnungen von Betriebstypen, die den Rahmen der bisher vielfach üblichen Klassifizierung nach kapitalistischen Gesichtspunkten sprengen. Die volkswirtschaftliche Funktion wird direkt von den natürlichen Grundlagen abgeleitet. Dieser agrargeographischen Untermauerung der landwirtschaftlichen Betriebslehre kommt im heutigen geschichtlichen Augenblick die größte Bedeutung zu, weil wir bewußt auf die landesübliche, bodengebundene Betriebsform zurückgreifen und deren möglichste Vervollkommnung in ihrer Art anstreben. Busch entspricht damit der folgerichtigen wissenschaftlichen Aufgabe unserer Zeit, dem Begriff „organisch" in allen von ihm revolutionierten Wissenschaften einen greifbaren Inhalt zu geben.

Im einzelnen wird jeder Kenner bestimmter Gebiete Ergänzungen zu machen haben, sei es hinsichtlich verschieden möglicher Bewertung örtlicher Tatsachen, sei es hinsichtlich von Lücken der umfassenden Literaturangabe. Besonders begrüßenswert ist, daß Busch den gesamten volksdeutschen Raum einbezieht, besonders jene Zonen außerhalb der reichsdeutschen Grenzen, „die als Mittelpunkt eines neuen Zonengefüges gelten können", wie die Zone der belgischen, dänisch-schwedischen, böhmischen und mährisch-österreichischen Hackfrucht-Getreidebauwirtschaften. Alle etwa möglichen Ergänzungen spielen aber gegenüber dem Gesamteindruck keine Rolle, daß hier zum ersten Male eine betriebswirtschaftlich wohl begründete Agrargeographie Deutschlands vorliegt. Insbesondere die Karte der „Landbauzonen Deutschlands" wird als Unterlage viel benutzt werden können, wenn sie auch zu ihrer Verdeutlichung des Buches bedarf. (Es berührt z. B. sonderbar, die Getreide-Hackfruchtbauwirtschaften des reichen Regensburg-Straubinger Lößbodens [Zuckerrübenböden] mit den Getreide-Hackfruchtbauwirtschaften der armen oberpfälzischen Sandböden [Kartoffelböden] in einer Zone vereint zu sehen.)

Wir entnehmen dem Buch von Busch eine wesentliche Begründung für die Anstrengungen der deutschen Agrarpolitik, die landwirtschaftlichen Möglichkeiten des deutschen Bodens auf Grund der natürlichen Pflanzengesellschaften zu entwickeln. Andererseits verleiht erst die betriebswirtschaftliche Betrachtungsweise der beschreibenden Agrargeographie das Fleisch und Blut aus dem bäuerlichen Arbeitseinsatz, ohne welches sie wesenlos bleiben müßte.

Dipl.-Landw. Dr. H. Haushofer.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitischer Schrifttums-Bericht über den indo-pazifischen Raum

1. Prof. Dr Gerhard Schott: „Geographie des Indischen und Stillen Ozeans." Hamburg 1935; C. Boysen. 413 Gr.-Qu.-S.; 1 Titelbild; 37 prächtige Tafeln; 114 Fig. i. Text; im Auftrage der Deutschen Seewarte herausgegeben, dem Andenken an Georg von Neumayer gewidmet.

Nehmen wir an, daß dieses schöne, um-

fassende und doch auf engstmöglichen Raum zusammengedrängte Werk — gleich unentbehrlich dem reinen physischen Ozeanographen, wie dem geopolitisch denkenden Vorkämpfer der Staatsmacht oder Wirtschaft auf fernen und doch so nah gerückten Meeren — bereits in allen amtlichen Vertretungen unseres Außendienstes, Schiffs- und Reederbüchereien und allen mit überseeischen Dingen befaßten Hochschulinstituten bereit liegt! — Dann wird man in die Mitte der Dinge springen dürfen, und vom Standpunkt des Jüngers und Lesers der „Geopolitik" zunächst nur sagen zu brauchen, was ihm darin unentbehrlich ist.

Dazu gehören vor allem die drei ersten Kapitel: „Die Entdeckung der indischen und pazifischen Gewässer", ihre „Erforschung" und das in dieser Art erstmalige Kapitel über „Namen, Grenzen, Gliederung und Größe", auf nur vierzehn Seiten, die freilich allein schon die Entfaltung der 37 Tafeln nötig machen. Dann kommt vorwiegend der physische Ozeanograph — Tatsachen sammelnd — zum Wort. Mit der Erfassung der „natürlichen Regionen beider Ozeane" — bei aller Naturverbundenheit — werden wieder dennoch im höchsten Grade für die Verlagerung der Macht auf Erden bedeutsamen Grundlagen der Ozeanopolitik berührt: Grundlagen, deren „Aktualität" die Londoner Flottentagung vom Dezember 1935 deutlich genug macht. Darüber erhebt sich F. Hentschels reizvolle Einfügung über „Das Leben im Indischen und Stillen Ozean", und endlich der großartige Schlußstein: „Der Mensch auf dem Indischen und Stillen Ozean" — dem man freilich am liebsten noch einmal für sich allein die ganze bisherige Seitenzahl und eine Reihe anthropogeographischer Karten mächtigen Maßstabs zur Verfügung stellen möchte.

Wer vollends die Karten zu lesen weiß, dem offenbart sich die Riesengefahr für den klein-europäischen Gedanken, die in der inneren Zusammengehörigkeit des indischen und pazifischen Ozeangebietes im Gegensatz zum Atlantikgraben für alle europäischen Erdmachtentwicklungen liegt. Noch lag (S. 380) ein gewisser Trost für die Anrainer des Atlantik in „der ungeheuren Größe der zu überbrückenden Entfernungen". Wenig später wurden die 27 000 km hin und zurück der Strecke San Francisco — Honolulu — Wake — Guam—Manila vom ersten China-Klipper für regelmäßigen Liniendienst eröffnet, der — trotz der Warnung auf S. 381 — von Hawaii schon 1936 nach Neuseeland abzweigen wird.

Freilich kosten schon Hochseeflottenmanöver, wie die japanischen von 1935, fast 100 Mann; ähnliche Verluste haben die usamerikanischen Pazifikflottenübungen zu verzeichnen. Die Macht- und Verkehrsüberwindung der Indopazifischen Weiten wird nicht billiger sein als die atlantische.

Aber was bedeuten solche Opfer, wo „um der Menschheit höchste Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen"! Aus diesem Kampf gingen 1935 die Philippinen als Freiheitsanwärter, Hawaii dagegen als Anwärter auf den 49. Stern im Sternenbanner hervor. Sind Fluglinien trennend, wo Kabel verbinden? Sind beide Kriegsreize oder Friedensträger? Mittelbare Antworten auf viele solcher Fragen, viele neue geopolitische Fragen springen dem Forscher allein aus den Karten, den Textzeichnungen, vielen verhaltenen Urteilen zwischen und auf den Zeilen entgegen. Herb und stolz ist jede doch so leicht erhaschbare Sensation vermieden; Text und Urteile sind klar auf das rein Sachliche abgestellt. Und dennoch erscheint dem Leser aus den Tafeln noch mehr, als aus dem Text das Weben des Zeitgeistes „in Lebensfluten, im Tatensturm". Eines der sachlichsten, ernstesten, nüchternsten Bücher des deutschen ozeanographischen Schrifttums wird so zum ozeanopolitischen Reiz und Sporn größten Stils; dem weltpolitisch geschulten und strebenden Leser kann und soll es das Blut in die Wangen treiben und die Sehnsucht nach überseeischer Betätigung in die Seele gießen. Geht hin und lest und werbt für das Geschriebene durch neue Tat und Wagelust zu ihr!

2. **Wilhelm Credner: Siam, Das Land der Tai.** Eine Landeskunde auf Grund eigener Reisen und Forschungen. Stuttgart 1935; J. Engelhorns Nachf.; 422 S.; 27 Fig. i. Text; 1 Tab.; 12 Karten; 70 Bilder auf 30 Tafeln.

Spärlich war die Zahl der Vorarbeiter in deutscher Sprache, ehe uns Credner seine ausgezeichnete, Lebenswucht sprühende Landes- und Volkskunde schenkte. Sie wird nun auf geraume Zeit das mitteleuropäische Standwerk für das von England und Frankreich

so emsig, auch im Schrifttum umworbene, so geschickt von Ostasien abgeschnürte Königreich am Menam und Mekong bilden. Ein gründliches und ein mutiges Buch! Verdienstvoll ist schon allein die Art, wie Credner den heftig umstrittenen Fragen zu Leibe geht und im persönlichen Einsatz seine Prognosen darüber wagt: so in der Wanderungsfrage, der Chinesenfrage (deren Zahl er auf zwei Millionen schätzt), in der Verkehrserneuerungsfrage; vor den Hemmungen für den Kanalbau an der Landenge von Kra, bei der Kennzeichnung des britischen und französischen Vorgehens gegen das Reis-, Zinn- und Teaküberschußland. Dieses dynamische Anfassen ist vorbildlich für eine Art der Landes- und Volkskunde, die (bei aller Achtung vor dem Geiste der Widmung!) über das ehedem Geforderte zum Glück unserer Auslandkenntnis weit hinausgeht.

Fünf geographische Großkampfjahre hat Credner der scharfen Ecke zwischen Malaya, Siam und Südchina gewidmet. Auf Schritt und Tritt seiner Siamlandeskunde merkt man aber auch die überlegene Vergleichsmöglichkeit, die Sicherheit weitsichtigen Urteils gerade in den hier so entscheidenden Rassen- und Wanderdrucksfragen, die aus der fest untermauerten Durchdringung eines weiten, des am meisten problematischen Ausschnitts der Monsunländer hervorgeht. Wir geben absichtlich keine Inhaltsangabe — denn wer wissen will, wie eine zeitgemäße Monsunländerlandeskunde angelegt und aufgebaut werden muß, wie sie Natur- und Machtverlagerungen gleichmäßig Rechnung tragen soll, der muß zu diesem Vorbild greifen. Aus solchen Grundsteinen allein baut sich natürliche und weltpolitische Asienkunde auf! Beide haben wir bitter nötig. Auch die — wie ein geopolitischer Film wirkende — Kartenfolge ist ein wertvolles Hilfsmittel dazu. Man sollte sie hintereinander für sich allein betrachten und so dem Gedächtnis einprägen.

Zwei weltumspannende Werke schließen wir — das erste schon aus Ritterlichkeit für die Widmung des vorherigen! — den beiden besten, uns aus 1935 bekanntgewordenen Grundlagen ozeanopolitischer und einzellandeskundlicher geopolitischer Arbeit an:

3, **Alfred Hettner: Vergleichende Länderkunde. Bd. IV.** Leipzig-Berlin 1935; B. G. Teubner; 347 S.; 190 Abbildg., Karten und Fig. im Text; geh. 13, gbd. 14 RM, den würdigen Schlußstein eines großen Altmeisterwerks, und

4. **Johannes Stoye: „Das britische Weltreich."** Sein Gefüge und seine Probleme. München 1935; F. Bruckmann A.-G.; 348 S.; 18 Karten — ein kühner, durch und durch geopolitischer Wurf, nach Anlage und Ausstattung, mit der klugen werbenden Aufmachung offenbar der erste einer geopolitischen Schilderungsreihe, nach der diese bedeutende Erscheinung geradezu ruft.

Hettners Schlußstein zu seiner vergleichenden Länderkunde ist dem geopolitischen Erkenntnissucher noch mehr, als dem allgemeinen Bewunderer eines so eindrucksvollen Aufbaus Krönung und neue Unterlage zugleich. Welche weite Förderungsstrecke ein Mann wie Hettner selbst zurückgelegt hat und seiner Wissenschaft zurücklegen half, das tritt uns fast auf jeder Seite der Vergleichenden Länderkunde entgegen, so etwa, wenn man Hettners schlichtes, einprägsames und volksnahes Wort: „Pflanzenbestände" dem volksfernen der „ökologischen Vegetationsformationen" (S. 6) entgegenhält, so ritterlich Grisebachs veraltete Pflanzengeographie von 1872 empfohlen wird. Aber Werke von 1872, Tagungen von 1910 können eben 1936 keine zwingende Gewalt mehr über die Wege beanspruchen, wie man volksfremd gewordene und doch so lebenswichtige Wissenschaftszweige, wie die Pflanzengeographie, wieder lebendig und volkswirksam macht.

Gern würden wir deshalb eine zusammenfassende, richtungweisende, aufklingende Note am Schluß begrüßt haben! Denn uns muß daran liegen, den reichen Schatz von Erfahrung und Wissen, den ein Mann, wie Hettner, hütet, unversehrt und weitergebildet als eine auch politisch münzbare Währung in die Zukunft zu bringen, und zwar in die breitere des Gesamtvolks, nicht nur wieder in Institute, an Forscher und Lehramtsbewerber.

So hätten wir gern dem Abschluß des bedeutenden Werks einen volkstümlicheren Zug, auch etwas weniger Fremdwortschwere gewünscht: gerade, weil wir ihn hoch schätzen, weil wir ihm möglichste Verbreitung wünschen, mindestens Erreichbarkeit an allen öffentlichen Lesestellen, an denen ihn wohl die meisten unsrer Leser werden suchen müssen.

Stoye: Das Britische Weltreich war fällig: ein notwendiger Weiterbau seit Hettner, Lufft und Obsts „England, Europa und die Welt"; und zwar in rein geopolitischer Richtung, die trotzdem in diesem Fall aus bodenwüchsigen und erdbestimmten Rassenzügen entwickelt werden mußte. So ist ein höchst persönliches und dennoch allgemein gültiges Bild entstanden, zu dessen Verständnis ein aufmerksames Lesen des Geleitworts von Gerhard Menz, wie des Vorworts von Stoye selbst unerläßlich ist.

Aber es packt seinen Leser eben ungefähr so an, wie ein Brite von Rang und Weltbedeutung, an seinen Kamin gelehnt, neben Baldwins Shagpfeife hervorsprechend, versuchen würde, dem „Kontinentalen" zu erklären, warum das Weltreich so werden mußte, wie es ist, was und wer es zusammenhält und wie lange es voraussichtlich dauern kann, etwa mit einem von Achselzucken begleiteten „Posteris posteri curent"! Und deshalb weiß der Leser nach dem Durchpflügen von Stoyes Buch, was das britische Weltreich ist, soweit es dem Binnendeutschen ohne lebendige Berührung mit ihm überhaupt begreiflich zu machen ist. Denn ohne sie wird er „den Engländer nie verstehen", und ganz vielleicht auch dann nicht. Darin hat Stoye ganz recht! Darum beginnt er auch gleich auf S. 2 mit einigen Wesenszügen geopolitischer Betrachtungsweise. Erwägt man ihre Notwendigkeit, so wäre man beinahe versucht, für die Geopolitik dieselbe Verständnisklausel einzusetzen, wie Stoye sie für den Engländer einsetzt. Der Engländer braucht sie formal nicht, weil ihm geopolitisches Verständnis, mindestens seiner Reichserbauer, zum untrennbaren Wesenszug seines Volkscharakters geworden ist. Hoffentlich kann man Mitteleuropäern anerziehen, was jenen angewachsen ist!

Was man in dieser Richtung gegenüber dem britischen Weltreich tun kann, das hat Stoye geleistet. Was er etwa auf S. 11 fettgedruckt sagt, das ist Wort für Wort aus dem britisch-italienischen Gegenspiel zu erweisen. So ist Stoyes Buch durch und durch von einer erfrischenden Lebensnähe und anwendbar für die Forderung des Tages: die Pflicht, sein Weltbild in Ordnung zu halten! Das ist es, was vor allen andern Zwecken der Erdkunde — aus ihrem Gold zunächst das tägliche Brot anstrebend — die Geopolitik im Zusammenbau mit einer Reihe von andern Wissenschaften erwünscht, um auch bei uns die erdhafte Instinktsicherheit eines nationalen Sendungsgefühles zu erwecken, die vor lauter Wissenschaftlichkeit bis jetzt in der Mitte Europas als Volksbesitz fehlte. So wird man vielleicht in manchen dadurch aufgestörten Kreisen dem Lebensbild des britischen Weltreiches von Stoye den Stempel der Unwissenschaftlichkeit aufzudrücken versuchen, obwohl mehr praktisch brauchbare Wissenschaft in seinem Grundgemäuer steckt, als unzählige „wissenschaftliche", von Herbariumsduft durchwehte Werke. Auf Herbariumsduft legt es keinen Wert. Denn es will ja das Leben in mächtigen Pflanzen und Wesen, nicht ihre Aufbahrung im Totsein begreiflich zu machen suchen. Wer also einen Nekrolog des britischen Weltreiches „in the dim future" kennen zu lernen wünscht, der ist bei Stoye fehl am Ort. Wer aber sein Leben und seine immer noch recht gefährliche Schlagkraft bei Bedrohung erfahren möchte, der findet zur Zeit keinen besseren Führer!

5. **Komakichi Nohara: „Das wahre Gesicht Japans."** Ein Japaner über Japan. Dresden 1935; Zwingerverlag; 303 S.; 25 unveröffentlichte Aufnahmen d. Verf. — mit suggestiver Karte außen — ist ein höchst zeitgemäßes Spiegelbild des andern Inselreichs der Alten Welt und seines Sendungsgefühls, das man mitblätternd neben Stoye legen sollte. Hier schlägt der Palimpsest des echten Japan mächtig durch die aufgetünchte Fremdenverkehrsreklame und zeigt die Eckpfeiler der Weltmacht von heute: ihr elastisches Gegenspiel zwischen Kirschblüten und Stahl. „Japan hat stets nur ein Gesicht gehabt." Und dieses Gesicht trägt Ewigkeitszüge! —

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

H. A. R. PHILBY:

Japans letztes Vorgehen in China

(übersetzt von Ernst Samhaber)

In den letzten Wochen ist ein neuer Begriff in die fernöstliche Politik eingeführt worden. Chahar, Suiyuan, Hopei, Schantung und Schansi sind die „Fünf nördlichen Provinzen" geworden. Ob diese zunächst rein begriffliche Einheit die Sanktion einer dauerhafteren politischen Einheit erhalten wird, hängt vom Erfolge oder Mißerfolge des japanischen Versuches ab, ein autonomes Nordchina „mit, ohne oder gegen Nanking" zu schaffen. Ungleich den drei „Östlichen Provinzen", deren geographische Einheit zwischen dem Khingangebirge und dem Changpaischan bereits vor einigen Jahrtausenden die politische Einheit vorwegnahm, die dann in Hsinking die Gestalt des heutigen Mandschukuo annahm, sind die „Fünf Nördlichen Provinzen" weder geschichtlich, noch geographisch, noch wirtschaftlich eine Einheit. Im besten Falle ist dieser Begriff nur ein brauchbares Wort für das, was man gewöhnlich als die Grenze der unmittelbaren Ziele der japanischen Armee ansieht.

Wie wir auch die Karte von China aufteilen mögen, die „Fünf Nördlichen Provinzen" passen so recht in keine unserer Einteilungen hinein. Wenn wir die Linie des Tsinlingschan nehmen, der die Weizenanbaugebiete Nordchinas von den Reisgebieten trennt, das Lößgebiet also vom Nichtlößgebiet, so überragt das daraus sich ergebende Nordchina die „Fünf Nördlichen Provinzen" um den größeren Teil von Kansu, ganz Nordschensi und Teile von Honan. Nehmen wir die Nordsüdlinie längs der Großen Terrasse, wo das Hochplateau von Westchina in das Tiefland von Ostchina fällt, so würden Hopei und Schantung in das so umrissene Ostchina fallen. Aber Schansi gehört bestimmt zum westlichen Plateau, während der größere Teil von Chahar und Suiyuan, genau genommen, zu keiner Unterteilung gehören. Auch andere Einteilungen helfen uns nicht. „Nördlich des Gelben Flusses" wäre wertlos, da der größte Teil von Schantung südlich des Gelben Flusses liegt. Das „Bassin des Gelben Flusses" ist ebenso ungenau, da der alte Arm des Deltas durch Honan, Anhwei und Kiangsu fließt, während der Abfluß des größten Teiles von Hopei und von ganz Chahar und Suiyuan vom Hoangho unabhängig ist.

Diese Verschiedenheit des Aufbaus, des Klimas und der Hilfskräfte mag die Kräfte einer schwachen Nation lähmen. Für ein so expansives Volk wie die Japaner mögen sich daraus positive Vorteile ergeben. Es bietet sich für die Armee eine größere Auswahl von Zielen, während gleichzeitig die militärische und zivile Durchdringung eine breite wirtschaftliche Basis hat. Es lohnt sich schon zu untersuchen,

1) Um Raum zu sparen, ist auf die nochmalige Beigabe einer Karte von China verzichtet worden. Wir verweisen auf die im vergangenen Jahr (XII. Jahrg., Heft 10, Oktober, Seite 643) veröffentlichte Skizze.

was in den „Fünf Nördlichen Provinzen" für Japan zu verschlingen ist, und welche weiteren Expansionslinien bleiben, wenn dieses Verschlingen erst einmal beendet ist.

Chahar und Suiyuan sind weder geschichtlich noch geographisch ein Teil des eigentlichen China. Ihre politische Verfassung als chinesische Provinzen ist noch keine sieben Jahre alt. Zusammen mit Jehol im Osten und Ninghsia im Westen bildeten sie bis 1929 den Wüsten- und Oasengürtel der Inneren Mongolei. Seit dem Fall der Mandschus ist die Welt der Mongolen ein unsicherer Faktor geblieben. Die Mongolen bestreiten, jemals Untertanen der Mandschus, und sie erheben den Anspruch, ihre Bundesgenossen bei der Unterwerfung der Chinesen gewesen zu sein. Mit dem Zusammenbruch des Kaiserreiches wurde dieses Bundesverhältnis gelöst, die Mongolen von ihren Verpflichtungen gegenüber China und der Mandschurei frei.

Diese Ansprüche stehen auf dem Papier, oder vielmehr bleiben Ansprüche der Mongolen selbst. Die Welt der Mongolen ist nicht nur zahlenmäßig schwach, sie zerfällt soziologisch in Fürsten und Bauern, und geographisch durch die Wüste Gobi in einen nördlichen Teil, die „Äußere Mongolei", und einen südlichen, die „Innere Mongolei". Die Äußere Mongolei löste im Bürgerkrieg die Bande, die sie einst an China ketteten, um den Preis der neuen Bande, die sie heute an die Sowjetunion fesseln. Die Innere Mongolei, in der noch die Fürsten herrschen, ist somit soziologisch wie geographisch von dem Volksfreistaat getrennt. Allein konnte sie dem Druck der nach Norden vorstoßenden chinesischen Kolonisation nicht widerstehen. Sie konnte weder der Einteilung ihres Gebietes in die vier Provinzen, Ninghsia, Suiyuan, Chahar und Jehol, Widerstand leisten, noch dem Anwachsen des chinesischen Einflusses. Das aber war der Zweck der Eingliederung von Teilen Schansis und Hopeis in die vier Provinzen, die früher nördlich der Großen Mauer gelegen waren. Aber seit jener Teilung haben die mongolischen Fürsten in wachsendem Maße nach Japan geschaut, das seinerseits sich bemühte, dadurch einen guten Eindruck zu erwecken, daß es den zwei Millionen Mongolen in der Mandschurei eine bevorzugte Behandlung zuteil werden ließ.

Die Einbeziehung der nördlichen Teile von Schansi und Hopei in die neuen Provinzen Chahar und Suiyuan hat die wirtschaftliche Kraft dieser Provinzen sehr gestärkt, wenn diese Maßnahme wahrscheinlich auch durch politische Erwägungen bestimmt worden ist. Das Land nördlich der Großen Mauer ist zu einem beträchtlichen Teil eine Fortsetzung des Hügellandes von Schansi, gleicherweise aber auch eine Fortsetzung der Kohlen- und Eisenfelder von Schansi. Diese Felder, deren reichste bei Tatung liegen, werden durch die Eisenbahn Peking—Kalgan erschlossen und können intensiv mit mehr Nutzen ausgebeutet werden, als das bisher der Fall gewesen ist. Keine der Provinzen bietet große landwirtschaftliche Möglichkeiten, mit Ausnahme eines fruchtbaren Streifens im Süden. Zum größten Teil sind sie eine ärmliche Steppe oder gar eine halbe Wüste, wenn auch nicht ganz unkultivierbar, wie die fleißigen chinesischen Kolonisten gezeigt haben. Wenigstens die Milch-

wirtschaft kann noch bedeutend anwachsen, — eine Ergänzung auch für Japans Volkswirtschaft.

Trotz aller Verwaltungsmaßnahmen von 1929 haben Chahar und Suiyuan nicht den Charakter entlegener Provinzen verloren. Diese Merkmale würden auch bleiben, wenn sie durch Gewalt oder Freundschaft zu einer Verwaltungseinheit mit Schansi, Hopei und Schantung verschmolzen würden. Der größte Teil ihrer Oberfläche hat Abfluß nach Norden — im Gegensatz zu den Ländern südlich der Großen Mauer — und ihre Ströme versiegen im Sande der Wüste Gobi. Auch die Zerstörung der Großen Mauer würde die Wasserscheide unberührt lassen.

Aber dadurch wird die Bedeutung von Chahar und Suiyuan nicht herabgesetzt. Als zwei der „Fünf Nördlichen Provinzen" werden sie zur breiten Brücke für den japanischen Einfluß von den Grenzen von Mandschukuo bis zur Grenze von Kansu, die zwischen dem eigentlichen China und irgendwelcher Verbindung mit der Äußeren Mongolei im Norden sich hinzieht. So sind diese Provinzen größer und wichtiger als Jehol, dessen Hochland vor zwei Jahren von chinesischen Truppen gesäubert wurde, um das Tor nach Nordchina von Nordosten her zu sichern. Nach der anderen Richtung wird Chahar sofort ein geeignetes Sprungbrett, wenn der japanische Generalstab an die gewaltige Aufgabe herangehen würde, eine Armee über die Wüste Gobi hinweg zu transportieren, um die Transsibirische Bahn in der Gegend des Baikalsees zu unterbrechen. Der Hauptkarawanenweg von Urga, der Hauptstadt der Äußeren Mongolei, erreicht die Große Mauer bei Kalgan, der Hauptstadt von Chahar. Die Möglichkeiten einer so weitspannenden Flankenbewegung sind überschätzt worden, immerhin bestehen sie in begrenztem Umfange.

Von den übrigen drei Provinzen nimmt Schantung eine besondere Stellung ein. Schantung ist eine gebirgige Halbinsel, die in Richtung auf die Liaotunghalbinsel und Port Arthur ins Meer hinausragt. Vor langer Zeit war sie wahrscheinlich eine Insel, die durch das Gelbe Meer von der chinesischen Hochfläche getrennt war. Ihre Verbindung mit dem Schansihochland ist das Werk des Hoangho, der bei geringeren Wassermengen größere Schlammablagerungen mit sich führt als der Yangtse. Frühe Versuche, den Strom an sein Bett zu fesseln, verhinderten immer wieder, daß sich die Schlammablagerungen über das umgebende Land verteilten. In steigendem Maß wurden sie ins Meer getragen und hüllten die Berge von Schantung auf beiden Seiten in Schlamm, je nachdem der Fluß in seinem Unterlaufe das nordöstliche Bett nach dem Meerbusen von Tschili, oder das östliche Bett nach dem Gelben Meer benutzte.

Der Hoangho ist ein Fluß von vergleichsweise geringem Wert. Seitdem er 1852 wiederum in sein nördliches Bett zurückkehrte, ist die Schantungebene nördlich der Gebirge durch dauernde Fluten verheert worden, die nicht nur die Kulturen vernichten, sondern auch nach dem Zurücktreten des Wassers eine Salzschicht hinterlassen, die den Ertrag des Bodens beträchtlich herabsetzt. Südlich der Berge ist die Ebene frei von Überschwemmungen und auch gegen nordöstliche Winde

geschützt. Baumwolle und Weizen gedeihen gut, und die günstigen Bedingungen für den Maulbeerbaum haben Yenchow zu einem wichtigen Seidenzentrum gemacht. Aber der Reichtum von Schantung liegt buchstäblich in den Bergen. An den nördlichen Abhängen des Taishan gibt es Kohlenlagerstätten von guter Qualität, besonders nahe Poshanhsien. An den südlichen Abhängen werden seit langer Zeit wertvolle Eisenlagerstätten abgebaut. Kohle und Eisen haben eine gute Verkehrsmöglichkeit in der Tsingtau-Tsinan-Eisenbahn, die den besten Hafen dieser Provinz mit der Tientsin-Pukow-Linie verbindet.

Die Unabhängigkeit von Schantung unter japanischer Führung stellt mehr äußerlich als der Sache nach eine Umwandlung bestehender Zustände dar. 1897 faßten die Deutschen festen Fuß in dieser Provinz; sie hielten diese Stellung bis zum Weltkrieg, in dem sie von japanischen Streitkräften vertrieben wurden. Japan erhob den Anspruch, alle Rechte geerbt zu haben, die früher den Deutschen zustanden; es gab diese Ansprüche nur unter der Bedingung auf, daß ihm eine besondere Stellung in der Provinz Schantung zugesichert wurde. Praktisch kamen seit dem Kriege alle Ansätze zur Ausbeutung der Bodenschätze dieser Provinz von Japan.

Wenn der Fall Schantung also außergewöhnlich ist, so wird Hopei vielfach als das Herz von China angesehen. Aber das ist eine Verallgemeinerung aus den Tagen des Kaiserreiches. Die Große Mauer ist nicht mehr der Brennpunkt chinesischen Denkens. Zwei der draußen liegenden Besitzungen sind für immer verloren. Zwei andere sind im Begriff, verlorenzugehen. Gewiß nimmt Peking immer noch eine ziemlich wichtige Stellung im nördlichen Winkel der Großen Ebene ein. Es liegt gerade dort, wo das Tiefland mit seinen Weizen-, Baumwoll-, Reis- und Seidekulturen an das Hochland stößt, das Pelze, Häute, Wachs und Borsten liefert. Aber wenn sich Peking ganz auf diesen zufälligen Umstand verläßt, so maßt es sich die Rolle von Tientsin an, das bereits ein großer Handelsplatz ist und dazu den Vorteil hat, näher am Meer zu liegen. Nachdem der Mittelpunkt der Verwaltung nach dem Yangtse verlegt worden ist, scheint im Norden kein Platz mehr für zwei so große Städte zu bestehen. Beide könnten bestehen bleiben, wenn Peking wiederum die Hauptstadt eines unabhängigen und selbst autonomen Nordchina würde, mit „draußen" liegenden Besitzungen nördlich der Großen Mauer. Hopei hat außer dieser Möglichkeit auch eigene wirtschaftliche Bedeutung. Obgleich es einen Teil der Großen Ebene füllt, gehört es nicht zum Hoanghodelta. Es wird durch den Peiho und dessen zahlreiche rechte Nebenflüsse bewässert, die ihm aus dem Hochlande von Schansi zuströmen. Im Vergleich zum Hoangho sind diese Flüsse kurz und neigen nicht zu verheerenden Überschwemmungen. Sie haben eine Landschaft gestaltet, die guten Weizen und ausgezeichnete Baumwolle erzeugt. Japan ist heute noch sehr stark von der Einfuhr von Rohstoffen für seine Textilindustrie aus den Vereinigten Staaten abhängig. Seine Fabrikanten haben sich auf billige Gewebe spezialisiert, für die sie ganz in der Nähe einen weiten Markt finden, und für die

sogenannte „amerikanische" Baumwolle sich besonders eignet. Die Hopei-Baumwolle gehört zum Typ der amerikanischen Baumwolle. Eine intensive Bearbeitung würde Hopei zum ersten Platz der baumwollerzeugenden Provinzen Chinas erheben und Japans Abhängigkeit von einem Handelswettbewerber und möglichen Feinde vermindern. Die Nordostecke der Provinz ist reich an Kohle, von der bereits jährlich beträchtliche Mengen von Chinwangtao ausgeführt werden.

Die Schansihochfläche ist ein karges Land, das außerhalb der fruchtbaren Täler des Fenho und anderer, kleinerer Ströme kaum für den Ackerbau geeignet ist. Sie führt einen beträchtlichen Teil ihres Lebensmittelbedarfes aus den Nachbarländern ein, und ihre Bewohner sind seit Zeiten mehr Zwischenhändler als Ackerbauer gewesen. Aber seit Einführung der Erzeugung von Kraftstrom ist Schansi seinen Möglichkeiten nach eine der reichsten Provinzen Chinas geworden. Seine Kohlenreserven werden auf 127 Milliarden Tonnen geschätzt, also auf mehr als die Hälfte der gesamten geschätzten Kohlenvorräte Chinas. Die Eisenbahnlinie Taiyuen—Chenting erschließt die wertvollen Pingtingfelder, und weiter südlich der Linie Peking—Wuhan führt eine Stichbahn nach den Eisenlagern von Tsehchow. Mit den Zentren der größeren Bevölkerungsdichte noch nicht verbunden sind die Lagerstätten am linken Ufer des Hoangho, wo Oberflächenkohle seit langer Zeit ein lokales Handelsobjekt darstellt. Auch das Fenhobecken trägt zu den Kohlenreserven der Provinz bei.

Die Möglichkeiten der Provinz sind bisher noch nicht in intensiver Weise ausgebeutet worden, obgleich selbst dieses Kratzen an der Oberfläche bereits die beiden Knotenpunkte der Peking-Wuhan-Eisenbahnlinie, Chengting und Chengchow, in führende Handels- und Industriezentren verwandelt hat. Im Fall Schansi mit Hilfe Japans autonom wird, beginnt sicher eine Zeit intensiver Erschließung; denn Japan wird in seinen Riesenschritten zur Weltmacht so lange ein hektisches Aussehen behalten, bis die feste Grundlage einer gesicherten Kohle- und Eisenversorgung erreicht ist. Die Behörden der Südmandschurischen Bahn, die in der „Gründerzeit" der Mandschurei führend waren, haben bereits ihr Interesse an der Schansikohle gezeigt. Es wird auch gesagt, daß in Schansi Ölschiefer vorhanden ist, der dem Ölschiefer von Fushun ähnlich ist.

Das sind die „Fünf Nördlichen Provinzen". Aber darin liegt nicht das ganze Problem. Ohne Zweifel ist Japan eine dynamische Macht von expansiver Kraft. Ein Schritt führt zu einem anderen, und die „Fünf Nördlichen Provinzen" sind nur der dritte Schritt, nach Mandschukuo und Jehol.

Es gibt keinen natürlichen Mittelpunkt, von dem aus man die möglichen Linien einer japanischen Ausdehnung jenseits der Grenzen der „Fünf Nördlichen Provinzen" betrachten könnte. Aber es gibt einen guten Ersatz, den Menschen geschaffen haben. Jahrhunderte hindurch war Peking die kaiserliche Hauptstadt. Es ist noch heute der Mittelpunkt der Verkehrsverbindungen in Nordchina.

Zwei Hochstraßen führen fast genau nach Süden von Peking aus. Eine folgt der Linie des Großen Kanals, der ursprünglich gebaut wurde, um den Transport der Getreidetribute zwischen dem Peihobecken und dem Yangtse zu ermöglichen. Der Kanal wird nun durch eine Eisenbahn begleitet, die von Tientsin nach Pukow läuft, von wo sie — über den Yangtse hinüber — auf der Linie Nanking—Schanghai die pazifische Küste erreicht. Als die Autonomiebewegung im Norden an Stärke gewann, verlangten die Japaner einen großen Teil des rollenden Materials dieser Linie. Das war wohl mehr eine Vorsichtsmaßregel, um eine Bewegung der Nankingarmeen nach Norden zu verhindern, als die Ansage eines japanischen Vorrückens über die südlichen Grenzen von Schantung hinaus. Solch ein Vordringen würde die Japaner aus dem Hoanghodelta in das Yangtsedelta führen. Hier sehen aber die Probleme ganz anders aus als im Norden. Das Yangtsedelta ist das Kernland der Autorität von Nanking. Es ist auch der Angelpunkt des westlichen Einflusses in China. Ein Vordringen in Richtung auf Nanking und Schanghai würde eine sehr viel sorgfältigere diplomatische Vorbereitung erfordern, als sie bisher versucht wurde.

Es bleibt noch ein anderer Weg von Peking nach dem Süden. Früher war er eine Kaiserstraße, heute folgt ihm ebenfalls eine Eisenbahnlinie. Er stellt die Verbindung zwischen Peking und dem dichtbevölkerten Seenland der Provinz Hupeh am mittleren Yangtse her. Der Weg führt die Steilhänge entlang, mit denen das chinesische Hochland in das Tiefland hinabfällt. Nachdem der Weg die Landschaften durchquert hat, in denen Baumwolle, Weizen und Reis gut gedeihen, führt er an den Kohlen- und Eisenlagern von Schansi vorbei, steigt den Mulingrücken hinauf und in das Yangtsetal bei Wuhan hinab. Aus denselben Gründen wie bei der Nankinglinie empfiehlt sich für die japanische Armee ein Vorrücken nach Süden, also nach Wuhan hinein, sehr wenig, zum mindesten in der nächsten Zukunft nicht. Es kommt aber noch ein Grund hinzu: Die großen Städte, Wuhan, Hankow, Hanyang und Wuchang, mit ihrer großen Industriebevölkerung, sind die Zentren des chinesischen Radikalismus; sie stehen darin nur hinter Kanton selbst zurück. Die britische Regierung hat es für zweckmäßig gehalten, auf ihre Konzessionsrechte in Hankow zu verzichten. Es ist unwahrscheinlich, daß die Japaner darauf erpicht sind, diese zu übernehmen.

*

Ein Vorrücken nach Süden über die Grenzen des Hoanghodeltas wird daher für die nächste Zukunft nicht in Betracht kommen. Aber was ist mit dem Westen? Südlich von Chengting treibt die Peking-Wuhan-Bahn einen Ableger nach dem Westen. Er steigt den Taihangshan hinauf, der zugleich die Grenze zwischen Hopei und Schansi und die Ostgrenze des Chinesischen Plateaus bildet. Die Zweigbahn selbst verläuft im Hochlande von Schansi. Jenseits der Kohlenfelder von Pingting erreicht sie die Eisenbahnkopfstation bei Taiyuen, der Hauptstadt von Schansi.

Westlich von Taiyuen liegt das Hoanghotal. Obwohl der Fluß für lokalen Ver-

kehr benutzt werden kann, hindern Fälle und Stromschnellen den Durchgangsverkehr. Südwestlich von Taiyuen, an der anderen Seite, ist das Fenhobecken, ein fruchtbares, kohlenhaltiges Tal, das keinerlei ernstliche Hindernisse bietet. Der Fenho erreicht den Hoangho wenig nördlich vor seiner Vereinigung mit dem Weiho.

Bevor wir die Bedeutung dieser Tatsache erörtern, müssen wir eine doppelte Möglichkeit des Zuganges betrachten. Zweihundertfünfzig Meilen südlich von Chengting liegt ein anderer wichtiger Verbindungspunkt. In Chengchow, in der Provinz Honan, wird die Linie Peking—Wuhan im rechten Winkel durch eine andere Linie geschnitten, die von Osten nach Westen verläuft. Sie kommt von Suchow und Kaifeng, einer früheren Hauptstadt von China, und läuft nach Westen zu auf Loyang und Sian, ebenfalls zwei frühere Hauptstädte von China. Sian ist noch nicht erreicht, obwohl schon viele Projekte erwogen wurden, um die Eisenbahnlinie nach dort fertigzustellen. Allein die Tatsache, daß auf dieser Linie von 300 Meilen drei ehemalige Hauptstädte zu finden sind, zeigt ihre Bedeutung. Diese wird durch den Namen der Stadtfestung unterstrichen, die am Hoangho zwischen Loyang und Sian liegt. Der Name lautet Tungkwan, östliches Tor. Tungkwan liegt in der Nähe der Mündung des Weiho in den Hoangho. So kommen die Japaner sowohl in Richtung nach Westen und Süden, durch Taiyuen, wie südlich und westlich durch Chengchow an den Weiho.

Das Tal des Weiho ist die einzige bequeme Verbindungsmöglichkeit zwischen China und Zentralasien. Der Fluß entspringt in den Bergen von Kansu, das zwar der Verwaltung nach ein Teil des eigentlichen China, in Wirklichkeit aber der östlichste Teil des großen tibetanischen Hochlandes ist. Sobald der Weiho das Bergland verläßt, strömt der Fluß in leichten Stufen durch das fruchtbare Lößland von Kansu und Schensi zum Hoangho hinab. Aus dem unteren Weihotal stammen die ersten, wenn auch noch legendären Berichte der ältesten chinesischen Geschichte. Alles läßt darauf schließen, daß die Chinesen China von Zentralasien oder Westasien über das Weihobecken erreicht haben. Noch viele Jahrhunderte später benutzten die Karawanen das Weihotal, um nach Westen zu gelangen. Ihr Weg wurde zur Großen Seidenstraße, und die kaiserliche Macht Chinas wurde schrittweise nach Westen vorgeschoben, um deren Sicherheit zu gewährleisten, bis China die hohen Gebirgszüge erreichte, die das Tarimbecken von Chinesisch-Turkestan einschließen. Nach Norden liegt die Wüste Gobi, nach Süden das tibetanische Hochland, die beide für Massenbewegungen unbrauchbar sind.

So ist das Weihotal nicht nur ein Einfalltor vom Westen nach China. Es ist auch ein Tor, das von China nach dem Westen führt. Die Japaner befinden sich auf zwei Wegen in greifbarer Nähe von diesem Tor. Eine Betrachtung dessen, was auf der anderen Seite liegt, zeigt erst die ganze Bedeutung der „Fünf Nördlichen Provinzen".

„Auf der anderen Seite" liegt Chinesisch-Turkestan, eine Provinz, die durch

Entfernung, Wüste und Gebirge vom eigentlichen China isoliert ist. Von Urumtschi, ihrer Hauptstadt, geht der schnellste Weg nach Nanking über die Turksib und die transsibirische Eisenbahn. Der lange, wüstenähnliche Weg nach dem Osten ist unendlich weniger anziehend als die angenehmen und fruchtbaren Täler des Ili und des Irtysch, die nach der Sibirischen Steppe führen. Würde das Schicksal von Chinesisch-Turkestan von einem Kräfteversuch der Behörden von Nanking oder Sowjetsibirien abhängen, könnte über den Ausgang wenig Zweifel bestehen.

Ein vorläufiger Kräftevergleich ist bereits zugunsten der Sowjetunion entschieden. Vor fünf Jahren sind die Güter eines verstorbenen mohammedanischen Notablen in Hami durch die chinesischen Behörden in Urumtschi beschlagnahmt worden. Eine Revolte flammte auf, und die Mohammedaner zogen südwärts und erschlugen auf ihrem Wege alle Chinesen. Weder chinesische Soldaten noch weißrussische Freiwillige konnten die Bewegung unterdrücken, jene nicht, weil ihre Kraft durch Opium gelähmt war, diese nicht, weil rote russische Agenten dauernd in die höheren Offiziersstellen eindrangen. In seiner Hilflosigkeit blieb dem Gouverneur nur ein Ausweg. Er wandte sich an die Sowjets um Hilfe.

Mit Sowjethilfe wurde die Revolte schnell gemeistert, nur in einem oder zwei südlichen Distrikten flackert sie noch weiter. Nachdem die Rotrussen ihre Verpflichtung erfüllt haben, ernten sie jetzt ihren Lohn. Wir können verstehen, warum sie sich so leicht aus der Mandschurei zurückzogen, aus einer exponierten Stellung, um sich desto mehr auf ein Vordringen zu konzentrieren, das direkt und geschützt sein kann. Aber Chinesisch-Turkestan ist für die Sowjets, wie die „Fünf Nördlichen Provinzen" für Japan, nur der erste einer ganzen Zahl von weiteren Schritten. Jenseits von Chinesisch-Turkestan liegt Kansu, und in Kansu das Weihotal. Lange Monate hindurch hörten wir Berichte von kommunistischen chinesischen Armeen, die nordwärts auf Schensi und Kansu marschierten. Es ist nicht schwierig zu verstehen, warum die Japaner so sehr bestrebt sind, eine Stellung zu gewinnen, die sie in die Lage versetzen würde, auf einen knappen Befehl hin das östliche Ende des „Östlichen Tores" zu schließen.

Heinrich Eck:
Russisch-Asien am Scheidewege

Während die tiefgehenden Veränderungen, welche die russische Revolution in den Geschicken des europäischen Rußlands bewirkt hat, der Öffentlichkeit mehr oder weniger bekannt sind, gestaltet sich der Einblick in die Verhältnisse der mittelasiatischen Republiken Sowjetrußlands viel schwieriger. Es besteht zwar eine ausgedehnte russische Literatur gerade über Russisch-Zentralasien; sie ist aber derartig einseitig und tendenziös gefärbt, daß nur die Gegenüberstellung mit den Berichten der westeuropäischen Forscher, welche Gelegenheit hatten, die Verhältnisse an Ort

und Stelle zu studieren, einen Einblick in die Tiefe der geo- und machtpolitischen Verhältnisse des sowjetrussischen Asiens gestattet[1]).

Für die Lösung des Nationalitätenproblems in Russisch-Asien war Lenins Politik grundlegend. Eingezwängt in eine knappe Formel, besagt sie: Die nationale Kultur ist ihrem Inhalt nach sozialistisch, der Form nach national und verfolgt als Endzweck die Erziehung der Volksmassen im Geiste des Internationalismus. In diesem knappen Satz konzentriert sich ein umfangreiches politisches Programm. Die Anerkennung der eigenen kulturellen Entwicklung innerhalb eines Volksganzen war nur als eine Konzession an die Realität gedacht. Denn für den Realpolitiker Lenin war es klar, daß ein brüskes Vorgehen in dieser Frage eine Reaktion bei den rückständigen asiatischen Völkern auslösen würde, welche das ersehnte Ziel, die Internationalisierung des Nahen Ostens, eher in die weite Ferne rücken als fördern würde.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Möglichkeit der Pflege arteigener Kultur nur eine Übergangsstufe auf dem Wege zur Weltverbrüderung. Für den Gründer des kommunistischen Rußlands war die Nationalitätenfrage nur ein Teilproblem seines sozialen Gesamtsystems. Er duldet das nationale Prinzip nur insofern, als es mit den Grundtendenzen des Sozialismus nicht kollidiert. Ganz im Einvernehmen mit diesen Prinzipien erklären unumwunden die sowjetrussischen Juristen den berüchtigten vierten Punkt der Konstitution, wonach jedem Gliedstaat das Recht des Austritts aus der Föderation freisteht, als ein „potentielles Recht", welches nur den Wert einer Deklaration habe. Diese Einstellung entspricht folgerichtig der Erkenntnis, daß der ganze Komplex der Nationalitätenfrage nur eine historische Übergangsstufe zum Internationalismus ist.

Lenins Jünger und hervorragendster Vertreter seiner Lehre, Stalin, vertieft noch weiter in seinem Werke „Die Grundlagen des Leninismus", welches ja die Bedeutung einer kommunistischen Bibel erlangte, die Postulate seines Lehrmeisters. Er scheut sich nicht, die Notwendigkeit eines Kampfes sowohl gegen den großrussischen Chauvinismus als auch gegen den lokalen Nationalismus zu verkünden. Ferner wies er auf dem XVI. Kongreß der Kommunistischen Partei darauf hin, daß die nationalen Minderheiten auch dann geneigt sind, mit dem Interventionismus zu liebäugeln, wenn die separatistischen Ideen noch nicht scharf ausgeprägt sind, und kommt schließlich zu der Behauptung, daß die unentwegten Verfechter des Nationalismus zu den konterrevolutionären Elementen zu zählen sind. Für Stalin gilt es als erwiesen, daß die nationalen Verbände in den sowjetischen Republiken Zentralasiens in engem Kontakt mit den antibolschewistischen Organisationen im Auslande arbeiten.

1) Russisch-Asien ist hier im eurasischen Sinne zu verstehen, da einige in dieser Abhandlung erwähnten Völker wie Kaukasier und die Bewohner der Krimhalbinsel räumlich zwar zu Europa, ethnographisch aber zu Asien gehören.

Die Entwicklungsgeschichte der russischen Revolution zeigte Lenin, daß der Träger des sozialistischen Gedankens in erster Linie das Industrieproletariat war, welches infolge des stetigen Kontaktes mit der städtischen Kultur sich viel empfänglicher für seine Ideen zeigte als die übrige Bevölkerungsmasse. Hat die Umwälzung im Innern Rußlands fast 100 Jahre gebraucht, um zum siegreichen Durchbruch zu gelangen, so waren in Russisch-Zentralasien ganz andere Schwierigkeiten zu meistern. Denn dort handelte es sich um Überwindung tausendjähriger Traditionen einer in ihrer Entwicklung stark rückständigen Bevölkerung, deren Geschichte religiösen Fanatismus, patriarchalische Sippengedanken, zunftmäßigen Charakter des Handwerks und feudale Wirtschaftsformen als charakteristische Merkmale des öffentlichen Lebens aufweist. Für die Verwirklichung der Leninschen Theorien bei den im östlichen Randsaum des Reiches angesiedelten Völkern waren zwei Probleme ausschlaggebend: 1. die kulturelle Hebung der Volksmassen, um die Infiltration der kommunistischen Ideen auf schnellstem Wege zu bewerkstelligen, und 2. die Schaffung eines Industrieproletariats als eines Instrumentes zur Errichtung des Welträtesystems. Damit kommen wir zu dem Kernproblem der ganzen sowjetrussischen nationalen Politik in ihrer Anwendung auf die mittelasiatischen Republiken.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß seit der Machtergreifung durch die Bolschewiken die Europäisierung der mittelasiatischen Wirtschaft bedeutende Fortschritte aufweist.

Nach offiziellen Angaben verfügt die zentralasiatische Ackerwirtschaft gegenwärtig über 140 000 Traktoren, während vor 10 Jahren die Bodenbearbeitung mit primitivsten Mitteln betrieben wurde. Die gesamte Aussaatfläche erweiterte sich von 2,4 Mill. ha im Jahre 1924 auf 4,4 Mill. ha im Jahre 1934. In demselben Zeitraum erfuhr die Produktion der Rohbaumwolle eine Erhöhung um das Fünffache, diejenige des Erdöls um das Dreifache und die Bruttoproduktion der Gesamtindustrie konnte sogar versechsfacht werden. Auch auf kulturellem Gebiete macht sich eine progressive Steigerung bemerkbar. Die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts erweiterte das Netz der Anfangsschulen im Zeitraum von 4 Jahren (1926—1930) in den nationalen und autonomen Republiken von 17 000 auf 28 000 und erhöhte die Schülerzahl von 1 200 000 auf 2 700 000. Dementsprechend wuchsen auch die Zahl und die Auflageziffern der Zeitungen, wie aus folgender Tabelle ersichtlich:

	Anzahl der Zeitungen		Auflageziffern (in 1000)	
	1928	1933	1928	1933
Transkaukasische Republiken	36	226	300	1100
Usbekistan und Tadschikistan	15	145	130	700
Turkmenien	4	26	29	140

Mag man dieser offiziellen Statistik auch skeptisch gegenüberstehen, so liegt ihr Wert nicht in der absoluten, sondern in der relativen Bedeutung als eines Faktors des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieges. Diese Tatsache findet eine Bekräftigung durch die Berichte derjenigen Forscher, welche, wie z. B. Prof. Stählin, Gelegenheit hatten, die früheren Verhältnisse in Rußland-Asien mit den jetzigen zu vergleichen.

Mit derselben Energie strebt die sowjetistische Regierung der Realisierung des zweiten Teils ihres Programms — der Formierung eines Industrieproletariats in Mittelasien — zu. Als ernstes Hindernis auf diesem Wege galt es, das Nomadentum

zu überwinden. Zu diesem Zwecke wird eine zwangsweise Besiedelung durch Russen durchgeführt, welche die einheimische nomadisierende Bevölkerung allmählich verdrängen.

In den in 23 Rayons eingeteilten kirgisischen Steppen gelang es 1931/32 in 15 Rayons 40 000 ansässige Bauernwirtschaften zu bilden und von den 580 000 oder 70% aller Wirtschaften in Kasakstan sollen ca. 75% in kürzester Zeit seßhaft gemacht werden. Die forcierte Besiedlung im Verein mit dem beschleunigten Industrialisierungstempo bewirkt eine tiefgehende Veränderung der Bevölkerungsstruktur. Von 10 000 Erwerbstätigen waren im früheren Rußland 343 industriell tätig, in den meisten Randgebieten sank diese Zahl auf 11—75 herab. Dementsprechend zählte man bei dem überwiegend bäuerlichen Charakter der mittelasiatischen Bewohner vor der Revolution einige tausend Arbeiter, dagegen waren 1932 406 000 Menschen in verschiedenen Betrieben Mittelasiens beschäftigt. In der tatarischen Republik stieg die Zahl der einheimischen Arbeiter von 20,7% im Jahre 1927/28 auf 41,5% im Jahre 1934. Auch die Frauen werden in diesen Industrialisierungsprozeß einbezogen: die Statistik gibt die Zahl der in den Fabriken der Krimer autonomen Republik arbeitenden Frauen 1931 auf 6345, 1932 auf 9675 und 1933 auf 11 230 an. Die politische Bedeutung der Bildung von proletarischen Kaderarmeen erhellt daraus, daß das Wachstum der Kommunistischen Partei in Russisch-Zentralasien mit dem Anwachsen des Industrieproletariats Schritt hält. Sogar der Bauer verwandelt sich unter dem Druck der Verhältnisse in einen industriellen Arbeiter. Die Mechanisierung der Landwirtschaft, die Errichtung von Maschinen-Traktoren-Stationen, welche sich im Laufe der Zeit zu Dorffabriken mit allen Attributen der industriellen Lebensformen ausbilden, sind Faktoren, welche den Bauer in einen Arbeiter verwandeln. In dieser Tatsache findet die Theorie der Ersetzung von Einzelbauernwirtschaften durch maschinelle Großbetriebe ihren sinnfälligen Ausdruck. Die Umwandlung der Landwirtschaft in eine Abart der Industrie hat vom Standpunkt der Verbreitung kommunistischer Ideen einen tiefen Sinn. Was damit erstrebt wird, ist ein Umschwung in der Mentalität der Bauern, bei welchem die Liebe zur Scholle den konservativen Geist erhält und ihn für die Aufnahme der sozialistischen Lehrdogmen unempfänglich macht. Die Vergesellschaftung und Mechanisierung des landwirtschaftlichen Betriebes bewirkt die Umbildung des ackerbautreibenden Individuums in einen landwirtschaftlichen Arbeiter, bei welchem der Instinkt des Besitzes verlorengegangen ist. Die Sowjets hoffen, den Triumph ihrer Herrschaft in erster Linie durch das Industrieproletariat zu erlangen. Welche überragende Bedeutung der Bildung des letzteren in dem Sozialisierungsprozeß zukommt, zeigt eine Äußerung Molotows auf dem vorjährigen Rätekongreß in Moskau: „In bezug auf die straffe soziale Organisation und den revolutionären Geist der in den staatlichen Unternehmungen beschäftigten Arbeiter, welche die Schutzvorposten der Revolution bilden, überragen die Fabriken und die Werke die Kolchosen an Wichtigkeit. Infolgedessen bleibt auch in Zukunft die führende Rolle der Arbeiterklasse vorbehalten."

In verschiedenen Traktaten über die Nationalitätenfrage äußert Lenin die Ansicht, daß das Verhältnis zu den nationalen Minderheiten nicht nur für die Sowjetunion, sondern darüber hinaus eine weltpolitische Bedeutung haben wird. Wir stehen gegenwärtig am Anfange dieser Entwicklung: Die sowjetrussische Politik hat viel zum Erwachen des nationalen Gefühls in der Türkei, Persien und China beigetragen. Von dem Kraftfeld dieser Politik gehen zwei energiebeladene Strömungen aus, eine zentralisierende und eine dezentralisierende. Die erste äußert sich in dem straffen Anziehen der Zügel seitens des zentralen Verwaltungsapparates. Die Abhängigkeit der politischen und wirtschaftlichen Organisationen von der obersten Parteileitung wird nicht nur durch die Überwachung der lokalen Regierungsorgane oder die Durchsetzung der Verwaltungsbehörden mit gesinnungstreuen Parteimit-

gliedern erzwungen. Die Moskauer Machthaber greifen oft zu dem alterprobten politischen Mittel, dem Ausspielen einer Bevölkerungsgruppe gegen die andere. Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist, was Prof. Stählin in seiner Abhandlung „Russisch-Turkestan gestern und heute" über die Umgestaltung von Tadschekistan aus einer autonomen in eine unabhängige Republik anführt. Wie bekannt, sieht das komplizierte föderalistische System der Sowjetunion drei Staatengebilde vor: autonome Gebiete, autonome Republiken und Bundesrepubliken, von denen die letzteren als vollberechtigte Mitglieder der Föderation erscheinen. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede föderative Einheit bestrebt ist, um größere politische Aktionsfähigkeit zu erlangen, in den Rang einer Bundesrepublik erhoben zu werden. Diesen Umstand benutzte die Sowjetunion 1929, um die autonome Republik Tadschekistan, welche einen Bestandteil von Usbekistan bildete, in eine unabhängige Republik umzuwandeln. Der Grund dieser Maßnahme lag in der feindlichen Einstellung, welche die Usbeken als führende Schicht im Handel und öffentlichen Leben den Sowjets gegenüber an den Tag legten.

Das Verhältnis der zaristischen Regierung zu ihren mittelasiatischen Besitzungen konnte man nur als eine rücksichtslose Kolonisation und gewaltsame Russifizierung charakterisieren. In den Wechselbeziehungen der Räteunion zu den östlichen Randgebieten muß man zwei verschiedene Momente, und zwar das politische und kulturelle, einander gegenüberstellen. In politischer Hinsicht hat der in der Konstitution feierlich verkündete föderative Gedanke bei der Organisation der Staatsgewalt eine starke Verwässerung erlitten. Von den 15 Volkskommissariaten sind 9 reine Bundesbehörden, in denen die einzelnen Republiken zwar durch ihre Bevollmächtigten vertreten, der obersten Gewalt aber untergeordnet sind. Parallel den restlichen 6 Volkskommissariaten besitzen auch die mittelasiatischen Republiken analoge gliedstaatliche Organe; die Kompetenz der einen wie der anderen erstreckt sich bloß auf die wirtschaftlichen und kulturellen Belange ihres Arbeitsgebietes. In bezug auf ihre innerpolitische Struktur ist die föderative Sowjetrepublik ein Einheitsstaat, in welchem die Dezentralisation einzig auf den scharf umrissenen Sektor des geistigen Lebens gerichtet ist. Daß auch bei dieser beschränkten Dezentralisation der Hauptgedanke der einheitlichen Staatsgewalt nicht aus dem Auge gelassen wird, beweist unter anderem die Geschichte der Latinisierung zahlreicher asiatischer Alphabete.

Bei der Errichtung einzelner Republiken im Jahre 1920 wurden die verschiedenen turkotatarischen Völker trotz ihrer Sprachengemeinschaft und der gleichartigen Lebensgestaltung politisch in einzelne Stämme zergliedert. Als die Frage der Übernahme des latinisierten Alphabets für die mittelasiatischen Völker auftauchte, schuf die Sowjetregierung für die Tataren zehn verschiedene Schriftzeichensysteme. Auf der muselmanischen Konferenz, welche 1928 in Kasan stattfand, wurde gegen diese Zergliederung Protest erhoben und die einheitliche Handhabung der lateinischen Schrift verlangt; dieser Forderung widersetzte sich Stalin als einer konterrevolutionären Anmaßung auf das energischste. Auf diese Weise wird die politische und geistige Isolierung verschiedener Völkerschaften konsequent durchgeführt.

Ein anderes charakteristisches Beispiel für die Nationalitätenpolitik der Räteregierung bildet die Behandlung derselben Tataren bei der Machtergreifung durch die jetzige Regierung. Als sich 1918 unter der mohammedanischen Bevölkerung eine Gärung bemerkbar machte, welche später in einen offenen Aufstand ausartete, wurden aus radikalen Elementen kommunistische Verbände organisiert und getrennte Truppen von Tataren und ihnen verwandten Baschkiren gebildet. Gleichzeitig geschah die Ausrufung zweier Republiken, nämlich der Republik Baschkirien am 20. 3. 1919 und einer anderen Republik Tatarien im Jahre 1920. Um aber diese Gliedstaaten voneinander geographisch zu trennen, wird zwischen ihnen das Territorium des früheren Gouvernements Ufa eingeschoben, so daß die Hälfte der tatarischen Bevölkerung außerhalb ihres eigentlichen Heimatsortes zu wohnen gezwungen ist.

Auf derselben Ebene liegen Maßnahmen, welche das Überwiegen des russischen Elementes in dem höheren Verwaltungsapparat bedingen. Während die tatarische Einwohnerschaft z. B. in den Dorfsowjets mit 53%, in den Kreissowjets mit 37,8% und in der Gebietsverwaltung mit 55% vertreten sind, beträgt ihr Anteil an der lokalen Zentralverwaltung nur 30%. Dabei schwankt die Zahl der Russen in den tatarischen Republiken zwischen 40—42%. Ein ähnliches Verhältnis besteht in den anderen mittelasiatischen Gliedstaaten. Diese Tatsache erhält noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß nach Mittelasien aus Moskau Kräfte dirigiert werden, welche eine besondere Aktivität und Treue an die Parteiinteressen zu bekunden Gelegenheit hatten. Abgesehen davon bildet Taschkent, das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum Mittelasiens, den Hauptpunkt der bolschewistischen Propaganda für den gesamten Orient. Diese Stadt beherbergt eine der Dritten Internationale in Moskau unterstellte Agitatorenschule, die ihre Emissäre bis nach dem Pamir und Indien hinaussendet. Taschkent ist gleichzeitig der Sitz des Hauptbüros der nahöstlichen Kommunistischen Partei, der Direktion der mittelasiatischen Eisenbahnen, der „Prawda Wostoka", des Parteiorgans für Usbekistan und die Nachbarstaaten sowie einer Universität.

In bezug auf die zentralasiatischen Völker verfolgt Moskau somit eine doppelte Politik: nach außen hin gibt sie vor, eine Beschützerin des Landes gegen die kolonialen Eroberungsgelüste der europäischen Mächte zu sein. Was die Zielsetzungen der inneren Politik anbelangt, so sind sie mit aller Deutlichkeit in den von Stalin 1921 und von Sapharow 1922 verfaßten Berichten festgelegt. Ihre Hauptthesen lassen sich in folgendem zusammenfassen: 1. Zerstückelung und Verteilung der feudalen Besitzungen und derjenigen der öffentlichen Hand; 2. Auflösung der islamischen Kongregationen; 3. Unterdrückung der pantürkischen Bewegung.

Eine unumgängliche Begleiterscheinung der bolschewistischen Herrschaft ist die antireligiöse Propaganda. In der im November 1930 veröffentlichten Broschüre „Das Maschinenzeitalter und die Religion" bemerkt der protestantische Japaner Hampei Nagao, daß „der stärkste Feind des Marxismus das Christentum wäre". Das in jedem Menschen verankerte religiöse Gefühl als unbewußtes Moment widersetzt sich am heftigsten der von außen aufgezwungenen negativen Idee und ist ein natürlicher Schutzwall gegen diese. Daher der grimmige Haß Lenins und der Anhänger seiner Lehre gegen die Religion. Entsprechend dieser Einstellung schreibt

das an alle regionale Exekutivkomitees verschickte, aber nicht veröffentlichte Dekret vom 5. Mai 1932 vor, die antireligiöse Propaganda zu verstärken und jede Äußerung des religiösen Gefühls mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Die Grundlage des Kommunismus, die materialistische Weltanschauung, ersetzt den Glauben durch Wissenschaft, Technik und materiellen Fortschritt der Menschheit. In dem Bewußtsein, daß ein offener Kampf gegen den Islam heftigen Widerstand bei dem asiatischen Menschen hervorrufen würde, bedient sich die Sowjetregierung diskreter Mittel. Es wird die These von der Identität der islamischen und kommunistischen Ideale aufgestellt. Die teils eingeschüchterten, teils durch Drohungen mürbe gemachten Mullahs verkünden in ihren Predigten, daß Lenin und Mohammed denselben Prinzipien huldigen. Nichtsdestoweniger ruft die Gottlosenbewegung bei den mittelasiatischen Völkern, bei denen der religiöse Fanatismus und die jahrtausendealten Überlieferungen fest in ihrem Wesen verankert sind, eine starke Erbitterung hervor. Diese religiösen Kämpfe zeitigten die in ihrer Art einzig dastehende Tatsache eines Appells muselmanischer Völker an den Heiligen Stuhl. Das in den „Osservatore Romano" vom 24. Juli 1930 veröffentlichte Dokument stellt eine Bittschrift der islamischen Bevölkerung Zentralasiens an den Papst dar, in welcher er um seine Intervention bei der russischen Regierung wegen der religiösen Verfolgungen in Mittelasien angegangen wird. Einen ähnlichen Protest erhob auf dem islamischen Kongreß, welcher im Dezember 1931 in Jerusalem stattfand, der Vorsitzende des Komitees für die Unabhängigkeit der das Wolga- und Uralgebiet bewohnenden Muselmanen, Iyad Ishaqui, und für die kaukasische Bevölkerung der Präsident des nordkaukasischen nationalen Komitees, Said Shamil. Der Abwehrkampf gegen die Flut antireligiöser Ideen wird noch bekräftigt durch die gerechtfertigte Furcht der islamischen Welt vor der Schwächung der im Orient scharf ausgeprägten Gemeinschaft der Familienverbände sowie vor der Lockerung der orientalischen Sitten, welche den gegenseitigen Verkehr der Geschlechter stark einschränken.

Aus dem oben Angeführten folgt, daß zugleich mit der straffen Anspannung der Staatsgewalt die Räteregierung in Mittelasien eine dezentralisierte Kulturpolitik verfolgt. Wie wirkt sich diese Doppelgestaltung der russischen Nationalitätenpolitik auf die Geschicke der Völker Zentralasiens aus? Konnte die jahrhundertealte kulturelle und religiöse Tradition des Islams dem Druck des neuzeitlichen Geistes widerstehen?

Eine mehr oder weniger zuverlässige Antwort auf diese Fragen geben die Ergebnisse der im Laufe des Jahres 1934 vorgenommenen Parteisäuberung in Mittelasien. Es muß vorweggenommen werden, daß die Zahl der Kommunisten in den verschiedenen mittelasiatischen Republiken zwischen 0,5—4% schwankt. Nach dem Bericht des in Taschkent erscheinenden Parteiorgans „Prawda Wostoka" vom 11. April 1935 wurden als Resultat der Kontrolle 1798 Mitglieder, d. h. 22,1%, aus der Partei ausgestoßen, 730 Parteiangehörige in die Kategorie der Kandidaten und 419 in die der „Gleichgesinnten" zurückversetzt. Der Bericht der Kontrollkommission stellt fest, daß der konterrevolutionäre Geist sich sogar in dem amtlichen Zentralapparat festgesetzt hat. In der Tätigkeit der höheren Lehrinstitute wird eine Abstumpfung des Klassenkampfes gerügt. Sogar die Verwaltung der staatlichen Plankommission zählt in ihrer Reihe eine Anzahl Mitglieder mit scharf ausgeprägten antikommunistischen Ideen. Ferner wird in der führenden Zeitschrift „Der Bolschewik" (1935, Nr. 3) die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen

darauf gerichtet, das in den Museen von Taschkent, Buchara und Samarkand die Porträts hervorragender kommunistischer Führer vollständig fehlen; dagegen schmücken die Wände Bilder von Persönlichkeiten, welche auf Grund gerichtlicher Entscheidung entweder ausgewiesen oder sogar erschossen wurden. In der Sowjetliteratur finden sich oft Hinweise darauf, daß die turkestanischen Kommunisten eine konterrevolutionäre Tätigkeit ausüben, welche weit über die Grenzen ihres Landes hinauswächst. Diese Kommunisten sind ihren russischen Parteigenossen oft feindlich gesinnt. In einer Versammlung erklärte ein junger turkestanischer Kommunist offen: „Auch für uns, Turkestaner, wird eine Zeit kommen, in der wir die Russen herauswerfen werden" („Der nahe Osten", 1935, Nr. 4).

Hans Kohn in seiner Abhandlung „Der Nationalismus in der Sowjetunion" kommt ebenfalls zum Schlusse, daß die kommunistische Propaganda in den Ländern des Orients keine dauernden Erfolge zu erzielen vermochte. Der Selbsterhaltungstrieb der bürgerlichen Schicht zwang diese zur Preisgabe gewisser Forderungen und zu einer Verständigung mit dem fremden Imperialismus. Und da die Chancen einer Welterhebung so gut wie verschwunden sind, so will Stalin entgegen Lenins These zuerst in der Sowjetunion selbst den sozialistischen Aufbau verwirklichen, damit dieser als Muster für andere Völker diene.

Stößt somit die sowjetrussische Machtentfaltung in Mittelasien auf ernste Hindernisse, so ist die Moskauer Kulturpolitik gegenüber den Orientvölkern bestrebt, diese Mißerfolge wettzumachen. Während die europäische Kolonisation meistens im Rahmen einer militärischen Aktion unter Anwendung von Zwangsmaßnahmen vor sich geht, läuft die russische kulturelle Arbeit auf das Durchdringen der einheimischen Bevölkerung mit den modernsten Ideen der Wissenschaft und Technik hinaus. Dabei geißelt die sowjetische Propaganda die alten Kolonisationsmethoden mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln.

Russisch-Zentralasien umfaßt einen Raum von 1 887 000 qkm mit einer Bevölkerung von ca. 30 Millionen Menschen und ist so groß wie Deutschland, Frankreich, England und Spanien zusammengenommen. Die industrielle Entwicklung dieses noch unlängst eines der rückständigsten Länder der Welt im Zeitabschnitt von 1927/28 bis 1932/33 zeigt folgende Tabelle:

	1927/28	1932/33
Kohle in Millionen Tonnen	230	1000
Erdöl „ „ „	39	374
Textilien in Millionen Meter	—	144
Felle in Millionen Stück	0,25	0,55

Diese Entwicklung hat das Gesicht des russischen Mittelasiens in den letzten Jahren vollständig verändert. Betrug 1928 die industrielle Produktion im Verhältnis zu der landwirtschaftlichen 33,6%, so erhöhte sich die erstere 1933 auf 59,5%. Als direkte Folge dieser Verwandlung tritt eine Umschichtung in der sozialen Struktur der Bevölkerung ein: es bildet sich ein industrielles Proletariat, welches sich nicht nur auf die eigentliche Industrie erstreckt, sondern infolge der Mechanisierung und Vergemeinschaftung auch die Landwirtschaft umfaßt.

Diese Entwicklung begünstigte außerordentlich den Verstädterungsprozeß sowohl in Mittelasien wie auch im Kaukasus. In Kutais (Transkaukasien) z. B., welches

1909 202 Arbeiter zählte, sind gegenwärtig 30 000 Menschen industriell tätig. Das Anwachsen der städtischen Bevölkerung in anderen kaukasischen Städten ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich (in 1000 Einwohner):

Jahre	Baku	Tiflis	Batum	Kutais
1922	337	234	45	47
1933	700	400	72	150

Die Einführung des obligatorischen Schulunterrichtes, die Ausnutzung der Naturschätze, der Ausbau des Eisenbahn- und Luftverkehrsnetzes haben die kulturelle Eroberung des Landes herbeigeführt und den russischen Orient aus seinem langen Schlaf erweckt. Mit dem geistigen Erwachen der asiatischen Völker erwacht jedoch auch der Sinn für Selbständigkeit und religiöse Freiheit. Der Orientale hat gelernt, seine Mußestunden mit Lesen zu verbringen, die Eisenbahn zu benutzen. Vor ihm enthüllt sich eine neue Welt, in welcher die junge unverbrauchte Kraft, der lange im Zaume gehaltene Tätigkeitsdrang und das vererbte ungestüme Temperament zu ihrem Rechte gelangen wollen. Moskau wiegt sich in der Hoffnung, diese Möglichkeiten zur Ausbreitung des Kommunismus in ganz Asien ausnutzen zu können. Würden aber, einmal zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt, die asiatischen Massen den Befehlen des Komintern folgen wollen? Und würden die entfesselten Stürme die Mächte, die sie geboren haben, nicht vernichten? Es liegt ja im Bereiche des Möglichen, daß ein moderner Tamerlan die Fackel des Islam mit einer ungeahnten Kraft aufleuchten lassen und die moskowitischen Verkünder einer neuen Weltordnung mit orientalischer Grausamkeit abschütteln wird.

Über die veränderte geopolitische und volkswirtschaftliche Struktur der Bevölkerungsmassen hinaus ist das Spiel der Kräfte im mittelasiatischen Raum durch die russisch-englischen Gegensätze und die pantürkische oder besser panislamische Idee bedingt.

In der vorrevolutionären Epoche waren die gemeinsamen Züge der russischen und englischen Kolonialpolitik die gewaltsame Unterdrückung der mittelasiatischen Völker und die Vernichtung ihrer kulturellen Selbständigkeit. Seitdem hat sich das Blatt gewendet: die ideologische Einstellung der sowjetrussischen Kulturpolitik ist ein entschiedenes Plus für die Russen und eine Gefahr für die englische Machtentfaltung in Mittelasien geworden. Schon Lenin warnte die mittelasiatischen Völker vor dem britischen Imperialismus. Die geistige Einwirkung wird seitens der Russen noch durch wirtschaftliche und kommerzielle Maßnahmen unterstützt. Die Sowjetunion überschwemmt die Märkte in Zentralasien mit ihren Erzeugnissen, wobei die Preisunterbietung in vielen Fällen die englische Konkurrenz ausschließt. Dies gilt ebenfalls für das außerrussische Asien, wie die Türkei, Afghanistan und Persien. Und wo diese Mittel versagen, dort fließt das russische Gold zugleich mit dem englischen Gold des Colonial Department.

In diesem russisch-englischen Machtkampf haben die Russen wichtige Positionen erobert. Die sowjetrussische Fahne flattert schon vor den Engpässen, welche nach Britisch-Indien führen. Charakteristisch ist in diesem Zusammenhange das Verhalten von Kaschgan, eines bedeutenden Knotenpunktes der Handelsstraßen in Chinesisch-Turkestan, den beiden rivalisierenden Mächten gegenüber. Die muselmanische Bevölkerung dieses Handelszentrums, mit welcher die Engländer lebhafte kommerzielle Verbindungen unterhielten, stand unter vollständigem englischem Einfluß. Es bedurfte aber nur eines Appells des sowjetrussischen Turkestans an die Einwohner Kaschgans, um diese zu veranlassen, ihre Beziehungen zu den Engländern abzubrechen, welche nur den begüterten Teil der Kaschganer berücksichtigten. Gegenwärtig befindet sich die Stadt in russischen Händen. Die Russen sind viel weniger auf die Sättigung der mittelasiatischen Märkte mit ihren Waren bedacht; ihnen kommt es vielmehr auf den Import von Ideen und Losungen an, welche von der Dritten Internationale den Massen durch verschiedene Kanäle, wie Tagespresse, Radio, Schulen, Konferenzen usw., infiltriert werden. Im Gegensatz zu dem Engländer ist für den Russen der asiatische Mensch nicht ein wirtschaftliches, sondern ein ideologisches Ausbeutungsobjekt. Darin liegt ein gewisser Vorteil für die russische Geltendmachung in Mittelasien. Dazu kommt noch eine subtile Behandlung und jene Charakterzüge, welche der russischen und orientalischen Psyche gemeinsam sind und die Einfühlung in die gegenseitige Mentalität erleichtern, nämlich der Fatalismus und Mystizismus.

Ein entscheidender Faktor, welcher die Geschicke nicht nur Mittelasiens, sondern des ganzen Orients bestimmen wird, ist der Panislamismus. Bedenkt man, daß der ungeheure Raum vom Pamir bis zur Wolga und von dem Kaspischen bis zum Baikalsee von turanischen Muselmanen bewohnt ist, so wird klar, daß das religiöse Problem der Schlüssel zum Verständnis der gegenseitigen Beziehungen zwischen Sowjetrußland und Mittelasien ist. Die Herrschaft des Islam in der Welt bewegt das Innere eines jeden Orientalen. Der Weltkrieg und die politisch-wirtschaftliche Schwächung Europas haben eine Renaissance des nationalen und religiösen Bewußtseins bei den Völkern des Orients ausgelöst wie kaum je zuvor. Der religiöse Kampf wird in Mittelasien in den in Europa unbekannten eigentümlichen Formen geführt. Der Orientale ist ein geborener Verschwörer und der Orient ein gesegnetes Land der geheimen Konventikel. Die russisch-englischen Intrigen und die leidenschaftlichen konfessionellen Debatten spielen sich in den verschwiegenen Wänden der tibetanischen Klöster, den persischen Moscheen und geheimen Gesellschaften Turkestans ab. Die Tätigkeit dieser Gesellschaften beschränkt sich nicht nur auf das Innere des Landes; sie haben ihre Zweigstellen in London, Paris und anderen Hauptstädten Europas. Als sich die Repräsentanten der muselmanischen Kommunisten auf dem Kongreß in Taschkent (1919) überzeugten, daß die Bedrohung ihrer

politischen und religiösen Freiheit seitens der Bolschewiken unabwendbar ist, entschlossen sie sich sogar dazu, eine geheime Fraktion im Schoße der Dritten Internationale selbst zu bilden.

In Unkenntnis der eigenen Kraft und in Ermangelung von Zentralisation, Disziplin und Einigkeit schlummern die politischen und religiösen Gefühle des Asiaten in seinem innersten Wesen so lange, bis sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in eine verheerende Explosion ausarten. Diese aufgespeicherte Energie wird nicht nur in Asien große Umwälzungen bewirken. Der von den Bolschewiken geschürte Haß im Verein mit dem erwachten Nationalismus kann Katastrophen heraufbeschwören, welche die mongolische Invasion in Schatten stellen würden. Ein bekannter französischer Politiker äußerte sich im Jahre 1932, der Tag sei nicht fern, an dem Russisch-Mittelasien ähnlich wie jetzt Mandschukuo im Brennpunkt der europäischen Politik stehen wird.

An der östlichen Peripherie des russischen Reiches ringen um ihre Vormachtstellung drei heterogene Kräfte: der russische Bolschewismus, der britische Imperialismus und der Panislamismus. Der dynamische Charakter der ersten beiden Faktoren und das Beharrungsvermögen des Islamismus schließt den Gleichgewichtszustand dieser Potenzen aus. Die Geburt einer nationalen Intelligenzschicht im Verein mit der Formierung einer im Bewußtsein ihrer Bedeutung starken Arbeitermasse in Mittelasien bedeutet sowohl für die Sowjetregierung wie auch für England eine Gefahr, deren geopolitische und wirtschaftliche Auswirkungen gegenwärtig nicht einmal annähernd abzuschätzen sind.

MARTIN WARNECK:
Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei

Eine Woche nach jenem denkwürdigen Märzsonnabend, an dem das deutsche Volk der Welt gegenüber seinen festen Willen und seine Entschlossenheit zum Wiederaufbau seiner Wehrmacht offen bekundete, am Sonnabend, den 23. März 1935, spielte sich gleichzeitig in Tokio und in Harbin der Schlußakt eines für den politischen und wirtschaftlichen Werdegang des Fernen Ostens überaus wichtigen historischen Dramas ab, dessen Anfänge bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen. Um 9 Uhr 30 Minuten morgens unterzeichneten die in Tokio versammelten bevollmächtigten Vertreter der Sowjetunion, Japans und des Mandschurischen Kaiserreiches fünf Urkunden (1), die den Verkauf aller sowjetrussischen Rechte an der Ostchinesischen (Nordmandschurischen) Eisenbahn an die mandschurische Regierung enthielten und die praktische Ausführung in allen Einzelheiten bestimmten. Gleichzeitig leistete Mandschukuo die erste teilweise Zahlung in barem Gelde (2).

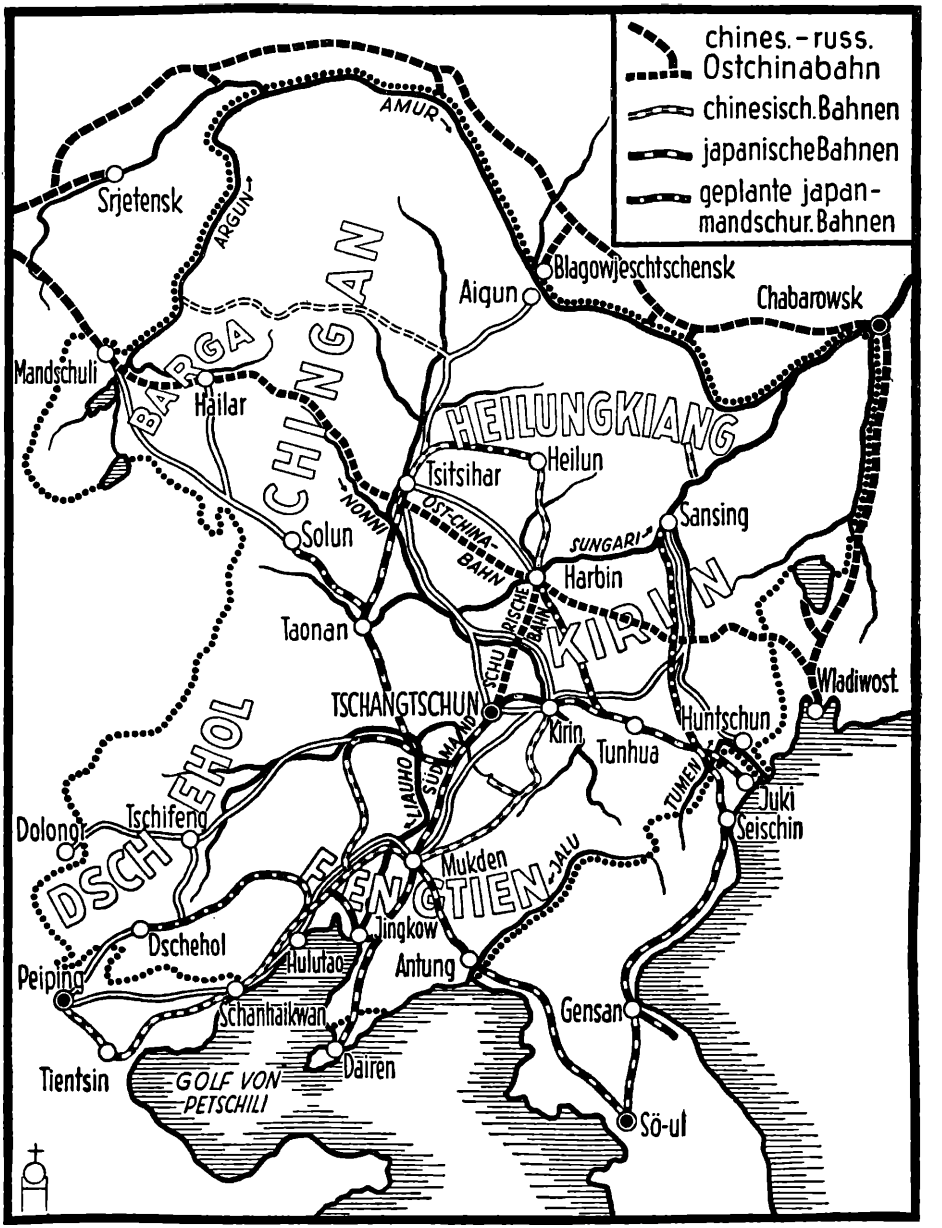
Da die Übergabe der Bahn sofort nach erfolgter Unterzeichnung des Verkaufskontrakts stattfinden sollte, verkündete der speziell zu diesem Zwecke nach Harbin gekommene Verkehrsminister von Mandschukuo, Ding Djiäng-Hsiu, kurz nach 11 Uhr vormittags, in Gegenwart der Direktoren der Ostbahn, des Präsidenten der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft, Grafen Hayashi, des Generaldirektors der Hauptverwaltung der Staatsbahnen von Mandschukuo, Usami, und anderer, daß die mandschurische Regierung die Ostchinesische Eisenbahn nunmehr voll und ganz in ihren Besitz übernehme und die Verwaltung derselben auf ähnlicher Grundlage wie der übrigen Staatsbahnen der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft anvertraue. Gleich darauf begann die seit Monaten vorbereitete tatsächliche Übergabe der Bahn und ihres gesamten Eigentums von der alten in die Hände der neuen, überwiegend japanischen Verwaltung. Dieser Prozeß vollzog sich in vollkommener Ordnung und mit geradezu mustergültiger Geschwindigkeit. Binnen einer Zeitspanne von etwas weniger als 6 Stunden wurden alle leitenden Posten in Harbin und auf 82 anderen großen und kleinen Stationen der Ostbahn neuen Beamten überantwortet (3). 37 Jahre russischer wirtschaftlicher, politischer — und Verwaltungstätigkeit in der Nordmandschurei sind somit mit einem Schlage zur überholten Vergangenheit geworden.

Gegen die innerhalb von drei Jahren zu leistende ratenweise Zahlung von 140 Millionen japanischer Yen zum Kurse des Tages der Vertragsunterzeichnung (4) berechnet, ein Drittel davon in barem Gelde, zwei Drittel in Sachlieferungen, plus ca. 30 Millionen Yen Abfindungsgelder an die zu entlassenden sowjetrussischen Bahnbeamten, hat Mandschukuo käuflich „alle die die Ostchinesische Eisenbahn betreffenden Rechte der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken" (Art. 1) erworben (5). Die seit dem Juni 1933 in Tokio verhandelnden Parteien waren sich über den Inhalt dieser Rechte keineswegs einig. Da es jedoch im gegebenen Falle politisch unklug und in höchstem Grade hinderlich wäre, sich dieser Frage wegen zu entzweien, haben sie sich mit der Bestimmung begnügt, laut welcher „die Ostchinesische Bahn mit dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Abkommens in den vollen Besitz und unter die alleinige Verwaltung der Regierung von Mandschukuo gebracht werden wird" (Art. 2). Hierzu ergänzt Art. 12, daß „der Begriff ‚Ostchinesische Eisenbahn' alle die dazu gehörenden Rechte, Unternehmungen und Besitztümer umfaßt". An anderer Stelle (6) hatten wir Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß nach der juristisch begründeten russischen Auffassung das Eigentumsrecht an der Ostbahn einzig und allein Rußland bzw. der Sowjetunion als Nachfolgerin der russischen AG. der Ostchinesischen Eisenbahn zustand, während China bzw. Mandschukuo bis zur erfolgten Revision der alten Verträge und Baukontrakte bloß einen Anteil an der Verwaltung und dem Reingewinn hatte. Diese Auffassung wird praktisch durch die unleugbare Tatsache bekräftigt, daß das zum Bau und für den späteren Unterhalt der Bahn erforderliche Kapital bis zum Jahre 1917 aus-

schließlich von der mit den russischen Regierungsinteressen eng verbundenen Russisch-Chinesischen bzw. Russisch-Asiatischen Bank und zum Teil auch direkt vom russischen Schatzamt zur Verfügung gestellt wurde. In späteren Jahren wurden die verschiedenen Neubauten, Meliorationen, Verbesserungen usw. aus den Einnahmen der Bahn selbst gedeckt. Nirgends ein Wort von finanzieller Unterstützung chinesischer- bzw. mandschurischerseits. Der Umstand, daß China bei der Abschließung des Bauvertrags im Jahre 1896 der Russisch-Chinesischen Bank fünf Millionen Taels eingezahlt hat, die es zu einer Anteilnahme an dem Reingewinn der Bank berechtigten, kann wohl kaum die Grundlage zu einem Anspruch auf Eigentumsrechte an der Ostbahn bilden. Die mandschurische Regierung vertrat in den letzten zwei Jahren den gerade entgegengesetzten Standpunkt, demgemäß sie selbst der Eigentümer und die Sowjetunion bloß ein Nutznießer an der Bahn war. Sie konnte ihren Anspruch jedoch weder auf der Konferenz in Tokio noch in Harbin durchsetzen. — Sowjetrußland hatte sich bis zuletzt den maßgebenden Einfluß in allen Angelegenheiten der Bahnverwaltung gesichert (7).

Die Ostchinesische Bahn verfügte trotz mancherlei Einbußen der letzten Jahre über bedeutendes und sehr wertvolles Eigentum. Die Länge der Hauptlinien der Bahn beläuft sich auf 1726,51 km (mit allen Nebengeleisen, Holzzufuhrbahnen usw. sind es 3254,85 km) mit 75 großen und 8 kleinen funktionierenden Bahnhöfen; daneben gibt es noch 104 kleine Stationen, die zur Zeit der Bahnübergabe geschlossen waren. Die Zahl der Brücken beträgt 622, darunter 275 aus Metall mit Steinpfeilern (Gesamtspannweite — 8065,48 m) und 347 Bogenbrücken aus Stein und Eisenbeton (Gesamtspannweite — 5887,50 m), ferner hat die Bahn 4 Tunnel mit einer Gesamtlänge von 3727,93 m. Die der Bahn gehörenden Gebäude und Bauten verschiedener Art nehmen eine Gesamtfläche von 1 334 021 Quadratmetern ein (8), die Länge der Telegraphenlinien beträgt 2648 km, die des Telephonnetzes 14 420 Drahtkilometer usw. Am 1. Januar 1935 besaß die Bahn 421 Lokomotiven, 531 Personen- und 5937 Güterwagen. Außerdem gehörten ihr mehrere Eisenbahnwerkstätten, darunter die Zentralwerkstätten in Harbin, 15 Elektrizitätswerke verschiedener Leistungsfähigkeit, 10 Krankenhäuser und 13 Ambulatorien, ferner bedeutender Grundbesitz in der bisherigen Eisenbahnzone, die Kohlengruben in Dschalainor, Waldrechte in den Provinzen Hsingan, Heilungkiang und Pinkiang (9), eine große Druckerei in Harbin, eine Wollwäscherei in Hailar, zahlreiche Schulen, eine reichausgestattete Bibliothek in Harbin, meteorologische Stationen usw. Zum 1. Januar 1935 beschäftigte die Bahn, ohne die Beamten der Schulabteilung, der Eisenbahnpolizei und der Schiffahrtsabteilung, insgesamt 14 277 Angestellte (10).

Den nominellen Wert der Bahn gab die sowjetrussische Verwaltung mit 405 490 797,48 Goldrubeln an, davon bildeten 365 649 541,17 Goldrubel die eigentlichen, 1898—1905 verausgabten, Baukosten, der Rest, 39 841 250,31 Goldrubel bestand aus den 1906—1934 für Verbesserungen des Betriebs, Neuanschaffungen, Neubauten usw. ausgegebenen Beträgen. Außerdem hatte die kaiserlich-russische Regierung die Ostbahn in den Jahren 1903—1914 noch mit insgesamt 178 579 617,95 Goldrubeln zur Deckung der jährlichen Defizite unterstützt. Hieraus ergibt sich ein nomineller Gesamtanspruch russischerseits von rund 544 Mill. Goldrubeln, wobei Zinsen nicht mitinbegriffen sind. Die Gegenseite hat die Verschuldung der Bahn an die frühere russische Regierung nicht nur völlig außer acht gelassen, sondern, mit Hinweis auf die bedeutend niedrigeren Baukosten der von den Japanern neuerdings gebauten mandschurischen Staatsbahnen, die Höhe der von den Sowjetrussen angegebenen Baukosten als übertrieben bestritten. Die Südmandschurische Bahn gibt die Baukosten der Ostchinesischen mit nur 172 600 000 Yen an. Die japanische Argumentation ist in diesem Falle jedoch nicht recht stichhaltig, da die Ostbahn unter wesentlich anderen, unvergleichlich schwierigeren



Die ostchinesische Bahn im Verkehrsnetz der Mandschurei zur Zeit des Verkaufes (1933)
Aus v. Niedermayer, Die Mandschurei, Zeitschrift f. Geopolitik 1933, Heft 12, Seite 707 ff.

und mit viel größerem Kostenaufwand verbundenen Verhältnissen gebaut worden ist als die neuen Bahnen. Die Mandschurei vor 40 Jahren war ein dünn besiedeltes, sehr wenig erforschtes und wirtschaftlich völlig rückständiges Land ohne brauchbare Verkehrsstraßen, in dem die Russen mehrere Jahre hindurch mühselige, aufopfernde und sehr kostspielige Pionierarbeit leisten mußten, ehe sie den Bau der Ostbahn zustande brachten und dadurch das Land den Einwirkungen moderner Wirtschaft und Kultur zugänglich machten. Ohne viel zu übertreiben kann man behaupten, daß gerade diese, den Japanern so teuer erscheinende Vorarbeit es gewesen ist, die den viel billigeren Bau der neuen Bahnen in späteren Zeiten ermöglichte. Andererseits muß allerdings zugegeben werden, daß der reelle Wert und die Bedeutung der Bahn unter den stark veränderten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen der letzten Jahre erheblich gesunken ist, und daß die Bahn verkehrstechnisch in vielem veraltet und rückständig ist.

Als rein kommerzielles Abkommen betrachtet bietet der Tokioer Kaufvertrag der Sowjetunion eine dermaßen geringe Vergütung für ihre unter normalen Umständen weit höher zu bewertenden Rechte an der Ostchinesischen Bahn, daß es nur unter Heranziehung der politischen und sonstigen Begleitumstände möglich wird, die Nachgiebigkeit Moskaus zu begreifen und richtig einzuschätzen.

Die Ostchinesische Bahn ist bekanntlich in den Jahren 1898—1903 gebaut worden, also gerade zu der Zeit, als die Expansionspolitik des kaiserlichen Rußlands im Fernen Osten ihren Höhepunkt erreichte. Die politische Bedeutung der Bahn lag in ihrer Rolle als einziges zuverlässiges Verbindungsglied zwischen den Stützpunkten der russischen Macht am Stillen Ozean (Port Arthur, Wladiwostok) und der Metropole. Erst in zweiter Linie sollten die wirtschaftlichen Aufgaben der Bahn zur Geltung kommen, die vor allem in der Erschließung des mandschurischen Marktes für die Erzeugnisse der russischen Industrie gesehen wurden. Die Niederlage im Kriege mit Japan bereitete dem russischen Ausdehnungsdrang ein frühzeitiges Ende. Korea und die Südmandschurei wurden endgültig aufgegeben und demzufolge auch der Abschnitt der Ostbahn südlich von Changchun an Japan abgetreten (1905). Von dieser Zeit bis zum Weltkriege beschränkte sich Rußland in der Mandschurei ausschließlich auf die Defensive: man war bestrebt, das zu erhalten, was nach der Niederlage noch übriggeblieben war. In dieser Hinsicht stimmten die Interessen der bisherigen Gegner vollkommen überein, denn auch Japan wollte damals seinen mandschurischen Besitz festigen und vor fremden Eingriffen (11) sichern. Zu dieser Zeit trat die wirtschaftliche Bedeutung der Ostbahn mehr in den Vordergrund. Die Besiedlung der Nordmandschurei ging auf dem Wege über die Ostbahn, die ersten Anfänge des in der Gegenwart so wichtigen Bohnenexports (damals nur auf dem Wege über Wladiwostok) liegen ebenfalls in jener Periode. Vermittels der Ostbahn beherrschte Rußland die nominell chinesische Nordmandschurei beinahe vollkommen, politisch und auch wirtschaftlich. In den bekannten „21 Forderungen" des Jahres 1915 respektierte Japan die russische Vormachtstellung im Norden der Mandschurei, indem es für sich nur in der Südmandschurei und in der Östlichen Inneren Mongolei besondere Vorrechte beanspruchte. Erst in den russisch-japanischen Verhandlungen von 1916, die in dem

Abschluß des letzten nicht mehr ausgeführten Vertrages des Zarenreiches mit Japan gipfelten, wird der Drang Japans in den Bereich der russischen Interessensphäre zum erstenmal seit 1905 wieder deutlich bemerkbar. Um sich das freundliche Verhalten des Inselreiches zu sichern, willigte Rußland in die Abtretung des südlichen Teiles der Bahnlinie Harbin—Changchun (von Changchun bis Laoschakou am oberen Sungari — ca. 106 km) an Japan ein. Als das alte Russenreich im Jahre darauf vom Wirbel der Revolution ergriffen wurde und dem Untergang nahe schien, war die Übernahme des russischen Erbes in der Mandschurei eins der nur notdürftig verschleierten Ziele der japanischen Politik. Die am 26. Januar dieses Jahres vom State Department in Washington veröffentlichten Dokumente aus dem Jahre 1919 sprechen von einem japanischen Plan, die Bahn unter die alleinige Kontrolle Tokios zu bringen. Die allgemeine politische Lage schien einen derartigen Schritt zu begünstigen. Karachan verzichtete im Namen Sowjetrußlands auf die Rechte des alten Rußland in der Mandschurei. China war ohnmächtig. Die Eifersucht der Mächte wollte jedoch einen neuen Machtzuwachs Japans nicht zulassen, und da letzteres damals noch nicht stark genug war, um dem Willen aller zu trotzen, so kam es auf der Abrüstungskonferenz in Washington zur Unterzeichnung des die Ostbahn betreffenden Protokolls von 1922, welches China zum Treuhänder des russischen Nachlasses in der Mandschurei bestimmte, bis zu dem Zeitpunkt, wo eine „rechtmäßig anerkannte Regierung Rußlands" bereit sein werde, in ihre Rechte in der Mandschurei zu treten. Praktisch bedeutete das, daß der durch die erzwungene Vereinbarung Chinas mit der Russisch-Asiatischen Bank vom 2. Oktober 1920 an der Ostbahn geschaffene modus vivendi (gemeinsame Verwaltung der Bahn, die als rein kommerzielles Unternehmen betrachtet wird, Verzicht auf die politischen Rechte der Bahngesellschaft usw.) auf unbestimmte Dauer bestehen bleiben sollte. Inzwischen hatte sich die Regierung in Moskau eines Besseren besonnen und bemühte sich ernstlich und mit gutem Erfolg, die Stellung Sowjetrußlands im Fernen Osten zu stabilisieren. 1924 einigte man sich mit China, im Januar 1925 mit Japan. Die Sowjetunion verzichtete zwar auf die politischen Sonderrechte des Zarenreiches in China (12), wurde aber als der rechtmäßige Erbe Rußlands an der Ostchinesischen Bahn anerkannt und übernahm diese am 3. Oktober 1924, unter Beibehaltung eines dem Verwaltungssystem von 1920 ähnlichen Systems (13).

Es folgten Jahre des höchsten wirtschaftlichen Aufschwungs der Ostbahn. Noch hatte sie ihre Monopolstellung als einzige Verkehrsader von Bedeutung in der Nordmandschurei inne. Der Getreide- und Bohnenexport wuchs von Jahr zu Jahr. Durch eine straff durchgeführte protektionistische Tarifpolitik leitete die Bahnverwaltung unter sowjetrussischer Führung den Strom der Ausfuhrgüter in seiner größeren Hälfte über die Ussuribahn nach dem Hafen von Wladiwostok, die beide dadurch erheblich profitierten. Die Einfuhr russischer Erzeugnisse wurde ebenfalls begünstigt und zahlreiche sowjetrussische Handelsorganisationen eröffneten Filialen in

der Eisenbahnzone. Gleichzeitig machte sich der russische kulturelle Einfluß auf weitere Kreise der chinesischen Bevölkerung erstmalig wirklich bemerkbar (14). De facto breitete sich unter diesen Umständen auch der politische Einfluß der Sowjetunion in der Nordmandschurei aus.

Zur selben Zeit waren jedoch auch starke Gegenströmungen bemerkbar. Die lokalen chinesischen Behörden, erst von Mukden, seit Ende 1928 von Nanking aus inspiriert, gaben sich alle mögliche Mühe, die Sonderrechte der Russen in der Eisenbahnzone zu beschränken. 1926 fielen die durch keine Verträge geschützten russischen Stadtverwaltungen von Harbin, Hailar usw. dieser Bewegung zum Opfer. Später wurde das Recht der Ostbahn, eigene Schulen zu unterhalten, angegriffen und stark gefährdet. Ständige Reibereien bestanden wegen dem Recht der Sowjetrussen, Gewerkschaften in der Mandschurei zu bilden, wegen der Tätigkeit der Eisenbahnklubs usw. Trotz der hohen Zuschüsse und Unterstützungen, welche die Bahn den meisten lokalen Behörden alljährlich gewährte, war die sowjetrussische Verwaltung nicht imstande, chinesische Über- und Eingriffe zu vermeiden. Im Juli 1929 kam es zum offenen Bruch. Die Sowjetfunktionäre mußten ihre Tätigkeit an der Bahn zeitweilig aufgeben, kehrten jedoch, nachdem der sowjetrussische Oberbefehlshaber im Fernen Osten mit stillschweigendem Einvernehmen Japans den chinesischen Truppen bei Manchuli und am Hankasee schwere Niederlagen beigebracht und zeitweilig einen Teil der Weststrecke bis Hailar militärisch besetzt hatte, Ende Dezember wieder in die Mandschurei zurück.

Die Ostchinesische Bahn sollte sich jedoch nie wieder ganz von den Erschütterungen des Jahres 1929 erholen. Die Weltwirtschaftskrise mit dem die landwirtschaftlichen Erzeugnisse besonders schwer treffenden Preissturz, der Bau neuer Eisenbahnen in der bisher gänzlich von der Ostbahn abhängigen Nordmandschurei (15) und besonders der Mandschureikonflikt von 1931 führten zu diesem Ergebnis.

Im Jahre 1931 schien die Stellung der Sowjetunion in der Nordmandschurei immerhin noch eine ziemlich starke zu sein. Es ist anzunehmen, daß die Ereignisse vom September jenes Jahres nicht ganz ohne vorherige Verständigung der Moskauer Regierung stattgefunden haben. Die im ersten Eifer von den japanischen Truppen besetzte Station der Ostbahn Kwangchengtze (Changchun) wurde auf russischen Protest hin wieder geräumt. Beim Feldzug auf Tsitsikar im November wurde ebenfalls jegliche Beeinträchtigung der sowjetrussischen Vorrechte in der Eisenbahnzone sorgfältig vermieden. Etwas gespannter wurde die Lage, als die japanisch-mandschurischen Truppen Anfang 1932 zur militärischen Besetzung der Sonderzone der Ostbahn selbst schritten. Äußerlich wenigstens blieb jedoch das gute Einvernehmen bis Anfang 1933 bestehen. Zur Zeit der schweren Kämpfe um die Beherrschung der Nordmandschurei verhielt sich die sowjetrussische Verwaltung den Japanern gegenüber wohlwollend neutral. Um die Jahreswende rückten japanische

Truppen unter sowjetrussischer Zustimmung bis an die russische Grenze bei Manchuli, Pogranitschnaja und Sachaliang.

Bereits Ende 1932, als Japan den Abschluß eines Nichtangriffpakts mit der Sowjetunion ablehnte, konnten aufmerksame Beobachter jedoch Anzeichen eines Umschlags der politischen Witterung in der Mandschurei feststellen. Nicht ohne Ursache weigerte sich die Sowjetunion, den neuen mandschurischen Staat anzuerkennen, und es war gewiß nicht zufällig, daß den in der Nordmandschurei besiegten „aufständischen" chinesischen Truppenführern mit ihrem Anhang nach Übergang auf sowjetrussischen Boden Schutz, Obdach und sicheres Geleit in die Heimat gegeben wurden, von wo aus sie den Kampf gegen Mandschukuo fortführen konnten. In diesem Zusammenhang steht auch die um dieselbe Zeit erfolgte Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu Nanking. Offenbar war man in Moskau endlich zur Einsicht gelangt, daß unbedingte Nachgiebigkeit auf die Dauer keine Lösung des mandschurischen Problems mit sich bringen kann, da es ja klar auf der Hand lag, wo Japan hin wollte. Daß die sowjetrussisch orientierte und im Sinne Moskaus verwaltete Ostbahn ein Hindernis auf dem Wege zur Erreichung des japanischen Zieles darstellte, unterlag keinem Zweifel. Solange der bisherige Zustand an der chinesischen Ostbahn bestehen blieb, war an die Verwirklichung der japanischen Pläne nicht zu denken, folglich mußte dieser Zustand um jeden Preis grundsätzlich geändert werden. Hier lag der wunde Punkt der russisch-japanischen Beziehungen in der Mandschurei, dessen Beseitigung zwei Jahre hindurch, 1933 bis 1935, der Gegenstand eines hartnäckigen „friedlichen" Ringens beider Mächte war.

Die prinzipielle Einstellung beider Staaten zu dem in Frage stehenden Problem war von Anfang an durchaus verschieden. Während Japan der erwünschten Lösung der Mandschureifrage allergrößte Bedeutung beimessen mußte, handelte es sich doch um die Sicherstellung der Zukunft des japanischen Volkes, konnte die innerpolitisch mit der Durchführung des zweiten Fünfjahrplanes und auf dem Gebiete der äußeren Politik mit vielerlei Aufgaben in Europa und Mittelasien schwer belastete Sowjetregierung der Wahrung ihrer für das Wohlergehen des Gesamtstaates nicht mehr so bedeutend erscheinenden Interessen in der Mandschurei nur geteilte Aufmerksamkeit schenken. Dementsprechend war die aktive Äußerung des japanischen Willens zur endgültigen Verdrängung Sowjetrußlands aus der Mandschurei eine viel stärkere als die russischerseits geleistete Gegenwehr.

Als wirtschaftliches Unternehmen war die Ostbahn seit Ende 1932 einem stets zunehmenden Druck von seiten der einheitlich verwalteten Staatsbahnen von Mandschukuo, der japanisch-mandschurischen Transportgesellschaften und der Regierung von Hsinking selbst ausgesetzt. Von der großen Überschwemmung des Jahres 1932 schwer heimgesucht, hatte die Bahn auch noch durch die andauernden Kämpfe und Raubüberfälle schwere Verluste zu tragen. Sie befand sich in einer dermaßen unsicheren Lage, daß die sowjetrussische Bahnleitung einen Teil des

rollenden Materials (16), insbesondere wertvolle Maschinen, außerdem wissenschaftliche Apparate mehr oder weniger heimlich über die Grenzstation in die Sowjetunion „schmuggelte". Daraufhin schloß die mandschurische Regierung im April bzw. Mai 1933 den Durchgangsverkehr über die Grenzen, „um weiteren Mißbräuchen der Sowjets vorzubeugen"; sie erklärte gleichzeitig, daß der Durchgangsverkehr erst nach Annahme aller mandschurischen Forderungen, die u. a. die vollständige Gleichberechtigung beider Parteien in der Leitung der Bahnverwaltung vorsahen, wiederhergestellt werde. Von diesem Zeitpunkt ab begann der offene „Krieg" innerhalb der gemeinsamen obersten Bahnbehörden, deren Tätigkeit dadurch viele Monate hindurch völlig gelähmt wurde. Durch die mandschurischen Maßnahmen und die allgemeine Unsicherheit der Strecke Harbin—Pogranitschnaja wurde die von der Sowjetverwaltung als besonders einträglich geförderte Güterausfuhr in der Richtung über Wladiwostok auf ein Mindestmaß herabgedrückt (17). Außerdem machte sich bei den mandschurisch-japanischen Interessenten ein stark ausgesprochenes Bestreben bemerkbar, die Bahn als Transportunternehmen nach Möglichkeit überhaupt zu meiden.

Diesem Zwecke kam das neuausgebaute Netz der Staatsbahnen von Mandschukuo trefflich zugute. Die Gesamtmenge der von der Ostbahn beförderten Güter sank infolgedessen von rund 5,6 Mitt. t 1929 auf 2,98 Mill. t 1932, 2,29 Mill. t 1933 und 2,08 Mill. t 1934. In ähnlicher Weise schrumpften auch die Einnahmen der Bahn zusammen. Während die Höchstziffer 1929 rund 69,4 Mill. Goldrubel betrug, und 1930 immerhin noch 49,9 Mill. Goldrubel eingenommen wurden, waren es 1933 nur noch 36,6 Mill. und 1934 bloß 33,5 Mill. Goldrubel. Hierbei ist noch zu bemerken, daß der innere Wert des Eisenbahngoldrubels 1929 ein erheblich höherer als 1934 war. Daß die Ostbahn unter derartigen Umständen, und trotz der verschiedenartigen Eingriffe der mandschurischen Vertreter in die Angelegenheiten der Bahnverwaltung (wie z. B. die Verhaftung verantwortlicher sowjetrussischer Bahnbeamter, Mißachtung und Nichtausführung der Vorschriften des Generaldirektors durch mandschurische Beamte usw.) bis zuletzt mehr oder weniger ein gewinnbringendes Unternehmen geblieben ist, verdankt sie den Sparsamkeitsregeln des Generaldirektors Rudy, die eine Reihe von Jahren hindurch mit eiserner Folgerichtigkeit durchgesetzt wurden. Rudy erreichte es, daß die Bahn noch 1934 rund 9 Mill. Goldrubel Reingewinn abwerfen konnte (18). Diese weitgehende Sparsamkeit hatte allerdings auch ihre Kehrseite. In den Jahren 1932—1934 wurden nämlich ganz unverhältnismäßig geringe Beträge für Neuerungen und Reparaturen zur Verfügung gestellt, was eine zu starke und auf die Dauer mit verschiedenen Gefahren verbundene Abnutzung des Eisenbahneigentums mit sich brachte. Nicht umsonst behaupten jetzt die neuen Bahnbesitzer, 100 Mill. Yen für Wiederherstellungsarbeiten zu benötigen.

Die Rolle der Ostbahn als Förderin der sowjetrussischen Einfuhr in die Nordmandschurei war mit dem starken Rückgang der letzteren 1933—1934 auch nicht mehr von großem Belang.

Als strategische Verbindungslinie ist die Bahn seit dem Einmarsch der Japaner für die Sowjetunion völlig entwertet. Infolgedessen geben sich die Sowjets die größte Mühe, die Leistungsfähigkeit der Amurbahn weitmöglichst zu steigern. Da letztere jedoch im Kriegsfalle gleichfalls feindlichen Angriffen leicht ausgesetzt ist, wurde 1934 im Rahmen des zweiten Fünfjahrplanes der Bau einer neuen, ganz Ostsibirien in westöstlicher Richtung durchquerenden viel nördlicher gelegenen Magistrale von erstklassiger militärischer und wirtschaftlicher Bedeutung in Angriff genommen. In Zukunft wird wohl gerade dieser Bahn die

einst der Ostbahn zugedachte Rolle des Hauptverbindungsgliedes zwischen Rußland und der Küste des Großen Ozeans zufallen (19).

Die politische Bedeutung der Ostchinesischen Bahn lag für die Sowjetunion in dem Vermögen, vermittels der Bahn nicht nur alle politischen, wirtschaftlichen und sonstigen Vorgänge in der Mandschurei unauffällig und sehr genau zu beobachten, sondern dieselben, auch bis zu einem gewissen Grade, in sowjetrussischem Sinne zu beeinflußen. Daß die in dieser Hinsicht bestehenden Möglichkeiten unter dem neuen mandschurischen Regime in ständigem Schwinden begriffen waren, benötigt keiner besonderen Beweise.

Mit der Gründung und Festigung des neuen mandschurischen Staates bildete die Ostchinesische Bahn in ihrem bisherigen Zustand einen politischen Anachronismus, dessen Weiterbestehen den Frieden im Fernen Osten einer ständigen Bedrohung aussetzte. Wollte die Sowjetunion die Ostbahn wieder zu ihrer früheren Bedeutung bringen, so könnte das nur auf dem Wege einer ernsten kriegerischen Auseinandersetzung mit Japan geschehen. Dies hieße jedoch sehr vieles, den gesamten fernöstlichen Besitz Sowjetrußlands, ja vielleicht sogar die Zukunft des bestehenden Regierungssystems selbst, aufs Spiel setzen. Die Ostbahn als solche war kein lohnendes Objekt mehr für einen derartigen Krieg und andere ernstliche Kriegsgründe lagen nicht vor. So kam es Anfang Mai 1933 zu dem sowjetrussischen Vorschlag, die Bahn der mandschurischen Regierung zu verkaufen. Damit dieser Schritt nicht als ein Geständnis eigener Schwäche aufgefaßt würde und wohl auch um einer weiteren Gefährdung sowjetrussischer Interessen im Fernen Osten vorzubeugen, wurden dabei die ausgiebigen Rüstungen und Befestigungsarbeiten im Küstengebiet und an der mandschurischen Grenze nicht nur nicht eingestellt, sondern mit doppeltem Eifer fortgesetzt.

Das Moskauer Anerbieten kam den ebenfalls einen praktischen Ausweg suchenden Regierungen in Tokio und Hsingking sehr gelegen, denn auch sie wollten im Grunde genommen aus der Ostbahnfrage keinen casus belli machen, konnten sie aber auf längere Dauer nicht ungelöst lassen. Von der Erörterung der strittigen Frage, ob man in Moskau schon 1933 Ernst mit dem Verkauf der Ostbahn machte oder bloß Zeit zu gewinnen bestrebt war, wollen wir hier absehen. Wichtig ist, daß die Verhandlungen in Tokio tatsächlich zum Verkauf geführt haben. Schon die ersten Sitzungen der Tokioer Konferenz zeigten, daß der Wunsch der Sowjetregierung, die Ostbahn zu einem „reellen", auf Grundlage des ursprünglichen Wertes der Bahn errechneten Preise zu verkaufen, unerfüllbar war. Mandschukuo war weder gewillt noch überhaupt imstande, einen annähernd so großen Betrag zu bezahlen (20). Im September 1933 kamen die Parteien infolgedessen noch einmal hart aneinander. Mandschukuo verhaftete hochgestellte sowjetrussische Bahnbeamte in der Mandschurei. Die Sowjetregierung veröffentlichte daraufhin im Oktober die geheimen Berichte des japanischen Botschafters in Hsingking und Oberbefehlshabers der Kwantung-Armee Hishkari an seine Regierung über die angeblich geplante gewaltsame Machtergreifung an der Ostbahn. Molotow und Woroschilow hielten in Moskau kriegerische Reden. Die japanischen Militärkreise waren aufs höchste er-

regt. Der Sturm legte sich jedoch allmählich wieder. Die Anerkennung der Sowjetunion durch die Vereinigten Staaten brachte keine wesentliche Änderung der Sachlage im Fernen Osten mit sich. Mandschukuo machte weitere Fortschritte und arbeitete an Plänen, die auf lange Dauer berechnet waren. Im Frühjahr 1934 erneuerte die sowjetrussisch-mandschurische Konferenz ihre Tätigkeit unter Beihilfe der japanischen Regierung auf weit „billigerer", den japanisch-mandschurischen Vorschlägen entsprechender Basis. Im September einigte man sich bereits über den Verkaufspreis, stritt sich aber noch geraume Zeit über die verschiedenen Einzelheiten des Abkommens, besonders über die Zusammensetzung der für die Schlichtung eventueller, die Sachlieferungen Mandschukuos betreffender Streitfragen vorgesehenen Arbitragekommission, in der die Sowjetunion Vertreter dritter, unbeteiligter Mächte sehen wollte, über die Art der von Japan zu leistenden Garantie usw. Ende Januar 1935 waren auch diese Schwierigkeiten überwunden, und am 11. März konnten die Tokioer Delegierten den vereinbarten endgültigen Text des Abkommens ihren Regierungen zur Genehmigung übermitteln.

Das Tokioer Abkommen ist in jeder Hinsicht, sei es wirtschaftlich, staats- oder kulturpolitisch, als ein bedeutender und im Interesse des Aufrechterhaltens des Friedens im Fernen Osten zu begrüßender friedlicher Erfolg Japans und Mandschukuos zu bewerten. Es stellt einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Wege zum Neuaufbau der mandschurischen Wirtschaft, die nun endgültig von unerwünschten fremden Einwirkungen innerhalb des Landes selbst befreit worden ist, und zur endgültigen Regelung und Bestimmung des Charakters des mandschurisch-japanischen Bündnisverhältnisses dar (21). In diesem Zusammenhang kann es mit Recht der im Dezember 1934 durchgeführten Reform der japanischen Verwaltungsorgane der Mandschurei und der inneren Umwandlung der mandschurischen Verwaltung selbst, die beide von großer Bedeutung für die Zukunft Mandschukuos sind, verglichen werden. Erst jetzt ist die Mandschurei tatsächlich zur alleinigen Einflußsphäre Japans geworden. Die die Sachlieferungen Mandschukuos betreffenden Klauseln des Verkaufskontrakts bieten ferner der japanischen Industrie (eventuell auch der mandschurischen) gewisse Vorteile, indem sie ihr sowjetrussische Aufträge in der Gesamthöhe von 93,3 Millionen Yen, die innerhalb einer Frist von drei Jahren zu erfüllen sind, sichern. Des weiteren muß die nach dem 23. März in den sowjetrussisch-japanischen Beziehungen sichtlich eingetretene Entspannung hervorgehoben werden. Sie ermöglicht erst die seit dem Mai besonders auffällig gesteigerte politische Aktivität Japans in Nordchina. Beiläufig bemerkt, ist jedoch zu großer Optimismus bei der Beurteilung der zukünftigen Gestaltung des sowjetrussisch-japanischen beiderseitigen Verhältnisses offenbar kaum am Platze. Es sind immer noch genügend Reibungsflächen und ungelöste „Fragen" nachgeblieben, die, einzeln betrachtet, nicht sehr wichtig, unter Umständen in ihrer Gesamtheit einen neuen Streit herbeiführen könnten.

Kulturpolitisch bedeutet der Verkauf der Ostbahn eine entschiedene und folgenschwere Schwächung des russischen kulturellen Einflusses in der Nordmandschurei zugunsten der japanischen. Zwar werden vertragsgemäß nur etwa 20% der rund 90000 Köpfe (22) zählenden russischen Bevölkerung der Nordmandschurei das Land sofort (d. h. vor dem 23. August) verlassen, es handelt sich jedoch hierbei gerade um die wohlhabenderen und folglich auch lokalen Einwirkungen weniger zugänglichen Elemente. Mit der Abreise der sowjetrussischen Bahnbeamten werden die Russen fast vollständig aus den kleineren längs der Ostbahn gelegenen Ortschaften verschwinden. Die Menge der zurückbleibenden russischen Emigranten konzentriert sich, mit Ausnahme von 6000 bis 7000 Siedlern in der nördlichen Barga, in den städtischen Zentren, wie Harbin, Hailar usw.; wirtschaftlich schon an und für sich nicht stark, ist sie durch die Übergabe der Bahn noch haltloser geworden und hat sich bedingungslos dem Willen der neuen Machthaber zu fügen. Eine gewisse Anzahl Weißrussen hat neuerdings Anstellungen an der früheren Ostbahn, in der Polizei und anderen Behörden gefunden, doch kommen für sie nur untergeordnete Stellen in Frage.

Die Sowjetunion hat ihre Sonderrechte in der Mandschurei aufgegeben und sämtliche Stellungen daselbst geräumt. Hieraus ergibt sich die geopolitisch interessante Tatsache, daß die Mandschurei von nun ab aufhört, der Brennpunkt verschiedener, sich gegenseitig kreuzender, internationaler Interessen zu sein. Aus der eigentlichen völkerpolitischen Kampfzone ist sie zur Etappe des japanischen Vormarsches auf dem asiatischen Festlande geworden. Dies soll jedoch nicht bedeuten, daß das Kampfgebiet etwa kleiner geworden ist, im Gegenteil, die Felder höchster politischer Spannung haben sich nur verschoben und dabei sogar räumlich merklich geweitert. Außer Nordchina und der westlichen Inneren Mongolei wird jetzt allmählich auch die Äußere Mongolei und der gesamte fernöstliche Besitz Sowjetrußlands wieder in den unmittelbaren Bereich des titanischen Ringens um die Beherrschung Ostasiens hineingezogen werden. — Im Moment allerdings ist die unmittelbare Kriegsgefahr im Fernen Osten beseitigt. Hierin liegt der greifbare Wert und die Bedeutung der geschilderten neuesten Hergänge in der Mandschurei für Deutschland und die Westmächte überhaupt, denn ein fernöstlicher Krieg könnte sich gar zu leicht zu einem alles verheerenden Weltbrande entfachen.

Anmerkungen

Zu Seite 86: (1) Diese Urkunden sind: das Grundabkommen zwischen der Sowjetunion und Mandschukuo, das ergänzende Protokoll hierzu, das russisch-japanisch-mandschurische Protokoll betr. die praktische Ausführung der in Waren zu leistenden Zahlungen der mandschurischen Regierung, sowjetrussisch-japanischer Notenaustausch über die von der japanischen Regierung übernommene Garantie der rechtzeitigen Erfüllung aller im Grundabkommen verzeichneten Verpflichtungen Mandschukuos der Sowjetunion gegenüber, und, endlich, der diesbezügliche Notenaustausch zwischen Japan und Mandschukuo.

(2) 23,3 Millionen Papieryen, gleich dem sechsten Teil des Kaufpreises.

Zu Seite 87: (3) Ein bedeutender Teil der Sowjetbeamten hat jedoch während der ganzen, im Vertrage vorgesehenen dreimonatigen Übergangszeit, die am 22. Juni abgelaufen ist, weitergearbeitet.

(4) Abweichungen bis zu 8% sind zulässig.

(5) Siehe unseren Aufsatz „Das Problem der Ostchinesischen Bahn", Ztschr. f. Geopolitik, X. Jahrgang, Heft 12, Dezember 1933, S. 718 ff.

(6) Nach einer besonderen, von der Sowjetdelegation vorgelegten Aufstellung übernimmt Mandschukuo alle finanziellen Rechte und Verpflichtungen der Ostchinesischen Bahn. Die Bestimmung der Verträge von 1924, laut welcher die Sowjetunion für alle vor dem 9. März

1917 entstandenen Geldansprüche an die Bahn haftet, bleibt bestehen (Art. IV).

Zu Seite 88: (7) Zwar war der Präsident der Bahn ein Vertreter Mandschukuos und die Zahl der von den Partnern ernannten Aufsichtsratsmitglieder der Bahn für beide Seiten dieselbe (je 5), aber den für die praktische Leitung des Bahnunternehmens weitaus wichtigsten und mit weitgehendsten Vollmachten ausgestatteten Posten des Generaldirektors, konnte nur ein Vertreter Sowjetrußlands bekleiden. Von den 19 Abteilungen der eigentlichen Bahnverwaltung in Harbin hatten 11, darunter die wichtigsten, sowjetrussische Vorstände, zwei standen unter gemischter russisch-mandschurischer Leitung, und nur die übrigen sechs hatten mandschurische Leiter.

(8) Davon dienten 753 226 qm unmittelbar den Zwecken der Bahn, 269 434 qm waren von verschiedenen Regierungsstellen besetzt, den Rest bildeten Schulen, Klubgebäude usw. Nach japanischen Quellen betrug das Gesamtareal aller Gebäude der Ostbahn nur 1 199 762 qm.

(9) Eine der seit dem 1. Dezember 1934 neugebildeten mandschurischen Provinzen: umfaßt den mittleren Teil der früheren Provinz Kirin und etliche längs der Hu-Hai-Bahn gelegene Distrikte der bisherigen Provinz Heilungkiang.

(10) Die die Ostchinesische Bahn betreffenden zahlenmäßigen Angaben dieses Aufsatzes entstammen, wenn nicht anders vermerkt, dem vom früheren Wirtschaftlichen Forschungsbüro der Bahn herausgegebenen „Statistischen Jahrbuch" für das Jahr 1935, einer der letzten Ausgaben der sowjetrussischen Bahnverwaltung.

Zu Seite 90: (11) Wie z. B. dem Plan des amerikanischen Staatssekretärs Knox, die mandschurischen Bahnen zu neutralisieren.

Zu Seite 91: (12) Extraterritorialität, die Niederlassungen in Tientsin und Hankow, der russische Teil der Boxerentschädigung.

(13) Die Russisch-Asiatische Bank mußte unter Protest weichen und brach infolgedessen im September 1926 zusammen.

Zu Seite 92: (14) Man braucht beispielsweise nur das Polytechnische Institut in Harbin zu erwähnen, in dem Hunderte von chinesischen Jünglingen mit der russischen Schule in nahe Berührung traten.

(15) Der „Durchbruch" des japanisch beeinflußten konkurrierenden Eisenbahnsystems in das Gebiet der bisherigen russischen Einflußzone, nördlich von der Ostbahn, war bereits 1928 erfolgt, als die Tsitsikar-Taonan-Bahn die Ostbahn unweit von Tsitsikar kreuzte.

Zu Seite 94: (16) Vergleicht man die Zahlen des Bestandes an rollendem Material per 1. Januar 1933 mit denen per 1. Januar 1935, so ergibt sich eine Differenz von 90 Lokomotiven, 77 Personenwagen und 3212 Güterwagen. Hiervon dürften allerdings ca. 20 bis 25% Entgleisungen und anderen Unfällen zum Opfer gefallen sein. Der Rest befindet sich in Sowjetrußland, in dessen alleinigen Besitz er am 23. März übergegangen ist (Art. VI des Tokioer Grundabkommens).

(17) Sie sank von 1 391 686 t (rund 59% der Gesamtausfuhr der Ostbahn) 1931 bis auf 158 895 t (25,3%) 1934. Die Gesamtausfuhr von 1934 bildete jedoch nur rund 26,48% der Gesamtausfuhr von 1931.

(18) Die unmittelbar mit dem Bahnbetrieb verbundenen Unkosten sanken von rund 40,24 Mill. Goldrubel 1928 auf 21,57 Mill. Goldrubel 1932 und auf rund 16,39 Mill. Goldrubel 1934. Die den mandschurischen Regierungsstellen gewährleisteten Zuschüsse weisen folgende Zahlen auf: 1928 — rund 4,07 Mill. Goldrubel, 1929 — 5,03 Mill., 1932 — 2,65 Mill. und 1934 — 2,03 Mill. Goldrubel. Entsprechend vermindert waren auch die sonstigen Ausgaben der Bahnverwaltung.

Zu Seite 95: (19) Laut der „Manchuria Daily News" vom 13. April 1935 soll diese, Baikal-Amur-Bahn (verkürzt: BAM) benannte Linie etwa 1800 km lang sein. Sie beginnt bei der Station Taischet der Transsibirischen Bahn stark westlich von Irkutsk, erreicht die Angara bei Bratsk (Bratskij Ostrog), verläuft von dort in nordöstlicher Richtung bis an den Oberlauf der Lena und weiter, nördlich vom Baikalsee, bis zum Zentrum der Goldgewinnungsindustrie, Bodaibo am Witim. Von diesem Ort wendet sie sich weiter nach Osten und Südosten über das Quellgebiet des Aldan und Tschinda (Chinda) nach Ustoniman, dem Mittelpunkt des neu zu bildenden Industriegebietes am Burejastrom (der sog. Burejastroj). Östlich von Ustoniman kreuzt sie den Unterlauf des Amur bei der neuen Stadt Komsomolsk zwischen Chabarowsk und Nikolajewsk und findet ihren Ausgang am Japanischen Meer in der jetzt Sowjethafen (Sowjet-

skaja Gawan) benannten und früher als Kaiserlicher Hafen (Imperatorskaja Gawan) bekannten Bucht. Drei Querbahnen sollen diese Linie mit der Amurbahn direkt nördlich von der Mandschurei verbinden. Eine vierte Zweiglinie soll bis Nikolajewsk am Amur gebaut werden. Weite bisher nur schwer zugängliche Gebiete werden durch den Bau dieser im Kriegsfalle einzig sicheren Eisenbahnen erschlossen werden.

Zu Seite 95: (20) Der zu Beginn der Verhandlungen von Sowjetvertretern geforderte Preis betrug 250 Millionen Goldrubel, gleich 625 Millionen japanischer Yen (!).

Zu Seite 96: (21) Dieses Verhältnis ist in den letzten Monaten ein engeres und innigeres geworden denn je bevor. Naturgemäß hat Mandschukuo das zum Kauf der Ostbahn benötigte Geld auf dem Wege einer Anleihe aus Japan bezogen. Dadurch ist ein weiteres Band zur Festigung der japanischen wirtschaftlichen Vorherrschaft im Lande gelegt worden.

Zu Seite 97: (22) Hiervon fallen ca. 30 000 auf die Sowjetrussen und ca. 60 000 sind Emigranten. Die im Dezember 1934 in Harbin vorgenommene Volkszählung zeigte, daß die Stadt damals rund 54 000 Russen als Wohnort diente.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:

Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei

Derzeit Chiamussi, im August 1935

Die Übervölkerung des japanischen Kernlandes zwingt die japanische Regierungs- und Bevölkerungspolitik dazu, dauernd neue Wege zu suchen, um der jedes Jahr sich fast um eine Million steigernden Menschenzahl Arbeit und Brot zu verschaffen. Ein fortgesetzter Ausbau der Industrie und der Warenausfuhr allein kann keine endgültige Abhilfe bringen, wenn es auch die starke und energische japanische Politik verstanden hat, durch die Gründung des Mandschureistaates ein großes Wirkungsfeld für zahlreiche Kräfte und einen sicheren Absatzmarkt für industrielle Erzeugnisse zu schaffen. Die Aufnahmekraft des mandschurischen Marktes ist allerdings infolge der großen Armut der bäuerlichen Bevölkerung — und diese stellt mindestens vier Fünftel der Gesamtbewohner — beschränkt, und auch die weitere wirtschaftliche und politische Ausdehnung des japanischen Einflußbereiches auf Nordchina, die heute bereits eine vollendete Tatsache ist, kann nicht volle Abhilfe schaffen, obgleich dadurch Japan wirtschaftlich und politisch einen gewaltigen festländischen Lebensraum, der noch weiterhin westlich, südlich und nördlich ausgedehnt werden dürfte, an das Inselreich geschmiedet hat.

Man erkennt in Japan nur zu gut, daß eine gesunde Bevölkerungspolitik nicht allein ihr Heil in immer größerer Industrialisierung und Erweiterung politischer Herrschaft suchen darf, sondern daß es notwendig ist, einen Mindestteil des Bevölkerungsüberschusses der Scholle, der unmittelbaren Verbundenheit mit dem Boden zu erhalten, wenn nicht das gesamte nationale Leben einer schweren Gefahr ausgesetzt werden soll. Die Innenkolonisation im Mutterlande selbst kann infolge der geringen Fläche Bodens, die allenfalls noch durch neue Wirtschaftsmethoden nutzbar gemacht werden könnte, nur ganz wenig Erleichterung schaffen. Die im pazifischen Bereiche liegenden Ländereien, die klimatisch und wirtschaftspolitisch

für eine japanische Kolonisation großen Stiles in Betracht kämen, sind im Besitze anderer Staaten und für japanische Einwanderung gesperrt, zum Teil außerdem auch selbst dicht bevölkert. Auch Teile von Korea kämen für eine japanische Ansiedlung größeren Maßstabes in Betracht, wenn nicht auch hier eine dichte Bevölkerung herrschen würde. Nun versucht man vielfach, koreanische Bauern zur Auswanderung nach der Mandschurei zu bewegen, um an ihrer Stelle in Korea Japaner anzusiedeln; ja man möchte darüber hinaus die in der milderen Südmandschurei schon zahlreich ansässigen Koreaner möglichst nach dem Norden verpflanzen, um Raum für japanische Kolonisierung zu gewinnen. Trotz alledem aber kann die Südmandschurei für eine großzügige japanische Kolonisation nicht in Betracht kommen, da sie längst überaus dicht von Chinesen und daneben in geringerem Maße von Koreanern — im Südosten — besiedelt ist, eine Verdrängung dieser Siedler in großer Zahl weder gewaltsam noch friedlich zu erreichen sein wird und auch zu schweren wirtschaftlichen und politischen Schäden führen müßte. Die Landpreise sind auch hier so hoch, daß die Bodenkäufe für japanische Siedler ungeheure Summen verschlingen würden.

Trotz all dieser Schwierigkeiten haben die maßgebenden japanischen Kreise, so vor allem die Stellen des Kolonialamtes, den Plan der Unterbringung einer größeren Anzahl japanischer Bauern in der Mandschurei nicht aufgegeben und verfolgen ihn weiter mit großer Energie.

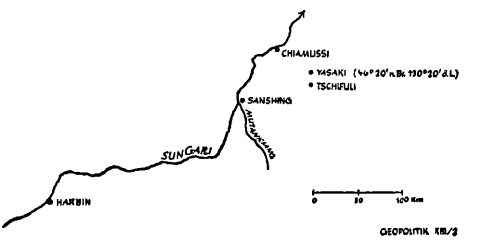
Aus dem Angeführten ergibt sich, daß nur noch in der Nordmandschurei theoretisch Möglichkeiten einer weitgehenden japanischen Ansiedlungspolitik gegeben sind; doch erheben sich auch hier große Schwierigkeiten. Einmal sind die fruchtbarsten Gebiete des Nordens, wie zum Beispiel das Schwarzerdeland zwischen Harbin und dem westlichen kleinen Chingan, in den letzten drei Jahrzehnten stürmisch vom chinesischen Bevölkerungsüberschuß der Südmandschurei und Schantungs in Besitz genommen worden; bis vor wenigen Jahren strömten jährlich Zehn- und Hunderttausende von armen chinesischen Bauern hier nach dem Norden und brachen neuen Boden um. Jetzt ist zwar von der mandschurischen Regierung diese Zuwanderung unterbunden worden, aber eben erst, als die besten der in Betracht kommenden Siedlungsflächen schon von Chinesen eingenommen waren. Unter den noch immer vorhandenen, neu unter den Pflug zu nehmenden Flächen muß nun für den Anfang einer japanischen Kolonisation sorgfältigste Wahl getroffen werden. Dabei stellen sich nun als weitere Schwierigkeiten das überaus kontinentale Klima und die große Räuberplage im Norden entgegen, von denen allerdings letztere im Laufe der Jahre bezwungen werden dürfte. Jedoch haben gerade die japanischen Ansiedlungen schwer durch die Banditen zu leiden, da viele der letzteren aus fanatischen ehemaligen chinesischen Soldaten bestehen, die mit dem Räuberhandwerk nun noch eine Art Nationalhaß gegen alles Japanische vereinigen.

Ungeachtet aller dieser Umstände wurde nun vor drei Jahren mit der Anlage

von zwei Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei begonnen, nachdem einer der besten Praktiker des ländlichen Siedlungswesens und der Innenkolonisation Japans, Yoshio Yamazaki, der auch vieljährige Erfahrungen in der Mandschurei für sich buchen kann, das für den Beginn geeignetste Siedlungsland ausgewählt hatte. Durch die Empfehlungen, die ich von meinem verehrten Lehrer, Herrn Univ.-Prof. Dr. K. Haushofer, an eine der maßgebenden Persönlichkeiten im Generalstab der japanischen Armee in der Mandschurei, General H. Yano, der mir alle Erleichterungen freundlichst gewährte, sowie an die japanische Botschaft in Hsinking erhalten hatte, war es mir möglich, als erster Ausländer die Erlaubnis zum Besuch dieser Siedlungen zu erhalten.

*

Vom Amur kommend, begab ich mich nun anfangs August nach Chiamussi am unteren Sungari, von wo aus die japanischen Dörfer am leichtesten zu erreichen sind; zufällig traf ich dort mit meinem Begleiter vom Nordmandschurischen Museum Herrn Yamazaki, der sich als ebenso weitblickend und energisch wie liebenswürdig erwies und uns gleich einlud, mit dem Lastwagen des Siedlungsamtes nach Yasaki mitzufahren. Yasaki (im Altjapanischen soviel wie „Heil" bedeutend) und Tschifuli heißen nämlich die beiden Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei. Um die Verbindung zu ihnen zu erleichtern und einen besseren Absatz der Erzeugnisse zu ermöglichen, wurde vom japanischen Kolonialamt nach den beiden etwa 52 bzw. 60 Kilometer südöstlich von Chiamussi liegenden Siedlungen eine Straße gebaut, die, allerdings nicht nach anhaltenden längeren Regengüssen, mit dem Auto befahrbar ist. Zum Schutz gegen etwaige Räuberüberfälle begleiten jedes Auto jeweils mandschurische oder japanische Soldaten. Nach mehrstündiger Fahrt durch das Bergland im Süden des unteren Sungari erreichten wir Yasaki, in dem ich nun einige Tage lang die Gastfreundschaft der japanischen Kolonisten genießen durfte.



Schon nach kurzer Umschau in Yasaki ist man davon überzeugt, daß Herr Yamazaki einen der unter den waltenden Umständen geeignetsten Plätze für die Versuchssiedlungen ausgesucht hat, wobei nicht nur auf die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch auf Anmut der Landschaft Rücksicht genommen wurde, die nun einmal für das Sichwohlbefinden der an die Schönheit ihrer japanischen Heimat gewöhnten Bauern notwendig ist. Yasaki liegt in einer Meereshöhe von im Mittel 200 Meter unter 46° 20′ n. Br. und 130° 20′ östlicher Länge in einer Art Becken von etwa 10 : 12 Kilometer Durchmesser, das rings von 100 bis über 500 Meter hohen, in größerer Entfernung dicht bewaldeten, hauptsächlich aus Graniten und Gneis bestehenden Bergen umrahmt ist und von kleinen sich hier vereinigenden Flüssen

durchzogen wird. Die breiten, versumpften Talsohlen und das für Berieselung ausreichende Wasser ermöglichen Reisbau, und der zwar nicht tiefgründige, aber humusreiche Boden der sanftgeformten Rücken, die das Becken durchziehen, gewährleistet gute Weizen- und Sojabohnenernten. Die Güte des Bodens wird schon dadurch bezeugt, daß in der Umgebung Chinesen schon seit Jahrzehnten ohne jede Düngung — menschliche Fäkalien kommen im Gegensatz zu China für die extensive Bewirtschaftung in der Nordmandschurei nicht bzw. nur für Gemüsegärten in Betracht — Ackerbau betreiben, ohne daß sich auch nur geringe Erschöpfung der Nährkraft gezeigt hätte. Die umliegenden Wälder liefern Holz in Fülle für Bau- und Brennzwecke, und der prächtige Gebirgsrahmen mit seinen bald langgestreckten Rücken und bald rundlichen Zuckerhutbergen oder zerrissenen Graten bietet nicht nur eine seelische Bereicherung, sondern auch wenigstens einigermaßen Schutz gegen die eisigen Stürme des Winters und beginnenden Frühlings. Wie die seit zwei Jahren vorgenommenen meteorologischen Beobachtungen des Landwirtschaftslehrers Hirata und seiner Frau — die gleichzeitig den Volksschulunterricht erteilt — zeigen, liegen die Mitteltemperaturen von November bis einschließlich April unter 0^0 C, und während in den Sommermonaten das Quecksilber bis weit über 30^0 ansteigt, sinkt es im Winter ebensoviel unter den Gefrierpunkt. Wir haben es also mit einem ausgesprochenen Kontinentalklima zu tun, dessen eisige Winter mit die ärgsten Feinde der japanischen Ansiedler sind. Fast vier Fünftel des Niederschlages von 500 bis 600 mm fallen in den Monaten Juni bis September. Die späten Frühjahrs- und frühen Herbstfröste erweisen sich als dem Anbau schädlich, doch haben Versuche japanischer Wissenschaftler bereits schnell wachsendes und reifendes Saatgut zur Verfügung gestellt.

Das Gebiet um Yasaki und Tschifuli war vor der japanischen Ansiedlung zum Teil schon von Chinesen besiedelt gewesen, die aber größtenteils im letzten Jahrzehnt infolge der immer ärger werdenden Räuberplage geflohen sind; zerfallene und von den Räubern verbrannte Hütten zeugen noch heute von diesen Siedlern. Derzeit können in einem Umkreis von 10 Kilometer Chinesen (offiziell werden alle in der Mandschurei ansässigen Chinesen nur „Mandschuren" genannt, was aus politisch-psychologischen Gründen geschieht, aber leicht zur Verwechslung mit den fast ausgestorbenen bzw. verchinesten Mandschus führen kann!) keine größeren Landstücke erwerben, aber dennoch haben sich einige Hundert, seit es wieder etwas sicherer geworden ist, in Yasaki (früher Mendsjagan) niedergelassen, wo sie sich nun als Händler und Arbeiter bei den japanischen Bauern durchbringen.

Die Auswahl der Siedler wurde in Japan mit großer Sorgfältigkeit von Bürgermeistern und Regimentskommandanten vorgenommen, wobei vor allem Freiwillige in Betracht kamen. Es handelt sich durchwegs um Bauernsöhne aus dem Norden Hondos — das noch nördlichere Hakkaido ist zu dünn besiedelt, um Kolonisten abgeben zu können —, die eine gute militärische Ausbildung genossen haben.

Denn nicht nur der Räuber wegen, sondern wohl auch aus strategischen Gründen will man versuchen, in der Mandschurei japanische Ackerbau treibende Militärkolonien anzulegen, ähnlich den Militärkolonien der Han- und Ming-Kaiser im Südwesten und Westen Chinas. Und zwar wurden hauptsächlich gesunde, kräftige, geistig bewegliche, unverheiratete junge Männer im Alter zwischen 22 und 30 Jahren ausgewählt; die Frauen oder verheirateten Siedler mußten vorerst in Japan zurückbleiben.

Für jeden Kolonisten wurde von vornherein für die Zukunft eine durchschnittlich fünfköpfige Familie errechnet. Die Ansiedlungskosten für jede Familie, d. h. also vorläufig für jeden Kolonisten, belaufen sich, ausschließlich der Reisespesen, auf rund 1200 Goldyen, die bei der Nichtbewährung nicht zurückgezahlt werden müssen. Jede Familie erhält zum Preise von 10 Yen pro ha — an die Mandschurische Regierung zahlbar — vorläufig 5 ha zugewiesen; doch soll nach und nach, sobald erwachsene Kinder und damit genügend billige Arbeitskräfte vorhanden sind, jede Familie 30 ha bebauen. Die Kosten für die Urbarmachung belaufen sich für den Hektar auf 20 Yen. Das Kolonialamt hat drei Traktoren zur Verfügung gestellt, von denen allerdings einer bereits von Räubern unbrauchbar gemacht wurde.

Neben den 5 ha Ackerland erhält jede Familie noch ebensoviel an Wiesen und Weiden, da man in Zukunft der Viehzucht eine besondere Bedeutung zuspricht; mit der allmählichen Vergrößerung des Ackerlandes werden auch die zugeteilten Weideflächen entsprechend dem Viehstande größer. Augenblicklich besitzen sämtliche Kolonisten zusammen nur rund 100 Kühe, doch hofft man in mehreren Jahren so weit zu sein, daß auf jede Familie etwa 10 Kühe entfallen und dementsprechend im Jahr 2 Stück Großvieh verkauft werden können; der Erlös würde gerade ausreichen, alle Barauslagen einer Familie während eines Jahres zu decken. Für die Zucht wurden schöne Holsteiner und Simmentaler Rinder eingekauft. Da die ganze Ansiedlung auf Selbstversorgung aufgebaut ist, hält man auch Schweine — schwarze, chinesische Rassen —, Pferde als Zugtiere und zum Reiten für den freiwilligen Selbstschutz, sowie Schafe, Hühner, Gänse und Enten. Man will mongolische und Merinoschafe kreuzen, da man sich von dieser Zucht die beste Wolle verspricht und sie auch am widerstandfähigsten sein soll. Die Vermehrung des Viehstandes durch Zukauf geht nur ganz langsam vor sich, da z. B. eine Holsteiner Kuh 200 und eine Simmentaler 150 Yen kosten. Das Vieh wird in großen Ställen für je einen Weiler untergebracht, weil sich dies als billiger und praktischer erwiesen hat. Die Stallarbeiten werden gemeinsam geleistet. Auch die Aussaat und Ernte sowie das Umbrechen neuen Landes geschehen in Zusammenarbeit aller Familien eines Weilers, während alle übrigen Arbeiten den Einzelfamilien überlassen sind.

Die vorläufige Anbaufläche von 5 ha pro Familie wird wie folgt bebaut: 1,15 ha mit Gerste — Ertrag 15 Koku[1]), 1,10 ha mit Weizen — 10 Koku, $^1/_5$ ha mit Hirse — 2,5 Koku, $^1/_5$ ha mit Gartenbohnen — 2 Koku, 1 ha mit Sojabohnen — 8 Koku, $^1/_3$ ha mit Mais — 3,6 Koku, $^1/_{10}$ ha mit Erbsen — 1 Koku, je $^1/_5$ ha mit Kartoffeln und Kraut und 0,7 ha mit Reis — Ertrag 10 Koku.

Für den Sumpfreisbau, der hier im Norden ganz besonderer Erfahrung bedarf, hat man zur Anleitung Koreaner, denn diese sind als Reisbauer in nördlichen Gebieten zweifellos unübertroffen; als besonders geeignet haben sich Reissorten aus Hokkaido und aus den koreanischen Kolonien der Ostmandschurei erwiesen. Der Reis wird im letzten Maidrittel gesät und reift etwa Mitte September. Anfang August stand besonders der Hokkaidoreis, der gerade blühte, mit einer Höhe von 75 cm sehr schön; zur Zeit der Reisblüte können Weizen und Gerste schon geerntet werden. Außerdem pflanzt man viel Gemüse — Kraut, Gurken, Tomaten, Karotten, Zwiebeln, Saikon für Pickels, Kohlrabi —, Zuckerrüben mit 15% Zuckergehalt, Melonen, Kürbisse, Gespinstpflanzen wie Hanf, und die japanische Klette zur Ölgewinnung; jeder Weiler hat seine Bienenstöcke, und auch Seidenraupen werden gezüchtet, die eine recht

1) 1 Koku = 180,39 l.

gute Seide liefern. Aus Kartoffeln gewinnt man Spiritus. In Zukunft hofft man auch Obst ziehen zu können. Mohn wird nur so viel gebaut, als zur Bereitung von Morphium für medizinische Zwecke benötigt wird. Sojatunke und Sojakäse (Schoju und Misso), mit die wichtigsten Nahrungsmittel werden genossenschaftlich erzeugt. Auch Tabak beginnt man selbst zu ziehen, und für Frühgemüse hat man sogar Glashäuser angelegt.

Künstliche Düngemittel werden je nach Kaufkraft verwendet und sollen in Zukunft neben Kuhstalldung, sobald größere Flächen in Bewirtschaftung genommen sein werden, stärkere Beachtung finden. Der Landwirtschaftslehrer unterrichtet abwechselnd in jedem Weiler und ist jederzeit mit Rat und Tat hilfsbereit zur Stelle; sobald es die Mittel gestatten, wird auch eine kleine landwirtschaftliche Versuchsstation eingerichtet werden.

Im Winter wird in den umliegenden Wäldern Holz gefällt und Holzkohle bereitet, und die Farmer gehen auch auf die Jagd, denn es gibt Hirsche, Rehe, Hasen, Bären, Wölfe, Füchse, Rebhühner und Wildgänse. Als außerordentlicher Mangel wird das Fehlen von Fischen empfunden, und man weiß noch nicht, wie weit es möglich sein wird, diesem Mangel durch Teichfischzucht abzuhelfen. Auch die Trinkwasserverhältnisse sind nicht sehr günstig; das aus 8—35 Meter tiefen Ziehbrunnen gewonnene Wasser ist zwar auch im Hochsommer sehr kalt, aber trüb und wenig schmackhaft.

Da pro Kopf in einem Jahr nur etwa 1 Koku[1]) Reis und 400 Kin[1]) Weizenmehl verbraucht werden, ergibt sich aus den Felderträgen schon ein beachtlicher Überschuß mengenmäßig, der dem Werte nach allerdings infolge der niedrigen Getreidepreise gering ist; wie schon erwähnt, hofft man deshalb das nötige Bargeld durch Verkauf von Schlacht- und in geringerem Maße Zuchtvieh zu gewinnen. Derzeit belaufen sich die jährlichen Barausgaben einer zweiköpfigen Familie — wobei aber die vielen Sachspenden der japanischen Regierung und japanischer Siedlungsförderer nicht in Rechnung gesetzt sind — auf etwa 60 Yen. Davon entfallen 5 Yen auf Petroleum für die Beleuchtung, 15 Yen auf Salz, 3 Yen auf Medizin — also verhältnismäßig viel! — und 36 Yen auf Verschiedenes.

Alle Bauern sind von vornherein genossenschaftlich zusammengeschlossen; durch Spenden war es möglich, einen genossenschaftlichen Grundfonds zu schaffen, der in Yasaki zum Beispiel 4000 Yen beträgt. Die Bauern sind nun nicht verpflichtet, Beiträge zu zahlen, sondern sie liefern alle ihre Erzeugnisse an die Genossenschaft ab, die für Absatz sorgt und vom Marktpreis 4% zurückbehält. Die derart erworbenen genossenschaftlichen Gelder dienen zur Bestreitung der Verwaltungsunkosten und zur Verbesserung gemeinwirtschaftlicher Anlagen und Betriebe. An solchen sind derzeit schon mehrere vorhanden; so ein mit Benzinmotoren betriebenes Sägewerk, eine mit neuen Maschinen ausgerüstete Getreidemühle, je eine Gerberei, Zuckersiederei, Sojaölpresse und Reisschäleinrichtung. Alle Einkäufe der Bauern geschehen im Laden der Genossenschaft und erfolgen zu Nettopreisen. Die einzelnen jungen Männer sind je nach Eignung in einem Handwerk geschult; derart ist ein Farmer nebenbei Schuhmacher, Schmied, Schneider, Gerber, Schlosser, Schreiner und dergleichen. Diese handwerkliche Schulung wurde aber nur zum Teil schon in Japan vorgenommen und erfolgte im allgemeinen erst durch Selbstlernen in der Siedlung. Dabei ist es erstaunlich, welch gute Leistungen, besonders in Schreiner-

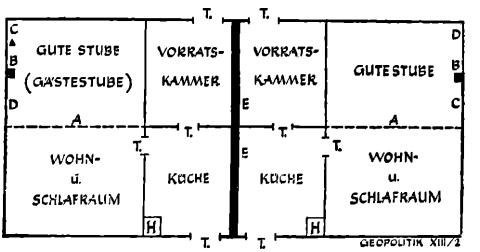
1) 1 Kin = 0,6 kg; 1 Koku = 180,39 l.

arbeiten, erzielt werden. Die Abgabe aller handwerklich hergestellten Erzeugnisse erfolgt an die Mitsiedler zum Selbstkostenpreis.

Nach dreijähriger Steuerfreiheit zahlen nun die Farmer an die mandschurische Regierung jährlich für den Hektar 1,70 Yen sowie von der Ernte einen bestimmten Hundertsatz, der beispielsweise für Sojabohnen 1 beträgt. Dafür zahlt der Kreis Huatschüan, zu dem die Siedlung Yasaki gehört, jährlich für die Volksschule einen Zuschuß von 1000 Yen, während vorläufig die japanische Regierung die Restkosten trägt. Später, nach vollendetem Ausbau der Siedlungen, wird jedoch die mandschurische Regierung die Schule und Lehrkräfte zur Genüge unterhalten. Die Verwaltungskosten der Siedlungen werden derzeit noch von Japan aus bestritten, sollen jedoch in Zukunft, wenn die wirtschaftliche Entwicklung genügend weit fortgeschritten sein wird, örtlich aufgebracht werden. Der Ortsvorsteher — in Yasaki ist es bislang Herr Yamazaki selbst — muß derzeit sein Amt infolge der vielen auftauchenden Schwierigkeiten noch hauptberuflich betreuen, soll aber später ebenfalls ein Bauer und nur nebenberuflich amtlich tätig sein. Herr Yamazaki ist zweifellos ebensosehr Praktiker wie Idealist, denn er will, sobald es möglich ist, selbst den Pflug zur Hand nehmen und ein Grundstück bewirtschaften. Ihm ist ein Hauptteil am Erfolg der Ansiedlung zuzuschreiben, denn mit seinen großen landwirtschaftlichen Erfahrungen verbindet er außerdem eine zwingende Art liebenswürdiger Menschenbehandlung, die ihm ohne Ausnahme das Vertrauen aller Bauern sichert. Er kennt nicht nur alle hier notwendigen Wirtschaftsmethoden, sondern auch alle Pflanzen der Umgebung und versteht es, sie mit dem Pinsel naturgetreu auf das Papier zu zaubern. Alle kleinen Rechtsstreitigkeiten entscheidet er, während ansonsten vorläufig das japanische Konsulat in Chiamussi die Rechtsbetreuung der Kolonisten ausübt. In einigen Jahren sollen jedoch auch in der Rechtsprechung die mandschurischen Behörden maßgebend werden.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten in jeder Kolonie ist der Hausbau. Hier scheint es fast, als ob man da noch nicht den besten Weg gefunden habe. Anfangs wohnten die japanischen Siedler in den schnell ausgebesserten, verlassenen Lehmhütten der einstigen chinesischen Kolonisten und in Nothütten. Auch jetzt ist noch ein Teil der Siedler in solchen alten chinesischen Bauernhütten untergebracht, wenn auch mit Ablauf dieses Jahres alle in neuerbauten Kolonistenhäusern wohnen dürften. Diese Neubauten sollen noch keine endgültigen sein, sondern nur den Bedürfnissen der ersten 10—15 Jahre genügen. Eigenartig ist nun, daß die japanischen Siedler, die doch aus einem Lande mit, zumindest jetzt noch in ländlichen Kreisen, vorwiegender Holzarchitektur kommen, es hier nicht verstehen, wohnliche, feste Holzhäuser herzustellen, obgleich doch die Umgebung waldreich ist. Auf Fragen, warum keine Holzhäuser gebaut würden, erklärt man, daß diese nicht warm genug seien und auch wohl zuviel Arbeit verlangten. Die Japaner sind eben die leichten Holzhäuser ihrer Heimat gewöhnt und würden natürlich in solchen hier im harten

Klima sehr zu leiden haben. Feste Blockholzbauten, wie zum Beispiel in den Siedlungen nordamerikanisch-kanadischer Kolonisten, kennt man nicht. Und doch wäre es so leicht, mit Blockholz und Sägemehlfüllung — die genossenschaftliche Säge würde Werkstoff billig und genügend liefern können — gesunde und widerstandsfähige Wohnhäuser und Ställe herzustellen. Man hat sich nun den Baustoff der chinesischen Kolonisten, das heißt also Lehm mit Kleinstroh gemischt, zu eigen gemacht und errichtet mit diesen verhältnismäßig nasse, dumpfe, immer wieder von klaffenden Rissen durchsetzte Lehmhäuser und deckt sie, wie die chinesischen Kolonisten es tun, mit Stroh und getrocknetem Gras. Die chinesischen Farmer, die ursprünglich alle aus dem waldlosen Nordchina stammen, haben nicht nur in die mandschurische Ebene, sondern auch in die waldreichen Gebiete ihre heimatliche, der dortigen Natur entsprechende Bauweise — Lehm und Stroh — übertragen, da sie eben im Holzbau keinerlei überlieferte Erfahrung besitzen. Das Widersinnige ist nun, daß die aus dem Lande der Holzarchitektur kommenden japanischen Sied-



Grundriß
eines Zwei-Familien-Siedlungshauses

A = Auseinanderschiebbare Zwischenwand
B = Balken aus besonders gutem Holz
C = Religiöser Schrein
D = Für Bilder
E = Zwischenmauer
H = Herd
T = Tür

ler von den Chinesen diese in der waldreichen Berggegend sozusagen naturwidrige Bauweise mit allen ihren Nachteilen übernehmen. Da aber wiederum die Japaner im Lehmbau, wie er hier üblich ist, wenig Erfahrung besitzen, zimmern sie nur das Balkengerüst für Haus und Dach und mieten chinesische Kulis für die Errichtung der Lehmmauern und zum Teil auch für die Strohbedachung.

Die Kosten eines solchen Zweifamilienhauses belaufen sich auf rund 500 Yen, sind also in Anbetracht des billigen und schlechten Baustoffes ziemlich hoch. Nicht weniger als etwa 280 Yen entfallen davon auf den Werkstoff und den Arbeitslohn für die chinesischen Arbeiter, von denen jeder für den Tag 0,70 Yen erhält. Der Hausbau wird von den männlichen Bewohnern eines Weilers gemeinsam durchgeführt. Nach Errichtung des Dachstuhles wird eine kleine Feier abgehalten, bei der einige Schälchen Reiswein getrunken werden. Man baut sowohl Ein- als auch Zweifamilienhäuser, wie man sie als besonders zweckentsprechend gefunden hat.

Obiger Grundriß gibt eine Vorstellung von einem solchen Zweifamilienhaus, das ebenerdig ist, getrennte Eingänge und einen ausnutzbaren Dachraum hat. In der Küche wird teilweise noch auf offenem Feuer gekocht, doch beginnt man jetzt mit dem Herdbau. Der Rauch wird unter dem Schlafraum, unter dessen erhöhtem Boden sich ein Hohlraum befindet, ähnlich wie beim chinesischen Kang durchgeführt, so daß zugleich mit dem Herdfeuer die Heizung der Stube verbunden ist. Die Fenster sind doppelt, aber zum Teil noch mit Papier verklebt. Die Einrichtung ist denkbar einfach gehalten. Auf dem mit Strohmatten bedeckten Boden steht ein niedriges Tischchen, das zum Speisen und Schreiben dient, rings um dasselbe liegen

mehrere Sitzkissen, und in einer Ecke sind tagsüber die Schlafdecken zusammengeschichtet. Man schläft auf den auf dem bloßen Strohmattenboden ausgebreiteten Decken. Der oben eingezeichnete Balkon in der guten Stube fehlt nirgends, und auf seine Auswahl verwendet man besonders große Mühe. An seinem Fuß steht gewöhnlich eine Vase mit Blumen; rechts von ihm stellt man einen kleinen Hausschrein auf, während links die Wand ein Bild schmückt. In einer Ecke des Wohnraumes hängen Patronengurt und Gewehr, die unerläßlichen „Gebrauchsgegenstände" dieser Siedler in dem so unsicheren Gebiet.

Das Essen ist ebenso einfach wie einförmig. Reis, Weizen- und Gerstenbreie und verhältnismäßig wenig gekochte, dafür viele rohe Gemüse und Salate. Fleisch wird nur ganz selten zubereitet, und Fische sind nicht vorhanden; nur manchmal gelangen von Chiamussi aus dem Sungari einige, durch den Transport nicht billige und wenig gute Fische nach den Siedlungen. Trotz der liebenswürdigen Gastfreundschaft, die das Beste vom Vorhandenen bot, wurde man nicht recht satt, da es für einen Europäer nicht ratsam ist, hier in der Mandschurei ungewohnt rohe Gemüse und Salate zu essen. Und es ist durchaus nicht sicher, ob das viele Essen von Rohem den japanischen Siedlern gut bekommt; das Wasser ist zum Teil nun einmal schlecht, und der Körper verlangt vielleicht in diesen Gegenden mit starken Temperaturgegensätzen kräftigere und hygienisch absolut einwandfreie Kost. Dafür scheinen die hier unter den Siedlern wütenden Verdauungsstörungen zu sprechen.

Von der Saat bis nach der Erntezeit wird viermal täglich gegessen, wobei man die erste Mahlzeit schon um 3–4 Uhr morgens einnimmt; infolge der großen mittäglichen Hitze arbeiten nämlich die Bauern von 4 Uhr morgens bis gegen 10 Uhr und von 4 Uhr nachmittags bis zum Dunkelwerden, wenn nicht zwingende Gründe ein Durcharbeiten verlangen. Überraschend ist es, daß auch die Mahlzeiten gemeinsam zubereitet und eingenommen werden. Das geschieht einerseits aus Billigkeits- und Arbeitsteilungsgründen, andererseits aber auch, um das Gemeinschaftsleben zu stärken. Jeder Weiler besitzt einen großen Speiseraum, der bis jetzt meist noch recht dürftig ist, aber durch Sauberkeit und Blumenschmuck erfreut. Alle Lebensmittel liefert die Genossenschaft, an die ja die ganze Ernte zum Verkauf abgegeben wird; für den Monat und Kopf werden dafür vom Erlös der abgelieferten Erzeugnisse 5 Yen abgezogen, d. h. so viel, wie nach Berechnungen die verbrauchten Lebensmittel netto Erzeugung kosten. Tee und Kleinigkeiten nimmt jedoch jede Familie nach Belieben für sich ein.

In der Siedlung Yasaki ist auch ein Arzt, Dr. Kitauchi, vorhanden, der von der japanischen Regierung für acht Jahre verpflichtet ist und von ihr bezahlt wird. Er hat auch die Bauern des zweiten japanischen Dorfes, Tschifuli (ein chinesischer Name), zu betreuen. Das von ihm eingerichtete Krankenhaus ist noch denkbar einfach, und es stehen ihm keine Hilfskräfte zur Verfügung; trotzdem nimmt er auch schwerere Operationen vor. In zwei Jahren soll auf Kosten der japanischen Regierung ein Krankenhaus mit 40 Betten gebaut werden, das etwa auf 30 000 Yen zu stehen kommen dürfte. Auch zwei Krankenschwestern sollen dann angestellt werden. Zu den hartnäckigsten und gefährlichsten Bedrohern der Siedler gehören Tuberkulose und Frauenkrankheiten; erstere führt Dr. Kitauchi auf die nach seiner Meinung für das nordmandschurische Klima zu wenig fetthaltige und kräftige Ernährung sowie auf die großen, schwächenden Einflüsse der Witterungsgegensätze zurück. Die Frauenkrankheiten sind zum Teil aus Japan eingeschleppt, werden aber

hier durch vielfache Erkältungen bösartiger, da sich die Siedlerinnen noch nicht daran gewöhnt haben, sich hier besser gegen Kälte zu schützen als im milderen Heimatland.

Sobald die Viehhaltung größer sein wird und mehr Fleisch, Milch und Butter zur Verfügung stehen werden, hofft der Arzt auf einen Rückgang dieser Krankheiten. Überaus verbreitet sind auch Zahnschmerzen, was darauf zurückzuführen sein soll, daß die Siedler, in ihrer Heimat an Kuchen gewöhnt, hier davon vorläufig ungenügend herstellen und viel Zucker kauen. Die sonst überall so verheerend wirkende und schmerzhafte mandschurische Augenkrankheit ist hier infolge der größeren Reinlichkeit nicht so stark vertreten.

Überraschen wird jeden, der an europäische Kolonisation etwa in Amerika denkt, daß in jedem kleinen Weiler eine kleine Bücherei vorhanden ist, in der neben einer Auswahl guter japanischer Schriften auch Werke (in japanischer Übersetzung) von Goethe, Hugo, Tolstoi und Dostojewski auf dem Bücherbrett stehen und tatsächlich auch gelesen werden! Kleine Tanzplätze und Musikinstrumente dienen zur Erbauung und Erheiterung.

Abzuwarten wird sein, ob es sich als richtig erweist, daß man unverheiratete Burschen oder höchstens noch kinderlose, ganz jungvermählte Paare bzw. junge Eheleute mit 5—10jährigen Kindern als Siedler ausgesucht hat. Gewiß bringen diese unabhängigen, von jugendlicher Begeisterung für die Siedlungsidee erfüllten Jungmänner eine gewaltige, ungehemmte Arbeitskraft mit, aber das Fehlen der sorgenden Hand einer Hausfrau machte sich doch bei der Anlage der Siedlungen unangenehm bemerkbar. Stärker aber fällt ins Gewicht, daß nun, da nach den ersten Jahren der endgültige Erfolg sichergestellt erscheint und die Männer sich zu verheiraten beginnen, mit der wachsenden Arbeit wachsender Mangel an Arbeitskräften vorhanden ist, der sich erst nach 10—15 Jahren, wenn die Kinder halbwegs erwachsen sein werden, ausgleichen wird. Bis dahin werden chinesische Arbeiter, die natürlich die Erzeugung verteuern, nicht ganz zu entbehren sein. Einerseits hat man bei der Auswahl von Jungmännern und jungen Ehepaaren daran gedacht, daß sich die Kinder bei Geburt in den Siedlungen am ehesten akklimatisieren werden, aber dem steht gegenüber, daß die niedergekommenen Frauen und die Neugeborenen hier sofort dem harten Klima und erhöhter Krankheits- und Sterblichkeitsgefahr ausgesetzt sind und daß eine solche Familie in ihrer Arbeitsleistung nicht unwesentlich gehemmt wird. Viele Frauen erwarten in wenigen Monaten ein Kind oder haben soeben geboren, und doch steht schon bald der bitterkalte Winter vor der Tür, der allerdings weniger Arbeitskraft benötigt.

Das Dorf Yasaki besteht aus 12 Weilern, die etwa je 2—3 Kilometer voneinander entfernt und einige um einen etwas höheren Rücken angeordnet sind, so daß sie etwa eine Kreisfläche mit einem Durchmesser von rund 6—8 Kilometer einnehmen. Auf dem höchsten Punkt dieses Rückens, der mit kleinen Baumgruppen und bunt-

blühender sekundärer Steppe bedeckt ist, befindet sich ein hübscher Holzschrein, vor dem alle Feierlichkeiten angesichts der verstreuten Weiler und Felder und des umgürtenden Bergkranzes vorgenommen werden. Auch die Eheschließungen finden hier statt. Teils waren die jungen Paare bereits in der Heimat verlobt, und die Bräute sind nun nachgekommen, teils aber scheinen letztere erst nachträglich in Japan für die Siedler ausgesucht worden zu sein; es war hier schwer, Angaben zu erfahren. Vor dem Schrein stehen auch die kleinen Gedenktäfelchen für die Verstorbenen und für die Opfer von Banditenkugeln.

Die Banditen, die in den Tälern und Wäldern der umliegenden Bergzüge hausen und ihren Lebensunterhalt durch Überfälle auf die japanischen und die vielen hundert chinesischen Siedlungen bestreiten, konnten aus ihren Schlupfwinkeln auch durch die zahlreichen Streifzüge von Kompanien japanischer Soldaten aus Chiamussi nicht vertrieben werden, wenn es auch in den Siedlungen selbst ungleich sicherer geworden ist als in den ersten Jahren der Niederlassung, wo oft viele Hunderte von Räubern die japanischen Dörfer umzingelten, manchen Siedler mit ihren Kugeln niederstreckten, Häuser ausraubten und in Brand steckten und erst nach Einsatz japanischen Militärs aus Chiamussi vertrieben werden konnten. Verwaltungsgebäude, Mühle und Sägewerk und viele Häuser sind mit Drahtverhauen umgeben, mächtige Hunde sorgen für den Wachedienst, und ein gut organisierter Selbstschutz dient der allgemeinen Sicherheit. Oft, wenn nahende Räuber gemeldet sind, stehen auf den Feldern neben den Säenden, Pflügenden oder Weizenschneidenden die Gewehrpyramiden, um Sichel oder Pflug sofort mit der Waffe vertauschen zu können. Regelrechtes japanisches Militär ist nur zu besonders bedrohlichen Zeiten in den Siedlungen untergebracht. Trotz des gut ausgebauten Selbstschutzes geschahen bis in die letzten Tage immer wieder Überfälle. Kleine Holzmahnmale stehen schlicht und ernst da und dort auf den Hügeln und Feldern und tragen den Namen des Gemordeten. Jeder Vorübergehende Siedler und Gast entblößt sein Haupt und gedenkt kurz des Toten, der um eine große Aufgabe für das ganze Volk gestorben ist. Ganz frisch und weiß ist noch der Holzpfahl, in dessen Nähe im vergangenen Mai die bislang letzte Mörderkugel ihr Opfer traf. Diese dauernde Unruhe und nahe Gefahr haben nicht wenig den Fortgang des Siedlungswerkes gehemmt. Vermehrt werden die Schwierigkeiten dadurch, daß die chinesischen Arbeiter, auf die man vorläufig noch in mehrfacher Hinsicht angewiesen ist, nicht selten mit den Banditen Verbindung haben und die Überfälle organisieren helfen.

Augenblicklich haben die 12 Weiler des Dorfes Yasaki je 10—15 Häuser; diese Weiler sind nach den Kreisen benannt, aus denen die Siedler stammen, wie zum Beispiel Nagano, Niigata, Fukushima, Akita u. a. In jedem Weiler wurden nur Siedler aus einem Kreise angesiedelt, um von vornherein das Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Insgesamt sind derzeit in Yasaki rund 320 „Familien" vorhanden, die nur etwa 500 Köpfe zählen, also zum Teil vorläufig überhaupt nur aus unverheirateten

Burschen bestehen. Das Dorf Tschifuli hat nur 5 Weiler, und die Anzahl der japanischen Siedler ist entsprechend kleiner als in Yasaki. Neben den japanischen Bauern wohnen in diesen beiden Versuchssiedlungen noch einige Dutzend koreanische Farmer und mehrere hundert chinesische Händler und Arbeiter, für die genaue Zahlen nicht zu erlangen sind.

Im Laufe der nächsten Jahre hofft man auf ungefähr 30 000 Hektar Wirtschaftsfläche insgesamt rund 1000 Familien anzusiedeln, so daß also mit der Zeit die Kopfzahl der japanischen Bauern in diesen Versuchssiedlungen auf etwa 5000 ansteigen würde. Doch wird über die Engherzigkeit des japanischen Finanzministeriums geklagt, das allzuwenig bereitwillig Mittel für die Kolonisation zur Verfügung stelle. Freiwillige Spenden aus Schulsammlungen in Japan und von privaten Kreisen, bald aus Kleidern und Wäsche und bald aus kleinen Geldsummen bestehend, stützen und stärken von Zeit zu Zeit die Siedler in ihrem harten Dasein. Viele japanische Wissenschaftler kommen, um Untersuchungen über etwaige Verbesserungen vorzunehmen, neue Getreidesorten einzuführen und dergleichen. So weilte gerade Prof. Kitagawa von der Universität Fukuoka in Yasaki, der sich als eingeweihter Führer mir jederzeit zur Verfügung stellte.

Von den 500 jungen Männern, die vor drei Jahren nach Yasaki als Siedler kamen, sind 12 von Banditen getötet worden, 152 haben sich als nicht willensstark genug erwiesen und sich wieder nach Japan begeben. Das ist nicht weniger als ein Drittel! Befragt man die Hiergebliebenen, wie es ihnen gefalle, so sagen sie, daß wohl der Winter hart und die Arbeit schwer sei, daß sie sich aber als Vorkämpfer einer großen Notwendigkeit des japanischen Volkes betrachteten und auch gegen gute Bezahlung und schöne Felder in ihrer Heimat die neugewonnene Erde hier nicht preisgeben würden.

Bürgermeister Yamazaki und alle seine Bauern und Mitkämpfer sind guter Zuversicht. Große Erleichterung und Hilfe verspricht man sich durch den von der mandschurischen Regierung für die Zukunft in Aussicht gestellten Bau einer Eisenbahn von Chiamussi nach Yasaki-Tschifuli, durch die eine schnelle Versendung der Erzeugnisse, vor allem ein Versand von frischer Milch und Butter, möglich sein würden. Das zahlreiche japanische Militär und die vielen japanischen Beamten in Chiamussi bieten einen sicheren Absatzmarkt; die chinesische Bevölkerung kommt aus verschiedenen Gründen, u. a. auch wegen der vorläufig noch höheren Erzeugungskosten der japanischen Bauern und infolge der Abneigung gegen Milch- und Buttergenuß, für den Absatz nicht in Betracht.

Überblickt man vorsichtig alle Gegebenheiten und Möglichkeiten, so ergibt sich zwar, daß aller Voraussicht nach diese Ansiedlung kleiner Gruppen japanischer Bauern in der Nordmandschurei als gelungen zu betrachten ist und daß eine begrenzte Anzahl weiterer Siedlungen durchaus Erfolg verspricht. Aber die Kosten sind im Verhältnis so riesengroß, und der Fortgang der Siedlung dürfte auch bei

Auswertung aller Erfahrungen so langsam vor sich gehen, daß eine japanische Kolonisation großen Maßstabes in der Nordmandschurei als ausgeschlossen erscheinen muß. Der chinesische Kolonist wird hier unzweifelhaft den ganz überwiegenden Anteil der erschlossenen und noch zu erschließenden Fläche besiedeln; er kam zu Millionen arm und ohne Rückhalt an Behörden aus Schantung oder der Südmandschurei, brach ohne Traktoren die Steppe um oder rodete den Wald, baute ohne fremde Arbeitskraft sein Lehmhaus, hatte keinen militärischen Schutz gegen Banditen und anfangs keine Straße zu den Märkten. Und auch heute haben die chinesischen Dörfer kein Krankenhaus, keinen geschulten Arzt, keine Maschinen. Hand und Rücken, Zugwind und Pferd sind ihre Arbeitskräfte. In den chinesischen Dörfern der Mandschurei fehlen die sauberen Strohmatten und das Bücherbrett, Theorien und Versuchsstationen, und doch dehnen sich die Felder immer weiter aus, werden die von den Räubern zerstörten Hütten mit neuem Lehm rasch wieder aufgebaut und wimmeln von Kindern. Krankheiten und die bitterkalten Winterstürme mögen wüten, aber sie können diese bedürfnislosen kontinentalen Menschen in dem reichen, aber harten festländischen Lebensraum nicht an der Gewinnung neuen Siedlungsbodens und an ständiger Vermehrung hindern.

Hohe Achtung vor den tapferen, aufopferungsbereiten japanischen Kolonisten muß jeden erfüllen, der auf ihren Feldern weilte; aber man möchte dem japanischen Volke nur wünschen, daß es seinen Bevölkerungsüberschuß in wesensgemäßerem Landstriche als der Mandschurei ansiedeln könnte.

Albrecht Haushofer:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Zwischen den militärischen Vorgängen im abessinischen Hochland und der Behandlung des Konfliktes durch England besteht ein enger Zusammenhang: in Zeiten, wo es den Anschein hat, als seien die Abessinier im Verein mit ihrem Klima und ihren Bergen stark genug, den italienischen Angriff abzuwehren, hält sich die britische Gegenwirkung zurück; winken den Italienern größere militärische Erfolge, dann erscheint in britischen Zeitungen die Ölsperre wieder. In den ersten Wochen nach der Jahreswende schien sich die ganze Vorsicht und Undurchsichtigkeit des Foreign Office in seinem neuen Herren zu verkörpern; zu gleicher Zeit begegneten die italienischen Truppen in den Berglandschaften am Takazze einem harten Widerstand, der sogar zeitweise zum abessinischen Vorstoß gegen Aksum und Makalle wurde. Die Bewegungen der italienischen Somaligruppe unter General Graziani waren undurchsichtig. In der letzten Woche des Januar kam es im Süden, unmittelbar an der Keniagrenze, zu einem Flachlandvorstoß der Italiener, der mit großer Geschwindigkeit über mehrere hundert Kilometer vorgetragen wurde. Die Vorhuten Grazianis stehen nun am Rande der Provinz Sidamo — dort, wo im Südosten

Abessiniens die ersten ernsthaften Geländeschwierigkeiten beginnen. Der Entfernung nach hat Graziani den halben Weg nach Addis Abeba zurückgelegt; es fragt sich, ob die Verbindungen nach rückwärts gesichert werden können und ob die nächste große Geländeschwelle überwunden werden kann. Immerhin ist bemerkenswert, daß der Vorstoß der italienischen Somaligruppe im Süden erfolgt; die ursprünglichen Pläne gingen nördlich gegen Harrar. Darin mag mehr als ein militärischer Zufall stecken. Man darf nicht vergessen, daß in den Plänen Vansittarts und des Quai d'Orsay, die zum Sturz der nominell verantwortlichen Minister Hoare und Laval führten, gerade die jetzt von Graziani durchquerten Gebiete an Italien fallen sollten; daß der Süden von Sidamo und die angrenzenden Kaffaländer zu jenem besonderen italienischen Reservat gehören sollten. Es gibt eine wohlbegründete Auffassung, die wissen will, daß Mussolini bereit war, den Hoare-Laval-Plan anzunehmen, und daß die Rede in Pontinia erst gehalten wurde, als das Scheitern des Planes von England her bereits feststand. Die Tatsache, daß die Wege des italienischen Generalstabs dem Schatten des Hoare-Laval-Planes folgen, kann dahin gedeutet werden, daß eine solche Auffassung richtig ist.

Inzwischen sind freilich die englisch-französischen Militärbesprechungen weitergegangen. Wenn im Herbst ein Zweifel darüber bestand, ob der britischen Flotte für den Ernstfall die französischen Häfen zur Verfügung stehen würden, so ist dieser Zweifel behoben. Es fragt sich, welche Gegenleistungen von England gegeben wurden. Wir gestehen, daß wir die Versicherungen, jene Besprechungen in Paris hätten sich nur mit der Mittelmeerfrage und mit nichts anderem befaßt, zwar vernommen haben, daß uns aber der wahre Glaube daran fehlt. Inoffizielle Besprechungen der Generalstäbe, der Admiralitäten und vor allem der Stäbe der Luftflotten haben ihre eigenen Gesetze. Die Befürchtung, daß nicht nur der Geist, sondern auch der Buchstabe der Locarno-Verträge schon heute verletzt sei, läßt sich nicht als Gespensterseherei zurückweisen. Die Ratifizierung des russisch-französischen Vertrages steht bevor; die Entwicklung der Tschechoslowakei zum russischen Flugzeugmutterschiff in Europa macht unheimliche Fortschritte. Es wäre ein gefährlicher Irrweg der britischen Außenpolitik, wenn sie aus der Sorge um afrikanische und asiatische Entwicklungen (japanische Neuguinea-Reden und Krah-Pläne) in den Fehler der alten europäischen Einkreisungstaktik verfiele.

Wir versagen uns, über ein an möglichen Gefahren allzu reiches Thema mehr zu sagen, und wenden uns den lokalen Erschütterungen zu, die der Mittelmeerkonflikt mit sich bringt. Von der starken Erschütterung der mohammedanischen Welt durch die abessinischen Ereignisse zeugt die fortdauernde Unruhe in Ägypten ebenso wie das Aufflammen der nationalen Bewegung in Syrien. Die französische Mandatsverwaltung hat den Zeitpunkt verpaßt, wo man in Syrien sich auf ein ähnliches Mindestmaß an indirekter Herrschaft zurückziehen konnte, wie England das im Irak getan hat. Gewiß liegen die Verhältnisse in Syrien auch schwieriger. Die syrische

Einheit würde schwerlich den Tag des französischen Abmarsches überleben, so groß sind die Spannungen zwischen nationalen und religiösen Gruppen im Lande selbst. Zunächst aber wird, ähnlich wie in Indien, die europäische Herrschaft im ganzen als drückend empfunden. Einstweilen hat die französische Regierung in Damaskus die Waffen sprechen lassen. — Auch in Ägypten ist man um kurzes Drohen bewaffneter Kräfte nicht herumgekommen, sosehr der britischen Besatzung daran gelegen sein mußte, es zu vermeiden. Die Unruhen sind noch nicht beendet, und noch immer ist es nicht zur Bildung einer repräsentativen ägyptischen Regierung gekommen, die in der Lage wäre, einen gültigen Vertrag mit England abzuschließen. Die Voraussetzungen für einen Abschluß wären heute günstiger als seit langem. Die britische Politik wäre heute zu einigen Konzessionen im Stil des seinerzeit gescheiterten Henderson-Entwurfes bereit; und auf ägyptischer Seite hat man sich allmählich darein gefunden, daß der anglo-ägyptische Sudan ein englischer und kein ägyptischer Sudan geworden ist. Die Notwendigkeit britischer Truppen am Suez-Kanal und an der westlichen Wüstengrenze werden wenige Ägypter heute abstreiten. England aber besteht darauf, daß der Abschluß eines Vertrages mit Ägypten nur dann sinnvoll sei, wenn er von einer ägyptischen Regierung gezeichnet werde, die das ganze Land vertrete und nicht nur einen kleinen Kreis von Hofwürdenträgern oder von Professoren und Studenten. Die Bildung einer solchen Regierung aber ist bis jetzt nicht gelungen.

Vor schwierigen Problemen der Regierungsbildung steht auch der König von Griechenland, der den historisch einmaligen Versuch gemacht hat, die Regeln britischer Sportlichkeit in den hellenischen Parteienkampf zu tragen. Das Ergebnis unbeeinflußter Wahlen zeigt nun, daß die alte Spaltung des griechischen Volkes in zwei nahezu gleich starke Lager alle Wechsel überdauert hat. Noch immer schart sich fast die Hälfte des griechischen Volkes um den listenreichen Odysseus der griechischen Neuzeit: den greisen Venizelos. Noch immer steht die andere und nach Ausweis der jüngsten Wahlen um ein Geringes zahlenstärkere Hälfte des griechischen Volkes gegen Venizelos in erbitterter Feindschaft. Es wäre noch einfach, wenn sich die beiden Gruppen in regionaler Ausgewogenheit gegenüberständen. Auch hier aber bleibt das alte Verhältnis bestehen, daß der Rückhalt des Venizelisten die neugriechischen Gebiete sind (Thrazien, Mazedonien und die Inseln), während Alt-Griechenland von Lakonien bis Thessalien in geschlossener Abwehr gegen Venizelos steht. Es ist seltsam genug, daß die fünf viertel Millionen griechischer Neusiedler, die der abenteuerlichen Politik des Kreters den Verlust ihrer alten Heimat zu verdanken haben, trotzdem seine zuverlässigsten Stützen sind. Freilich ist das nichts Einmaliges: man braucht sich nur der Verehrung zu erinnern, die Karl XII., der große Zerstörer ihres Reiches, noch heute bei seinen Schweden genießt. Solche Anhänglichkeit unter falschen Voraussetzungen macht jedem Nachfolger das Herrschen schwer; und Georg II. von Griechenland wird es nicht leicht haben, solange Venize-

los am Leben ist. Einstweilen haben sich alle griechischen Parteien — mit Ausnahme eines kleinen republikanischen Restes und einer zahlenmäßig kleinen, aber dennoch nicht unbedenklichen kommunistischen Gruppe — damit abgefunden, daß der König den Parteienkampf behandelt wie ein britischer Schiedsrichter ein Fußballmatch. Die Schicksalsfrage des Königs liegt darin, ob er verhindern kann, daß jeweils Unterliegende den Schiedsrichter verantwortlich machen und anfangen, ihn mit faulen Äpfeln zu bewerfen. Dergleichen soll sogar auf britischen Sportplätzen zuweilen vorgekommen sein. Zunächst bemühen sich die Liberalen unter Sophulis, dem Statthalter Venizelos', und die beiden Flügel der alten Royalisten unter Tsaldaris, Metaxas und Kondylis-Theotokis in gleicher Weise um die Gunst des Königs. Die außenpolitische Lage Griechenlands im Mittelmeerkonflikt ist zunächst geeignet, die Stellung des Königs zu stärken.

Politische Wahlen, die Bedeutung weit über den Boden des betroffenen Landes hinaus haben können, finden im Lauf der nächsten Wochen in Spanien und in Frankreich statt. Über die spanischen Vorgänge haben wir in unserem letzten Bericht gesprochen; die Lage hat sich seither in Spanien, wie auch in den wichtigeren südamerikanischen Staaten, kaum verändert. Wir können uns daher unmittelbar den französischen Wahlen zuwenden, die sich unter einer ausgesprochenen Verstärkung der Fronten bei entsprechender Schwächung der Mitte vollziehen. Herriots Versuch, gleichzeitig den Vorsitz der Radikalen Partei wieder zu erobern und seinen Einfluß im Kabinett Laval zu halten, ist gescheitert. Laval ist gestürzt, und Daladier ist Vorsitzender der Radikalen Partei geworden. Die Entwicklung treibt dahin, daß für die Wahlen ein Kartell der Linken zustande kommt, bei dem ein starker kommunistischer Einfluß unvermeidlich ist. Es ist bezeichnend, daß gerichtliche Untersuchungen über den Einfluß der kommunistischen Propaganda in den französischen Kolonien, die aufrüttelnde Ergebnisse versprachen, bis nach den Wahlen zurückgestellt worden sind. Wie sicher sich die Russen ihrer westeuropäischen Position schon zu sein glauben, beweist die verblüffende Unverfrorenheit ihres Auftretens gegen Uruguay in Genf. Litwinow verfolgt damit einen durchsichtigen Zweck: sowohl in Prag wie in Montevideo ist allzuviel Material über die Identität zwischen Sowjetstaat und kommunistischer Internationale zutage gekommen, als daß man nicht versuchen sollte, durch lautes Auftreten den eigenen Pferdefuß zu verbergen. Für Europa hängt viel davon ab, ob man in Spanien und in Frankreich zur rechten Zeit bemerkt, wohin russische Freundschaften führen. Aber es sind nicht spanische und französische Parteien allein, die freiwillig oder unfreiwillig dem Kreml Vorspann leisten. Die Blindheit skandinavischer Regierungen gegenüber der im höchsten Norden auftauchenden Gefahr, die Blindheit Titulescus und Beneschs gegenüber den inneren Folgen militärischer Hilfe vom Dnjestr her, die merkwürdigen Eigentumsvorstellungen etwa der lettischen Gesetzgebung gehören ebenso hierher. Eine Ordnung Mitteleuropas unter sowjetrussischem Einfluß ist

von vornherein das Gegenteil einer Ordnung! Solches Wissen sollte selbst dem Fürsten Starhemberg, selbst dem gegenwärtigen britischen Außenminister nicht völlig verschlossen sein!

Mitten in eine so bewegte Lage der gesamten Weltpolitik fällt der Tod des britischen Königs, der doch mehr war als die ornamentale Spitze seines großen Reiches. Die britische Krone hat im letzten Jahrhundert — im Gegensatz zu fast allen anderen Kronen mit Ausnahme der japanischen — an bindender Kraft sowohl im Symbolischen wie im Politischen stark gewonnen. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert konnte man ihr weiteres Schicksal für fragwürdig halten. Viktoria, Eduard VII. und Georg V. haben ihren Einfluß gehalten und gesteigert. Eduard VIII. tritt in ein Erbe von bedeutender Macht und großen Möglichkeiten persönlicher Wirkung. Er kennt mehr von der Welt als irgendeiner seiner Vorgänger. Man weiß, daß er sowohl in sozialpolitischen wie in außenpolitischen Fragen seine eigenen Gedanken hat. In seiner Person vollzieht sich an entscheidender Stelle die Ablösung der Vorkriegsgeneration durch die jüngeren Jahrgänge der Front. Das eröffnet Möglichkeiten des Verstehens auch für Länder, in denen sich der Wechsel des Schicksalsträgers etwas früher vollzogen hat und in Formen, die dem englischen Wesen nicht immer leichtverständlich sind. Wir dürfen die Hoffnung haben, daß die Chancen einer Edenschen Einkreisungspolitik durch den Wechsel auf dem Thron geringer geworden sind. Eduard VIII. ist ein überzeugter Anhänger des Friedens; wir glauben zu wissen, daß er unter Frieden nicht die starren Formeln eines Poincaré versteht.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Wieder geht uns, wie für I/36, einer der besten Winke für die geopolitische Berichterstattung von einem überseeischen Freunde der Geopolitik, Bruno Sell aus Tucuman (Argentinien), zu: ihm scheint eine Forderung der Zeit:

praktischer geopolitischer Dienst im Sinne der Heimatinteressen zur Förderung des Verständnisses für das logischerweise ein wenig einseitig orientierte und in seinem Verhältnis zur Heimat mit ihren wechselnden politischen Erscheinungsformen ein wenig konservative Auslanddeutschtum."

„Es ist etwas Eigenes um diesen Konservatismus der Auslanddeutschen, der mit den Wandlungen in der Heimat nie Schritt halten kann und deshalb leicht reaktionär wirkt. Ungenügende Verbindung mit der Heimat, Unvermögen, Entwicklungen zu verstehen, deren Ursachen man nicht persönlich kennengelernt hat und unter denen man nicht persönlich litt, schließlich und endlich die Wandlung, die das neue Land allmählich hervorbringt: alles wirkt zusammen. Ich glaube, es wäre einmal ein guter Vorwurf für ein Heft der Geopolitik, dieses Problem der Deut-

schen in der Diaspora und ihre Stellung zur Heimatentwicklung. Wobei den Gleichschaltern klarzumachen wäre, wie sich bei Erhaltung eines gewissen Kulturfundus der Charakter, die politische, überhaupt die ganze geistige Einstellung dieser angesplitterten Deutschen regional nach Landschaft, Klima, Wirtsvolkumgebung sich wandelt, und zwar schon im Laufe von verhältnismäßig kurzer Zeit. Sowohl bei den in geschlossenen Mustersiedlungen innerhalb inferiorer Landesbevölkerung Lebenden, wie vor allem in der großen Masse der in kulturell hochstehenden Gastländern frei herumschwimmenden Existenzen. Jedes Land schafft andere Typen, und es ist ganz falsch, immer von den ‚Auslanddeutschen' zu reden. Eine ziemlich komplizierte Sache, weil alles in dauernder lebender Bewegung..." So sieht ein guter Beobachter diese gewiß weltumspannende Frage von einem typisch kontinentalen Punkt, 600 km vom Südpazifischen Ozean und doppelt so weit von der La-Plata-Mündung in den Südatlantischen Ozean aus, der trotzdem ganz nach Buenos Aires gravitiert — so nahe an einer Kraftfelderscheide!

Nichts ist uns zu unserer geopolitischen Selbsterziehung heilsamer als das Einnehmen von weit entfernten Standpunkten in Übergangszonen und Anvisieren der Grenzfälle von ihnen aus. Theorien der absoluten Lehren und intransigenten Standpunkte trennen; sie sind so wenig zusammenfügbar wie starre Spaliere, an denen Lebendes wachsen soll. Was an den Spalieren aber an wirklichem Leben wächst, fügt seine Ranken oft mühelos zusammen und lehrt die bunte Reihe der Übergangserscheinungen achten und erkennen.

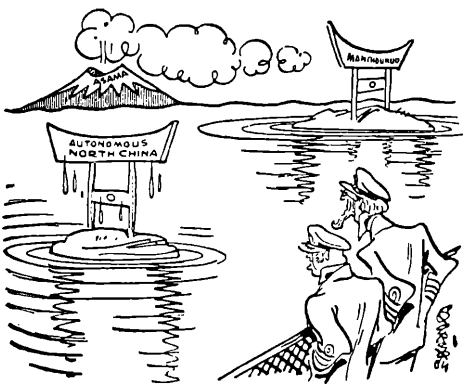
Was der heimatlichen total denkenden Zentralstelle oft unleidlich scheint, das erscheint dem Deutschen, der von der letzten argentinischen Großstadt auf den Andenkamm zuschreitet, bis er das Vorwalten von pazifischem Einfluß spürt, und sei es an den verschiedenen Landsleuten hüben und drüben, ganz geläufig, nur geopolitischer Untersuchung wert. Deshalb stellten wir seine Erkenntnisse vornan.

Denn nicht anders als den Einzelnen, müssen wir Gruppen von Einzelnen, ihre zu Volk und Staat im Reiche geballte Schar, Bünde aus Reichen betrachten, wenn wir sie sehen wollen, wie sie wirklich sind, nicht schließlich Wunschträumen verfallen, die auch sehr totale Charakterzüge annehmen können.

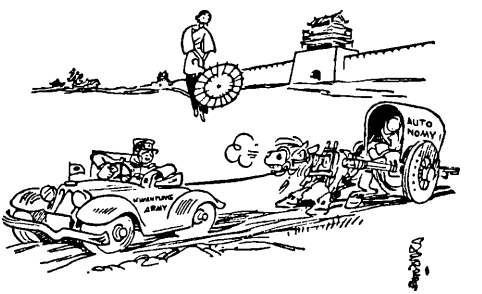
Darum betrachten wir die Äthiopische Frage nicht nur von Rom, sei es Vatikan, Palazzo Venezia oder Quirinal aus (schon diese drei geben verschiedene Aspekte!), von London-Paris und Adis Abbeba, sondern gern auch vom Kap, von Iran und Indien her; und die Ostasiatische Krise sehen wir nicht nur von Tokio, Moskau, Nanking oder Washington, sondern auch von ihren Reflexzentren im intimsten Westen; wir sagten deshalb die verzweifelten Anstrengungen dort um Kompromisse voraus, wie im weiteren Westen das Abstandnehmen von Amerika. Die völkerpsychologisch sehr teuer zu bezahlenden Bombenwürfe auf das schwedische Rote-Kreuz-Lazarett aber zeigten auch, wie gefährlich in solchen Spannungszuständen eine einzelne unbedachte Tat sein kann, wie der bekannte Pistolenschuß,

der die Lawine ins Rollen bringt — auch unter Umständen den Antrag auf Ölsperre in Genf. Freilich kommt man vielleicht so auf die Nachwelt, aber möglicherweise doch in herostratischen Zusammenhängen.

Wie überlegen man trotz allem Ernst dieser hochgeladenen Weltlage die letzten Ursachen betrachten kann, das zeigen zwei Spottbilder des nach dem Fernen Osten wiedergekehrten „Sapajou" über „Vulkanische Wandlungen im Pazifik", und — eng damit zusammenhängend — „Die Entdeckung der Lösung der Nordchinafrage".



Vulkanische Wandlungen im Pazifik



Die Entdeckung der Lösung der Nordchinafrage

Die beiden Zeichnungen enthalten tatsächlich die denkbar schärfste Kritik der inaktiven Zuschauerrolle der cis- und transatlantischen britisch sprechenden Völker und die Anerkennung der Unvermeidlichkeit der Vorgänge aus Lage und Raum.

Nur verraten eine Grenzsperre von rund 500 km Länge am Amur durch die Sowjetbünde, 2500 km Grenzbefestigung zwischen Baikal und Amurbucht, die Vorbereitungen in der Äußeren Mongolei und in Sinkiang, endlich aber auch die Wiederaufnahme des japanischen Hawai-Protestes von 1898, daß sich der weltpolitische vulkanische Bebenherd durchaus nicht auf Nordchina eingrenzen läßt, sondern sich in kontinentale und ozeanische Spaltengebiete fortsetzt.

„Far Eastern Review" (Bd. XXXI, Nr. 11, S. 402 ff.) bringt das Lichtbild des Protestes unter dem Zitat: „Die Hawai-Angelegenheit ist nur ein Zwischenspiel in dem großen übervölkischen (internationalen) Drama, das auf der Bühne von Ostasien zum Ablaufen gekommen ist." (Japan Times vom 8. 1. 1898.)

Hawaii aber besitzen als wesensfremden Reichsbestandteil die Vereinigten Staaten, deren Präsident, selbst der am meisten diktatorisch veranlagte Mann im Weißen Haus seit Menschengedenken, das Neue Jahr mit einer außenpolitischen Schelte wider die Störer der internationalen Gemütlichkeit der Besitzenden begann.

Er behauptete dort, nur 10—15% der Menschheit wollten Erneuerung und Änderung ihrer Lage, 85% seien ganz zufrieden mit der gegenwärtigen Besitz-

verteilung. Bei näherer Tatbestandsbeschau wird Präsident Roosevelt selbst weder die 480 Millionen Chinas, noch die 353 Millionen Indiens zu den Zufriedenen rechnen. Die 100 Millionen des Japanischen Reichs, die mehr als 42 des Italienischen, die etwa 100 Millionen Deutschen klagt er selbst der Unzufriedenheit an; aber mit Recht hält ihm das französische „Journal" vor, er „unterschätze, was an demokratischer Kraft und Wucht in der deutschen, italienischen, russischen Bewegung stecke".

So kommen wir mit den bescheidenen Mitteln geopolitischer Anwendung von Zahl und Maß auf echt geographischem Wege nach Herrmann Wagner bereits zu mehr als der Hälfte der auf etwas über 2 Milliarden anzuschlagenden Menschheit als raumpolitische Neuerer, selbst, wenn man zugibt, daß alle 250 Millionen in Nord- und Südamerika zu den restlos Zufriedenen gezählt werden dürften. Aber dann bräuchte ja der Präsident der USA. gewiß nicht in einen Wahlkampf einzutreten; keine noch so geschickte Kominternorganisation von Uruguay aus hätte die Aufstände in Brasilien auf die Beine bringen können; man könnte ruhig eine Volksabstimmung auf Hawaii veranstalten, und die japanische Mehrheit von 152 000 dort unter dem bunten Rassenmischkessel sagen lassen, wohin sie mit etwa einem Drittel der Inselgruppe gehören wollen; Flottenstationen der USA. und Japan könnten dort Arm in Arm lagern; man bräuchte keine inneren Kämpfe in Mexiko, Bolivia, Peru, Venezuela zu fürchten; kein oberstes Bundesgericht würde den Blauen Adler und die Nira entflügelt haben.

Für Australien aber konnte das gewiß fesselnde Buch von W. M. Hughes (ehemaliger Premierminister): „Australia and war to day" ungeschrieben bleiben; und er und die „Times" brauchten nicht auf die „Schwäche des Bundes" (The League's weekness) aufmerksam zu machen, für die im Grunde doch die Vereinigten Staaten verantwortlich sind.

Hier also beißt sich eine große Schlange selbst in den Schweif. Es ist im vergangenen Jahre zur außenpolitischen Sitte geworden, fremde Völker abzukanzeln. Davon haben gerade solche Völker reichlich Gebrauch gemacht, die manches vor der eigenen Türe zu kehren hätten, so zutreffend uns Mitteleuropäern etwa die polnische Warnung vor den Unterwühlungspraktiken in Kowno und Prag (des „Flugzeugmutterschiffs der Sowjetunion") vorgekommen sein mag. Aber in Washington wie Rom ist man nahe an die Grenze des leicht erweisbaren Irrtums zugunsten der Balken im eigenen Auge gekommen: um Fremden ihre Splitter nachzuweisen. Dann fangen eben die Balken und Blöcher — wie man in Österreich sagt — zu stoßen und zu rumoren an; und wir werden an Lincolns Weisheit von der Untäuschbarkeit aller Welt auf alle Zeit erinnert, von der man nur einen Teil auf alle Zeit narren könne, und alle nur auf einige Zeit.

Nach Lincoln also arbeitet die Zeit gegen den weltpolitischen Unschuldsnachweis der USA. an allen Übeln der Zeit durch ihren Präsidenten.

Dem unbefangensten Großrauminhaber der Neuen Welt stellt sich der unbefangenste der Alten Welt in Gestalt Molotows als Wortführer der Sowjetbünde würdig zur Seite, dessen Ermahnungen vor allem Japan und Deutschland gelten, und zwar ganz Deutschland, nicht nur dem Dritten Reich, zu dem die Sowjetbünde angeblich in ein besseres Verhältnis kommen wollen als gegenwärtig bestehe. (Molotow.)

Gleichzeitig aber wird Lord Eden eine Äußerung in Erinnerung gebracht, die er in Moskau tat, die gewiß als Expediens für den Augenblick von ihm gemeint war, auf die er aber von Rußland aus mit einer Dauerwertbelastung festgenagelt wird: daß nämlich keinerlei Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zwischen Britenreich und Sowjetbund bestehe. Sollte wirklich die indische Regierung mit der Sowjeteskamotierung von Chinesisch-Turkestan einverstanden sein und mit alledem, was sonst das doppelgesichtige Herrschergebilde im Kreml in seiner Kominterneigenschaft weltüber an Geschäften treibt?

Wir greifen aufs Geratewohl nur etwa ein Problem, wie das von Schanghai, heraus, weil wir es von seiner geopolitischen Seite durch John E. Orchard im Januarheft der „Geographical Review" (S. 1—32) vorzüglich behandelt finden. Die größte Großstadt Chinas mit 3½ Millionen Einwohnern und einer dicht bevölkerten näheren Umwelt, zugleich — neben Groß-New-York — das heikelste Verstädterungsproblem der Erde, ist ein ursprünglich von außen bodenfremd aufgedrängter Saugkörper (trotz alter Handelsbedeutung einzelner Teile), durch den aber im letzten halbwegs normalen Jahrfünft 43% des Handels von China gingen.

Wenn der ganze geopolitische und soziale Aufbau eines überfüllten Teilraums allen Grundsätzen der Sowjets wesensverschieden ist, dann gewiß das Dreieck zwischen Whangpo und Yangtse mit typisch angelsächsischen Siedlungs- und Wirtschaftszügen. „Political security" (S. 9) wurde mit Recht im Anschluß an Richter Feethams berühmte Untersuchung, neben der geographischen Lagengunst, von der britischen Handelskammer als Leitmotiv für Schanghais Blüte genannt. Gerade sie unterwühlt Moskau!

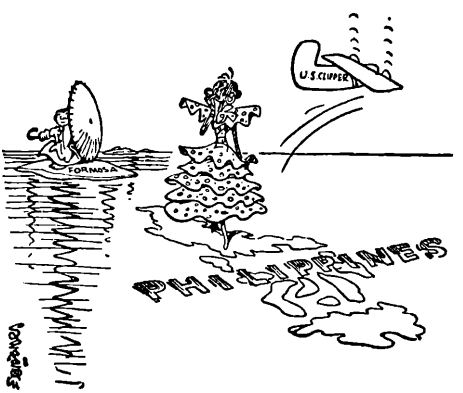
Wen also täuscht man hier oder glaubt man täuschen zu können? Den britischen Außenminister oder den warnenden indischen Vizekönig vor seinem Scheiden nach fünfjähriger indischer Erfahrung, Lord Willingdon? Den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der mit rätselhaftem Lächeln vom eigenen Obersten Gerichtshof einen Stein nach dem anderen von seinen innenpolitischen Bauten herabgebrochen sehen muß: „N. I. R. A." und „A. A. A." und wie sie alle buchstabengekürzt heißen mögen?

Ihm zeichnet der rückgekehrte „Sapajou" über die freigegebenen Philippinen eine noch mit halbspanischer Kulturbekleidung ausgerüstete, angeblich unabhängige Schöne ins Stammbuch, deren Verlassenheitsgefühl auch ohne Erklärung für sich selber spricht. Schanghaier Selbstironie könnte Ähnliches für Schanghai verbuchen!

Was geschieht, wenn der US.-Clipper weggeflogen ist? Was wird aus der Blüte von Schanghai, wenn wirtschaftspolitische Anschauungen herrschend werden, die mit dem Herausreißen der Grenzsteine und der Vernichtung von Grund- und Bodenrechten beginnen, deren Bannerträger Molotow ist, der sich Lord Eden durch Fehlen jeder Meinungsverschiedenheit freundlich verbunden fühlt?

Wird man dann Japan um Schutz für die Aufrechterhaltung westlicher Wirtschaftsformen und -werte anrufen müssen, oder findet der Osten eine eigene Synthese?

Inzwischen hat eine neue Welle lebhafterer japanischer Tätigkeit im „Nanyo"-(Südsee-) Bereich angehoben, wie übereinstimmend „Hochi", „Transpacific" und „Manchester Guardian" (13. 1. 1936, S. 11) berichten.



Endlich frei!

Philippinen, Borneo, Südchina mit seinen Bergschätzen (Fukien, Yünnan, Kweichau), Siam, Malaya sind ihr Ziel. Formosa soll als Ausgangspunkt durch eine neue Werbegesellschaft mit 30 Mill. Yen Anfangskapital zugkräftiger gemacht werden, die ein Zehnjahrsprogramm vorsieht. In den Philippinen locken Hanf und Holz, in Borneo außer Öl Kautschuk, in Sumatra Kopra, wenn man die Prospekte (Furukawa-Davao, Ishihara zum Beispiel) betrachtet. Geld kommt zu einem Drittel aus dem nun vierzig Jahre japanischen Formosa-Taiwan; der Rest aus Osaka, der Oriental Development Company, ein Teil direkt vom Staat.

Man sieht: Japan ist durchaus nicht so einseitig, um — wie anscheinend Molotow von ihm annimmt — nur auf die mandschurische und mongolische Grenze zu starren oder gar sich in Äthiopien, wo noch am 1. 10. 1934 überhaupt kein einziger Japaner war, in Abenteuer einzulassen; sondern es späht aufmerksam ringsum, freilich unter japanischen Gesichtswinkeln, wie es etwa Sobei Mogi und H. Vere Redman tun. („The Problem of the Far East: London; Victor Gollancz.) Dort freilich kommen 192 Seiten auf Japan und nur 76 auf China, mit etwas befremdlichen Ausblicken auf die „sowjetisierten Landesteile" und den „Zug zu einem sozialistischen oder kommunistischem Regime", was ebenfalls wieder ein grelles Licht auf die Wirklichkeit der britischen und russischen Interessengleichheit nach Lord Eden und Molotow wirft.

Wie war es endlich mit dem geharnischten Protest der Niederlande gegen das Hoare-Laval-Kompromiß über die Zuteilung wesentlicher Teile des äthiopischen Bärenfells an Italien, das so schnell wieder in der Versenkung verschwand, daß der Duce nicht auf diesen Boden springen konnte? Nächst den nordischen Staaten und

ihrem Wortführer Munch scheinen die Niederlande mit Nachdruck den Westmächten die Gefährlichkeit ihres Spiels mit dem Völkerbund klargemacht zu haben.

Wenn das Wegnehmen unentwickelten Landbesitzes auf Erden Mode und schließlich vom Völkerbund gesegnet wird, dann wäre allerdings die Lage der Indonesischen Großinseln, abgesehen von Java, sehr ausgesetzt; um so mehr, als ja fremde Entwicklungsversuche auf Neuguinea schon kaum mehr abgewehrt werden können. Wir erinnern den Leser an das Mißverhältnis von Raum und Pflege bei der zweitgrößten Insel der Erde mit 805 800 qkm, voll von Rohstoffschätzen der Mineral- und Pflanzenwelt, aber — bei einer wahrscheinlich zu geringen Schätzung — von wenig mehr als ¾ Million Menschen bewohnt, darunter 1927 3173 Weiße, davon 579 Deutsche in dem uns geraubten Viertel der von Niederländern und Australiern zwar besetzten, aber schlecht betreuten Großinsel. Sie würde nach japanischer Schätzung den Zuwachs des Inselreichs auf ein Menschenalter aufnehmen.

Freilich besteht die Gefahr, daß eine rührige ostasiatische Kolonialpolitik in der Südsee ein aufblühendes Neuguinea als „Trittstein", als „stepping-stone", zum australischen Raum betrachten lernt.

Aber das wußten Australien und Neuseeland ja, als sie den deutschen Raumpuffer in der Südsee ausschalteten, und (selbst unfähig, auch nur die eigenen Riesenräume mit ausreichenden Arbeiter- und Siedlerzahlen zu füllen) den Armen im Raume auch noch das Ihrige wegnahmen, wie Nabboths Weinberg dem Gelüst des reichen Nachbarn verfiel.

Wenn jetzt nachträglich das auf solche Weise beraubte deutsche Volk bei seinem Rassengewissen von den Räubern, unter die es 1914 gefallen war, zur Rassengemeinverbindlichkeit aufgerufen wird, um „den Räubern der Steppe und des Meeres" (wörtlich nach Mackinder) ihr Raubgut wahren zu helfen, so wird es ohne „Griffe in die Gefühlskiste" sachlich zu prüfen haben, wo die Entwicklungsfähigkeit zur höchsten Leistung des Raumes liegt, der in Frage kommt, und wie es mit dem eigenen Zutritt zu ihm steht. Danach, und nur danach wird Mitteleuropa Krafteinsatz für kolonialpolitische Zwecke vor seiner Zukunft rechtfertigen können.

Wichtig bleibt für uns in dem Jahr, in dem deutsche Botschaften zum erstenmal in Argentinien, Brasilien und Chile tätig werden, der starke Gemeinschaftsgeist, mit dem Südamerika die verkappte Sowjetbeeinflussung ablehnte, die aus einer Kominternzentrale in Uruguay und durch geschickte Agenten in den brasilianischen Nordhäfen und Buenos Aires blutige Unruhen hochflammen ließ. Die Verbindung Paris-Prag-Moskau wird die sonst so bereite südamerikanische Gefolgschaft der Westmächte in Genf stutzig machen. Es hält weltüber schwer, auf die Dauer gleichzeitig superi und inferi vor den Wagen des Status quo zu spannen! Wenn die Pferde des ungleichen Gespanns erschrecken, zeigt sich im Verhalten die verschiedene Herkunft!

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik – Gruppe Heidelberg

Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets

Der Beitrag stellt einen Aufsatz von Targanski: „Die Entwicklung der japanischen Aggression in China" (Revolutionärer Osten 1935, Heft 3) in Vergleich zu anderen und neutralen Stimmen über die Entwicklung im Fernen Osten. Er zeigt die Einstellung der Sowjets und die Problematik ihres Verhältnisses zu Japan und China. *Die Schriftleitung.*

Die politische Hochspannung im europäischen Machtraum hat zeitweise das Problem des Fernen Ostens gegenüber den dringlicheren Aufgaben zurücktreten lassen, die durch den italienisch-abessinischen Streit den abendländischen Staatsmännern gestellt wurden. Dies war um so leichter möglich, da im pazifischen Raum scheinbar Ruhe und Entspannung eingetreten war. Mit einem Schlage jedoch hat sich die Situation geändert. Sowohl die Rede des Staatssekretärs im Außenamt der Vereinigten Staaten, wie die gleichzeitig erfolgten Äußerungen des englischen Außenministers zur Lage im Fernen Osten anläßlich der Eröffnung des Parlaments lenkten erneut die Aufmerksamkeit der politisch interessierten Welt auf die Vorgänge auf dem asiatischen Festland. Aber, sowenig sich Japan abhalten ließ, auf den Protest der Mächte, der der Verkündigung der sogenannten asiatischen Monroe-Doktrin: Asien den Asiaten, folgte, auf ein weiteres Vortreiben seiner festländischen Machtpositionen in China zu verzichten, ebensowenig läßt es sich heute durch die „Warnung" der angelsächsischen Staatsmänner von der Verfolgung seiner politischen Linie abbringen. Japan denkt nicht daran, Verträge vergangener Zeiten, die seinem ureigensten Lebensinteresse zuwiderlaufen, noch anzuerkennen. Damit bricht Japan in die Front der Antirevisionisten ein und trägt auch an seinem Teil dazu bei, die anderwärts proklamierte „Unabänderlichkeit der Verträge" zu erschüttern.

So vorsichtig und zurückhaltend auch die Auslassungen der amerikanischen und englischen Politiker sein mögen, sie lassen doch erkennen, daß die beiden Weltmächte nicht ohne weiteres geneigt sind, die Dinge im Fernen Osten einfach treiben zu lassen. Was in naher Zukunft geschieht, kann von weittragender politischer Bedeutung werden. Bei der Betrachtung ostasiatischer Entwicklung ist ungemein aufschlußreich, zu beobachten, wie sich die nächst Japan und China meistbeteiligte Macht, wie sich Sowjetrußland zu den Vorgängen im Fernen Osten stellt. Denn gerade dies unmittelbare Beteiligtsein schärft den Blick und macht hellhörig. Wenn dieser Frage hier nachgegangen werden soll, so kann es sich dabei nicht um ein bloßes Aufzeigen und Festhalten der Tatsachen und Vorgänge handeln, die von der russischen Berichterstattung[1]) zum chinesisch-japanischen Problem gemeldet werden. Es soll vielmehr der Versuch unternommen werden, die treibenden politischen Kräfte und die besonderen Motive des Handelns und Nichthandelns aufzuweisen.

Die Phase der gewaltsamen Auseinandersetzung der beiden asiatischen Mächte, Japan und China, die mit dem Streit um Mandschukuo im Jahre 1931 begann, wurde durch eine solche der Verständigung und „friedlichen Zusammenarbeit" im Jahre 1935 abgelöst. Bereits im Dezember 1934 und Januar 1935 bereitete die japanische Presse diesen Abschnitt der Politik vor. Eine Reihe von Symptomen brachte den versöhnlichen Geist zum druck. Man denke nur an die Erhöhung der offiziellen diplomatischen Vertretungen zu Botschaften, an die gegenseitigen Besuche der maßgebenden Politiker und die aus diesem Anlaß ausgetauschten Erklärungen der Freundschaft und der Verständigung. Die Sowjets erklären dies jedoch nur als Tarnung und Verdunklung der japanischen Absichten. Es sind schöne Gesten ohne Wahrhaftigkeit. Wohl hat Japan seine politische Taktik und seine Methode geändert, sein Ziel aber bleibt nach wie vor unabänderlich: imperialistische Ex-

1) Die folgenden Darlegungen stützen sich auf einen Aufsatz Targanskis in der Zeitschrift „Der revolutionäre Osten" vom März 1935. „Die Entwicklung der japanischen Aggression in China". Die darin gemachten Angaben werden mit allem Vorbehalt verwendet.

pansion in China. Gewalt, militärischer Druck und Einsatz der politischen Machtmittel sind nur für den Augenblick zurückgestellt. Sollten es jedoch die Umstände erfordern, dann stehen sie jederzeit wieder bereit, um sie zweckmäßig zum Einsatz zu bringen. Nur zu deutlich hat das Vorgehen der Japaner in Mandschukuo den Beweis für die gewalttätige Methode japanischer Gewaltpolitik gebracht. Auch dort folgte der vorangehenden wirtschaftlichen, finanziellen und technischen Zusammenarbeit die Zeit der gewaltsamen Ablösung. Daß sie sich gegebenenfalls auch auf Nordchina erstrecken werde, steht dem Russen außer Zweifel. Der Wechsel der Form und Taktik ist einerseits bedingt durch die innerpolitische Konstellation, die zu Beginn dieses Jahres in Japan herrschte, da der Einfluß der Generalität und der Armee durch die finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zurückgedrängt wurde. Andererseits glaubt der russische Beobachter, die Sorge vor einer möglichen Einmischung der europäischen Mächte habe den Übergang zu einem friedlichen Kurs gegenüber China opportun erscheinen lassen. Was Japan bis Ende 1934 erreicht hat, ist die Schaffung einer zureichenden Operationsbasis, von der aus der weitere Vorstoß auf die Unabhängigkeit Chinas unternommen werden wird. Die Anfang 1935 eingeleitete Phase der „Zusammenarbeit" ist nur eine Atempause. Die nächsten Ziele sind, die Innere Mongolei, Nordchina (Chachar, Jehol, Fengtien) m. a. W. die „Fünf nördlichen Provinzen" zu einem selbständigen und von China unabhängigen Reich zusammenzuschließen. Daß die von den Russen geäußerte Befürchtung, zum Teil wenigstens, nicht unberechtigt geblieben ist, zeigte die weitere Entwicklung in den letzten Monaten des Jahres 1935.

Die Frage, welche Beweismittel der sowjetische Beobachter aus den vielfältigen Vorgängen und Ereignissen in China herausstellt, um an ihnen als politischen Tatsachen die Behauptung zu erhärten, daß auch die „friedliche Zusammenarbeit" nur der Expansion Japans diene, hebt drei spezifische Gruppen von Tatbeständen aus dem politischen Gesamtgeschehen heraus. Einmal: China soll aus der politischen Verflechtung mit den europäischen Mächten gelöst werden. Zum anderen: Die chinesische Regierung soll in unmittelbare Abhängigkeit von Japan kommen. Letztlich: China soll finanz- und wirtschaftspolitisch unter Führung Japans gebracht werden.

1. Die Lösung vom europäisch-amerikanischen Machtbereich. Der russische Berichterstatter weist mit allem Nachdruck darauf hin, daß „Japan sich bemüht, China geneigt zu machen zum Bruch mit der Liga der Nationen". Daß hierbei der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund als Mittel der Ermunterung dient, sei nur nebenbei bemerkt. In diesem Zusammenhang ist weniger wichtig, ob China dieser Versuchung folgt oder nicht, sondern weit größere Beachtung verdienen die Motive, die hinter diesem Schachzug stehen. Als Hintergrund, auf den hinzuweisen der Sowjetvertreter sich wohlweislich hütet, hebt sich die Liga der Völker Asiens ab; jene Vereinigung, die zwei Dritteile der Menschheit umfassen würde. Asien den Asiaten! Könnte es einen wuchtigeren Ausdruck für diese Forderung geben? Wie stark durch sie der Besitz der SSR. im mittleren und nördlichen Asien bedroht ist, lehrt ein Blick auf die Karte.

Der wiederholte Hinweis der russischen Berichterstattung auf den Versuch Japans, China zum Austritt aus dem Völkerbund zu bewegen, liefert einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Beurteilung der Beweggründe, die Rußland veranlaßten, der Genfer Institution beizutreten. Es erhofft dadurch, sei es auch nur eine mittelbare, Unterstützung seiner fernöstlichen Interessen gerade gegen ein japanisches Vordringen in die unmittelbare Nähe seiner mongolischen Einflußsphäre, sowie eine Rückendeckung bei einem möglichen Konflikt. Diese Tatsache ist m. E. bei der Erörterung der Absichten, die SSR. zum Eintritt in den Völkerbund mitbestimmten, kaum genügend beachtet worden. Wenn Rußland in einem solchen Falle die Unterstützung des Völkerbundes fordern sollte, gerät England in einen für seine Interessen im Fernen Osten höchst bedenklichen Zwiespalt; mag es entscheiden, wie immer es auch wolle, es schädigt seine eigene Stellung einem Rußland zuliebe, das skrupellos durch die Agenten der roten Weltrevolution England Schwierigkeiten über Schwierigkeiten im asiatischen Raum bereitet.

Als Ersatz der Mitgliedschaft Chinas im Vertrags- und Sicherungssystem des Völker-

bundes bietet Japan einen zweiseitigen Japan-China-Pakt an mit ausdrücklicher Ablehnung sogenannter Kollektivpakte und Sicherheiten. Ja, es ist sogar bereit, analog zu dem mit Mandschukuo abgeschlossenen militärischen Schutzbündnis, auch China den gleichen Schutz zuzusagen. Nicht unrichtig meint der Russe, daß damit die militärisch-politische Monopolstellung Japans gesichert wäre, was immerhin die Möglichkeit einer Mobilisierung der Wehrkraft des gesamten chinesischen Volkes — wenn auch erst in ferner Zukunft — unter japanischer Führung bedeuten würde.

Als ein weiteres Mittel der versuchten Lösung Chinas aus der Mächtegruppierung, die bis dahin den unbestrittenen Einfluß in China hatte, muß nach der Meldung des russischen Beobachters angesehen werden, daß Japan daran gehe, die europäischen und amerikanischen Sachverständigen aus China zu verdrängen. Dies bezieht sich zuerst und vornehmlich auf militärische Berater. Ganz besondere Beachtung verdient die Tatsache, daß der russische Berichterstatter in der Lage zu sein glaubt, mitteilen zu können, daß hierin bereits die Anfänge gemacht wären, daß es also nicht bei der bloßen Forderung geblieben sei, sondern daß China bereits amerikanische und europäische Militär- und Marinesachverständige entlassen habe, um sie durch japanische Offiziere zu ersetzen. Anfang 1935 seien 300 europäische (darunter auch Deutsche) Militärinstruktoren und Experten durch ebenso viele japanische ausgetauscht worden. Dazu seien noch 1400 japanische Unteroffiziere gekommen, die zum Aufbau „dreier chinesischer Musterdivisionen" vorgesehen sind. Unzutreffend dürfte wohl sein, daß die Anfang März erfolgte Abreise des Generals Seeckt mit diesen Vorgängen in unmittelbarem Zusammenhang gestanden habe. Auch in der Flotte sei eine gleiche Umänderung im Gange. Nicht nur, daß gegen 50 japanische Ingenieure und Marinesachverständige ihren Einzug in das chinesische Marineministerium gehalten haben sollen, auch in der aktiven Flotte seien unter chinesischem Namen japanische Marineoffiziere eingestellt worden. Ferner soll in Fudschou ein Marinecollege mit japanischen Instruktoren eingerichtet worden sein. Auch ein chinesischer Kreuzer soll auf einer japanischen Werft gebaut und mit japanischer Seekriegsrüstung ausgestattet worden sein.

2. Die Aushöhlung der innerpolitischen Selbständigkeit Chinas als Ziel der „friedlichen Zusammenarbeit". Der Umfang der militärpolitischen Zugeständnisse, die Japan erreicht hat, ist so beträchtlich und erstreckt sich auf so wesentliche Gebiete der staatlichen Selbstbestimmung, daß der sowjetische Beobachter von einer „Kapitulation Chinas" zu sprechen berechtigt zu sein glaubt. Die oben umrissenen Veränderungen in der Heeresverwaltung bringen selbstverständlich auch innerpolitische Rückwirkungen mit sich, zumal wenn man bedenkt, daß ca. 40% des Steuerbudgets zu Wehrzwecken verwendet werden. Bei der augenblicklichen Finanzlage Chinas ist es darum nicht unwahrscheinlich, daß japanische Beamte im Chinesischen Münzamt ihren Einzug als Aufsichtsorgane gehalten haben. Die währungspolitische Lage Chinas ist durch die Silberpolitik der Vereinigten Staaten schwer erschüttert worden. Darum ist auch die „unfreundliche Aufnahme der amerikanischen Finanzkommission" durch die chinesische Presse zu begreifen. Dieser Umstand dürfte wohl dazu beitragen, den finanz- und währungspolitischen Bestrebungen Japans Vorschub zu leisten und zur militärischen Kontrolle auch die finanzielle zu erreichen. Ein Schritt vorwärts ist damit getan in der Erweiterung des tatsächlichen Einflusses Japans auf Chinas Innenpolitik. Ob dies nur aus machtpolitischen Gründen erfolgt, oder ob dahinter die Ziele der panasiatischen Bewegung stehen, wer kann es entscheiden? Auf jeden Fall stimmt die Antwort bedenklich, die ein hoher chinesischer Militär gab, als von amerikanischer Seite der Versuch gemacht wurde, einen „amerikanisch-chinesischen Luftdienst" einzurichten: und die klipp und klar lautete, „daß asiatische Luftlinien nur in Händen von Asiaten sein können".

Die Phase der „friedlichen Zusammenarbeit" nutzt Japan aus, um der seit Jahren recht intensiven Boykottbewegung in China die Spitze abzubrechen, indem es die amtlichen Stellen der Regierung nötigt, von sich aus hierfür geeignete Maßnahmen einzuleiten. Diese hat dem Ansuchen Japans Folge geleistet und in den Schulen alle japanfeindliche Propaganda untersagt. Ja, sie hat sogar sich bereit erklären müssen, „auf die friedlichen und zivilisatorischen Aufgaben Japans in China" hinzuweisen.

Die Phase der chinesisch-japanischen Zusammenarbeit erstreckt sich auch auf die politischen Parteien Chinas, denen Japan die Beachtung seiner neu gewonnenen Stellung abzwingt. Dies gilt besonders für die grundsätzlich antijapanisch eingestellte Kuomintangpartei[1]), die zur Regierung zeitweise in sehr naher Beziehung gestanden hat. Dem japanischen Einspruch soll nicht nur der Pressechef der Partei zum Opfer gefallen sein, auch 30 Funktionäre der Kuomintang mußten ihren Posten aufgeben. Erinnert man sich daran, daß die politische Einstellung dieser Partei nicht unerheblich im Geiste einer westlich demokratischen Staatsauffassung gearbeitet hat, so muß ihre Zurückdrängung eine Stärkung der national-chinesischen Richtung mit sich bringen. Damit wird auch in dem Bereich innerpolitischen Handelns der Loslösung vom europäischen Einfluß Vorschub geleistet.

Nach Angabe des russischen Berichterstatters sollen die gesamten Verhandlungen weniger durch eine unmittelbare Fühlungnahme in Angriff genommen worden sein. Japan habe sich als Mittelsmann Chuan-fuys, eines Mitgliedes der Peipingregierung, bedient. Als greifbare Folge der „Verständigung" ist die stillschweigende Anerkennung Mandschukuos durch die Nankingregierung zu buchen, die dadurch zum Ausdruck kommt, daß die direkten Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverbindungen wieder aufgenommen werden. Auch die Übernahme der Eisenbahnreparaturen der chinesischen Eisenbahn durch die Reparaturwerkstätten der Südmandschurischen Gesellschaft ist im gleichen Sinne zu werten.

Eine weitere Möglichkeit der Zusammenarbeit auf innerpolitischem Gebiet liegt im Bereich der Zoll- und Tarifgestaltung. Japan hat hier bis jetzt verschiedentlich versucht, für sich gewisse Ermäßigungen bzw. Befreiungen zu erlangen, doch vergeblich. Wenn es auch jetzt noch verfrüht, wenn nicht gar völlig utopisch, erscheint, von einer Zollunion beider Staaten zu sprechen, so darf es nicht unterlassen werden, der damit verbundenen Tragweite wegen, diesen Gedanken wenigstens einmal anzuschneiden.

3. Die wirtschaftliche Expansion Japans unterbaut dessen politische. Mit den Fragen der Zoll- und Tarifpolitik haben wir einen dritten Komplex der friedlichen „Zusammenarbeit" angeschnitten. Die gegenwärtige katastrophale Lage der chinesischen Wirtschaft bietet für Japan die beste Gelegenheit, sich hier Position um Position zu erobern. Der Kapitalmangel der chinesischen Baumwollindustrie in Verbindung mit dem japanischen Dumping, hat der chinesischen Produktion einen schweren Schlag versetzt. Die Statistik berichtet von einem Gesamtverlust von 25 Millionen Dollar, der von 92 Baumwollspinnereien getragen werden muß. Der chinesische Baumwollkönig Sun-tsun-tsin z. B., der zirka 28 Fabriken sein eigen nennt, war gezwungen, Staatshilfe zu fordern, da er sonst den Zusammenbruch nicht aufhalten könne. In einem Zeitraum von 10 Monaten sind 12 Fabriken mit 500 000 Spindeln und 30 000 Arbeitern geschlossen worden. Auch in der Seidenindustrie sind Betriebseinstellungen erfolgt. In Tsjansi und Tsetsian seien von 180 Spinnereien 110 und in Schanghai von 108 sogar 94 Fabriken geschlossen worden. Und diese Meldungen beziehen sich nur auf einzelne Provinzen. Die gleiche Lage findet sich auch in der Porzellanindustrie und in der Teekultur. Befremdlich ist, daß der russische Bericht nicht auf die Lage der Bauern eingeht und sich nur auf die Industrie beschränkt.

Bei dieser Situation ist es verständlich, daß Japan seine finanzielle Kraft nachdrücklich einsetzt, um die frei gewordenen Stellungen zu erobern. In den verschiedensten Provinzen Chinas gehen die industriellen Anlagen in die Hände der Japaner über, oder diese gründen eigene Unternehmungen in China, z. B. in Tientsin und Schanghai. Japan macht nicht unerhebliche Kapitalien flüssig, um der wirtschaftlichen Ausdehnung die reale finanzielle Grundlage zu geben. Bereits im Februar 1935 tagte in Schanghai eine Konferenz japanischer Finanzleute zwecks Gründung einer Bank, damit der „chinesisch-japanische Handel aktiviert werde". Daß diese Bemühungen nicht vergebens waren, zeigt die Handelsstatistik, nach der es Japan gelungen ist, England zu verdrängen und sich selbst im chinesischen Handel an die zweite Stelle zu setzen. Der japanische Anteil ist

1) Über die Wandlung und Spaltung der Kuomintang vgl. G. Amann, „Sun Yatsens Vermächtnis". K. Vowinckel Verlag, 1928, und das in Kürze erscheinende neue Werk Gustav Amanns, „Tschiang-Kaishek".

von 9,71% auf 12,21% angewachsen. Bedenkt man jedoch, daß der gesamte ostasiatische Handel insgesamt nicht mehr ausmacht, als der Deutschlands und Österreichs zusammen, so rückt die handels- und wirtschaftspolitische Bedeutung hinter den machtpolitischen Fragen erheblich zurück. Die Aneignung der festländischen Rohstoffgebiete steht durchaus im Zentrum der wehr- und machtpolitischen Ziele der japanischen Expansion. Dies gilt nicht nur für den Erwerb der Kohlen und Eisenvorkommen, sondern auch für die Aufschließung von Baumwollanbauflächen, deren Bereitstellung gefordert wird.

Was bietet nun Japan seinerseits, um China die Annahme seiner Forderungen schmackhaft und annehmbar zu machen? Es kann nach unserer Meinung nicht in erster Linie die wirtschaftliche oder die finanz- und währungspolitische Hilfe sein. Diese zu leisten, sind auch andere Staaten bzw. Finanzkreise bereit. Daß diese dabei auf recht wenig Gegenliebe stoßen, hat seinen Grund wohl nicht darin, daß der Chinese eine besondere Vorliebe für den Yen habe und deshalb das Pfund oder den Dollar weniger gerne sähe. Die Ursachen müssen tiefer liegen. Auch der Sowjetbeobachter dürfte mit dem Hinweis auf die handelspolitischen Vergünstigungen, die Japan den Chinesen gewähre, ebensowenig Glauben verdienen, wie damit, daß China seitens Japan Hilfe im Kampf „gegen den Kommunismus" zugesagt sei. China weiß, daß es für jede Hilfe von außen einen angemessenen Preis zu zahlen habe. Die Frage ist nur, wem es diesen Preis zu zahlen gewillt ist: dem immerhin nicht gerade unbelasteten Weißen Mann oder dem rasseverwandten Japaner. Die Entscheidung wird eines Tages fallen. Dann wird es sich auch entscheiden, ob die Ideologie der westlichen Demokratie den durch die Verkündigung des Selbstbestimmungsrechts der Völker genährten elementaren völkischen Kräften des erwachenden Asiens noch standhalten kann. Daß Japan alles tut, um die Waagschale zu seinen Gunsten zu senken, dürften die bisherigen Ausführungen gezeigt haben.

In diesem Sinne ist auch die zweite Gegengabe, die Japan zu bieten vermag, die Gewährleistung der inneren Sicherheit und Ordnung in China auszuwerten. Wenn man bedenkt, daß dieses Land seit den Tagen der großen Revolution des Jahres 1911 fast ununterbrochen durch innere Wirren zerrissen, der Willkür und Gewalttätigkeit streitbarer Provinzgouverneure oder Generale ausgesetzt war, dann wird man den Schutz und die Sicherheit, die Japan durch seine unmittelbar verfügbaren Sicherheitsorgane zu bieten imstande ist, nicht gering anschlagen dürfen. Zumal wenn sich dieser Schutz gegen die Gefahr einer vollständigen Bolschewisierung richtet, deren China trotz erheblicher Anstrengungen der Nankingregierung und ihres Generalissimus Chiang Kaishek auch bis heute noch nicht Herr geworden ist. Dazu kommt, daß dem russischen revolutionären Vordringen bereits die Äußere Mongolei zum Opfer gefallen ist, und daß die westlichen Provinzen Chinas nicht minder bedroht sind, wie seine nördlichen. Schließt China sich an Japan an, so wählt es von zwei Übeln immerhin das erträglichere.

Der russische Berichterstatter stellt fernerhin fest, daß das bisherige Entgegenkommen der Nankingregierung auf der Hilfe beruhe, die Japan ihr im Kampfe gegen die Rote Armee geleistet habe. Im „sechsten Feldzug gegen die Rote Armee wurde deren Vernichtung nicht erreicht". Im Gegenteil, Anfang des Jahres 1935 wird eine neu aufflammende Tätigkeit der kommunistischen Streitkräfte gemeldet „mit Siegen in Hutschou und Setschuan". Im Verlauf der Kämpfe hat die japanische Schiffahrtsgesellschaft Ninia-Rissin-Kaissa Dampfer zum Truppentransport auf dem Yangtse zur Verfügung gestellt.

Die bisherige Darstellung läßt klar erkennen, daß in der Phase der friedlichen Zusammenarbeit die wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen durchaus sekundärer Art sind. Wohl ist Japan stark an der Ausdehnung seines Handels und seiner kommerziellen Vorrangstellung interessiert, wohl sucht es, in Ergänzung seiner eigenen Rohstoffarmut, eine ausreichende Rohstoffbasis zu gewinnen. Doch weit wichtiger und im Hinblick auf die weltpolitische Lage Japans vordringlicher ist die innere Stärkung und Beruhigung Chinas, damit es nicht im Falle eines Konfliktes zu einem Faktor der Unsicherheit im Rücken Japans wird. Geopolitisch bedeutsam ist, daß Japan durch sein Vorgehen in Mandschukuo und Nordchina sich eine unmittelbare Flankendeckung gegen

den räumlich nächsten Gegner gesichert hat. So erscheint als eigentlicher Hintergrund der japanischen Expansion auf dem Festland die Stärkung der militärischen und strategischen Stellung Japans. Der russische Beobachter sieht zwar nur die wirtschaftliche Seite in dem japanischen Vorgehen. Damit bleibt er seiner ökonomischen Doktrin des Marxismus treu; wiewohl die Machtkämpfe im Fernen Osten ihn eines andern belehren müßten.

Die Betrachtung der Frage, welche Mittel und Wege der russische Bericht in Erwägung zieht, um so der bedrohlichen „imperialistischen Expansion" Japans zu begegnen, gibt ungemein aufschlußreiche Perspektiven für die Beurteilung der Machtstellung der Sowjets selbst. Da ist es vor allem bemerkenswert, daß der Bericht zuerst die Möglichkeit eines Eingreifens der anderen imperialistischen und kapitalistischen Länder, also Amerikas und Englands, voranstellt. Die Tatsache, daß Amerika finanziell und kommerziell vielleicht ebensostark in China engagiert ist wie England, gibt dem Sowjetbeobachter die Hoffnung, daß beide auf ihren Einfluß in China kaum verzichten dürften. Denn wie bereits oben angedeutet wurde, ist Amerika nicht nur mit 25% an der gesamten Einfuhr in China beteiligt, es hat auch „etwa 200 Mill. Dollar" in China investiert, auf die es — so argumentiert der eingefleischte Antikapitalist — doch nicht verzichten könne. Das gleiche gilt für England mit ungefähr 1 Milliarde festgelegten Kapitals. Das Bedauern darüber, daß eine amerikanisch-englische Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen in China, wie es der russische Bericht erkennen läßt, gescheitert ist, ist durchaus verständlich. Desgleichen die Feststellung, daß Amerika eine abwartende Haltung eingenommen hat und es nicht zu einem „Zusammenstoß" mit Japan kommen lassen will. Mehr Aussichten für eine Intervention biete dagegen England. Der Russe hofft auf „Verschärfung des Gegensatzes zwischen England und Japan". Wenn England auch im Norden Chinas aus wesentlichen Stellungen zurückgedrängt wurde, wie z. B. aus der Bahn Peiping-Mukden oder aus dem Kohlengebiet von „Cheben" (K), so ist es immer noch erheblich in Südchina beteiligt. Dem Russen bleibt es zwar zweifelhaft, ob Japan sich mit einer „quotenmäßigen Beteiligung" am Chinageschäft zufriedengeben wird, zumal, wenn die anderen Großmächte die ausdrückliche Erklärung der Integrität Chinas damit verbinden werden. Die Erwartung auf ein Eingreifen der kapitalistischen Bourgeoisie sinkt auf ein Minimum, da „die Kapitulation der Regierung" und das Zurückweichen der Kuomintang einen direkten Aufruf der Mächte vorläufig nicht erwarten lasse.

Diese Situation verschlechtert noch die gegenwärtige politische Weltlage. Vor allem bindet „die Verschärfung der politischen Lage in Europa Englands Initiative". — Und wo bleibt Sowjetrußland, wo bleiben seine militärischen Machtmittel? Der russische Berichterstatter spricht mit keinem Worte von einem Schritte Rußlands, um der „Teilung der Welt im Fernen Osten" Einhalt zu gebieten, oder das von ihm befürchtete „Weltgemetzel" zu verhindern. Fühlt Rußland sich zu schwach, reicht seine militärische Machtstellung trotz der großzügigen strategischen Vorbereitungen am Amur[1]) und im mittleren Sibirien und der Mongolei[1]) nicht aus, um einen Kampf gegen die japanische Expansion aufzunehmen? Oder befürchtet es Rückwirkungen auf Teile seines asiatischen Machtbereichs? Wie dem auch sei! Die Sowjets, die am unmittelbarsten durch die Umgestaltung in China betroffen werden, schweigen sich aus.

Aber eine Hoffnung bleibt! „Die Massen Chinas werden sich erheben; das Joch der imperialistischen, kapitalistischen Ausbeuter abschütteln und zur nationalen Befreiung schreiten. Der Aufbruch der Völkermassen Chinas im revolutionären Kampfe für die Freiheit steht bevor"; den Kampf zu führen sei „die Mission Sowjet-Chinas".

Röckl.

1) Vgl. dazu Zeitschr. für Geopolitik, Okt. 1935. K. Haushofers „Bericht über den indopazifischen Raum".

Der Deutsche Raum

KARL HAUSHOFER:

Geopolitik als Grundlage jeder Raumordnung

Ein Nachwort zu Crämer und Schepers[1])

Mit Einfühlungsgabe, Mut und Verantwortungsgeist haben zwei junge Forscher, soweit es innerhalb bestimmter, weise von der politischen Führung gezogener Grenzen möglich war, die Rolle der Geopolitik bei der Raumordnung im Dritten Reich beleuchtet, gedeutet und umrissen.

Verantwortung auch beim kleinsten Baustein-Legen auf den Boden weltpolitischer Wirklichkeit, für Bauten, die Jahrtausende dauern sollen: das lastet und verpflichtet. Ungern bricht in solchen Vorbereitungszeiten jeder Wissende auch in den allgemeinsten und selbstverständlichsten Dingen geopolitischer Raumordnung sein Schweigen, außer, wo es sich um Anerkennung tapferer Leistung in der schönsten und verantwortungsvollsten Gemeinschaftsaufgabe handelt, die als freie Schöpfung vor unserm volksdeutschen Willen steht. Die Mitverantwortung für die Vorkämpfer der Zukunft muß freilich durch Zustimmung getragen werden, wie nur Widerspruch von ihr entlastet — selbst wenn reifes Alter mit jenem britischen Staatsmann sagen könnte: „Posteris posteri curent!" — als er auf Fernwirkungen seiner Politik aufmerksam gemacht wurde, die sich in seinem Leben mit Sicherheit nicht mehr abspielen würden, deren Kommen er aber voraussah.

Wer in voller Mannesleistung steht, der darf und kann sich der Mitverantwortung nicht entziehen, auch nicht durch Flucht in geologische Zeitperioden reiner physischer Erdkunde, wenn er vom Bau der Wissenschaft herkommt oder ist, die in erster Linie für ein brauchbares Weltbild nach innen und außen zu sorgen hat. Deshalb haben wir immer für das Primat der Erdkunde beim Auslegen der Grundmauern jeder Raumordnung, zuerst natürlich der eigenen, gekämpft. Ihre Notwendigkeit ist ja doch nicht etwa eine Neuerscheinung der Nachkriegszeit, sondern als Aufgabe etwas geschichtlich Gewordenes, das vor den Germanen gegenüber Julius Cäsar lag, wie vor Karl dem Großen und den Stammesherzogen, vor Rainald von Dassel, wie vor der Maximilianischen Kreiseinteilung, vor Friedrich und Josef, wie vor Metternich und Bismarck, wie heute vor Adolf Hitler und seinen Helfern.

Von den drei großen Mächten der Erneuerung, den Hochkultur-Völkern auf zu schmalem, überbautem Boden mit zu hochgetürmter Wirtschaft, die Raumerneuerung so notwendig brauchen wie Volkserneuerung, haben ja Italien und Japan das Kleid und die Rüstungen ihrer Vergangenheit schon vor einem Menschenalter gewechselt und zu einem kostbaren, wenn auch kostspieligen Museumsstück gemacht: Italien von 1848—1871, Japan von 1854—1877.

1) Vgl. die beiden Beiträge im Januarheft (XIII, 1) dieses Jahrgangs.

Nur Deutschland trug das seine von den Befreiungskriegen bis zum Weltkriegsende weiter, mit einem ungeheuren Kraftaufwand, wie ein Ritter, der gleich Bayard mit einem kunstvollen Plattenharnisch und Turnierkleid gegen die neuen Batterien eines Pescara stürmte. Kein Volksboden ist aber auch, wie der deutsche, zergrenzt und verstümmelt, durch Jahrhunderte von fremdem Kriegsvolk zerstampft, das — wie Gustav Adolf sagte — alle Kriege Europas gleichzeitig auf seinem Rücken austrug.

So ungeheures, einzigartiges Leid weckt einer neuen Raumordnung eine seiner Größe würdige Verpflichtung auf. Darum vielleicht kam ihr die Erfüllungsmöglichkeit zuletzt. Aber unvermeidlich wurde dadurch, daß jeder Einzelne, der Hand ans Werk legen darf, alle Erfahrungen dieser leidvollen Geschichte kennen und berücksichtigen muß. „Blut und Boden" müssen als gleichwertige Zweiheit dabei immer vor dem geistigen Auge schöpferischer Raumtätigkeit stehen; Rasse, Landschaft und Gaubegriff, Brauchtum in Sitte und Wohnstatt darf nirgends sinnlos vermengt, durcheinandergewürfelt werden, es sei denn da, wo die Widerstandsfähigkeit nach außen, gegen Fremdgewalt das oberste Gesetz gibt, das Leben vor das Philosophieren stellt. Denn Liebe zum Reich kann nur aus Liebe zum Heimatgau und Landesboden wachsen, vielleicht pfleglich gefördert werden; wie der Waldpfleger die Lebensgemeinschaften des Waldes schonend entwickelt, so führt geopolitische Erfahrung von den Ranken des heimatlichen Stammesbrauchtums zu den Großgruppen der Stämme und aus ihnen zur Volksgemeinschaft in der Raumgemeinschaft, zur gesunden Seele im gesunden Körper. So allein wächst das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum selben Schicksalsraum zum Gemeinschaftswillen eines tausendjährigen Reichs.

Sehen wir den Anteil der Geopolitik an den Aufgaben der Reichsstelle für Raumordnung, der neuen obersten Reichsbehörde für alle Planungsfragen richtig, so hat sie allerdings die unterste Lagenschicht, den Grundstock zu einer neuen Geschichtsepoche zu liefern; sie steht damit, wie jene Stelle, vor einer Aufgabe, wert, daß die Besten ihr Bestes dazu geben, aber auch mit der vollen Verantwortung für Fehlbelastungen in fernen Jahrhunderten beschwert.

Wer tätig an ihr mitwirkt, müßte an der Schwelle der höchsten Mannesleistung im Lebensalter stehen; wer aus dem Abendglanz eines arbeitsreichen Lebens auf die wiedererstehenden Schutzmauern zurückschaut, mag ein ähnliches Gefühl haben, wie ein Athener, der nach dem Perserkrieg als Veteran zuschauen durfte, wie Kimon als Perser-Admiral die neuen Mauern in jäher Hast emporsteigen ließ. Altäre und Grabsteine, Herbergschwellen und Gedenktafeln, Marmortische und Särge flogen damals, von hurtigen Händen geworfen, eilig in den hastigen Wehrbau. Reichere Möglichkeiten hat uns — nach schweren Schlägen zuvor — ein darin gütigeres Schicksal geschenkt. Wir dürfen planen und wir dürfen denken, Erfahrung überprüfen, ehe die endgültigen Baurisse liegen. Auch diese Schicksals-

gunst lastet und verpflichtet! Denn was wir planen und schaffen, planen wir unter dem Vorschein tausendjähriger Dauer an der größten Druck- und Gefahrstelle der Alten Welt, ausgesetzt nicht nur dem Witz der eignen Enkel, auch dem der Enkel und Nachfahren unserer Feinde „zum Redenlassen an den Straßen", wie ein alter Volksspruch sagt, von denen, die „bauen an der Straßen".

Sicherer baut sich's auf starken Inseln, im Schutz von Gebirg und Meer, in Waldfestungen, wie Böhmen; das wissen wir alle. Solcher Schutz ist uns versagt; und wir stehen für unsere Werkdauer nur auf dem, was wir selbst an Baufestigkeit erfahren, können und wollen. Wehe dem Mann, wehe der Wissenschaft, die bei solchem Werk auch nur den kleinsten Beitrag versagt, den sie liefern könnte: sei es aus zuviel Ressortenge, oder aus zuviel entwurzelter menschheitschwärmender Weite! Beide treiben Heerflucht [hêrisliz] an einem Volk in Not! Das soll man der Geopolitik nicht nachsagen dürfen!

HANS KERRL:

Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung

Rede bei ihrer Begründung am 27. I. 1936

In Anwesenheit der Rektoren aller deutscher Hochschulen, einiger freier Körperschaften, u. a. der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, und derjenigen Wissenschaftler, die sich bisher auf dem Gebiete der Raumforschung betätigt haben, fand die Begründung der Reichsarbeitsgemeinschaft im Reichserziehungsministerium statt. Ihr kommissarischer Leiter ist Professor Dr. Konrad Meyer. Wir begrüßen diese Reichsarbeitsgemeinschaft. Ihr Ziel ist geopolitisch, und geopolitisch ist auch der Weg ihres Vorgehens: die Zusammenführung und Ausrichtung aller einschlägigen wissenschaftlichen Fächer unter den zur Gesamtschau zwingenden Forderungen von Blut und Boden. Die Schriftleitung.

Meine Herren!

In der Erkenntnis der lebenswichtigen Bedeutung, die die Probleme der Neuordnung des deutschen Lebensraumes für die Weiterentwicklung unseres Volkes und Staates haben, hat der Führer die Reichsplanung und Raumordnung zu einer staatlichen Hoheitsaufgabe erhoben und ihre Durchführung einer unabhängigen, ihm direkt unterstellten Reichsbehörde übertragen. „Die Reichsstelle hat darüber zu wachen, daß der deutsche Raum in einer den Notwendigkeiten von Volk und Staat entsprechenden Weise gestaltet wird", heißt es u. a. im Gesetz vom 29. März 1935, in dem mir als Leiter der Reichsstelle zugleich das Recht zugesprochen wird, „gegen die Durchführung eines Vorhabens Einspruch zu erheben, um eine zweckvolle Gestaltung des deutschen Raumes zu sichern". Der Erlaß des Führers vom 26. Juni 1935 sagt weiter: „Die Reichsstelle für Raumordnung übernimmt die zusammenfassende, übergeordnete Planung und Ordnung des deutschen Raumes für das gesamte Reichsgebiet." Und endlich, um Unklarheiten ganz zu beseitigen,

hat der Führer in seinem Erlaß vom 18. Dezember 1935 u. a. bestimmt: „Die Reichsstelle für Raumordnung ist zuständig für Reichs- und Landesplanung."

Die Tätigkeit des bis dahin bestehenden Hauses der Reichsplanung ging daher auf mich über, und im vergangenen Herbst beauftragte mich der Stellvertreter des Führers, die Reichsplanung auch in Vollmacht der Partei durchzuführen.

Der deutsche Lebensraum in der Vielgestalt seiner landschaftlichen Gliederung und Struktur, und die Wesensart der Beziehungen, die Menschen und Dinge in diesem Raum verbinden, stellt uns Aufgaben, deren Lösung wir unter dem Einsatz nationalsozialistischer Gedankengänge zum Wohl des deutschen Volkes und Staates anzustreben haben.

Um das Arbeitsziel einmal ganz allgemein zu kennzeichnen: die Verteilung des Bodens und die Art seiner Nutzung sowie der Einsatz aller wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte im deutschen Raum hat in einer Weise zu erfolgen, die einen zweckmäßigen, bodenverbundenen Siedlungs-, Wirtschafts- und Volksaufbau sicherstellt und gleichzeitig den Ansprüchen nach militärischer Sicherheit gerecht wird.

Ich war mir von vornherein klar darüber, daß eine Lösung der zahlreichen und großen Probleme ohne eine enge Zusammenarbeit mit der Wissenschaft und Forschung nicht denkbar ist. Planungen weitgespannter Art werfen Fragen auf, die sich nicht beantworten lassen ohne genaueste Vorarbeiten, ohne sicherste Kenntnis der innersten und feinsten Zusammenhänge in der räumlichen Gegebenheit. In vielen Fällen kann nicht allein der Praktiker, sondern nur der mit dem Rüstzeug der Wissenschaft ausgestattete Sachkenner Antwort geben. Neben den großen und grundsätzlichen Problemen der deutschen Raumgestaltung sind es aber eine Unzahl von Einzeldingen, die aus den deutschen Landschaften heraus entstanden sind und weiter entstehen, und für die es wissenschaftliche Forschungsarbeit zu leisten gilt. Deshalb ist es eine logische Folgerung, eine einheitliche Front von Wissenschaft und Forschung teilhaben zu lassen an den großen und schönen Aufgaben, um in einer Gemeinschaftsarbeit dem hohen Ziel näher zu kommen. So war es eigentlich selbstverständlich, daß ich als Leiter der Reichsstelle für Raumordnung mit meinem alten Pg. Rust, dem als Kultusminister u. a. die Führung der Forschung vom Führer verantwortlich übertragen ist, eine Vereinbarung abschloß, die jetzt in der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung" ihren Niederschlag fand. Die Satzung wird Ihnen nachher vorgelesen werden.

So war von vornherein mein Wunsch nach ihrer Mitarbeit vorhanden, und ich glaube, Ihnen mit der Aufforderung zur Mitarbeit an einer so wichtigen Aufgabe, wie sie die Reichsplanung und Raumordnung darstellt, eine wirkliche Bereicherung auch der Hochschularbeit versprechen zu können.

Der Gedanke, die Entwicklung einzelner Räume unter eine sinnvolle Planung zu stellen, ist ja nicht erst mit der Gründung der Reichsstelle für Raumordnung ent-

standen, sondern hat seit Jahrzehnten auch in den Kreisen der Wissenschaft schon interessierte Vertreter gefunden. Aber erst jetzt ist die Gradlinigkeit und Einheitlichkeit der Aufgabenstellung durch die Reichsstelle für Raumordnung gewährleistet, und zwar für den gesamtdeutschen Raum — und das ist das Wesentliche, denn nur Einheitlichkeit der Planung im ganzen Reich verbürgt uns eine Dauerlösung, und nur mit einer zusammenfassenden wirklichen Reichsplanung können wir einen Grundstock zum Ewigkeitsbau unseres Reiches legen.

Das Bedürfnis nach einer solchen Vereinheitlichung und Zusammenfassung bestand, wie wir wissen, schon lange. Und wenn wir unser Augenmerk auf die Landschaft richten, so bin ich überzeugt, daß eine solche Landschaftsforschung nicht allein die erwarteten wertvollen Ergebnisse für den Praktiker bringt, sondern daß auch durch den Praktiker für den Wissenschaftler ein großes fruchtbares Arbeitsfeld erschlossen werden kann.

Eine so große und vor der Geschichte verantwortungsvolle Aufgabe, wie sie uns vom Führer gestellt ist, muß aufbauen auf einem festen Untergrund. So wie die praktische Planung von der Gemeinde und dem Kreis ausgehen muß, so muß die Forschung bei ihrer Arbeit ausgehen von den ewig lebendigen Urkräften des Raumes und der Rasse, sie muß die Erfahrungen der Geschichte verbinden mit den Erkenntnissen neuzeitlicher Volkswirtschaft; nur so gelangen wir zu organischer Arbeit für eine sinnvolle Planung und Ordnung.

Dabei kommt es aber wesentlich auf den Weg an, der von Ihnen eingeschlagen wird, denn aus dem Nebeneinander von Disziplinen — das oft genug ein Gegeneinander gewesen ist — muß ein planvolles und zielbewußtes Miteinander werden. Die horizontale Orientierung muß sich in der Raumforschung in eine vertikale verwandeln. Das soll heißen, daß Planungswissenschaft und Forschung nicht Sache des Volkswirtschaftlers, des Geographen, des Historikers, des Anthropologen oder des Ingenieurs sind, sondern nur in der Synthese dieser und anderer ergänzender Fächer zu wertvollen Ergebnissen in einer wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit kommen können.

Ebenso wie nun die Reichsstelle für Raumordnung Richtlinien nur aus einer Gesamtschau entwickeln kann, ist eine Übersicht für die Reichsgemeinschaft für Raumforschung notwendig, um alle bereitwilligen Kräfte zielbewußt lenken zu können, damit Überschneidungen und Zersplitterungen vermieden werden. Daher hat mein Pg. Rust auch diejenigen Institutsleiter und Persönlichkeiten heute eingeladen, die seiner staatlichen Aufsicht nicht unterstehen, aber zur Gemeinschaftsarbeit willkommen sind. Das gilt auch besonders für die Vertreter der Studentenschaft, denn es handelt sich ja nicht nur allein um die Forschung, sondern es geht gleichzeitig um die Heranbildung und die Auswahl von tüchtigen Planern aus der emporstrebenden jungen Generation, die dann für die praktischen Planungsaufgaben eingesetzt werden können. Dafür muß ich auch bei der im Auf-

bau begriffenen Organisation der Planungsverbände bedacht sein, und lege deshalb besonderen Wert auf die Mitarbeit der akademischen Jugend.

Wir wissen alle, daß der notwendige Kontakt zwischen dem Planungspraktiker und der Wissenschaft bisher unzulänglich war. Ich werde aber dafür sorgen, daß die Mitarbeiter in der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung durch Einbau in den Beirat der Planungsverbände den lebendigen Kontakt mit der Praxis bekommen. Bisher waren alle Bemühungen in Planung und Forschung Einzelaktionen, die keinen nennenswerten Erfolg haben konnten, weil sie zusammenhanglos waren. Ja, oft bedeuteten die sicherlich mit reinem Herzen angepackten Arbeiten eine Störung oder gar Gefährdung anderer, wichtigerer Aufgaben, wie ich es vom Deutschen Gemeindetag und vom Statistischen Reichsamt hörte. Ich freue mich daher, daß heute hier Vertreter dieser beiden Stellen und auch Leiter von einigen anderen Einrichtungen, die nicht dem Kultusministerium unterstehen, anwesend sind. — Wenn nun die Aufgabenstellung einheitlich erfolgt und alle heute hier Anwesenden einmütig sich der Führung der Reichsarbeitsgemeinschaft anschließen, werden Sie alle, meine Herren, mit mir überzeugt sein, daß mit der Unterstützung des Kultusministeriums, meiner Reichsstelle für Raumordnung, dem Deutschen Gemeindetag, dem Statistischen Reichsamt usw. durch eine von gemeinsamem Verständnis getragene Zusammenarbeit endlich eine nützliche, positive Gesamtleistung zu erwarten ist, die uns nicht nur dem hohen Ziel der zweckmäßigen Ordnung des deutschen Lebensraumes näherbringt, sondern auch jedem Freude bereiten wird, denn wo gäbe es eine schönere und zugleich von höchster Verantwortung getragene Aufgabe für jeden, der als kleines Glied der deutschen Lebensgemeinschaft sich mitverantwortlich fühlt für das Ganze, als schaffend mitzuarbeiten am deutschen Raum. Wer mit uns seine Kraft in den Dienst einer planvollen Gestaltung und Erfüllung des heimatlichen Lebensraumes stellt und sich dabei verständnisvoll in das Ganze der Raumordnung und Reichsplanung einfügt, der hilft mit, den deutschen Boden und mit ihm das deutsche Volk in seinem Bestande zu sichern.

Satzungen der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung übertragen durch diesen Erlaß der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung" die Aufgabe, eine planvolle Zusammenfassung und Ausrichtung aller wissenschaftlichen Kräfte für die Raumforschung herbeizuführen.

Sie geben der Reichsarbeitsgemeinschaft folgende

Satzung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung.

I

Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung ist der Zusammenschluß aller sich mit Raumforschung beschäftigenden wissenschaftlichen Kräfte, soweit sie dem Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unterstehen.

II

Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung soll

1. die gesamte Raumforschung zusammenfassen;
2. in engster Zusammenarbeit und ständiger Fühlungnahme mit der Reichsstelle für Raumordnung die Wissenschaft für die Aufgaben der Raumordnung planvoll einsetzen;
3. durch die Förderung wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen wichtige Fragen der Raumordnung einer beschleunigten Lösung entgegenführen;
4. durch die enge Fühlungnahme mit den zuständigen Dienststellen und Einrichtungen für eine planvolle Bereitstellung und Verteilung der Forschungsmittel Sorge tragen;
5. eine sachgemäße Ausbildung des Nachwuchses gewährleisten;
6. durch stete Fühlungnahme mit dem Forschungsdienst (Reichsarbeitsgemeinschaften der Landwirtschaftswissenschaft) für eine Zusammenarbeit des Forschungsdienstes mit der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung sorgen.

III

Der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung bestimmt für die Reichsarbeitsgemeinschaft

1. Grundlinie und Richtung der wissenschaftlichen Arbeit;
2. die Übereinstimmung des Arbeitsprogramms der Reichsarbeitsgemeinschaft mit den Zielen der Reichsstelle für Raumordnung.

IV

Die Leitung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung überträgt der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung einem Obmann, der im Einvernehmen mit dem Leiter der Reichsstelle für Raumordnung bestellt wird.

Der Obmann hat insbesondere folgende Aufgaben:

1. Er ist dem Leiter der Reichsstelle für Raumordnung für die Einhaltung der von diesem gegebenen Grundlinie und für die sachgemäße Durchführung des Forschungsprogramms verantwortlich;
   er entscheidet im Rahmen des vom Leiter der Reichsstelle für Raumordnung genehmigten Forschungsprogramms über Forschungsanträge sachlicher und personeller Art;
3. er hält Verbindung mit den durch die NSDAP. oder auf Grund freier Vereinbarungen begründeten Akademien oder sonstigen Vereinigungen, die sich mit Raumforschung beschäftigten.

V

Die endgültige Entscheidung über die Bereitstellung von Reichsgeldern verbleibt den zuständigen Reichsministern.

Berlin, den 16. Dezember 1935.

Zugleich im Namen des Reichsministers und Leiters der Reichsstelle für Raumordnung:
Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
In Vertretung:
gez. Kunisch

WERNER GIERE:
Karl Reinhold Kupffer †

Mitte November verstarb in Riga Professor K. R. Kupffer, der führende Naturwissenschaftler der ostbaltischen Staaten. Insbesondere auch die ostbaltische Geographie hat Kupffer viel zu danken. Bekannt wurde sein Name durch die Herausgabe der 1911 erschienenen „Baltischen Landeskunde", die auch heute noch unentbehrlich ist. Ferner veröffentlichte er 1925 eine grundlegende „Pflanzengeographie des ostbaltischen Gebietes" und als methodisch wichtige Einzelstudie „Die Naturschonstätte Moritzholm". Darüber hinaus aber war er durch Wort und Schrift unermüdlich für die Naturwissenschaft tätig. Zu einer ganzen Fülle von Disziplinen konnte er sachkundig Stellung nehmen, wozu ihn eine umfangreiche Belesenheit und strenger Fleiß befähigten.

Als glänzender Organisator und kompromißloser Verfechter des von ihm als richtig erkannten war er seit 1913 Präses und die eigentliche Seele des Naturforschervereins zu Riga, der rein deutschen, nunmehr neunzigjährigen Gesellschaft. Als Auslanddeutscher war ihm von vornherein die volkspolitische Zielsetzung deutscher Wissenschaft eine Selbstverständlichkeit. Auf geographischem Gebiet betonte er in diesem Zusammenhang mit überzeugenden Gründen die Zugehörigkeit seiner Heimat, des ostbaltischen Gebietes, nicht zu Osteuropa, sondern als eigenständiges Glied zum östlichen Mitteleuropa. Auch setzte er sich stärkstens ein für die Wahrung der deutschen Ortsnamen im ganzen Ostraume, die ihr altes Eigenrecht haben, auch gegenüber den neuen Staatssprachen. Volkspolitisch ist er auch sonst noch in mannigfacher Weise für das Deutschbaltentum tätig gewesen.

In den letzten Jahren vollendete er die Zeichenarbeit zu einer großen Wandkarte des ostbaltischen Gebietes, die in gleichem Maße Wissenschaft und Schule dienen sollte. Die Vollendung des Druckes sollte er nicht mehr erleben; ich hoffe aber, diesen seinen wertvollen Nachlaß bald herausbringen zu können. Die letzten Lebensmonate brachten Kupffer schwere Sorgen und Kämpfe um den Bestand des von der lettischen Stadtverwaltung Rigas bedrohten deutschen Dom-Museums. Seit September hatte ihn ein schweres Leiden befallen, von dem er am 14. November, erst 63jährig, erlöst wurde. Auch seine zahlreichen reichsdeutschen Freunde und Schüler werden ihm Dank bewahren.

JOSEF MÄRZ:
Balkan-Schrifttum

La Yougoslavie d'aujourd'hui. Belgrad 1935. Das Zentrale Pressebüro beim jugoslawischen Außenministerium gibt ein 440 Seiten starkes, im allgemeinen sehr zu begrüßendes Handbuch heraus, das den neuesten Stand der Dinge berücksichtigt. Aber warum nur in französischer Fassung? Gibt es nicht mindestens ebensoviele deutsche Interessenten? Wenn man einige Einschränkungen macht, die mit der Arbeit mit solchen Quellenwerken verbunden sind (z. B. ist die deutsche Minderheit bestimmt stärker als die 500 000 amtlich gezählten Köpfe, auch die albanische wird wohl die 342 000 überschreiten), ist das Buch außerordentlich brauchbar und eine wegen ihrer Umarbeitung auf den neuesten Stand schätzenswerte Handhabe. Gewöhnlich muß man sich die meisten Angaben mühsam zusammensuchen. Das bleibt einem hier erspart.

Gilbert In der Maur: Die Jugoslawen einst und jetzt. Leipzig und Wien, Johannes Günther Verlag. I. Band: Aus der Geschichte der Südslawen. 286 Seiten. II. Band: Jugoslawische Außenpolitik. 618 Seiten.

Für jenes Land Südosteuropas, das wegen der Vielfalt seiner völkischen, geschichtlichen und politischen Grundlagen die meisten Fragen aufgibt und dabei die fragende Anteilnahme Europas ständig auf sich zieht, lag bisher keine zusammenfassende Darstellung vor, die von den Anfängen bis in unsere Zeit reichte und dabei den neuesten Stand der Forschung berücksichtigte, also weder veraltete Anschauungen noch politische Zwecklegenden mitschleppte. Das Werk In der Maurs, das durch einen dritten Band über die jugoslawische Innenpolitik in absehbarer Zeit ergänzt werden wird, erfüllt endlich die berechtigten Wünsche, die jeder stellen muß, der mit dem Südosten arbeitet. Der umfängliche zweite Band, bis tief ins Jahr 1935 reichend, behandelt so ausführlich die großen

politischen Zusammenhänge und in erster Linie die Beziehungen Jugoslawiens zu seinen Nachbarn, daß damit ein Buch, wie es der Besprechende für die Zeit ab 1933 plante, überflüssig gemacht wird. Wer sich über die letzten Jahre, die Zeit der beginnenden Klärung im Südosten nach der langen Gärung, die durch das nationale Werden im 19. Jahrhundert (unter den Großmächten als Gouvernanten), durch die Kriege, inneren Auseinandersetzungen und durch die Verschmelzung der Nationalstaaten mit den Trümmern der Habsburger Monarchie bedingt war, unterrichten will und dabei vor allem auch das Hineinwachsen in die neuen Räume und die fortschreitende Wendung zur Eigengesetzlichkeit im politischen Handeln zu verfolgen wünscht, wird immer wieder zu In der Maur greifen müssen. Der Kenner der Volksgeschichte des Balkans hätte allerdings gern gesehen, daß auch der erste Band so ausführlich geworden wäre, der etwas zu sehr zusammendrängend 1400 Jahre südslawischer Geschichte behandelt. Doch kann man sich denken, daß sich dann die Fertigstellung des Werkes so hinausgezögert hätte, daß es nicht mehr für die Bedürfnisse gerade der heutigen entscheidungsschweren Übergangszeit zurechtgekommen wäre. Für umfangreiche Einzeluntersuchungen, wie sie etwa Graf Voinovitsch in der kürzlich hier besprochenen Geschichte Dalmatiens unternommen hat, bleibt also noch genug Platz. Erfreulich ist auf jeden Fall die starke Belebung der Südoststudien und ihre gegenüber früheren Zeiten zweckmäßigere Planung; sie ist erst seit einigen Jahren deutlich festzustellen.

Gesemann, Gerhard: „Die Flucht". (Albert Langen/Georg Müller Verlag, München). Gesemann war 1914 Lehrer des Deutschen an einem Belgrader Gymnasium. Vom Krieg überrascht und in Zivilgefangenschaft geraten, war er gezwungen, den Rückzug der serbischen Heere durch die winterlichen Gebirge bis an die albanische Küste mitzumachen, einen Abschnitt des Krieges, der zu den schauerlichsten gehört hat und von dem harte Kämpfer heute noch nur mit Entsetzen berichten, der aber, auf lange Sicht, eine volksbildende und aufrichtende Kraft erster Ordnung ausgeübt hat. Gesemann wiederholt nur den Rohstoff, sein damaliges Tagebuch, aber die schönen menschlichen Züge, die er berichtet und die ihn zum Freund seiner Kriegsgegner gemacht haben, sind so eindrucksvoll, daß dieses Buch zu den besten Dokumenten zwischenstaatlicher Aufklärung gerechnet werden muß. Der Stoff ruft nach einem großen Gestalter. Er bietet das Gegenstück zu Dwinger oder Grimm.

Tzenoff, Dr. Gantscho: Geschichte der Bulgaren und der anderen Südslawen von der römischen Eroberung der Balkanhalbinsel an bis zum Ende des 9. Jahrhunderts. Berlin und Leipzig 1935, Walter de Gruyter & Co. — Dr. Tzenoff, seit Jahren Lektor des Bulgarischen an der Universität Berlin, hat ein doppeltes Verdienst. Er bringt endlich wieder einmal ein Werk über die Frühgeschichte der Bulgaren, das seit der bald 50 Jahre alten Geschichte der Bulgaren von Constantin Jiříček einen Rang behauptet, und er führt den Nichtbulgaren an die vielen so schwer zugänglichen Quellen lateinischen, byzantinischen und frühslawischen Ursprungs heran. Tzenoff verficht temperamentvoll seine schon 1930 in seinem ersten Buch „Die Abstammung der Bulgaren und die Urheimat der Slawen" aufgestellte Behauptung, daß die Bulgaren nicht Einwanderer, sondern unmittelbare Nachkommen der alten Thrakoillyrier seien. Darüber ist Streit. Aber solche Streitfragen haben oft das Verdienst, daß weite Bereiche aufgehellt und neu untersucht werden. Tzenoff nimmt an, daß die alten Völker des Südostens nicht spurlos verschwunden, sondern in Slawen umbenannt worden seien und es also eine slawische Einwanderung gar nicht gegeben habe. Man würde demnach auch ihre rassische Abkunft und ferner die Germanenwanderungen nach Südosten anders zu beurteilen haben. Vielleicht ist eine Nachprüfung bisheriger Erkenntnisse notwendig. Die Anfänge der südöstlichen Staaten und die Religionsgeschichte sind auf jeden Fall von Tzenoff für uns in Mitteleuropa neu ins Licht gerückt worden.

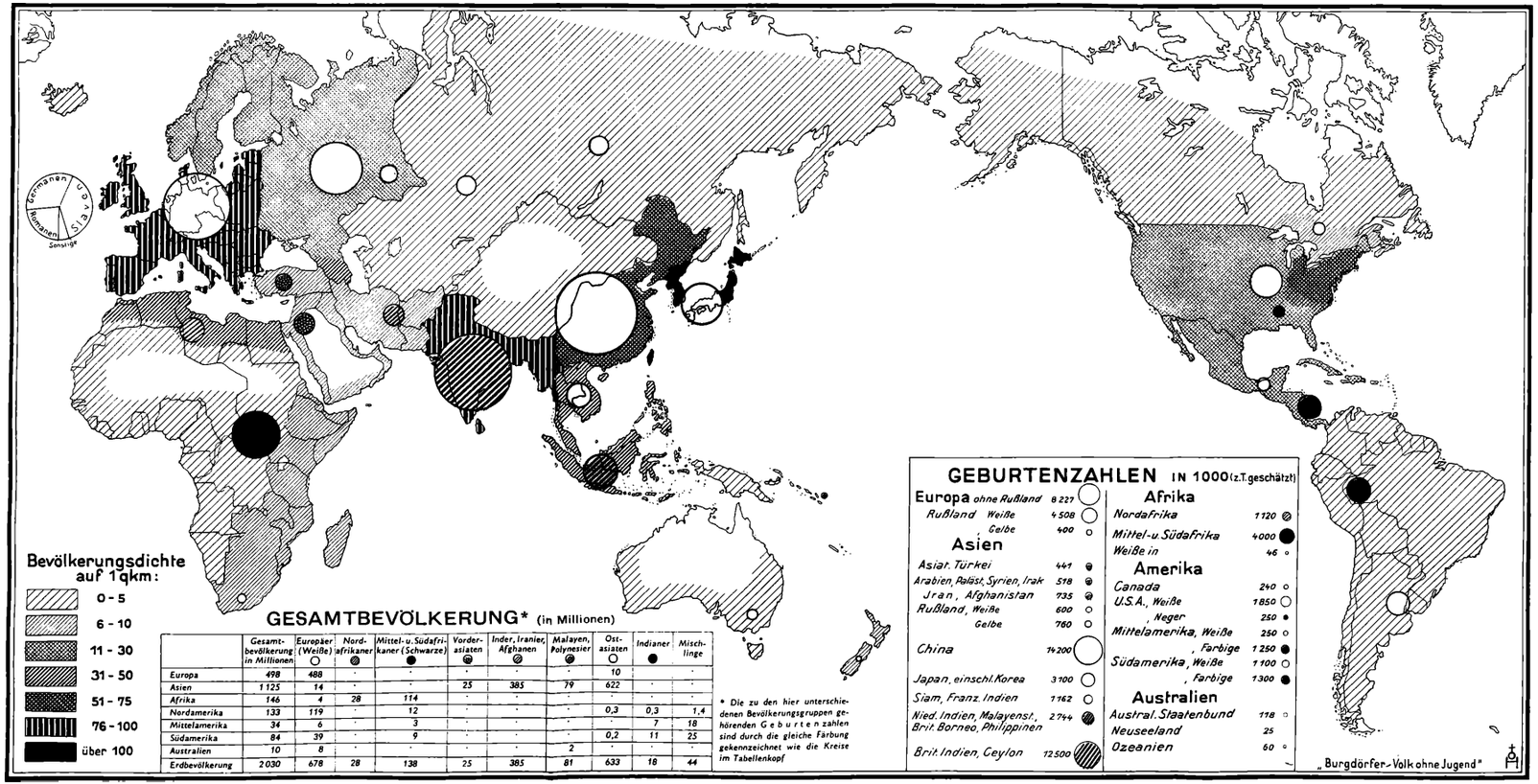
Löpelmann, Martin: Aus der Volksdichtung der mazedonischen Rumänen. Leipzig 1934, Armanen-Verlag. — Auf dem Balkan lebt ein unstetes Völkchen, Wanderhirten, deren Vorfahren aber vielleicht die Urväter heutiger Balkanvölker waren, die Aromunen oder Zinzaren oder Kutzovlachen, auch Makedorumänen genannt. Sie haben keine Schriftsprache und kein Schrifttum und werden von den Rumänen als ihresgleichen beansprucht. Erzählungen und Gedichte, die manches dem Südosten gemeinsame Kulturgut enthalten und der Balkanforschung wertvoll sind, hat Löpelmann übersetzt; wir sollten diesen Beitrag nicht gering schätzen, denn er gehört mit in den Kreis solcher Arbeiten, aus denen wir mit der Zeit ein neues Gesamtbild des Südostens gewinnen und unsere Schlüsse auf den Zusammenhang zwischen Völkern und Räumen ziehen müssen.

Die beiliegenden Prospekte über das geopolitische Gesamtwerk des Kurt-Vowinckel-Verlages und über das wichtige Archiv von Keesing werden unseren Lesern zur Beachtung empfohlen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

BEVÖLKERUNGSDICHTE UND GEBURTENZAHL

Die Kreise im Kartenbild stellen die Geburtenzahlen der betreffenden Erdräume (um das Jahr 1933) dar



GESAMTBEVÖLKERUNG* (in Millionen)

	Gesamtbevölkerung in Millionen	Europäer (Weiße) ○	Nordafrikaner ◎	Mittel- u. Südafrikaner (Schwarze) ●	Vorderasiaten ◎	Inder, Iranier, Afghanen ◎	Malayen, Polynesier ◎	Ostasiaten ○	Indianer ●	Mischlinge
Europa	498	488	·	·	·	·	·	10	·	·
Asien	1 125	14	·	·	25	385	79	622	·	·
Afrika	146	4	28	114	·	·	·	·	·	·
Nordamerika	133	119	·	12	·	·	·	0,3	0,3	1,4
Mittelamerika	34	6	·	3	·	·	·	·	7	18
Südamerika	84	39	·	9	·	·	·	0,2	11	25
Australien	10	8	·	·	·	·	2	·	·	·
Erdbevölkerung	2 030	678	28	138	25	385	81	633	18	44

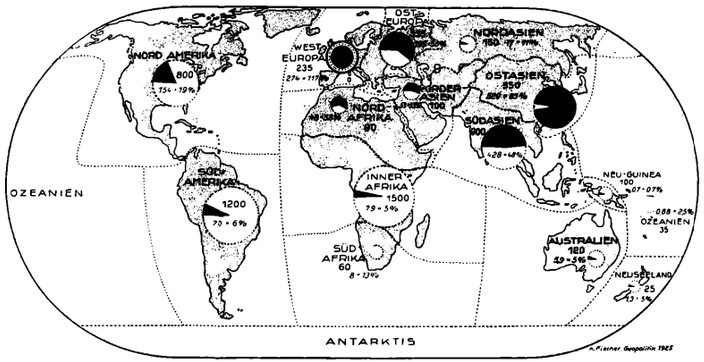
* Die zu den hier unterschiedenen Bevölkerungsgruppen gehörenden Geburtenzahlen sind durch die gleiche Färbung gekennzeichnet wie die Kreise im Tabellenkopf

ZUR WELTKARTE ÜBER BEVÖLKERUNGSDICHTE, GEBURTENZAHL UND RASSENGLIEDERUNG IN DEN EINZELNEN ERDRÄUMEN.

VON FRIEDRICH BURGDÖRFER

Die nebenstehende Weltkarte will in Ergänzung meines im „Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik", V. Jahrgang, 1935, Heft 4, veröffentlichten Aufsatzes über „Tendenzen der europäischen und außereuropäischen Bevölkerungsentwicklung" einen Überblick geben über die Bevölkerungsdichte und die Geburtenzahl innerhalb der einzelnen Erdräume. Durch die verschiedene Farbgebung sollen zugleich die Hauptgruppen der Erdbevölkerung unterschieden werden, was freilich nur in ganz roher und summarischer Form möglich ist. Die Zahlenunterlagen, bei deren Sammlung und Sichtung mich die Herren Friedrich Hage, Alexander Ruschke (†) und Hans Teschner in dankenswerter Weise unterstützt haben, finden sich in meiner Schrift „Sterben die weißen Völker?", Verlag Callwey, München, 1934, sowie in meinem Buch „Volk ohne Jugend" 3. Auflage, Verlag Vowinckel, Heidelberg 1935.

Eine wichtige Ergänzung zu dieser Karte bildet die unten beigegebene kartographische Darstellung*) über die Tragfähigkeit der einzelnen Erdräume und den Grad ihrer bisherigen Ausnutzung, die sich auf Untersuchungen von Alois Fischer in der „Zeitschrift für Geopolitik", Jahrgang 1925, stützt. Vgl. hierzu auch das Kapitel „Die Zukunft der weißen und farbigen Völker" in meiner Schrift „Sterben die weißen Völker?" (S. 47 f.)



Die Kreise und die dazugehörigen großen Zahlen geben die Gesamtbevölkerung (in Millionen) an, die bei Zugrundelegung der inneren (natürlichen) Tragfähigkeit der betreffenden Erdräume nach dem heutigen Stand möglich erscheint. Die schwarz ausgefüllten Kreisausschnitte und die dazugehörigen kleinen Zahlen geben an, wieviel Menschen gegenwärtig in den betreffenden Erdräumen leben und wieviel vom Hundert die jetzige Bevölkerung im Verhältnis zur möglichen Gesamtbevölkerung ausmacht.

Text aus: „Sterben die weißen Völker?", S. 52 ff.: „Einzelne Erdräume, so vor allem Westeuropa, sind nach Fischers Berechnungen schon über ihre innenbedingte (natürliche) Tragfähigkeit hinausgewachsen. Ihre Bevölkerung lebt zum Teil von dem Ertrag anderer Erdräume . . . Dies gilt vor allem für England und Deutschland, ferner für die Schweiz, Belgien, Holland, Österreich, kurz für ganz Westeuropa mit Ausnahme von Frankreich . . . Außerhalb Europas gibt es nur ein einziges Land, in dem die tatsächliche Bevölkerung den innenbedingten Lebensraum überschreitet, nämlich Japan.

Im ganzen betrachtet, sind alle Erdteile nach ihrer natürlichen (inneren) Tragfähigkeit noch aufnahmefähig, relativ am geringsten allerdings Europa und Asien, am stärksten Afrika, Amerika und Australien."

*) Nach Krische, Landwirtschaftliche Karten. Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.

STADTBIBLIOTHEK
BIELEFELD

STADTBIBLIOTHEK
BIELEFELD

SIEGFRIED PASSARGE:

Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit[1])

Ziehen wir eine Linie, die etwa Danzig über Oderberg mit Triest und eine andere die Narwa über Pinsk mit Odessa verbindet, so wird damit ein Gebiet abgegrenzt,

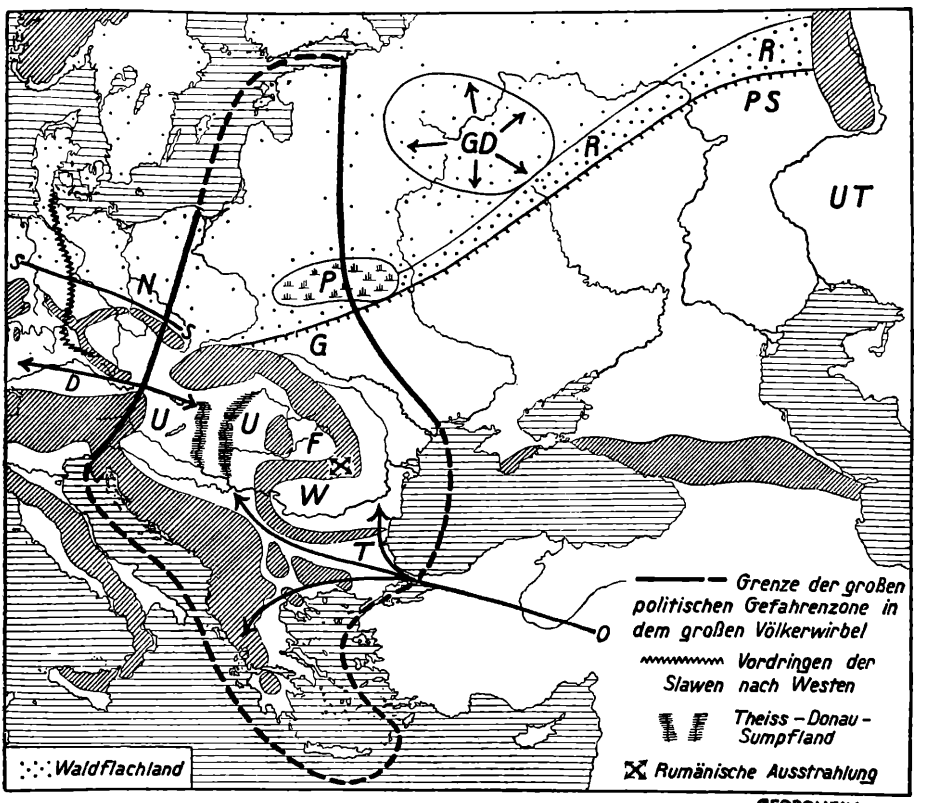


Abb. 1. Die große geopolitische Gefahrenzone Europas

N = Norddeutscher Trichter
S—S = Südrand des norddeutschen Flachlandes
D = Donau-Stoßlinie
O = Osmanische Stoßlinie
GD = Großrussisches Dach
R = Die mittelrussische Waldschranke
P = Das Poljesje Sumpfland
PS = Permischer Sack
UT = Ural-Tor
G = Galizischer Trichter
UU = Ungarisches Becken
F = Siebenbürgen-Festung
W = Walachischer Sack
T = Thrakische Steppenländer

das man die Große Völker-Wirbelzone nennen könnte (Abb. 2). Diese

1) Folgende Begriffsbestimmungen werden hier angewandt: Politische Geographie: Lehre von der Raumbedingtheit der politischen Geschichte (adjektivisch: politisch-geographisch, politisch-raumbedingt, raumpolitisch oder einfach raumbedingt); Geopolitik: Staatspolitik

Völker-Wirbelzone ist gleichzeitig die Region der stärksten Staatenneubildungen nach dem Kriege und in der Gegenwart die schlimmste Gefahrenzone Europas. Inwieweit die Wirbelzone geographisch bedingt ist, soll im nachfolgenden untersucht werden.

Das riesige russische Flachland (Abb. 1) verengt sich zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Diese Einengung wird nun aber durch die Entwicklung des Waldgebirges der Karpaten noch um das Doppelte gesteigert. Drei raumpolitisch wichtige Oberflächengebiete treten uns hier zunächst entgegen: der Norddeutsche Trichter mit dem Weichseleingang, das Ungarische Doppelbecken[1]) mit der Siebenbürgen-Festung und der Walachische Sack.

Diese durch die Oberflächengestaltung bedingten raumpolitischen Grundlagen werden außerdem durch folgende landschaftskundliche Tatsachen unterstützt. Eine Linie, die von dem Nordende der Karpaten über Kijew, Kasan und südlich von Perm zum Ural geht, trennt die Waldländer des Nordens von den Steppenländern des Südens. Asiatische Reitervölker, die durch das „Uraltor" zwischen Uralgebirge und Kaspi-Meer durchbrechen, können entweder nach Norden in den Permischen Steppensack ausbiegen[2]) oder sie werden zwischen dem Wald im Norden und dem Kaukasus-Schwarzmeer im Süden nach Westen gelenkt. Der Karpatenwall gebietet ihnen Halt. Sie können nun zwischen dem Wald im Norden, der hier obendrein durch die Sumpfregion der Polessje besonders unzugänglich wird, und dem Karpatenrand in den „Galizischen Trichter" eindringen, oder sie biegen nach Südwesten in den Walachischen Sack aus, der Ausgänge nach Süden in die thrakischen Steppenländer besitzt, oder sie wagen den Übergang über Pässe der Waldkarpaten[3]) und fassen in der ungarisch-siebenbürgischen Steppenfestung festen Fuß. Die Donau-Stoßlinie leitet Völker von dort weiter nach Süddeutschland und zum Rhein. Aber auch von Mitteleuropa aus sind entlang der Donaulinie Völkerstöße in entgegengesetzter Richtung ausgegangen: die Züge der Indogermanen in der Neusteinzeit und in der Bronzezeit (bis nach Indien und China) und die

---

mit Berücksichtigung der Raumbedingtheit der Politik. Geopolitik behandelt bewußt Gegenwartspolitik und sucht auf das Volk propagandistisch zu wirken. Politische Geographie ist wissenschaftlich-historisch orientiert und müßte allen geopolitischen Betrachtungen als wichtige Grundlage dienen. *(Wie unsere Leser wissen, decken sich diese Begriffsbestimmungen nicht durchaus mit denen, die sonst in unserer Zeitschrift verwandt werden. — Die Schriftleitung.)*

1) Die raumpolitische Auswirkung der durch die Sumpfstreifen an Donau und Theiß bedingten Gliederung des Ungarischen Beckens hat sich im Altertum scharf ausgewirkt. Westlich der Donau Pannonien, östlich des Theiß Dakien, dazwischen Jazygien. Roms Kraft genügte nicht, ein einheitliches Staatsgebiet zu schaffen. Das gelang erst den Hunnen.

2) Vor dem Ausbruch des Weltkrieges diente der „Permische Sack" den aus Sibirien heimlich herausgezogenen Korps als Versteck. Der Permische Sack bildete die Grundlage des Bulgarenreiches im 12. Jahrhundert und der heutigen autonomen Baschkiren-Republik; er ist also raumpolitisch wichtig.

3) Der Duklapaß, der im Weltkrieg eine große Rolle gespielt hat, besitzt nur 500 m Meereshöhe und der Anstieg beträgt nur ca. 250 m.

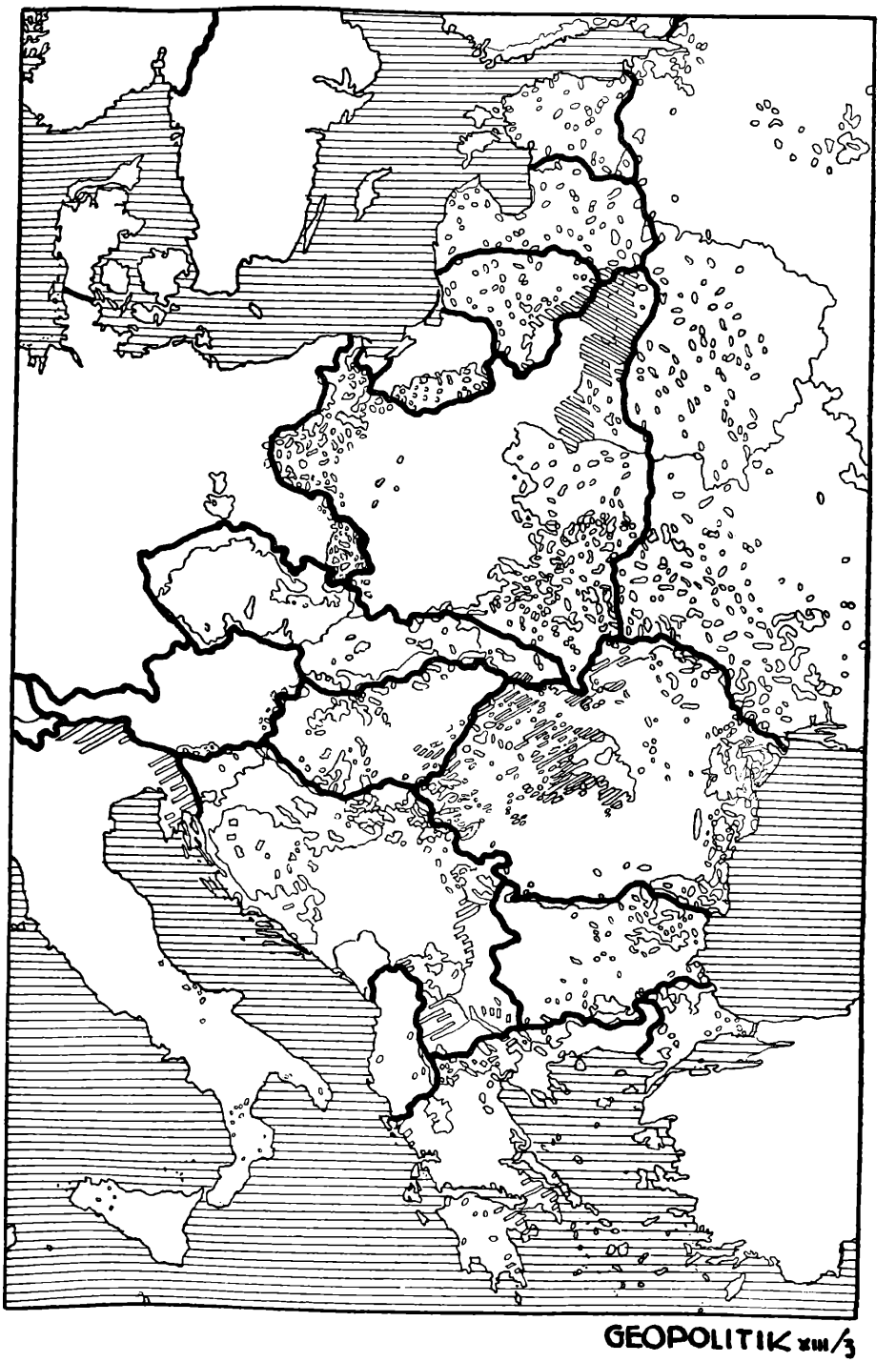


Abb. 2. Die große Völkerwirbelzone zwischen Mittel- und Osteuropa

Eroberungszüge der Kelten; von der Ostsee aus die der Germanen (Bastarner und Goten). Für die heutige Völkerverbreitung ist das Vordringen der Slawen während der Völkerwanderung nach Westen bis zu der Linie Niederelbe—Saale—Ob-Main—Nab-Senke und der darauffolgende deutsche Gegenstoß bedeutsam, der zuerst die „österreichische", später die „schlesische" und die „preußische" „Halbinsel" schuf, aber die „tschechische und polnische Bucht" leider nicht ausfüllte. Dieses deutsche Vordringen nach Osten ließ auch eine weit nach Polen, Böhmen, Mähren, Ungarn, ja selbst nach Südrußland vordringende „deutsche Inselwelt" entstehen (Abb. 3). Auch die Polen drangen gegen Osten und Südosten vor, und so kam es im ruthenisch-kleinrussischen Gebiet zur Bildung einer „polnischen Inselflur", dessen Mittelpunkt Lemberg ist (Abb. 4).

Das Völkergemisch auf der Balkanhalbinsel verdankt seine Entstehung einmal Stößen, die aus Südrußland kamen (z. B. Bulgaren), andererseits solchen, die aus Mitteleuropa-Ungarn nach Südosten hervorbrachen. Dazu kam der türkische Stoß, der die Zersplitterung sehr begünstigt hat. Schließlich sind noch zwei langsam, aber kraftvoll vor sich gegangene mittelalterliche Völkerbildungen wichtig, die radialstrahlige Ausbreitung der Rumänen und die der Großrussen (Abb. 1).

Die während der Völkerwanderung zersprengte romanisierte Bevölkerung der Donauländer nämlich fand in den unwegsamen Transsylvanischen Alpen Schutz. Diese „Rhätoromanen"[1]) entwickelten nun eine erstaunliche Volkskraft, indem sie unter Aufnahme fremder Völker und unter Umwuchern der magyarischen Szekler und der Sachsen den heutigen geschlossenen rumänischen Volksblock schufen.

Noch kraftvoller war die radialstrahlige Ausbreitung der Russen unter Bildung von Volk und Staat der Großrussen. Von Kijew ging wohl unter Führung von Warägern der Anstoß zur Staatenbildung aus, aber das Vorhandensein des „Russischen Daches", d. h. jener flachen Platte, von der die russischen Flüsse nach allen Seiten austrahlen — jener Flüsse, an denen entlang die Ausbreitung der Russen und Russifizierung der Finnen und Litauer erfolgte —, unterstützte wesentlich diesen Vorgang der Volksneubildung. Der Umstand, daß nördlich der Linie Kijew—Kasan—Perm ein undurchdringlicher Urwald lag[2]), der nur im Verlauf der Flüsse zu queren war, begünstigte die Entwicklung mächtiger russischer Fürstentümer, von denen der Moskauer Großfürst alle anderen bezwang und sogar das Tatarenjoch abschüttelte. Bei dieser sternstrahligen Ausbreitung von Volk und Staat der Großrussen wurden die schwächeren Völker in die Randgebiete gedrängt. So wurden die Finnen, Esten, Letten, Litauer auf den baltischen Rand beschränkt, gegen den Ural und das Eismeer hin wurden aber die Samojeden, Wogulen, Syrjänen, Wolgafinnen geschoben. Gleichzeitig entstand das Völkergemisch im Per-

1) Das Rumänische ähnelt so sehr dem Rhätoromanischen, daß der aus dem Grödener Tal stammende Oswald von Wolkenstein (14. Jahrhundert) sich in Rumänien gut verständigen konnte.

2) Nach Salomon, Pet. Mitt. 1925, S. 111.

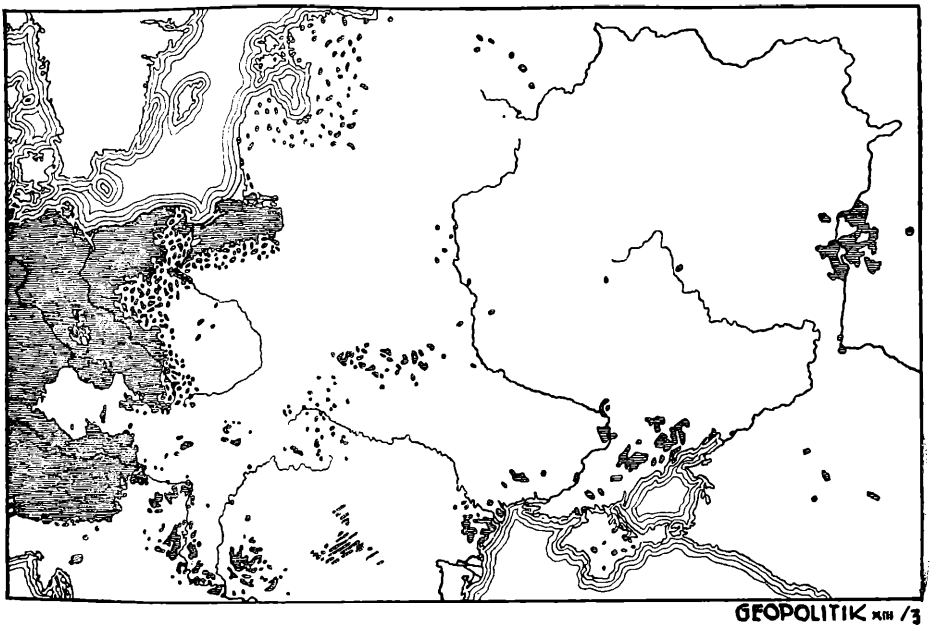


Abb. 3. Die drei deutschen Halbinseln und die deutsche Inselflur

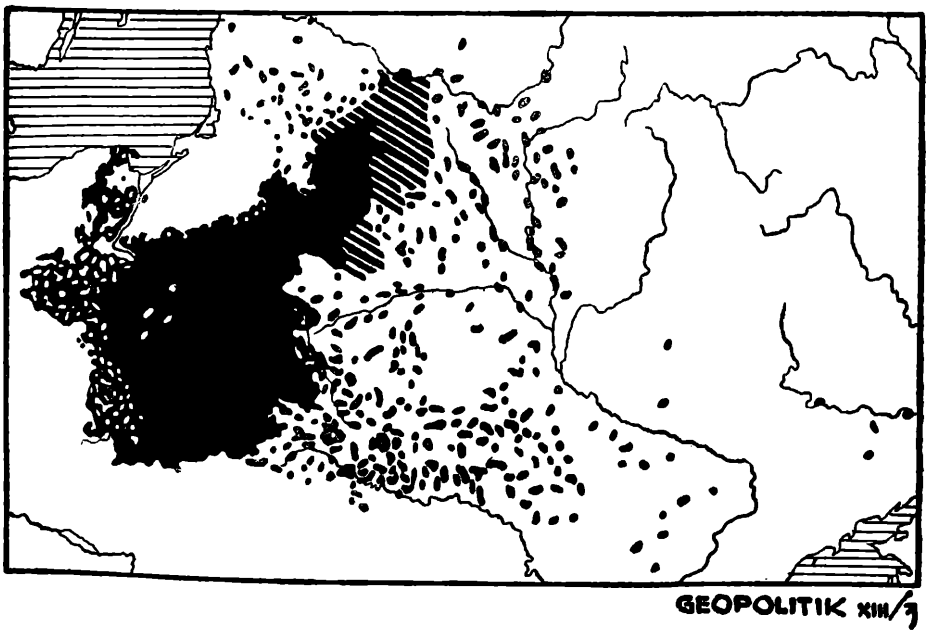


Abb. 4. Die polnische Inselflur

mischen Sack, wo besonders die Baschkiren sitzen. Die Kirgisen wurden an den Kaspi-See, die Tataren in die Krim und nach Südrußland hineingedrängt. So entstand jenes merkwürdige Völkermosaik, das mit dem Namen „Ostrussischer Völkerwirbel" vielleicht richtig gekennzeichnet wird.

In der großen Gefahrenzone entstanden auch die zahlreichen „Nationalstaaten", zuerst auf dem Balkan als Folge der Losreißung von der Türkei (Serbien, Rumänien, Griechenland, Bulgarien) und nach dem Weltkrieg die Neustaaten zwischen Mitteleuropa und Rußland.

Der Balkan ist wegen der Staaten- und Völkerzersplitterung als Unruheherd längst bekannt, die Verlängerung des „politischen Balkans" bis zum Finnischen Meerbusen hat die Gefahrenzone ganz gewaltig vergrößert und Verhältnisse geschaffen, die auf die Dauer unhaltbar sein dürften. Die Gründe hierfür sind folgende:

Im politischen Leben der Gegenwart herrscht das Nationalitätsprinzip vor, d. h. die Mitglieder eines bestimmten Volkes wünschen sich zu einer selbständigen Staatsgemeinschaft zusammenzuschließen. Fremdvölker fühlen sich in den Staaten anderer Völker nicht wohl; es fehlt ihnen jene Staatstreue[1]), die allein den Bestand eines Staates verbürgt. Es ist nun aber klar, daß das Nationalitätenprinzip zur Farce wird, wenn lebensunfähige Liliputstaaten künstlich geschaffen werden. Lebensfähigkeit — wirtschaftliche und politische Lebensfähigkeit — muß Voraussetzung einer jeden erfolgreichen Staatengründung sein.

In der Großen Völker-Wirbelzone liegen die Verhältnisse ganz besonders schwierig. Da gibt es nicht nur geschlossene Völkerräume von ungenügender Größe und Bevölkerungszahl, sondern wie Rosinen, Korinthen, Mandelstücke im Kuchenteig liegen Völkerinseln in einem anderen Volk. Eine farbige Völkerkarte gleicht einem Gewand, das aus zahllosen bunten Lappen und Läppchen zusammengenäht ist. Wenn ein solcher Zustand in Zeiten, in denen jedes Volk seinen eigenen Staat zu besitzen wünscht, schon an sich schlimm ist, so werden die Verhältnisse ganz unhaltbar, wenn es Völker gibt, die in ihrem Staatswesen anderen Volksteilen ihre Sprache mit Gewalt aufdrängen und sie durch Zwangsmaßnahmen zu assimilieren suchen. Wohin das führt, hat Vorkriegs-Ungarn doch zur Genüge erfahren. Sein jetziges Schicksal ist zu einem erheblichen Teil selbst verschuldet. Das Unglück ist erst recht nicht aufzuhalten, wenn das tyrannisierende Herrenvolk — Tschechen — nur 44% der Gesamtbevölkerung ausmacht und doch noch so landhungrig ist, daß es am liebsten, wenn im Verhältnis auch nur so groß wie Neu-Kastilien, ein Land so groß wie die ganze spanische Halbinsel verdauen möchte, und zwar ein Land mit durchaus ablehnender Fremdbevölkerung. Infolge der Bestimmungen des Versailler Gewaltfriedens — — standen nur Unwissenheit und Torheit oder auch Heuchelei und Boßheit Paten? — ist innerhalb einer ganzen Anzahl von Neu- und

1) Kjelléns Loyalität (Der Staat als Lebensform, Berlin 1924).

Altstaaten eine solche Unsumme von Haß und Rachsucht angesammelt worden, daß die Atmosphäre blitzgeladen ist. Der Marseiller Mord war nur ein erstes leichtes Donnerrollen!

Die Lage ist deshalb so bedenklich, weil bekanntlich durch gewisse Mächte der Sowjetstaat salonfähig geworden ist. Dieser Sowjetstaat hat aber theoretisch das Problem des Nationalitätenprinzips der Völker in seiner Art scheinbar gelöst. Jedes Land darf sich in einer „autonomen" Republik mit eigener Sprache selbst regieren. Daß doch nur ein Trugbild vorliegt, weil Moskau mit einem grauenhaften Terror, der vor dem Untergang von Millionen Menschen nicht zurückschreckt, in Wirklichkeit alle vergewaltigt, hindert nicht, daß eine zufriedenstellende Lösung vorzuliegen scheint, die in den Herzen von Nachbarvölkern, die im Bereich der großen Gefahrenzone unterdrückt und drangsaliert werden, Sehnsucht nach Befreiung auszulösen imstande ist. Zur Zeit ist die besitzende Oberschicht bei Polen, Ruthenen, Ukrainern, Weißrussen, Rumänen sicherlich gegen Rußland eingestellt, da sie die Verhältnisse im Sowjetparadies richtig einschätzt[1]). Werden aber unterdrückte drangsalierte Bauern und Stadtproletarier die gleiche Einsicht besitzen? Dort besonders, wo ein sartoider Adels- und Großgrundbesitzerstand eine breite, aus Bauern und Stadtproletariern bestehende Schicht innerhalb des Staates malträtiert?

Ist keine befriedigende natürliche Lösung möglich? Die „Sequestrierung"[2]) von Volkssplittern ist möglich, d. h. ein gegenseitiger Austausch von Bewohnern und Grundbesitz. Die Türken haben so mit Griechen und Bulgaren Staatsbürger ausgetauscht. Der Eingriff ist für die Betroffenen schmerzlich, an sich aber nicht neu. Im alten Römischen Reich und noch früher bereits wurden ganze Völker versetzt. Bei liberalistischer Weltanschauung ist eine solche Gewaltkur kaum möglich, könnte aber aus Vernunftgründen in Notzeiten doch wohl mit Erfolg angewendet werden. Vielleicht wäre auch folgende Lösung möglich. Maßnahmen, die jedem Volk innerhalb des Staatsgebietes eine zivile Selbstverwaltung in eigener Sprache verbürgen, könnten eine ganz wesentliche Reinigung der politischen Atmosphäre unter Beseitigung der Haßelektronen herbeiführen.

Daß solch ein Lösungsversuch kein Hirngespinst ist, beweist die Schweiz, in der sich Deutsche, Franzosen, Italiener, Rhätoromanen unter dem Banner des Freiheitsgedankens friedlich zusammengeschlossen haben.

Von den vier maßgebenden Faktoren — Raum, Mensch, Kultur, Geschichte — wurde bezüglich der großen Gefahrenzone der des Raumes klargestellt: zentralasiatisches Steppengebiet — Uraltor — südrussische Steppenstraße — — mittel-

1) Die Regierung Rumäniens freilich hat es für richtig gehalten, sich in einem Militärbündnis mit Sowjetrußland, ungeachtet deren zielbewußt verfolgter Weltrevolution, dem Satan zu verschreiben.

2) „Sequestrierung" von Volkssplittern wie eine solche von zersplittert liegenden Grundstücken in Bauernwirtschaften.

russische Waldschranke, in deren Schutz das Großfürstentum Moskau entstand — Karpatenwall — Ungarische Festung — Permischer und Walachischer Sack — Galizischer und Norddeutscher Trichter — — das wären einige der wichtigsten Raumfaktoren.

Bezüglich der Völker wären zu nennen: die volksbildende Kraft der Russen und Rumänen — die Entwicklung des slawischen Charakters mit der Vereinigung von knechtischer Gefügigkeit und gewalttätiger Tyrannei, mit Mangel an politischem Wirklichkeitssinn, der sich in Maßlosigkeit der Ziele sowie in starrem Festhalten an Sprache und Volkstum äußert — die Beschaffenheit des gerissenen litauischen und die des gar zu harmlosen deutschen Charakters; beide Völker sind obendrein von weit geringerer Widerstandsfähigkeit gegen fremde Einflüsse als die Slawen. Kulturfaktoren sind die wichtigen Unterschiede in den Kulturstufen der Hirten, Bauern, Städter. Vor allem die Stoßkraft der asiatischen Hirtenvölker war früher überaus wichtig. In der Gegenwart aber hat das Vordringen der Maschinenkultur nach Osten in reine Ackerbau- und Hirtenländer hinein (z. T. unter Seßhaftmachung der Hirten in Südrußland) entscheidende Bedeutung.

Der Verlauf der Geschichte ist in vielem ausschlaggebend. Bezeichnend für das Wesen geschichtlicher Einflüsse ist das Fehlen der die landschaftskundlichen Einflüsse auszeichnenden Gesetzmäßigkeiten gegenüber zufälligen Ereignissen und dem zufälligen Zusammentreffen von Erscheinungen, deren Gleichzeitigkeit gerade von weitgehender Wirksamkeit wird — z. B. der Hunnenstoß gerade zur Zeit des Verfalls von Rom, dagegen der Ungarnstoß gerade zur Zeit eines Heinrich I. und Otto I.

Auch hinsichtlich der Entstehung der politischen Gefahrenzone haben geschichtliche Zufälligkeiten oft eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Hier einige Andeutungen:

Wenn die Bajuwaren in Böhmen geblieben wären — wenn das deutsche Kaiserreich des Mittelalters, statt sich in Italien zu verbluten, seine ganze Kraft der Germanisierung des Ostens unter Besetzung des Weichselgebietes gewidmet hätte — wenn der Deutschritterorden den Kampf gegen den Islam fortgesetzt hätte, statt nach Preußen zu gehen — wenn Dschingis Khan nach den Siegen seines Heeres in Schlesien und Ungarn seine Heerführer nicht zurückgerufen hätte — wenn die Juden nicht aus Spanien vertrieben worden und nach der Türkei gegangen wären, und wenn daher nicht ein Jude Großwesir von Soliman I. geworden wäre und den Sultan zu der Eroberung von Ungarn veranlaßt hätte — wenn kein Peter der Große gelebt und keine Katharina II. Südrußland erschlossen hätte, wenn auf Wilhelm I. ein Kaiser gefolgt wäre, der wirklich bedeutende Staatsmänner an sich gefesselt hätte, und wenn der Weltkrieg daher einen anderen Ausgang genommen hätte — wenn, wenn und abermals wenn — — dann lägen die staatlichen Verhält-

nisse in der großen Gefahrenzone sicherlich anders als heutzutage, dann wäre vielleicht sogar die Bildung eines so tollen Völkerwirbels unterblieben.

Die Erklärung dieses Wirbels muß alle Einflüsse berücksichtigen, die mitgewirkt haben, also den geographischen Raum, die Völker mit ihren Eigenarten, die Kulturverhältnisse bei den verschiedenen Völkern, die geschichtlichen Ereignisse, die zum Teil Ausstrahlungen aus weiter Ferne — Zentralasien, Vorderer Orient sind, die unser Gebiet erreichten. Alle diese Faktoren haben zusammenwirkend die heutige politische Gefahrenzone entstehen lassen. Verhängnis und Schuld haben zusammengewirkt. Am schwersten gesündigt hat aber der Versailler Vertrag mit seinem Unverstand und seiner Bosheit. Seine Beseitigung unter Anstreben einigermaßen erträglicher Zustände wird eine schwere Aufgabe zukünftiger, von Gerechtigkeitssinn, Wohlwollen und Vernunft diktierter Staatskunst sein.

Herbert Korgel:
Gefährdung im Osten!

Durch das Friedensdiktat von Versailles wurden dem deutschen Volkskörper in Nord, Süd, West und Ost tiefe Wunden geschlagen. Das Ziel der Verstümmelung Deutschlands war klar: Zerschlagung des deutschen 82-Millionen-Volkes und damit Verdrängung aus seiner Führerstellung in Mitteleuropa. — Das deutsche Volk muß es sich bis auf den heutigen Tag gefallen lassen, daß kleinere Völker die losgetrennten deutschen Volksgruppen mit aller Rücksichtslosigkeit behandeln. Empfindet nicht endlich das Binnendeutschtum jeden Schlag gegen das Deutschtum jenseits der Grenze als einen Schlag gegen sich selbst, dann erschlafft allmählich auch der Widerstand kleiner Einheiten des Außendeutschtums gegen Ausrottungsbestrebungen der fremden Völker!

Oberschlesien verlor im Jahre 1921 eine Million Menschen und ein Viertel seines Gebiets. Die Lostrennung Ostoberschlesiens ist für das übrige Gebiet ein einschneidender Verlust. Eine Betrachtung über die geschichtliche Entwicklung Oberschlesiens und seine Gebietsverluste seit dem Mittelalter zeigt aber erst, wie gefährdet die heutige Stellung Oberschlesiens ist (s. Abb. 1).

Länger als ein Jahrtausend vor dem Einwandern der Slawen war Oberschlesien germanisches Siedlungsgebiet. Die nach der Völkerwanderungszeit zurückgebliebenen Germanen (neben Wandalen nach den neuesten Bodenfunden auch Goten) gingen erst im 8. bis 12. Jahrhundert im langsam einsickernden Slawentum auf. Mit der Einsetzung der Piasten im Jahre 1163 wird Schlesien von Polen losgelöst. 1335, im Trentschiner Vertrag, verzichtet Polen endgültig auf Schlesien, das kurz vorher Böhmen angegliedert worden war. Das piastische Oberschlesien umfaßte ein Gebiet von mehr als zweifacher Größe der heutigen Provinz. Es reichte von den Sudeten bis zum Jurazug an der oberen Warthe. Seine natürliche Grenze im Süden fand Oberschlesien in den Beskiden. Während der Piastenzeit vollzog sich die Wiederbesiedlung des oberschlesischen Raumes durch Deutsche. Die Rückkolonisierung ging von den Bistümern Breslau und Olmütz aus. Während das Bistum Breslau Rückhalt für das Deutschtum bleibt, wird der deutsche Charakter des Bistums Olmütz immer schwächer. Das Deutschtum wurde

hier besonders in der letzten Zeit gegenüber dem Tschechentum vernachlässigt. In den preußischen Anteilen der Diözese Olmütz ist seit der Kulturkampfzeit beim Klerus eine antideutsche Stimmung bemerkbar. Im Jahre 1893 gründeten katholische Geistliche die „Katolické Noviniy", die sich immer mehr für nationaltschechische Forderungen einsetzten. Die „Katolické Noviny" sind zu den Versailler Friedensverhandlungen vorgelegt worden; ihre Mitwirkung an der Lostrennung des Hultschinerländchens steht fest. Heute mehr denn je wird das Erzbistum Olmütz tschechisch bestimmt. Bedeutender als die mährische Beeinflussung aber war der polnische Einfluß vom Bistum Krakau aus. Krakau war Hauptausstrahlungsort für den polnischen Klerus, der an der Polonisierung Oberschlesiens führenden Anteil hatte. Die Folgen der Überschneidung von Landes- und Diözesangrenzen waren für das oberschlesische Deutschtum schädlich. Noch 1820 gehörte das Dekanat Beuthen mit Tarnowitz zur Diözese

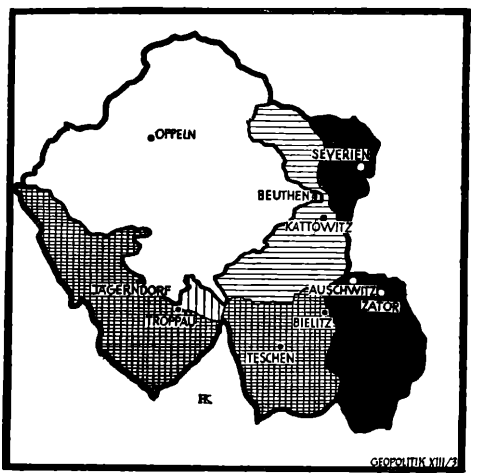


Abb. 1. Gebietsverluste Oberschlesiens
Im 15. Jahrh. 1742 1920 1921

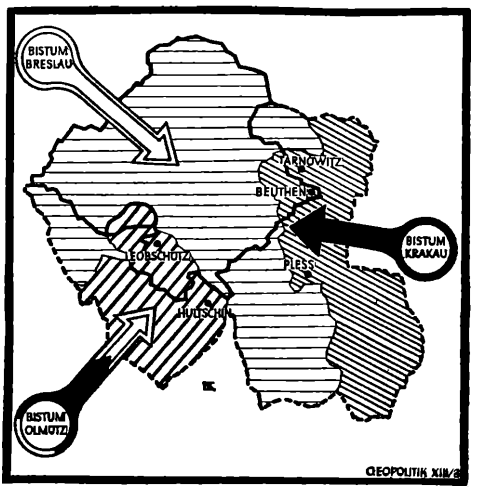


Abb. 2. Die Diöcesanverhältnisse Oberschlesiens im Mittelalter
Beeinflussungen seit dem 15. Jahrhundert
slawisch deutsch

Krakau; die tschechische Diözese Olmütz ragt noch heute mit dem Kreise Leobschütz in deutsches Reichsgebiet[1]). (Siehe Abb. 2.)

Zahlreiche Kriege erschütterten die beherrschende Stellung des Deutschtums in Oberschlesien. Der Mongolensturm im 13. Jahrhundert traf die Deutschen mitten im Aufbau ihrer Siedlungen; Hussitenkriege, die mehrere Jahrzehnte währten, Reformationskämpfe, der Dreißigjährige Krieg und die Schlesischen Kriege erschöpften das Deutschtum in vielen Teilen des Landes, besonders rechts der Oder.

Schon 1442 verliert Oberschlesien ein Gebiet: das Herzogtum Severien wird vom Herzog von Teschen an den Bischof von Krakau verkauft. 1453 werden die Herzogtümer Auschwitz und Zator zu Polen geschlagen; erst später (1457 und 1494) werden sie von der polnischen Krone käuflich erworben. Wir können nicht sagen, daß diese Gebiete verlorengehen mußten, weil die deutsche Wiederbesiedlung dort nicht wirksam genug durchgeführt war. Dies trifft nur für den kleineren nördlichen Teil zu, für das Herzogtum Severien. Die beiden südlichen Herzogtümer waren genau so eingedeutscht wie andere Gebiete Oberschlesiens. (Siehe Abb. 3.)

1) Vgl. auch Herbert Korgel: „Die Bevölkerungsstruktur Oberschlesiens." (Archiv für Bevölkerungswissenschaft, 1935, Nr. 6.)

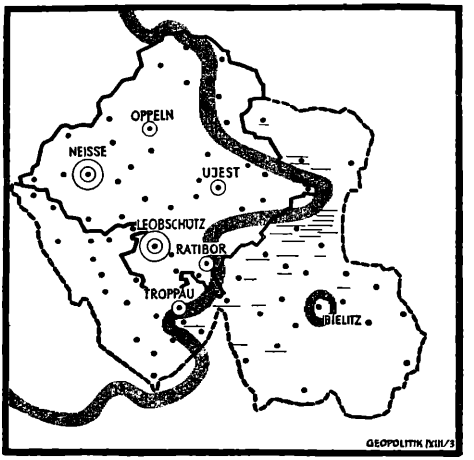


Abb. 3. Mittelalterliche Stadtgründungen in Oberschlesien nach deutschem Recht

- Deutschsprachliche Stadtgründungen
- Zentren für deutsches Recht
- Heutige Sprachgrenze
- Starke deutsche Minderheit

Neben den ersten Verlusten an oberschlesischem Gebiet vollzieht sich im selben Jahrhundert das Schwinden einer wichtigen Volkstumsstellung im Osten: in Krakau, dem deutschen Vorposten vor dem oberschlesischem Raum, verliert das Deutschtum seine beherrschende Stellung. Zwischen Oberschlesien und Krakau bestanden die engsten Beziehungen.

Als 1742 Schlesien zu Preußen kam, verblieben Westschlesien mit Jägerndorf und Troppau, und Ostschlesien mit Teschen und Bielitz bei Österreich. Maria Theresia hatte es verstanden (zum Teil mit Täuschungen), wenigstens diese Teile für Österreich zu erhalten. Das verlorene Gebiet war 5147 qkm groß. Einen besonderen Verlust für Oberschlesien bedeutete Westschlesien, ein fast rein deutsches Siedlungsgebiet. Die Folgen der unglücklichen Verschiebung von Volkstums- und Staatsgrenzen sind seit 1742 noch stärker fühlbar. (Siehe Abb. 3.)

Abb. 4. Versailles

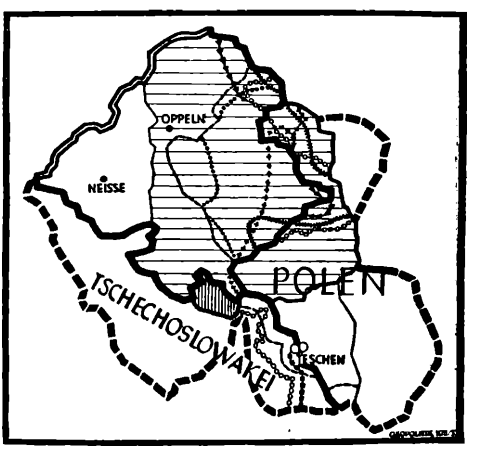
- Heutige Grenze
- Grenze Oberschlesiens im Mittelalter
- Grenze 1742
- Abstimmungsgebiet
- Ohne Volksbefragung losgetrenntes Gebiet

Grenzziehungsvorschläge:

- Polen: Korfanty
- General Le Rond
- Briand
- Oberst Percival
- Lloyd George
- Graf Sforza

Für das Teschener Gebiet:

- Demarkationslinie 1918
- Demarkationslinie 1919
- Tissi-Linie



Zertrümmerung Oberschlesiens

Die Grenzziehungsvorschläge entbehren jeder rechtlichen Grundlage. Finden wir irgendwo ebensolche Willkür bei einer Grenzziehung? Die Vorschläge wetteifern in ihrer Unsinnigkeit mit der tatsächlich gezogenen Grenze. Nur zwei Vorschläge gönnten Deutschland das oberschlesische Industriegebiet. — Im Süden werden Grenzen verwischt, die seit Jahrhunderten feststehen; Teschen wird in zwei Staaten aufgeteilt. — Verdienst der tapferen Männer des oberschlesischen Selbstschutzes ist es, daß die Grenzziehung überhaupt noch so zur Ausführung kam. Bei Betrachtung der Abbildung tritt uns die ernste Gefahr vor Augen, in der sich das deutsche Grenzland Oberschlesien vor 15 Jahren befand.

Laut Artikel 83 des Versailles-Diktats mußte im Februar 1920 das Hultschiner Ländchen ohne Volksbefragung an die Tschechoslowakei abgetreten werden. Oberschlesien verlor mit diesem Gebiet 48 000 Einwohner und 316 Quadratkilometer. Die Tschechisierung wird hier gewalttätig betrieben. Bisher waren (Musterbeispiel einer tschechischen Zählung!) angeblich nur 11% der Bevölkerung deutsch. Bei den Wahlen zum tschechischen Parlament im Mai 1935 bekannten sich 74% der Wähler zum Deutschtum! Trotz dieses Wahlergebnisses dauert die Unterdrückung der Deutschen fort.

Nach dem Entwurf des Versailles-Diktats vom Mai 1919 sollte Oberschlesien ganz an Polen abgetreten werden. Die dann doch durchgesetzte Volksabstimmung fand unter scharfem, von den französischen Besatzungstruppen unterstütztem Druck statt. Sie ergab eine Stimmenmehrheit von 60% für Deutschland. Das Wahlergebnis wurde nicht geachtet: die Unsinnigkeit der Zerreißung Oberschlesiens wurde begangen. Die Grenzziehung ist eine „internationale Sehenswürdigkeit". [Die unmögliche Lage der Großstadt Beuthen (O./S.), die mit drei Seiten direkt an Polen grenzt, ist bezeichnend für die hohnsprechende Art dieser Grenzziehung!] Mit 3221 Quadratkilometer Landes wurden eine Million Menschen zu Polen geschlagen, darunter mehr als 300 000 Deutsche. Der weitaus wichtigere Teil des großen Industriegebiets mit der Stadt Kattowitz, die eine deutsche Mehrheit von 87% hatte, fiel an Polen. Die Entdeutschung Ostoberschlesiens auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet erfolgt planmäßig. Weit mehr als 100 000 Deutsche zogen in der Zeit nach der Grenzziehung von Ostoberschlesien nach Deutschland! Die Stellen der verdrängten deutschen Arbeiter und Beamten werden mit Polen (besonders mit Galizianern) wieder besetzt. Die Schülerzahl der deutschen Volks- und Mittelschulen in Ostoberschlesien vermindert sich jedes Jahr um mehr als 1000! Eine Besserung der Stellung des Deutschtums trat auch nach dem deutsch-polnischen Freundschaftsvertrag nicht ein. 1937 verliert das Abkommen von 1922 (Übergangszeit zwecks Milderung der durch die Grenzziehung entstandenen Unzuträglichkeiten) seine Gültigkeit.

Mit der Angliederung Ostoberschlesiens an Polen setzte von polnischer Seite sofort eine eifrige propagandistische Tätigkeit ein. Besonders die wissenschaftliche Arbeit des Schlesischen Instituts in Kattowitz, unterstützt von den Universitäten Krakau und Posen, stellt sich in den Dienst der Propaganda. Handelt es sich doch darum, die Slawen in Deutschland für ein Großpolen zu gewinnen, besonders die „800 000 Polen" in Westoberschlesien. Der Forderung verschiedener polnischer Richtungen: Einverleibung noch weiterer Gebiete des Deutschen Reiches zu Polen, wird offenbar Nachdruck verliehen. (Man beachte die sehr wichtige Arbeit Kurt Tramplers „Deutsche Grenzen" in der Zeitschrift für Geopolitik, Jahrg. 1934, Heft 1; besonders Abb. 16/17 und 18!)[1]) Seit zwei Jahren besteht ein polnisches Gymnasium in

1) Inzwischen wesentlich ausgestaltet erschienen unter dem Titel: Kurt Trampler, „Um Volksboden und Grenze" (9. Heft der „Schriften zur Geopolitik"). Kart. 2,40 RM.

Beuthen (O./S.). Ein polnisches Mädchenlyzeum in Ratibor wird gebaut. Die polnische Minderheit in Westoberschlesien zeigt eine noch nie gesehene Regsamkeit.

Am 8. Januar 1936 faßte der Hauptvorstand des Polenbundes in Deutschland die Entschließung, dem Führer und Reichskanzler persönlich die Lage der polnischen Minderheit in Deutschland darzustellen. Die Ausübung der nationalen Rechte auf kirchlichem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet wäre den Polen systematisch erschwert worden, eine „Germanisierung" noch immer nicht eingestellt!

Oberschlesien, eine Ausgangsstellung des Deutschtums im Mittelalter, ist stark gefährdet! Die mittlere der drei großen Wachstumsspitzen des deutschen Volkes im Mittelalter ist heute einer systematischen Slawisierungspolitik ausgesetzt. Oberschlesien umfaßt heute nicht einmal mehr die Hälfte seines einstigen Gebietsstandes. Wollen wir nicht, daß dieser Rückbildungsvorgang weiterschreitet, müssen wir alle Kräfte einspannen, um wenigstens das verstümmelte Oberschlesien für die Dauer zu erhalten!

Wesentliches Schrifttum: J. Partsch, Schlesien. — C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens. — G. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf. — Derselbe, Geschichte des Herzogtums Teschen. — W. Kuhn, Die deutsche Besiedlung Oberschlesiens. — Bednara, Aus der Frühgeschichte der deutschen Stadt Leobschütz. — Kurt Witt, Die Teschener Frage (Beiheft zur Zeitschrift „Volk und Reich" 1935).

Erwähnt seien auch die Beilagen „Deutschland und Polen" der „Ostdeutschen Morgenpost" mit wichtigen Beiträgen über die Stellung der polnischen Minderheit in Oberschlesien und im Reich.

VICTOR C. IRK:

Rumäniens politische Probleme

Unter allen nationalen Nachfolgerstaaten, die aus der Liquidationsmasse der Habsburgischen Donaumonarchie hervorgegangen waren, konnte man dem Königreich Rumänien die beste Zukunft voraussagen, wenn man zunächst nur seinen geographisch geschlossenen Staatskörper, mit seinen fast durchweg naturgegebenen Grenzen und dem geophysischen Reichtum des Landes ins Auge faßte. Allein bei genauer Betrachtung erkannte man, daß gerade dieses reiche Erbe auch ein reichliches Maß von Schwierigkeiten mit sich gebracht hatte, deren Überwindung durchaus nicht einfach ist und deren Kenntnis nötig ist, will man in der gerechten Beurteilung des Landes nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Denn mit dem neuen güterreichen Provinzen waren natürlich die auch in ihnen siedelnden Bewohner dem Staate einverleibt worden, wodurch sich der einst völkisch homogene Staat plötzlich vor die keineswegs leichte, jedenfalls bisher ungewohnte Aufgabe gestellt sah, eine völkische Minderheit im Gesamtumfange von 27% in sich aufnehmen zu müssen. Mit seinen 1 388 000 Magyaren 829 000 Juden, 775 000 Deutschen, 496 000 Ukrainern, 378 000 Bulgaren und

234 000 Russen bei einer Gesamteinwohnerzahl von 18 000 000 Menschen, bot das neue Rumänien ein Bild, welches stark an die Donaumonarchie erinnerte. War es schon für einen, auf dem Nationalgedanken des Rumänentums aufgebauten Staat reichlich schwer, sich in diese Tatsache zu finden, so kam dazu noch der Umstand, daß der neue Staat nunmehr aus fünf ganz verschiedenen Verwaltungseinrichtungen bestand. Dem Verwaltungssystem im Stammreich standen auf einmal das System einer russischen Verwaltung in Bessarabien, einer ungarischen in Siebenbürgen und Banat, einer österreichischen im Buchenlande und einer bulgarischen in den neuerworbenen Teilen der Dobrudscha gegenüber. Die Schwierigkeiten, diese vielfach einer verschiedenen Kulturauffassung entstammenden Verwaltungsgedanken, in eine einheitliche und dazu noch französischem Muster nachgebildete Form zu gießen, wurden noch durch die Tatsache vermehrt, daß für die neuerworbenen Provinzen rumänische Beamte in ausreichendem Maße anfänglich nicht zur Verfügung standen, daß vielmehr dort ein großer Teil der alten, allerdings meist bewährten Beamten auf ihrem Platze verbleiben mußten, wodurch noch starke sprachliche Hindernisse dazukamen. Von dem Bestreben geleitet, nichtrumänische Beamte allmählich durch rumänische zu ersetzen, schoß man über das Ziel hinaus und sieht sich heute durch überreichliche Schaffung einer neuen rumänischen Intelligenzschicht dem schwierigen Problem der Arbeitslosigkeit junger Intellektueller gegenüber.

Im Rumänentum selbst mußte man von den ersten Lebensjahren des neuen Staates an mit kulturellen Verschiedenheiten, besonders in intellektuellen Kreisen rechnen. Zu einer französisch gebildeten Oberschicht des Stammlandes, namentlich der Hauptstadt Bukarest, gesellte sich eine Intelligenz, die, in den Westprovinzen, ihre Erziehung in Budapest oder in Wien, oder wie in Bessarabien, in Petersburg genossen hatte. Selbst das Bindungs- und Kraftmoment der Religion, die alte und traditionelle Trägerin des Nationalgedankens im Rumänentum, die jahrhundertealte, nie ermüdende Vorkämpferin für den nunmehr verwirklichten Traum der Schaffung eines Großrumäniens, ist jetzt in zwei Teile geschieden, denn zur orthodoxen Staatskirche griechisch-orientalischer Konfession kam nun die konfessionell nach Rom orientierte griechisch-katholische Kirche, die in Siebenbürgen ein altes, nationales Kulturzentrum bildet, die sich dogmatisch für älter hält und die ungern ihre Vormachtsstellung aufgab. Dabei kam es zu ernsten Verstimmungen, die tief ins Volk hineindrangen.

Verschiedenheiten des Gedankenganges, wie sie aus diesen Vorbedingungen einfach unvermeidlich waren, machten sich daher sehr bald geltend, nachdem der Jubel der ersten Begeisterung über die Schaffung eines geeinten Rumäniens verklungen war, um einer ruhigen Aufbauarbeit Platz zu machen. Bis in die jüngste Zeit hinein können wir die Auswirkungen dieses Zustandes sowie die dem notwendigen Verschmelzungsprozeß naturgemäß folgenden Reibungen erkennen.

In Politik und Wirtschaft, in Verwaltung und im Lehrplan der Unterrichtsanstalten, in sozialen Einrichtungen aller Art, in Prestigefragen endlich von oft rein persönlichem Charakter spielten und spielen noch zur Zeit diese Verschiedenheiten hinein und hemmen durch ihre Kraftzersplitterung die Arbeit am einheitlichen Aufbau des Landes. Allein es wäre unbedingt falsch, würde man in diesen selbstverständlichen Schwierigkeiten eines sich vor unseren Augen vollziehenden Prozesses der Vereinheitlichung eine grundlegende Schwäche des neuen Staates erblicken. Von einem völkischen Einheitswillen wurde Rumänien geschaffen und wird von diesem Gedanken auch bewußt getragen; bei allen zeitlich bedingten Jugenderscheinungen dieses Staates wird früher oder später einmal der politischen Einheit auch die kulturelle folgen.

Vielfach hatten ja die Divergenzen persönlicher Art ihren Grund in der ganz eigenartigen Struktur des politischen Lebens in Rumänien überhaupt, dessen wesentliches Merkmal anderen Ländern gegenüber darin besteht, daß die politischen Parteien des Landes nicht so sehr auf doktrinäre Unterschiede im Parteiprogramm selbst aufgebaut waren, sondern vielmehr auf dem Persönlichkeitswert eines Staatsmannes von mehr oder minder starker Popularität, um den sich seine Anhänger zu einer eigenen Partei zusammenschlossen. So war es in der angeschlossenen Provinz Siebenbürgen Julius Maniu, dessen Name Jahre hindurch wahre Zauberkraft besaß, da er den Siebenbürger Rumänen neben dem langjährigen Politiker Valda als alterprobter Kämpfer um die rumänisch-nationalen Belange im alten Ungarnstaate galt, so war es mit Ionel Bratianu, dem großen Führer der stärksten und kapitalkräftigsten liberalen Partei im Altreich, mit den beiden Bauernführern Mihalache und Lupu, wobei letzterer als blendender Redner und als schonungsloser und schlagfertiger Kritiker gefürchtet war, so war es mit Octavian Goga und Cuza, den beiden leidenschaftlichen Vorkämpfern des nationalen Rumänentums auf rassischer Grundlage, so war es endlich mit dem greisen Marschall Averescu, einem Manne von unbedingter politischer Sauberkeit, dessen Name schon als rumänischer Heerführer im Weltkriege einen guten Klang hatte. Daß gerade diese Persönlichkeit Rumänien unmittelbar nach dem Kriege vor einer Ausbreitung bolschewistischer Ideen bewahrte und damit indirekt Südosteuropa vor dem Chaos rettete, wird vielleicht noch immer zu wenig hoch eingeschätzt. Durch das feierliche Versprechen einer Agrarreform, das der Marschall den vom Kriege heimkehrenden Soldaten mitgab, gelang es den berechtigten Bodenhunger der rumänischen Landbevölkerung, die fast 80% des Gesamtvolkes ausmacht, zu befriedigen und unsinnige umstürzlerische Gedanken abzureagieren. Daß diese Bodenreform, die bei der Beteilung der besitzarmen und besitzlosen Bauern mit Grund und Boden aus der Liquidationsmasse eines ungeheuren Latifundienbesitzes in ihrer technischen Durchführung schließlich nicht allen Erwartungen voll entsprach, ist nicht zu Lasten Avarescus zu buchen. Das lag vielmehr zunächst in der Schwierigkeit solcher Maßnahmen an sich, dann aber vor allem an der Geldknappheit des Landes, das an die Bewerber um Grund und Boden wohl Land abzugeben vermochte, dabei aber außerstande war, die neuen bäuerlichen Besitzungen mit allen nötigen Betriebseinrichtungen zu versehen.

Aber das demokratisch-parlamentarische System zerfiel endlich in 19 verschiedene mehr oder weniger starke Parteien und der wiederholt von einsichtsvollen Männern mahnend ausgesprochene Gedanke einer Vereinigung aller nationalen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit für den Staat verhallte ungeachtet oder kam über die ersten Versuche nicht hinaus. Wenn es trotzdem der jeweiligen Regierung immer wieder gelang, die unbedingte Stimmenmehrheit auf sich zu vereinigen, so hatte dies zwei Gründe. Einmal in der Gewohnheit, eine Partei schon vor den

Wahlen mit den Regierungsgeschäften zu betrauen, wodurch sie sofort den gesamten Regierungsapparat in die Hände bekommt, indem sie noch vor der Wahl alle einflußreichen Stellen, von den höchsten angefangen bis zum letzten Gemeindevorsteher des Dorfes mit ihren Vertrauensleuten besetzt. Dann aber in der Verfassung selbst, die der neuen Regierung alle Splitterstimmen als Wahlprämie zufallen läßt. Eine Parlamentswahl ist somit eigentlich immer nur eine graduell abgestufte Zustimmungserklärung zur neuen Regierung, ohne daß in dem betreffenden Kabinett der Willensausdruck des Volkes mit allen seinen Schattierungen zum Ausdruck käme.

Diese zunächst eigenartig anmutende Einrichtung hatte aber tatsächlich eine Berechtigung darin, daß es gerade bei der großen Zahl der Parteien sonst überhaupt nicht möglich wäre, eine tragfähige Regierungsmajorität zustande zu bringen, um so mehr, als die von der Krone wiederholt und zuletzt mit Hilfe des langjährigen über den Parteien stehenden Außenministers Titulescu unternommenen Koalitionsversuche jedesmal an dem Widerstande der Parteien selbst scheiterten. Für das System war es aber außerordentlich abträglich, daß der politische Kampf, der sich vorwiegend um Persönlichkeiten und ihre Ziele, sowie der ihrer Anhänger drehte, auf das Feld persönlicher Auseinandersetzungen hinüberwechselte und so schließlich eine Form annahm, die den Glauben des Volkes an seine politische Führung wankend machte. Denn nur um Stimmen zu gewinnen, kam es zu üblen Herabsetzungen des Gegners, kam es zu Aufdeckungen politischer Skandale und von Bestechungsaffären, was jedoch — das muß offen zugegeben werden — nur allzuhäufig rein agitatorischen Zwecken diente und nur zu bald vergessen ward, sobald die politischen Großkampftage um die Wahlen vorüber waren. Man übersah, indem man den Gegner herabzusetzen versuchte, daß derselbe je die gleichen Methden anwandte, so daß schließlich das unschöne Bild der Entartung des politischen Kampfes, der Kampf Aller gegen Alle in Erscheinung trat, dessen erschütternde Auswirkungen bis in das entlegendste Dorf drangen.

Demagogie dieser Art mußte schließlich auf der einen Seite zu einer Verwirrung der öffentlichen Meinung und zu einer gewissen Müdigkeit in der Erfüllung staatsbürgerlichen Pflichten führen, auf der andern Seite aber erkannten einsichtige Männer, erkannte vor allem die Jugend die Gefahr und mahnte eindringlich zur Umkehr. Die Gedankengänge bewegten sich teils in dem Versuch einer Stützungsaktion des parlamentarisch-demokratischen Systems, — der Zusammenschluß der großen, in sich selbst aber von starken Teilströmungen erfüllten nationalen Bauernpartei Manius und Vaidas mit der des Dr. Lupu, war von diesem Gesichtspunkte aus erfolgt, — andererseits setzte aber auch eine grundsätzliche Ablehnung des Parlamentarismus überhaupt mit mehr oder minder starker Deutlichkeit ein und forderte, ähnlich wie in anderen Staaten, eine autoritäre, alle nationalen Kräfte zusammenfassende Regierungsform.

Inwieweit solche Ideen in Rumänien heute schon spruchreif sind, ist eine vielumstrittene Frage. Wenn der eine Teil der Politiker des alten Systems heute noch solchen Ansichten und Bestrebungen entweder skeptisch oder grundsätzlich ablehnend gegenübersteht, so mag dieses vor allem darin gelegen sein, daß eine restlos befriedigende, wesensentsprechende, also bodenständige Form für den Aufbau einer nationalen, autoritären Staatsführung bisher noch nicht gefunden wurde.

Das Überkopieren dieser Staatsform von einem Lande auf das andere ist nicht nur unmöglich, sondern es widerspricht geradezu dem Grundgedanken dieser Weltanschauung selbst, deren Tragkräfte zutiefst verankert liegen müssen im eigenen Blut und Boden. Das Ringen aber um diese Weltanschauung hat auch in Rumänien begonnen, fand in dem einen warme Fürsprecher, in dem andern leidenschaftliche Gegner. Aber es wird, so scheint uns, doch nur eine Frage der Zeit sein, daß sich auch die Krone mit der Lösung dieses Problems ernstlich wird befassen müssen. Jedenfalls befindet sich Rumänien schon längere Zeit hindurch in dem Zustande politischen Umlernens, wenigstens ideell genommen, und es wäre ebenso unrichtig, solche natürliche Entwicklungsprozesse zu stören wie dieselben gewaltsam beschleunigen zu wollen. Notwendig ist für Rumänien nur, daß es sich in seiner politischen Anschauung, getragen von dem gesunden Lebenswillen seines jugendkräftigen Volkes, von vorgefaßten, nicht mehr zeitgemäßen Vorstellungen befreit und seine Lebensform findet, die im Volkstum wurzelnd die gesamten nationalen Kräfte zu gemeinsamer Aufbauarbeit vereint.

Äußerungen, daß gegen einen Gedanken der „Diktatur" „das heilige Ideengut der Demokratie" verteidigt werden müsse, schießen am Wesenskern einer Anschauung vorbei, zeigen deutlich, daß diese noch nicht in der wahren Tiefe erfaßt wurde, eröffnen aber gleichzeitig die Aussicht auf einen endgültigen Klärungsprozeß, wenn man einmal erkannt haben wird, daß ein volksgebundener Sozialismus allein die Form abgibt, in welcher der Wille des Volkes zum Ausdruck kommt. Denn zum Unterschiede von Deutschland, wo sich der Nationalsozialismus in hartem Kampfe gegen den wesensfremden Internationalismus marxistischer und kommunistischer Irrlehren hat durchsetzen müssen, sind in Rumänien sämtliche politische Richtungen und somit alle politischen Parteien von Bedeutung auf breiter nationaler Grundlage aufgebaut. Der Umbruch politischer Anschauungsformen kann demnach nur die an sich geringfügigen, doktrinären Verschiedenheiten innerhalb der gesamtnationalen Auffassung sowie wirtschaftliche Theorien und Programme betreffen und wird mit einer totalen Zusammenfassung derselben im Wesensgefüge des rumänischen Volkes zu rechnen haben. Rumänien ist Bauernland, die Liebe zur Scholle sein tragender Grundgedanke, die junge Intelligenzschicht selbst stammt in direkter Folge von Bauern ab. Ein guter Teil der Arbeiter — wenn wir von einigen Industriezentren westeuropäischer Prägung absehen — bewirtschaftet in seiner Freizeit ein, wenn auch kleines Grundstück, ist kleiner Eigenbesitzer und wenigstens teilweiser Selbstversorger, und ist stolz darauf. Schon aus diesem Grunde war die Ausbreitung marxistischer Ideen eine nur geringe.

Kommunistische Gedanken aber flossen in die großen Städte ein, suchten da und dort den gesunden Sinn des Volkes zu vergiften, und müssen ernstlich als Gefahr erkannt werden. Die Propagierung solcher staatsgefährlicher und zersetzender Ideen fand natürlich gerade da einen aufnahmebereiten Boden, wo die seit 1928 verschärfte Wirtschaftskrise am stärksten fühlbar war und wo, wie in der schnell wachsenden Hauptstadt, ein Rassengemisch entstand. Allein es muß, um gerecht zu sein, immer wieder gesagt werden, daß die Ideen des Kommunismus dem Volke der Rumänen wesensfremd sind, daß sich vielmehr immer wieder erwiesen hat, daß die Träger und Verbreiter dieser Lehre volksfremde Personen oder landfremde Einwanderer waren, welche die Gastfreundschaft des rumänischen Staates zu ihrer Wühlarbeit mißbrauchten. Die große Masse des Volkes

und gerade die selbst schwer um ihre Existenz kämpfende Jugend hat diese Machenschaften stets einmütig verurteilt.

Gerade in der letzten Zeit vollzieht sich vor unseren Augen ein politischer Umbruch, seitdem der bewährte Führer der nationalen Bauernpartei, Al. Vaida-Voivod, der alte Vorkämpfer des Rumänentums noch im ungarischen Parlament, bemüht ist, sich an die Spitze der nationalen Jugendbewegung zu stellen. In groß angelegten und mit Begeisterung aufgenommenen Versammlungen in den großen Städten der neuerworbenen Gebiete verkündete Vaida sein neues politisches Programm, die strenge Einhaltung der Verhältniszahl zwischen Rumänien und völkischen Minderheiten bei der Besetzung öffentlicher Stellen sowie schließlich auch im privatwirtschaftlichen Leben. Er faßte seine Anschauung unter dem Begriff „numerus valachicus" zusammen, und der Kampfruf „Rumänien den Rumänen!" erfüllt heute das politische Denken des Landes. Vaida stieß dabei nicht nur auf einen harten Widerstand seitens der jüdisch-liberalistischen Presse, sondern auch innerhalb seiner eigenen Parteileitung. Vor unseren Augen vollzieht sich die Spaltung einer der größten politischen Parteien des Landes, der Nationalzaranisten, in die streng nationale Gruppe Vaidas und die von Mihalache und Lupu geführte Restgruppe demokratisch-liberalistischer Einstellung, der sich zuletzt auch der durch lange Zeit hindurch schwankende Julius Maniu anschließt.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß es unvoreingenommene Politiker gibt, die an den tiefen Ernst der Aktion Vaidas nicht glauben wollen, die darin nur eine machtpolitische Frage persönlicher Art erblicken, oder die sogar befürchten, es handle sich um ein von dritter Seite geschickt geführtes Manöver, dessen Ziel die Zerschlagung dieser mächtigsten Partei des Landes sei.

Auch darf die Gefahr nicht übersehen werden, die darin liegt, daß man durch Schaffung einer nomadisierenden Intelligenzschicht zwar die Städte Rumäniens romanisieren wird können, daß dieser Vorgang jedoch mit der eigentlichen Lebenskraft des Volkes bezahlt wird, indem an Stelle der wirtschaftlichen und kulturellen Hebung des Bauerntums, diesem bedeutendsten Stande des Landes, die wertvollsten Kräfte entzogen werden. Allein die Schwierigkeiten des vaidistischen Programms in dieser Richtung können jedenfalls durch eine gesunde und vorausblickende Einstellung überwunden werden.

Schwieriger gestaltet sich die Frage der Stellung der völkischen Minderheiten Rumäniens in einem solchen autoritären Nationalstaat. Allein, es ist trotz aller Besorgnisse kein Zweifel, daß sich eine nationale Minderheit, die treu und bedingungslos auf dem Boden des Staatsgedankens steht — und das ist eine Forderung, die recht und billig ist — reibungslos als gleichberechtigter Mitträger dieses Gedankens wird einfügen können und müssen, wogegen man ihr loyal die Pflege und Entwicklung ihrer kulturellen und volklichen Eigenart schwerlos wird sichern können.

Die Deutschen Rumäniens stehen diesem Ringen nach einer neuen Ausdrucksform des politischen Lebens selbstverständlich mit rein theoretischem und sorgfältig beobachtendem Interesse gegenüber, aber von dem ehrlichen Wunsche erfüllt, daß es dem begabten und für den europäischen Südosten so bedeutsamen Volke der Rumänen gelingen möge, im Laufe seiner Fortentwicklung die seiner Wesensart entsprechende politische Lebensform zu finden. Die jahrhundertealte Verbundenheit zwischen den deutschen Siedlern und dem Rumänentum darf hierbei

nicht übersehen werden; gemeinsam mit dem Rumänen trug der deutsche Bauer Leid und Freud, Kampf und Not, und fühlte aus ehrlicher Überzeugung das Recht des Rumänentums, für seine kulturelle und politische Freiheit zu kämpfen.

Grundbedingung für die richtige Erkenntnis der Einstellung des Deutschtums in Rumänien seinem Staate gegenüber, ist die totale Zusammenschmiedung sämtlicher deutschen Siedlungsgebiete und Streusiedlungen zu einer einzigen großen Volksgemeinschaft der Deutschen Rumäniens unter einem einzigen volksgewollten Führer und in der einzigen Weltanschauung der geistigen Erneuerung. Im Rahmen des Staates kann dann das Rumänentum der deutschen Mitarbeit und Hilfe nicht entraten, es kann an einem führerlosen und zersplitterten Deutschtum kein Interesse haben. Man erwartet deutscherseits daher mit Recht vom Staate die Möglichkeit zur vollen Entfaltung der deutschen Kräfte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Für völkischen Bestand und für deutsche Ehre zu kämpfen, ist Lebensrecht der Deutschen Rumäniens, für seinen Heimatstaat Rumänien wann und wo immer voll und ganz einzustehen, ist deutsche Ehrenpflicht!

Diese fundamentale Wahrheit werden auch die dunklen Elemente, die aus dem Hinterhalt denunzieren, niemals brechen können.

Bei der politischen Betrachtung Rumäniens muß zunächst eine Tatsache mit aller Deutlichkeit hervorgehoben werden. Es ist kennzeichnend für den gesunden, naturhaften Lebenssinn des Rumänentums, daß bei aller parteipolitischen Zerrissenheit im Innern, die Front nach Außen stets und unabänderlich lückenlos geschlossen war. In der Abwehr jedes, den Bestand des Staates gefährdenden Gedankens, vor allem aber den Gedanken einer Grenzberichtigung gegenüber, stand das ganze rumänische Volk und die sonst erbittertsten parteipolitischen Gegner stets zu einem einzigen Willensausdruck geschlossen da, bereit, ihren Lebensraum in den Grenzen des heutigen Staates bis auf das letzte zu verteidigen, wann immer und gegen wen immer es sei. Denn Großrumänien verdankt seine Entstehung nicht irgendeinem zeitgebundenen, glücklichen Zufall, sondern es ist vielmehr der elementare Ausdruck einer folgerichtigen, natürlich bedingten Evolution im Geschehen der Menschheit.

Gestützt wird dieser Verteidigungswille von einer entschlossenen Armee, deren besondere Stärke in ihren gutwilligen, an Strapazen gewöhnten, widerstandsfähigen und dabei sehr genügsamen Soldaten, sowie in einem seiner Aufgabe bewußten Offizierskorps beruht.

Die deutsche Minderheit des Landes steht dabei geschlossen und bedingungslos auf der Seite des Rumänentums und hat diese Selbstverständlichkeit wiederholt eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht. Niemals im ganzen Ablauf der Geschichte stieß der Aufstieg des rumänischen Volkes auf Widerstand seitens der Deutschen, wurde vielmehr gerade von diesen jederzeit voll verstanden und unterstützt. Das wird und kann auch in alle Zukunft nicht anders sein. Die Erwartung

auf Anerkennung dieses auf dem unbedingten Staatsgedanken fußenden Willensausdruckes der Deutschen seitens des Rumänentums ist eine billige Forderung. Treue um Treue wird hier der tragende Grundgedanke sein müssen, aus dem sich statt geduldetem Nebeneinanderleben ein auf gegenseitiger restloser Achtung des Lebensrechtes aufgebautes Zusammenleben ergibt.

In der außenpolitischen Einstellung Rumäniens führte der entschlossene Wille zur Aufrechterhaltung und zum Schutze des Staatsbestandes zu einer staatspolitischen Bindung an Frankreich in der denkbar engsten Form, gestützt überdies auf eine kulturelle Verbundenheit des alten Stammreiches mit Frankreich. Deshalb wurde Rumänien zum leidenschaftlichen Verfechter französischer Interessen im Südosten Europas, wogegen Frankreich bei jedem Anlasse feierlich erklärte, sich für den unantastbaren Bestand Rumäniens voll einsetzen zu wollen.

Wer es jedoch mit der tatsächlichen Lebensfähigkeit Rumäniens ehrlich meint, darf nicht übersehen, daß die staatspolitische Einheit Frankreich-Rumänien zunächst in wirtschaftlicher Hinsicht den Lebensbedürfnissen des Landes nicht genügen kann. Es hat niemals an Bemühungen gefehlt, für diese Frage eine vollauf befriedigende Lösung zu finden, das muß unbedingt zugegeben werden. Von französischer sowie rumänischer Seite wurde für diesen wirtschaftlichen Angleich an die staatspolitische Bindung gearbeitet, und man darf nicht übersehen, daß zuzeiten krisenhafter Geldknappheit Rumäniens jederzeit Frankreich an der Spitze der Geldgeber stand.

Allein es blieb auch rumänischen Wirtschaftspolitikern auf die Dauer kein Geheimnis, daß eine Finanzhilfe auf Grundlage der Anleihepolitik zwar eine Zwangslage vorübergehend zu beseitigen vermag, letzten Endes aber jedoch sich zu einer für den anleihenehmenden Staat immer härter fühlbaren Belastung auswächst und denselben schließlich zu ständigen Ausgleichsversuchen zwischen den Forderungen des eigenen Landes und der außerstaatlichen Zahlungsverpflichtungen nötigt, wobei zumeist die letzteren die Überhand gewinnen. Es muß andererseits bedacht werden, ob denn Rumänien, das Land größter ungenützter Reichtümer, einer solchen Anleihepolitik überhaupt bedurft hätte, oder ob es nicht vielmehr richtiger gewesen wäre, ihm die Möglichkeit zu geben, seine Bodenschätze und Erzeugnisse im Sinne einer Ergänzungs- und Ausgleichswirtschaft zu verwerten. Gerade hierin stoßen die rumänisch-französischen Bemühungen auf die natürlich vorliegende Tatsache, daß sich die beiden Länder wirtschaftlich nicht ergänzen können. Wirtschaftskörper eines Volkes und Staates sind eben unbedingte und natürlich gewachsene Zustandsformen, die man weder willkürlich konstruieren noch auch im Wesen verändern kann. Wirtschaftskörper im Großraum gedacht, decken sich nicht mit den staatlichen Grenzen, wachsen hinüber und herüber, sind

bedingt durch geographische, entwicklungsgeschichtliche Gegebenheiten und können demnach auch staatspolitisch nicht umgebogen werden.

Es ist deshalb natürlich, daß aus den Kreisen anerkannter rumänischer Wirtschaftler der unumstößlichen Tatsache Ausdruck verliehen wurde, daß Rumänien in seiner Absatz- und Bedarfswirtschaft mit Zentraleuropa, vor allem aber mit Deutschland eine naturgegebene Wirtschaftseinheit bildet, sosehr man dies auch aus Gründen eines augenblicklichen Sentiments oder irgendeiner zeitgebundenen politischen Einstellung nicht wahr haben wollte.

Der industrielle Überschuß Deutschlands und die auf Absatz berechnete landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche und mineralische Produktion Rumäniens stellen eine gegenseitige Ergänzung lebenswichtiger Erzeugnisse dar, die für ihren Austausch den uralten Verbindungsweg des Donauraumes vorgezeichnet haben.

Die in letzter Zeit geschlossenen Handelsabkommen zwischen dem Reich und Rumänien sind ein erfreulicher Ansatz hierzu, wenngleich sie auch vorerst nur als ein Anfang zu werten sind. Vielfach wird heute noch der Wille zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer engen Wirtschaftsbindung mit Deutschland durch ein falsches Vorurteil gehemmt, welches an wirtschaftlicher Verbundenheit nur den Auftakt zu einer zwangsläufigen staatspolitischen Bindung sieht. Das ist schon an sich nicht richtig. Vor allen Dingen dann nicht, wenn die zur Landesverteidigung unbedingt nötige Industrie geschützt bleibt. Aber selbst wenn die Frage offen bleibt: Inwieweit wäre eine solche Annäherung zwischen Deutschland und Rumänien für die rumänischen Interessen ungünstig? Man möge hier einmal wirklich rein sachlich und nicht nur im Sinne einer Tagespresse polemisch denken! Oder man nehme sich doch wenigstens einmal die Mühe, diesen Gedanken rein theoretisch, ohne gefühlsmäßig voreingenommene Einstellung von beiden Seiten natürlich, auf seine positive und negative Seite hin zu untersuchen und zu erörtern.

Gewiß finden wir heute noch den Weg zur öffentlichen Meinung Rumäniens versperrt von einer fast durchweg deutschgegnerisch eingestellten Presse, die jedoch — und das wird in rumänischen Kreisen selbst offen zugegeben — gerade in diesen Fragen keineswegs die Meinung des Rumänentums widerspiegelt. Die Notwendigkeit einer sachlichen Aufklärung über die wahren Ziele Deutschlands ist ein wiederholt erhobener Ruf, der nicht ungehört verhallen darf. Hier hat eine auf breiter Grundlage aufgebaute Aktion einzusetzen, Werbung im besten Sinne des Wortes, Werbung für das gegenseitige Verständnis und Sichkennenlernen, Propaganda für den Frieden.

Durch Schaffung eines zielbewußt geleiteten deutschen Pressedienstes (Pressebeirat bei der Gesandtschaft) mit taktvoller und verständiger Einflußnahme auf die rumänische Öffentlichkeit, Herausgabe einer großen deutschen Tageszeitung in der Hauptstadt, durch Rundfunksendungen, durch Verbreitung des deutschen Buches, Veranstaltung billiger gegenseitiger Gesell-

schaftsreisen, Ausstellung rumänischer Landeserzeugnisse und Schöpfungen rumänischer Volkskunst in Deutschland usf. Grundsatz muß hierbei sein, daß die ganze Aktion planmäßig von einer einzigen Stelle aus geleitet werde; Einzelunternehmungen wirken durch ihren Dilettantismus nicht günstig oder schaden, wenn sie zumeist „geschäftlichen" Charakters sind. Jedenfalls werden sie der breiten Öffentlichkeit überhaupt nicht bekannt. Deutschland wird sich hierbei mit Erfolg seiner auslandsdeutschen Volksgenossen bedienen können, denen durch rein persönliche Bindungen der Weg zum Herzen der Rumänen offen steht. Arbeit dieser Art darf nicht den Charakter geschäftiger Geheimtuerei tragen; wer sich in den Dienst dieses ehrlichen Friedenswillens stellt, darf nicht der Gefahr ausgesetzt sein, als „staatsfeindlicher Propagandist" sogenannter „deutscher imperialistischer Ziele", des „Dranges nach dem Osten", der Idee „Deutschland bis zum Schwarzen Meere" usf. verdächtigt und verurteilt zu werden!

Wir werden endlich einmal ernstlich darangehen müssen, uns von dem gefährlichen Ballast hemmender und bedingungslos hingenommener Schlagworte frei zu machen.

Oder will man in dem Versuch einer verständnisvollen Annäherung zwischen Deutschland und Rumänien einen Versuch der Lockerung der Treue Rumäniens gegen Frankreich erblicken, zu der sich Rumänien moralisch, kulturell, politisch und aus tausend anderen Gründen der Dankbarkeit verpflichtet fühlt? Man höre doch endlich einmal damit auf, jedem von Deutschland ausgehenden Verständigungsgedanken eine geheime oder böswillige Absicht zu unterschieben!

Würden sich nicht gerade für Rumänien, dessen Außenminister Titulescu der Vertrauensmann Frankreichs und Sprecher der kleinen Entente ist, wenn es sich seiner Brückenstellung bewußt wäre, dem Gedanken einer Annäherung zwischen den beiden westeuropäischen Großmächten die Tore zu öffnen, Aussichten von großer Tragweite ergeben? Man verweise nicht jeden Gedanken lächelnd ins Land der Utopie, nur einfach deshalb, weil er sich nicht auf dem ausgefahrenen Geleise vorgefaßter alter Meinungen und Vorstellungen bewegt! Und man versuche einmal, nicht in Tagen, Monaten oder Jahren oder besorgt um Augenblickserfolge zu denken, sondern in geschichtlichen Zeiträumen.

Man wird, losgelöst von zunftmäßig für Pakte und Konferenzen arbeitender Politik, auf Erkenntnisse tiefster Bedeutung stoßen.

Das Einfallstor asiatischer Horden, die Machttraum und Zerstörungswut nach Westen trieb, war der Lebensraum des heutigen Rumäniens seit Jahrhunderten und ist es auch heute noch. Es wird in einem Endkampf der Weltanschauungen ein fataler Aufmarschraum sein für den roten Stern Asiens, für die Soldtruppen und Massen im Dienste einer dunklen Macht, deren Ziel die Herrschaft über diese Welt ist, nachdem sie Rassen und Völker zerschlagen hat. Vorwerk ist dieses Rumänien für den Kampf, der einmal um das Sein oder Nichtsein der weißen Rasse geführt werden wird. Als vor 10 Jahren die deutschen Bauernsiedler von Tatar-Bunar aus eigenem Willen zu den Waffen griffen und die ins Land dringenden bolschewikischen Horden vertrieben, war dies kein Zufall, es war Symbol und Fingerzeig der Geschichte.

Man glaube nicht, daß das Rumänentum dieser Erkenntnis fremd gegenüberstehe, es gibt Männer genug, die mit wachsender Besorgnis nach dem Osten sehen, heute mehr denn je, wo Moskaus „goldene" Soldaten ihre Vorpostenstellungen beziehen.

Ein einheitlicher Volkswille hat in Erfüllung seines jahrhundertealten Traumes Großrumänien von heute geschaffen, dem keine Gefahr droht aus der deutschen Weltanschauung, und für welches es einmal nur einen Kampf geben wird, sich zu wehren gegen das Ertrinken in der Vernichtungswelle slawisch-mongolischer Horden aus dem Osten.

Wer es mit dem Bestande des rumänischen Volkes wirklich ehrlich meint, kann nur so und niemals anders denken.

Wer diesen Gedanken zur Tat reifen läßt, ist Kämpfer für die jahrtausendealte Kultur Europas!

Wulf Siewert:

Italiens europäische Front

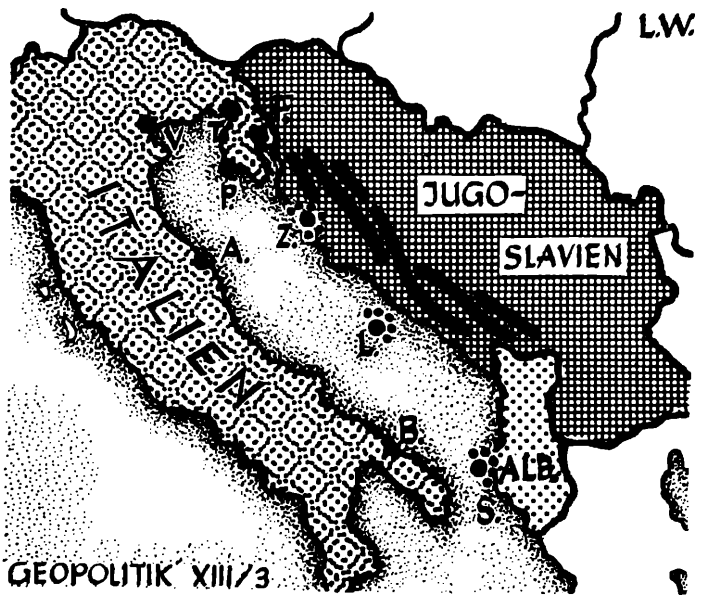
Die Rolle der Adria

Die Ostküste Italiens ist gegenüber der Westküste ausgesprochen hafenarm und geschichtslos. Ihre geschichtliche Bedeutung tritt hinter der der Westküste weit zurück. Man kann sagen, daß die Westseite Italiens Gesichtsseite ist, die Ostseite dagegen die Rückfront, deren Bedeutung nur zeitweise in den Vordergrund tritt.

Die weit nach Norden vorstoßende Adria vermittelt einerseits die Verbindung Norditaliens mit dem Orient, andererseits mit Südosteuropa. Die Beziehungen mit der östlichen Welt sind an der Ostküste Italiens immer besonders lebhaft gewesen, wie es sich schon aus der Lage ergab. Da die Hafenarmut der mittleren italienischen Ostküste stets eine politische Aktivität verhinderte, übernahmen die beiden Endpunkte der Ostküste eine politische Funktion. Schon zur Zeit der Römer ging von Brindisi quer über die Straße von Otranto der Verkehr auf der kürzesten Linie durch Südosteuropa nach Byzanz, der alten Via aegnatia folgend, die heute freilich verfallen ist, aber vielleicht in naher Zukunft wieder große Bedeutung erlangen wird. Im Norden bezeichnet Venedig den Ausgangspunkt einer Seemachtpolitik, die sich nicht nur auf die Adria beschränkte, sondern zeitweise das östliche Mittelmeer beherrschte. Auch heute konzentriert sich die politische Expansionskraft der italienischen Ostküste im Norden und Süden, Venedig und Apulien, deren dichte Bevölkerung der Expansion ständig Nahrung gibt. Während Venedig seinen Einfluß auf Norddalmatien ausübt, wirkt Apulien auf Albanien und Süddalmatien.

Wichtig ist bei der Betrachtung der Adria vor allem zweierlei, erstens ihre leichte Abschließbarkeit, und zweitens der Charakter der dalmatischen Küste. Die nur

73 km breite Seestraße von Otranto kann von dem jeweiligen Besitzer der Meerenge leicht verriegelt werden, womit in der Wirkung ein Gibraltar in verkleinertem Format entsteht. Zur Zeit verfügt Italien über diese Meerenge, denn es besitzt nicht nur die Westküste, sondern mit der Albanien vorgelagerten Insel Saseno auch einen wertvollen Stützpunkt an der Ostseite. Auf Grund dieser geographischen Lage kann Italien mit seiner Jugoslawien hoch überlegenen Flotte die Adria jederzeit schließen und somit seestrategisch beherrschen. Als Seegebiet ist die Adria kein umstrittener Raum mehr, sondern eindeutig italienisches

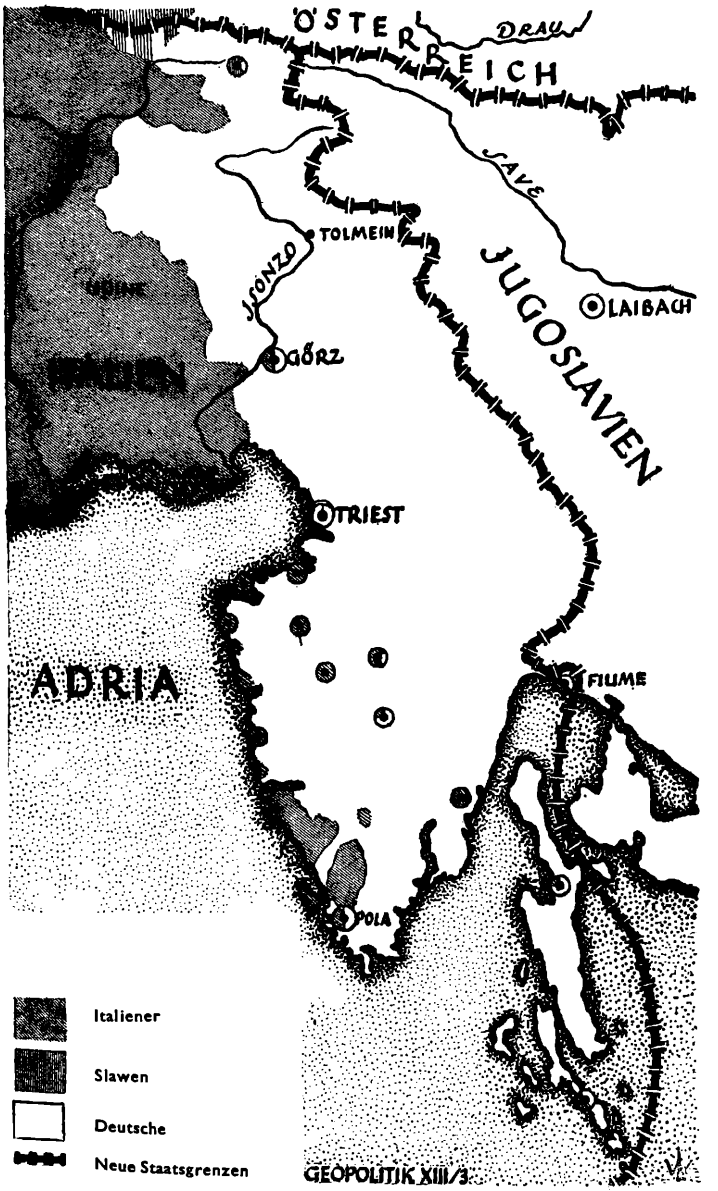


Karte 1: Die Sonderstellung Dalmatiens zwischen Adria und dem nach Osten abschließenden Dinarischen Gebirge

Herrschaftsgebiet! Soweit es noch eine Adriafrage gibt, dreht sie sich um die adriatische Ostküste, Dalmatien.

Die besondere Rolle, die Dalmatien in der Geschichte gespielt hat, ergibt sich aus seiner eigenartigen geopolitischen Lage. Von Norden nach Süden zieht sich ein schmaler Küstensaum entlang der Steilküste, die von dem Dinarischen Gebirge gebildet wird. Nur wenige Übergänge erlauben den Verkehr über das 180 bis 200 km breite kahle Gebirge, das dadurch äußerst verkehrsfeindlich wirkt und die dalmatische Küste von ihrem Hinterland völlig abtrennt. Das der Küste vorgelagerte Inselgewirr gibt mit seinem tiefen Fahrwasser, den zahlreichen Kanälen und guten Häfen ein ideales Revier für maritime Betätigung, aber auch für Seepiraten. Letztere haben in früheren Zeiten, ähnlich wie an den Rifküsten, eine große Rolle gespielt.

Die Frage, wie weit die Küste mit ihrem Hinterland dem Mittelmeerraum angehört, beantwortet hier eindeutig das Klima. Auf dem Kamm der Dinariden verläuft



Karte 2: Die Volksgrenze zwischen Italienern und Slawen nach jugoslawischer Darstellung. („Italy and the jugoslav minority within her borders" Ljubljana 1931)

auch die Klimagrenze zwischen Mittelmeer- und Kontinentalklima. Wenn die Adria auch eine gewisse Abart des Mittelmeerklimas darstellt, so gehört sie mit Dalmatien doch im ganzen der klimatischen Mittelmeerzone an. Die Küste und besonders das Hinterland bilden ein Übergangsgebiet vom Mittelmeerklima zum kontinentalen

Klima (Goll, 1). Diese klimatische Abgrenzung Dalmatiens gegen das Hinterland stimmt auch mit dem politischen Schicksal überein. Die Lage Dalmatiens zwischen Meer und Gebirge gibt ihm eine geographische Abgeschlossenheit, die immer wieder im Laufe der Geschichte dazu verführte, das Küstenland von seinem Hinterland abzutrennen und fremden Zwecken unterzuordnen. So geriet Dalmatien frühzeitig in die Auseinandersetzung zwischen Seestaaten und Kontinentalstaaten. Die Seemächte versuchten Dalmatien von der Adria aus zu erobern und dem Westen anzuschließen, die Kontinentalmächte drangen von Osten an die Küste und gliederten sie den östlichen Reichsbildungen an. Auf diese Weise wurde Dalmatien zum Kampfplatz und Grenzland der Völker und Rassen.

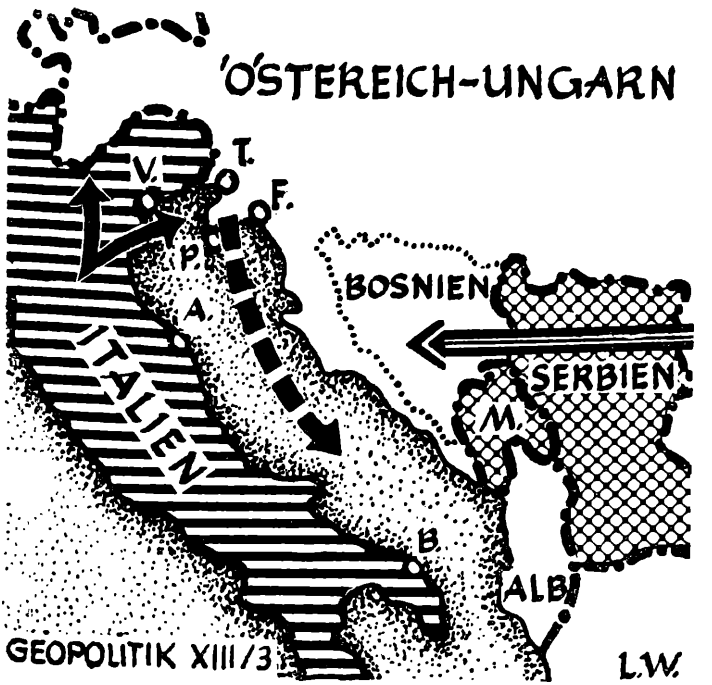
Die geographische Zellenstruktur und Verkammerung Dalmatiens ließ nur selten bodenständige Staatsbildungen entstehen, sie schwächte vielmehr die Widerstandskraft der Einwohner. Für eine eigene Staatsentwicklung war die Basis zu schmal, so daß fremde Eroberer immer wieder Erfolg hatten. Schon die Römer machten von der Möglichkeit einer „Verkorkung" der Adria Gebrauch und eroberten in schwierigen Feldzügen die damalige Provinz Illyrien, die Rom später sogar einen Kaiser schenkte (Diokletian). Die Venezianer folgten den Spuren der Römer und sicherten die für ihre Schiffahrt so wichtige Ostküste der Adria mit zahlreichen Stützpunkten vor den Angriffen der Seeräuber. Die dalmatische Küste bot für eine maritime Macht, die von der hafenarmen Westküste kam, mit ihren zahlreichen Häfen eine natürliche Ergänzung. Die maritime Expansion ist immer von Westen nach Osten über die Adria gegangen. Die vielhundertjährige Herrschaft Venedigs hat Dalmatien in bezug auf Architektur und Kultureinfluß zweifellos ihren Stempel aufgedrückt, doch muß man dabei berücksichtigen, daß dieser Einfluß sich lediglich auf einige Küstenstädte beschränkt und niemals das ganze Land durchdrungen hat. Die Landbevölkerung ist seit der großen Westwanderung der Slawen im 7. Jahrhundert rein slawisch.

Als kontinentale Gegenspieler der maritimen Eroberer erschienen von Osten während der Völkerwanderung vor allem die Slawen, die insofern den bleibendsten Erfolg hatten, als sie nicht als reine Eroberer kamen, sondern als Siedler. Sie machten Dalmatien zum südslawischen Volksboden. Das serbische Reich gewann im Mittelalter auch staatspolitisch einen Zugang zur Adriaküste.

Noch zwei andere Kontinentalvölker versuchten Einfluß auf die Adria zu gewinnen, die Deutschen und die Türken. Schon Karl der Große faßte im Norden der Adria Fuß. Unter ihm wurde Friaul mit Kärnten, zeitweise auch Friaul mit Norddalmatien zu Grenzmarken vereinigt (März, 2). Solange überhaupt ein Deutsches Reich bestand, hatte es hier ein Fenster zur Adria. Das ist wichtig für die spätere Politik Österreichs.

Der Kampf um Dalmatien zwischen See- und Landmächten wurde in der neuen Geschichte erst dann zeitweilig unterbrochen, als Österreich sich Venedig einver-

leibte. 1815 bis 1866 hatte Österreich die Vorherrschaft in der Adria, wie sich in der Seeschlacht bei Lissa erwies. Venedig war damals einziger Kriegshafen, nach dessen Verlust erst Pola ausgebaut wurde. Nachdem Österreich-Ungarn 1866 Venezien verloren hatte, flammte der Kampf um die Adria zwischen Italien und Österreich erneut auf. Der junge italienische Nationalismus verlangte die italienisch sprechenden Gebiete, vor allem Trient, Triest und Dalmatien leidenschaftlich zurück. Der Irredentismus belastete von Anfang an den Dreibund in der schwersten



Karte 3: Die Lage 1914. An der Adria kreuzen sich österreichische, italienische und großserbische Kräfte

Weise. Mit dem Zurückweichen der Türkei vom Balkan und der Befreiung der Serben meldete sich aber ein dritter Gegner im Kampf um die Adria. Die selbstbewußten Slawen bereiteten nunmehr der weiteren Italienisierung der dalmatischen Küstenbevölkerung Schwierigkeiten. Sie begannen allmählich in die Städte einzudringen. „Schon 1909 konnte man sagen, daß Dalmatien den Italienern von den Slawen völlig abgenommen worden sei. Nur in Zara hielt sich eine italienische Mehrheit vor dem Andrängen der Serbo-Kroaten, die in allen andern Städten des alten venezianischen Dominiums — Ragusa, Cattaro, Spalato — bereits die Herren geworden waren" (Michels, 3).

Hinter der großserbischen Bewegung, die über Bosnien und Montenegro den Zusammenschluß aller Slawen in einem einigen südslawischen Staate erreichen wollte, stand als großer Beschützer und Förderer Rußland. Der gemeinsame Gegen-

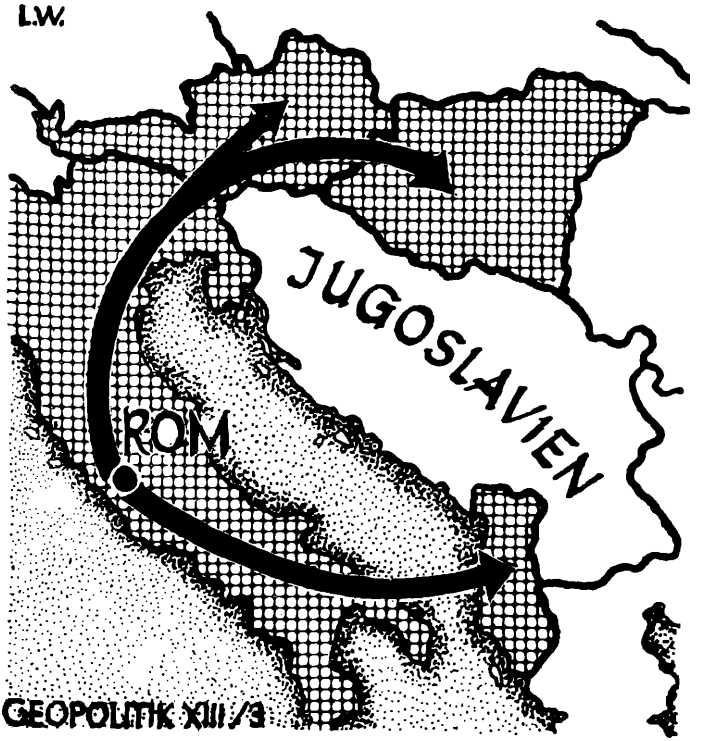
satz gegen Österreich-Ungarn führte die anscheinend so entfernt liegenden Länder Italien und Rußland zueinander. So kam es, daß Nikolaus II., der 1909 Italien besuchte, als natürlicher Bundesgenosse Italiens gefeiert wurde. Die russische Politik Italiens seit 1909 diente der Einkreisung der Habsburger Monarchie. So begegneten sich an den Küsten der Adria vor dem Kriege drei große politische Willensrichtungen: der italienische Irredentismus, der serbische und russische Panslawismus und letztlich Österreich-Ungarn. Der gemeinsame Kampf Italiens und Serbiens gegen Österreich überdeckte zuerst noch den schweren Gegensatz, der darin bestand, daß sowohl Serbien als auch Italien das dalmatische Küstenland für sich verlangten. Zum erstenmal trat dieser Widerspruch im weiteren Verlauf des Weltkrieges zutage. Im Londoner Vertrag vom 26. April 1915 hatten England und Frankreich Italien folgende Gebiete zugesprochen: ganz Istrien mit den Inseln Cherso und Lussino und den kleineren Inseln, mit einer Grenze vom Krainer Schneeberg nach Süden bis nahe an Fiume, Triest, Görz und Gradisca, obwohl diese Gebiete fast slawisch sind, ferner Mitteldalmatien mit Zara und Sibenik nebst einem Teil des herzegowinischen Hinterlandes und den meisten vorgelagerten Inseln, die Schutzherrschaft über Mittelalbanien und den Besitz von Valona und Saseno. In dem Pakt von Korfu, den die Vertreter des sogenannten „Jugoslawischen Komitees" am 20. Juli 1917 abschlossen, wurde aber für den neu zu bildenden südslawischen Staat alles Land bis an den Isonzo verlangt! Obwohl die Forderungen dieses Paktes mit dem Londoner Vertrag vollkommen im Widerspruch standen, wurde er von Italien anerkannt.

Als Österreich-Ungarn zusammenbrach, traten Italien und Jugoslawien das Erbe an. Sie übernahmen damit aber auch die alte Feindschaft an der Adria, die sich nunmehr zu der heutigen Adriafrage zuspitzte.

Die Adriafrage von heute

Die Nachkriegsverhandlungen waren erfüllt von den italienischen Versuchen, die im Londoner Vertrag anerkannten Ansprüche durchzusetzen, sowie von der Abwehr des neuentstandenen Jugoslawien. Die Adriafrage in ihrer heutigen Gestalt repräsentiert sehr deutlich den Zusammenstoß eines Seestaates mit einer Landmacht im Kampf um den Zutritt zur Küste. Das kontinentale Jugoslawien, dessen politisches und wirtschaftliches Schwergewicht ohne Zweifel zur Donau und zum Balkan tendiert, beansprucht die von Slawen besiedelte adriatische Küste für sich als langersehnten Zugang zum Meer. Zum erstenmal seit Jahrhunderten ist es heute gelungen, Dalmatien mit seinem Hinterland staatspolitisch zusammenzufassen. Es ist klar, daß schon aus völkischen Gründen eine neue Trennung von den Jugoslawen mit allen Mitteln verhindert werden würde. Italien dagegen zieht aus den historischen Tatsachen, der Zugehörigkeit Dalmatiens zu Venedig, das Recht auf die jugoslawische Küste und bemüht sich, deren italienischen Charakter zu be-

weisen. Italien ist in den Friedensverhandlungen mit seinen Forderungen nicht durchgedrungen. Es erhielt ganz Istrien mit Fiume (durch Handstreich d'Annunzios) mit Cherso und Lussino, von Norddalmatien aber nur die Stadt Zara sowie die Insel Lagosta, und endlich die Insel Saseno vor Valona. Damit hatte es zwar nicht das Maximalprogramm erreicht, aber doch ein derartiges Übergewicht in der Beherrschung der Adria bekommen, daß von einem Gleichgewicht der Kräfte nicht mehr gesprochen werden konnte. Zudem muß man bedenken, daß in den Nettuno-



Karte 4: Die Lage von heute. Italien versucht Jugoslawien mit Hilfe von Österreich, Ungarn und Albanien zu umfassen

Verträgen 1925 die Italiener zahlreiche politische, wirtschaftliche und kulturelle Vorrechte gegenüber den Südslawen erhielten, denen auf jugoslawischer Seite nichts Gleichwertiges gegenübersteht.

Die Verträge, die den Italienern kulturelle Selbstverwaltung, Grunderwerb, Fischereirechte und andere wirtschaftliche Vorteile an der adriatischen Ostküste sichern, stehen in der üblichen Minderheitenpolitik vereinzelt da und geben der Adriafrage ein einseitig italienisches Gesicht. Dabei ist die Zahl der Italiener in Dalmatien, gerechnet an den übrigen Auslandsitalienern, relativ gering. Man bemüht sich natürlich auf italienischer Seite, die Zahl hoch erscheinen zu lassen, während die Jugoslawen umgekehrt möglichst niedrige Ziffern angeben. Deshalb sind alle Zahlenangaben der beiden Parteien mit Vorsicht aufzunehmen. Bei einer

amtlichen italienischen Schätzung wurde die Zahl der Italiener in ganz Jugoslawien mit 14 000 Köpfen angegeben, die Zahl der Italiener im dalmatischen Küstenland nach privater Schätzung zwischen 10 000 und 15 000, während die Jugoslawen natürlich weitaus niedrigere Zahlen annehmen, wie z. B. Dr. Rubić (4), der 5600 Italiener für Dalmatien errechnet. Dr. März (5) schätzt in seiner gründlichen und sorgfältigen Arbeit, daß an der jugoslawischen Küste, das italienische Zara ausgenommen, ungefähr 10 000 Italiener wohnen, das sind etwa 2,6% der Bevölkerung. Es ist klar, daß diese geringen Zahlen allein keinen politischen Anspruch auf die Küste rechtfertigen könnten.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf italienischer Seite. Fast eine halbe Million Slawen sind durch die neue Grenzziehung zu Italien gekommen. Das italienisch-slawische Mischgebiet umfaßt heute Friaul, den Karst, Istrien mit Fiume und Triest. Dort wohnen selbst nach italienischer Darstellung 400 000 Slawen (Kroaten und Slowenen), nach jugoslawischer Auffassung 600 000, größtenteils in geschlossenen Siedlungsgebieten, so daß man hier von einem echten völkischen Minderheitenproblem sprechen kann. Die starke slawische Minderheit in Nordostitalien wird von den Italienern nicht geleugnet. Was dieser Frage aber ihre Schärfe verleiht, das ist die faschistische Minderheitenpolitik. Italien läßt sich als Großmacht keinen Minderheitenschutz vorschreiben. Nach faschistischer Staatsauffasung muß jeder, der innerhalb der Grenzen Italiens lebt, zum Italiener werden. Der italienische Staat ist ein geschlossener Nationalstaat, der keine nationalen Minderheiten duldet. Zur Einschmelzung der fremdvölkischen Bestandteile ist unter Umständen auch die Anwendung von Gewalt gerechtfertigt. Die bekannte Härte der Entnationalisierungspolitik gegen die Slawen verursacht in diesem Raum eine Spannung, die schon oft zur Entladung zu drängen schien.

Obwohl der Anspruch auf die dalmatische Küste von der italienischen Regierung offiziell aufgegeben wurde, wird er von zahlreichen politischen Verbänden weitergepflegt und geduldet. Dabei dürfte der Besitz Dalmatiens allein Italien kaum befriedigen. Vielmehr würde in einem solchen angenommenen Fall sehr bald die Forderung nach dem Hinterland entstehen und die Frage weiterhin verschärfen. Bekanntlich haben gerade die neuerworbenen Adriahäfen Triest und Fiume, die früher die Ausfuhrhäfen für Österreich und Ungarn waren, durch die neue Grenzziehung ihr natürliches Hinterland verloren. Beide Häfen sind durch Zollgrenzen von ihrem Wirtschaftsraum abgetrennt und brauchen daher Subventionen. Da der Umschlagverkehr sich nicht weiter hob, wurde von Italien die Industrialisierung der beiden Städte begünstigt. Erst ein Anschluß des Hinterlandes an die Häfen würde ihren Verkehr bedeutend erhöhen. Bei den Autonomiebestrebungen Kroatiens liegen solche Kombinationen nahe, und manche Vorgänge des Jahres 1934 haben gezeigt, daß die Gefahr einer nochmaligen Grenzänderung durchaus besteht.

Die immer wieder aufbrechende Kluft zwischen Kroaten und Serben schwächt

nicht nur den jugoslawischen Staat, sondern verlockt auch die Nachbarn zur Einmischung und Ausnutzung dieser Lage. Die innere kulturelle und völkische Spaltung Jugoslawiens ist, verbunden mit den geringen Verkehrsmöglichkeiten zwischen Dalmatien und Altserbien, das schwerste Hindernis einer Kräftesammlung. Wenn Jugoslawien sein Küstenland nicht durch intensive verkehrspolitische Erschließung enger an den Staatskern anschließt, besteht die Gefahr einer Sonderentwicklung oder gewaltsamen Loslösung. Die im Verhältnis ungeheuren Landgewinne, die bei Kriegsende dem neuen jugoslawischen Staat zufielen, sind von ihm noch nicht restlos verdaut worden; sie haben die inneren Probleme nur vermehrt. Der Ausgleich der verschiedenen Stammes- und Landschaftselemente Jugoslawiens ist nach dem frühen Tode des Königs Alexander noch weit schwerer geworden. Die Konsolidierung Jugoslawiens wird vorläufig ein maßgebendes Problem der Südostpolitik bleiben.

Die italienische Donauraum- und Balkanpolitik deckt sich weitgehend mit der Politik gegen Jugoslawien. Die verschiedenen Verträge mit den Nachbarn Jugoslawiens dienen dem Zurückdrängen der Südslawen von der Adria und der Einkreisung ihres Staates. Im Pakt von Rom (17. März 1934) wurden Österreich und Ungarn wirtschaftlich und politisch auf Italien orientiert, was gleicherweise der Entwicklung des Hafens Triest wie auch der nördlichen Umfassung Jugoslawiens dient. Zur südlichen Umfassung seines Gegners schuf sich Italien in Albanien einen strategischen Brückenkopf. Albanien ist durch seine geringe verkehrsmäßige Erschließung weniger ein Ausfalltor zum Balkan, wie oft behauptet wird, sondern mehr ein wirtschaftliches Ausbeutungsobjekt und militärisches Glacis. Durch den zweiten Tiranavertrag vom 22. November 1927 gab sich das kleine Albanien völlig in die Hand Italiens, das die albanische Armee ausbildet und ausrüstet, die Ölquellen erschließt und die Wirtschaft beherrscht. Die Stellung Italiens zu Albanien gleicht einem verschleierten Protektorat oder einer „Schutzfreundschaft", wenn auch die nationale Abwehrbewegung albanischer Kreise in letzter Zeit den Italienern gewisse Schwierigkeiten bereitet.

Dadurch, daß Jugoslawien der Kleinen Entente angehört und durch Bündnisvertrag mit Frankreich befreundet ist, erhält die Adriafrage ein umfassenderes europäisches Gewicht. Frankreich bemüht sich, wenn es die italienische Unterstützung sucht, zwischen Italien und Jugoslawien zu vermitteln. Es kann aber auch Italien mit Jugoslawien in die Zange nehmen. Eine italienisch-französische Spannung wird sich deshalb sofort auf das italienisch-jugoslawische Verhältnis übertragen und umgekehrt. Eine neue Wendung kann die ganze Frage nehmen durch das Wiedererscheinen Rußlands in der europäischen Politik. Solange Sowjetrußland nach dem Kriege ausgeschaltet war, lagen die kleinen Südoststaaten unter dem Einfluß der Westmächte. Mit der Anerkennung Sowjetrußlands durch die Kleine Entente (mit Ausnahme Jugoslawiens) und dem Eintritt in den Völker-

bund verstärkte sich der russische Einfluß in der europäischen Politik wesentlich. Sollte Jugoslawien eines Tages dennoch, entgegen seiner heutigen Haltung, Sowjetrußland anerkennen, so bestände die Möglichkeit einer Wiederaufnahme der panslawistischen Vorkriegspolitik in moderner Form. Der russische Einfluß könnte der Adriafrage einen neuen Anstrich verleihen. Denn genau wie vor dem Kriege überschneiden sich in Südosteuropa die Interessensphären der großen Mächte und geben damit diesem Raum seine schicksalhafte Bedeutung.

Die Alpenfront

Gebiete, in denen verschiedene Rassen aufeinandertreffen, haben immer ein besonders bewegtes Schicksal. Im Nordosten grenzt Italien an ein solches Rassenmischgebiet, wie es für Osteuropa charakteristisch ist. Auf italienischem Staatsgebiet treffen sich heute Romanen, Germanen und Slawen. In seinem Drang zur Brennergrenze hat sich Italien noch unnötigerweise mit dem Problem Südtirol belastet. Mit der starren Theorie der Wasserscheide als Grenze, die im Osten gegen Jugoslawien und im Norden gegen Österreich durchgesetzt wurde, verleibte sich Italien die 250 000 Deutschen Südtirols ein, die auf Grund ihrer kulturellen Entwicklung der auch hier hart einsetzenden italienischen Entnationalisierungspolitik größeren Widerstand entgegensetzen können als die Slawen Istriens. Man muß bedenken, daß in Tirol niemals die Wasserscheide die Grenze zwischen Deutschen und Italienern gewesen ist. Das Deutschtum greift an dieser Stelle über die Alpen hinüber, und es verläuft unterhalb Bozens bei der Klause von Salurn eine deutliche Sprachgrenze, wie sie kaum sonstwo so klar zu finden ist. Sogar der Irredentist und Sozialist Cesare Battisti hat als politischer Geograph in seinem Buch über das Trentino bis zum Weltkrieg hier Italien enden lassen (Mannhardt, 6). Es wäre also möglich gewesen, eine Grenze zu finden, die eine reibungslose Scheidung der beiden Staatsvölker garantiert hätte. Aus geographischen und strategischen Gründen wählte man aber die Brennergrenze, die noch niemals in der Geschichte eine Grenze war, und vermehrte damit die italienischen Grenzprobleme um einen weiteren Fall. Das Verhältnis Italiens zum Deutschtum wird damit gewaltig erschwert.

Die Alpen, die Oberitalien wie ein Schutzwall umgeben, gestatten über ihre zahlreichen Pässe einen regen Austausch der Völker im Norden und Süden. Es bildeten sich daher Übergangszonen und Mischgebiete. Die Expansionspolitik Italiens hat sich im Norden mit rund einer Million Fremdstämmiger belastet, die dem italienischen Volkstum eingeschmolzen werden sollen. Die Wünsche gehen aber, wenn auch inoffiziell, noch weiter. Das Bestreben, Oberitalien besser schützen zu können, läßt den Wunsch nach einem weiteren Vorschieben des Glacis entstehen. Im Tessin wohnt eine starke italienische Minderheit im Schweizer Staatsverband. Trotzdem das faschistische Italien das Nationalitätenprinzip verlassen hat, befürchtet die Schweiz die Anwendung des Nationalitätenprinzips gegen sich. Die italienische Bevölkerung

des Tessin ist dadurch, daß sie weder über eigene Banken noch eigene Universität verfügt, in gewisser Beziehung auf Italien angewiesen. Dazu kommt, daß sie unter dem wachsenden Einfluß der Deutsch-Schweizer um die Italianität des Tessin fürchtet. Die geographische Lage der italienischen Minderheit südlich der Wasserscheide, die in diesem Falle wirklich die Volksgrenze bildet, begünstigt die Entstehung einer Irredenta, die schon verschiedene Male von sich reden machte und diplomatische Verwicklungen verursachte.

Wenn man auch in bezug auf Korsika, Nizza und Savoyen nicht von einer Irredenta sprechen kann, wie im Falle Tessin, so kann doch eine Aufrollung dieser Frage auch jene Probleme grundsätzlich in Mitleidenschaft ziehen. Die zukünftige Rolle der Italiener in Südfrankreich ist noch ungewiß, aber es sind Anzeichen vorhanden, die auf schwere Konflikte hindeuten. Solange Italien mit der Durchführung seiner Kolonialpolitik und seines Mittelmeerprogramms beschäftigt ist, stellen die europäischen Bindungen nur eine Rückfront dar. Mit voller Schwere werden diese Fragen erst dann wirksam, wenn die Mittelmeerherrschaft verwirklicht worden ist, wenn also Italien dort seine Hände frei hat. Dann wird sich höchstwahrscheinlich ein Frontwechsel vollziehen, der die Hauptfront an die europäischen Grenzen verlegt und damit das Verhältnis Italiens zu seinen Nachbarn einer Wendung entgegenführt. Die europäische Politik wird dann die Mittelmeerpolitik überdecken.

(1) Goll, Dr. H., Das jugoslawische Küstenland als Wirtschaftsraum, Berlin-Wien 1932.
(2) März, Dr. J., Die Adriafrage. Verlag Vowinckel, Berlin 1933, S. 234.
(3) Michels, R., Italien von heute. Zürich 1930, S. 112.
(4) Rubić, Dr., Les Italiens sur le Littoral du Royaume de Jugoslavie, Split 1931.
(5) März, S. 162.
(6) Mannhardt, I. W., Südtirol, ein Kampf um deutsche Volkheit. Jena 1928, S. 37.

Weitere Literatur

Hochholzer, H., Die Küsten der Adria, Geogr. Zeitschr. 1931. — Scheichelbauer, B., Der Kampf um die jugoslawische Küste, Zeitschr. f. Geopolitik, 1928. — Valsecchi, F., Das moderne Italien, Hamburg 1935. — Das Königreich Südslawien, Leipzig 1935. — Maull, Dr. O., Länderkunde von Südeuropa, Leipzig 1929. — Vujević, P., Royaume de Jugoslavie, Belgrad 1930. — Milojević, B. Z., Littoral et Iles dinariques dans le Royaume de Jugoslavie, Belgrad 1933. — Aurich, E., Die jugoslawische Frage und die Julikrise 1914, Stuttgart 1931. — Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, München 1928. — Italy and the jugoslav minority within her borders, Laibach (Ljubljana) 1931. — Schumacher, R. v., Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas, Zeitschr. f. Geopolitik, 3 und 4, 1934. — Kayser, K., Albanien am Scheideweg, Zeitschr. f. Geopolitik, 8, 1934. — Kayser, K., Unruhiges Kroatien, Zeitschr. f. Geopolitik, 9, 1934. — Schumacher, R. v., Der Strukturwandel des Südostraumes, Zeitschr. f. Geopolitik, 9, 1934. — Schweizer Monatshefte, Zürich 1935, Organisation des Faschismus in der Schweiz.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Zur gleichen Zeit, wo in Tokio die jungen Offiziere damit beschäftigt sind, das Generationsproblem der Staatsführung auf etwas blutige Weise zu lösen — womit zugleich die Aussicht auf nahe weltpolitische Zusammenstöße im Fernen Osten sich eröffnet —, ratifiziert die französische Kammer ihren Vertrag mit Moskau. Zur gleichen Zeit, wo die Italiener durch Eroberung der an Makalle grenzenden Gebirgsmassive sich den Weg zum Aschangi-See und damit in die Nähe der britischen Interessensphäre eröffnen, hält der neue britische Außenminister eine Rede, aus der weder für den Völkerbund noch für Europa noch für das britische Imperium ein zündender Gedanke blitzt. Damit sind einige Punkte des Spannungsfeldes beleuchtet, in dem die Außenpolitik der Welt zu Beginn des Jahres 1936 steht.

Die letzten Wochen der für militärische Operationen günstigen Jahreszeit haben den Italienern in Abessinien beträchtliche Erfolge gebracht. Die Truppen Grazianis haben im Südosten den größten Teil des in raschem Vorstoß gewonnenen Geländes zu halten vermocht; im Norden ist der abessinische Vorstoß gegen Makalle und gegen die strategisch wichtige Straße nach Adua abgewehrt worden. Im Gegenstoß wurde der abessinische Ring um Makalle gebrochen und bis zum Amba Aladji vorgestoßen. Damit ist die italienische Spitze ungefähr so weit gelangt wie der italienische Vorstoß von 1895/96. Möglich geworden sind die italienischen Erfolge im Norden dadurch, daß die Abessinier sich zu massierten Angriffen auf einer verhältnismäßig kleinen Frontstrecke verleiten ließen. Damit hat sich die technische Überlegenheit der Italiener durchsetzen können.

Diese Erfolge der italienischen Waffen haben nun die erlauchte Versammlung in Genf aus der bisher bewahrten selbstzufriedenen Ruhe geschreckt. Die Rechnung, an deren Richtigkeit man geglaubt hatte, scheint nicht mehr zu stimmen. Man hatte erwartet, daß die Abessinier im Verein mit ihrem Klima imstande sein würden, die Italiener so weit abzuwehren, daß die Ziele des Hoare-Laval-Planes den Italienern als ein Höchstmaß des militärisch Erreichbaren erscheinen müßten. Inzwischen sollte die Wirkung der Sanktionen Italiens Finanzkraft zum Erliegen bringen. Ohne Zweifel ist Italien durch den wirtschaftlichen Druck in eine schwierige Lage gebracht worden. Aber die Drosselwirkung der finanziellen Sanktionen geht nicht schnell genug, um Italien für die Ziele Genfs gefügig zu machen. So steht der Völkerbund — d. h. die hinter ihm stehenden Mächte — wiederum vor der Frage, ob die Sanktionen verschärft werden sollen. Über die Ölsperre ist nun allerdings so lange geredet worden, daß die praktische Ausführung sinnlos geworden ist: inzwischen hat Italien Zeit gehabt, sich mit Öl zu versorgen. So fragt sich, ob man zu schärferen Maßnahmen greifen will.

Solche Maßnahmen können immer nur dann ernstlich erwogen werden, wenn man bereit ist, im letzten Fall den Einsatz der britischen Flotte zu wagen. Allerdings grenzt es unter solchen Umständen an geistige Verwirrung, zu glauben, daß man zugleich eine italienische Unterschrift unter einen Flottenpakt werde erhalten können. Und es bedeutet zudem ein Höchstmaß von Unverfrorenheit, wenn man angesichts der gegenwärtigen Haltungen Italiens und Japans und angesichts der sowjetrussischen Propaganda in der ganzen Welt den Versuch macht, ausgerechnet dem Deutschen Reich die Verantwortung für einen erhöhten Rüstungsstand des britischen Empire zuzuspielen. Darin liegt eine Verdrehung der Tatsachen, der gegenüber auch dann nicht geschwiegen werden kann, wenn man die Gründe kennt, die zu einer solchen Haltung Großbritanniens führen. Es ist nun einmal so, daß man den Engländer psychologisch noch nicht dazu bringen kann, Italien zu fürchten, mögen die Sachverständigen zu Wasser und zu Luft behaupten, was sie wollen. Italien als Gefahr — das ist eine Vorstellung, die den Engländer noch immer erheitert. Den japanischen Gegner nimmt der Engländer allerdings ernst. So ernst sogar, daß man von einer japanischen Gefahr so wenig wie möglich in der Öffentlichkeit spricht. Die Japaner könnten darüber böse werden, und es könnte tatsächlich etwas Peinliches geschehen. Darum schweigt man lieber. Gegen die Gefahr der Sowjetpropaganda stellt sich England blind. Gewiß, es ist unangenehm, wenn auf der britischen Flotte Sabotage getrieben wird; es ist ärgerlich, wenn der Vizekönig von Indien sich über die Verstärkung der kommunistischen Propaganda beschwert; es fordert die tiefsten Gefühle der Menschlichkeit heraus, wenn ein britischer Missionar in China von kommunistischen Banden verschleppt wird oder wenn sogar in Spanien der Besitz eines britischen Rentiers geschädigt wird, weil nebenan die kommunistischen Freunde der spanischen Regierung und des Bürgermeisters von Lyon Kirchen und Klöster verbrennen (was sagt eigentlich dazu Seine Ehrwürden der Bischof von Durham?). Es paßt auch nicht in die Weltordnung, wenn Unruhen in Südamerika den Kapitaldienst britischer Anleihen stören — das alles aber hindert nicht, daß man Litwinow und Tuchatschewski als ehrliche Trauergäste empfängt und mit ihnen Pläne zur Aufrechterhaltung der „Ordnung" in Europa schmiedet. Das Deutsche Reich aber, das fünfzehn Jahre lang darauf gewartet hat, daß die anderen Mächte ihren Abrüstungsverpflichtungen nachkommen, das fünfzehn Jahre lang das Objekt war, auf dessen Kosten sich weltpolitische Kompromisse erzielen ließen — dieses Deutsche Reich soll nun plötzlich den Anlaß dafür abgeben, daß man all die Zeit nicht abgerüstet hat und nunmehr gezwungen ist, den Rüstungsstand ins Ungemessene zu erhöhen. Wir lassen unentschieden, ob sich in solchen Auffassungen nur eine Trübung des staatsmännischen Blicks oder bewußte Absicht verbirgt. Was es auch sei — hier liegt die wahre Gefahr für den europäischen Frieden. Mit echter Betrübnis mag Sir Austen Chamberlain, der letzte überlebende Vater von Locarno, die Reste seines Werks beschauen.

Das russisch-französische Abkommen im Verein mit den tschechischen Militärverträgen hat den Vertrag von Locarno als eine politische Wirklichkeit beseitigt, mag sein juristischer Geist auch noch einmal im Haag als Gespenst beschworen werden.

Eine fast gespenstische Wirkung auf den weltpolitischen Betrachter hat freilich auch die Tätigkeit des tschechischen Ministerpräsidenten, der im Verein mit dem Geschick des Fürsten Starhemberg und des jungen Bourbon-Lothringers alles getan hat, um zu beweisen, daß eine Organisation Mitteleuropas ohne Deutschland unmöglich ist. Vor die Wahl gestellt, mit Rußland oder mit Deutschland zu tun zu haben, sind einige Staaten Ost- und Südosteuropas nicht der Meinung Herriots. Weder Polen noch Südslawien, weder Ungarn noch Bulgarien wünschen den militärischen Schutz Moskaus, sosehr auch sonst die Ziele dieser Länder auseinandergehen mögen. Auch der König von Rumänien scheint (mit den Spitzen seiner Armee) sich eine Zukunft als Oberkommissar der zur Hilfe besetzten bessarabischen Sowjetrepublik nicht recht vorstellen zu können. Trotz Titulescu! So bleibt Herrn Hodza neben den Regenten in Kowno der Ruhm, am eifrigsten am eigenen Grab der osteuropäischen Kleinvölker zu schaufeln. Zwar vernehmen wir in der „Iswestja" vom 27. Februar den Zorn Bucharins darüber, daß ein gewisser General Haushofer finstere Pläne gegen die Unabhängigkeit Finnlands und Estlands schmiede. Tränen des Mitleids für die bedrohte Unabhängigkeit dieser Völker entfließen der Moskauer Druckerschwärze. Die Gedanken der finnischen und estnischen Generalstäbe richten sich freilich voller Sorge nach Osten; und die Gedanken derer, die Schweden gegen einen Luftangriff zu verteidigen haben, richten sich auf den Ausgang des Finnischen Meerbusens und auf die wertvollen Erzgebiete des hohen Nordens, die von der Murman-Bahn her schnell erreichbar sind. Zu gleicher Zeit aber verbietet der Schweizer Bundesrat die politische Organisation deutscher Reichsbürger in der Schweiz, ohne der kommunistischen Organisation des eigenen Landes auch nur eine Untersuchung zu widmen...

Wenn der Fastnacht nicht sehr schnell ein schlimmer Aschermittwoch folgen könnte — man wäre versucht, zu lachen, wenn man ein solches, notgedrungen unvollständiges, impressionistisches Gemälde des gegenwärtigen Europa malt.

Wir haben noch einiges nachzutragen: Der König von Griechenland steht noch immer vor der schwierigen Lage, daß er kein politisches Kabinett zustande bringt. Vielleicht verstärkt sich indessen die Erkenntnis, daß der Versuch einer parlamentarischen Regierung in einem in zwei gleiche Hälften gespaltenen Volk nicht gelingen kann. In Spanien hat die Wahl einen Sieg der Linken ergeben, der nicht völlig überraschend kommt. Azaña ist wieder Ministerpräsident; die katalanische Unabhängigkeit wacht wieder auf. Die linksradikalen Verbündeten der neuen Regierung aber sind nicht damit zufrieden, daß die Agrarreform wiederaufgenommen wird und der militärische Aufbau von Robles zerstört wird. Sie wollen mehr. Die

Gefahr einer völligen Umwälzung in Spanien besteht; welche Rückwirkungen die spanische Wahl auf Frankreich haben wird, braucht kaum gesagt zu werden.

Sucht man in Europa die Zeugnisse gesunden Verstandes, so findet man sie selten. Neben dem König von Bulgarien und dem Regenten von Südslawien verdienen in diesem Zusammenhang eigentlich nur jene Führer des Vlamentums Erwähnung, die mit gesundem Instinkt die militärischen Pläne des Generals Deveze bekämpfen. Auch die Niederlande scheinen nicht gewillt zu sein, sich in gefährliche Kombinationen einbeziehen zu lassen. Der Mangel an staatsmännischem Weitblick, der sich in Paris und London bemerkbar macht, aber gehört zu den ernstesten Erscheinungen der Weltpolitik. Sir Samuel Hoare hatte noch den Versuch gemacht, Realismus mit Weitblick zu vereinen; er hatte in seiner großen Genfer Rede den Mut gehabt, einige Grundschäden des jetzigen Weltsystems offen beim Namen zu nennen. Sein Nachfolger — und mit ihm die ältere Generation britischer Führung, der er seinen Aufstieg verdankt — scheint diese Offenheit zu bereuen. Die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Herrschaft über weite, ungenutzte Räume aber wird nicht mehr von der Tagesordnung der Weltpolitik verschwinden, mögen auch Genf und London das Bestreben haben, sie aus der Tagesordnung ihrer eigenen Versammlungen zu streichen. Diese Frage geht in die Tiefen: Sie stellt jedes Volk vor die Aufgabe, seiner eigenen Vergangenheit ins Gesicht zu schauen. Sie ist nicht damit erledigt, daß der Satte moralisch wird. Gewisse Völker haben eine zu große Vergangenheit als seebeherrschende Raumräuber, als daß sie sich's leisten könnten, den Seeraub für unmoralisch zu erklären in einem Zeitpunkt, wo es freilich für ihr eigenes Bewußtsein bequemer wäre, zu sagen, sie seien sozusagen aus Zufall reiche Leute geworden... Dergleichen pflegt von der Weltgeschichte durchschaut zu werden.

Die Vereinigten Staaten von Amerika freilich haben es leichter als die großen oder die kleinen europäischen Kolonialmächte. Der Weg des Verzichtes oder des rechtzeitigen Ausgleichs führt für sie weder in Ostasien noch in Lateinamerika zu wirklich untragbaren Verlusten. Was an wirtschaftlicher Macht verlorengegangen ist — damit hat man sich zum großen Teil schon abgefunden. Heute ist man ehrlich bemüht, alle wirkliche Verantwortung in den Philippinen abzubauen — selbst um den Preis, daß die Philippinen zu gegebener Zeit im britischen Empire als siebentes Dominion Schutz suchen. Ebenso bemüht man sich, in Südamerika nur dann zu handeln, wenn man — wie z. B. in der Frage der Anerkennung der neuen Militärregierung von Paraguay — Argentinien und Brasilien den Vortritt lassen kann.

Der Staatsstreich in Paraguay verdient, etwas näher betrachtet zu werden. Es ist schwer zu sagen, wie weit kommunistischer Einfluß — nach seinem Einsatz in Brasilien und wieder bei den chilenischen Streikunruhen — auch hier gewirkt hat. Jedenfalls ist das wirtschaftliche und politische Gleichgewicht Paraguays durch den langen Chacokrieg so weit erschüttert worden, daß eine — kaum berechtigte — Ent-

täuschung mit den Bedingungen des Friedens genügte, um die Steuerleute zu beseitigen, die das kleine Staatsschiff durch die Wellen des Krieges erfolgreich geleitet hatten: den Präsidenten Ayala und den Oberkommandierenden General Estigarribia.

In Venezuela hat sich der Übergang von der Diktatur Gomez zu der seines Vizepräsidenten glatter vollzogen, als nach den ersten Unruhen erwartet werden durfte. Dafür sind die Störungen in Mexiko noch nicht zu Ende — wobei sich die offizielle — an sich linksradikale — Politik der mexikanischen Regierung trotz mancher Ähnlichkeiten in Ziel und Methode stark gegen die Kommunisten wendet. Hier wird ein Problem deutlich, um dessen Lösung nicht nur in Südamerika, sondern auch in China, auch in Frankreich und Spanien gerungen werden wird: wie weit die Moskauer Tarnung mit der „Volksfront" gelingen kann; wann der Augenblick kommt, wo linksbürgerliche, kleinbäuerliche und sogar sozialistische Kreise erkennen, wozu sie mißbraucht werden sollen. Die entscheidende Frage heißt dann: Zu spät? Vor dieser Frage steht die mexikanische revolutionäre Nationalpartei ebenso wie ein Teil der chinesischen Kuomintang. Azaña und Herriot werden ihr nicht entgehen. Wegen dieser Zusammenhänge aber geben wir im Wortlaut eine amtliche Mitteilung des mexikanischen Außenministeriums, zu der nichts hinzugefügt werden braucht:

The world's press has lately published a number of comments on communistic activities in Mexico, generally based on cabled reports transmitted by press agencies, reports not always reflecting either the true situation of the country, or the tendencies and aspirations of its people, or the actual Government program being carried out. As such reports tend to mislead opinion abroad and more than anything, to foster mistaken ideas in regard to the Mexican Revolution and the conquests achieved by it for the good of the people, the Ministry of Foreign Relations, fully realizing the urgent need of counteracting said misleading reports, by making known abroad the truth as to what really goes on in Mexico, has for this reason consented to answer a question asked by the Trens Agency, which question was as follows:

—Will the Government of General Lazaro Cardenas allow the establishment in Mexico of the Communist headquarters which, so foreign press agencies assure us, has been driven out of or deported from Uruguay, and intends to settle in Mexico?

The Secretary of Foreign Relations, Gen. Eduardo Hay, was pleased to reply:

—For reasons of public health, national security and others of a constitutional order, no undesirable elements will be allowed to enter our country, among them, no persons belonging to any groups or sects, such as militant communists, that attack the institutions of our Republic.

The above statements will be transmitted to other countries, not only by the press agency to which they were made, but also by all foreign correspondents in Mexico.

„Aus Gründen der öffentlichen Gesundheit und nationalen Sicherheit..." Wie notwendig solche Erwägungen auch in Mittelamerika sind, geht aus einer melancholischen Bemerkung des nordamerikanischen „Foreign Policy Bulletin" vom 7. 2. 36 hervor, das bemerkt:

In Costa Rica, whose maintenance of democratic institutions contrasts sharply with the practice of neighboring states, Presidential elections are scheduled for February 9. The two leading candidates are both civilians—León Cortés, Minister of Public Works, and Octavio Beeche, formerly Chief Justice of the Supreme Court. The Communists, who recently have developed considerable strength in Costa Rica, are expected to poll between 10 and 15 per cent of the total vote.

Zehn bis fünfzehn Prozent Kommunisten als Belohnung für die Aufrechterhaltung demokratischer Ordnung — das ist bitter. Honduras und Guatemala, Salvador und Nicaragua werden mehr oder weniger diktatorisch regiert, nicht ganz ohne Einwirkung durch frühere Schützlinge der Vereinigten Staaten. Das gilt z. B. für Nicaragua, wo General Somoza ohne Rücksicht auf die Verfassung Präsident werden will. Er war der Gegner Sandinos, der seinerzeit den Aufstand gegen die amerikanische Intervention leitete. Wir lassen wiederum der schon zitierten amerikanischen Stimme das Wort:

Should General Somoza decide to override constitutional prohibitions by the strength of the Guard, that product of United States intervention will prove an effective instrument for the establishment of dictatorship, as has been the case in the Dominican Republic.

Die Vereinigten Staaten als wirksame Helfer bei der Einrichtung von Diktaturen...

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Wer aufs Geratewohl nach altrömischer Sitte aus den Pressestimmen der Indopazifischen Welt böse Vorzeichen (Omina) zusammensuchen wollte, dem konnte beim Durchblättern des „North China Herald" bange werden.

Dort fand er auf einer Seitengruppe (473—475) den höchst unerfreulichen Meinungsstreit zwischen dem u.s.amerikanischen Großzeitungsbesitzer Roy W. Howard, dem Philippinenpräsidenten Manuel Quezon und dem Senator Romulo, dann den amerikanischen Senatoren um Millard E. Tidings über die Unsicherheit der politischen Zukunft der Inselgruppe der Philippinen, verkoppelt mit dem seltsamen Gedanken (den Chester Gray willkommen hieß), sie zum Nutzen der amerikanischen Farmer dem Britischen Reich anzudrehen, da „der Schatten der japanischen Wehrmacht dunkel über die Philippinen falle".

Dabei traten Anschauungen über Länderschacher und nationale Würde zutage, die Präsident Roosevelt bewegen müßten, ergiebig vor der eigenen Türe zu kehren, ehe er Europa und Japan abkanzelt. Sprach nicht Jawaharlal Nehru jüngst von der „Versteinerung" und „Verewigung der Schuldhaft" Indiens?

Symbolisch mag die Unsicherheit der neuen Siedlungen um Kaulun bei Hongkong durch das Auftreten von Tigern dort in den Schrebergärten beleuchtet werden, wie die der weiteren Umwelt Charbins durch den erfolgreichen Überfall von Wolfsrudeln auf Marktkarawanen und von Russen gelenkte japanische Geschäftsautos nur etwa 17 km von Charbin am Sungariufer, dem mehrere Zugtiere, ihre Begleitfohlen und einige Wagenführer zum Opfer fielen. Gekämpft wurde an der Jahreswende an 13 Stellen in China und der Mandschurei allein, die einer Wochenausgabe erwähnenswert schienen, so daß z. B. Kanonenboote gegen Meuterer eingreifen mußten („Kootaka" Kwangtsi, Wusueh von Hankau aus), was ehedem ganzen Saure-Gurkenzeiten als willkommene Zeitungsnahrung genügt hätte.

Sein neues Schwert im Drachenkampf

Um Tachienlu (Yünnan, Südchina) ging es immerhin so ernsthaft zu, daß als Ergebnis eines einzigen Gefechts am Manganpaß, über Luting, am Weg nach Yachow 250 Rote fielen, und General Li Anerkennung erntete, weil er wenigstens den wichtigen Platz halten konnte, wenn er auch keine Vorstöße wagte. Neuerdings wird wenigstens das Flugzeug benutzt, um gefährdete Missionäre abzuholen und internationalen Folgen auf diese Weise vorzubeugen.

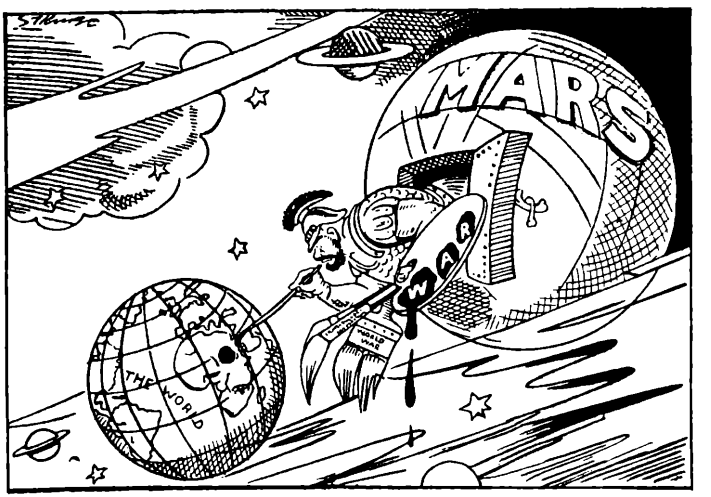
Wie aber geht es denen, die nicht rechtzeitig wegfliegen?

Daneben blüht an einzelnen Brennpunkten die Studentenpolitik; sie fällt, im Verein mit anderen Verantwortungslosen, den Trägern der Verantwortung in die Arme und erschwert ihnen noch mehr das Ringen nach der einen Seite mit den auflösenden Mächten der Komintern, nach der andern mit der ungeheuren Stärke der japanischen Staatsgewalt und ihren beiden Flügeln: der temporisierenden Außenpolitik und der stürmenden Kwangtung-Armee. Chiang Kai Shek hat es nicht leicht! — auch wenn er gelegentlich ein Vertrauensvotum bekommt.

Trotz allem aber werden Bahnen und Straßen gebaut, riesige Verkehrsleistungen vollbracht; dem ersten transpazifischen Flugzeug „China-Clipper" folgen regel-

mäßig die anderen, die weite Strecke Guam—Manila in der knappen Zeit von 6 Uhr 52 bis 15 Uhr 49 zurücklegend. Dazwischen aber bricht der alte „Kummer Chinas" der Hwangho, auch dieses Jahr mit Eisgang und Hochflut auf viele Jahre allen Wohlstand nieder, den fleißige Hände in seinem weiten Überflutungsbereich aufgebaut haben.

Nun hat das Scheitern der Londoner Flottengespräche in ihren wesentlichsten Punkten den letzten Rest von übervölkischen Sicherheitsfäden zerrissen, der diese an sich schon genügend turbulente Dynamik zu umgeben schien; es könnte mittlerweile klar genug geworden sein, daß kaum durch ein solches Fädenspiel sich keine der Mächte wird einspinnen lassen, deren Volksdruck sie einfach zum Heraus-



„Wird Mars einen größeren Pinsel nehmen?" fragt nicht nur die „New York Times"

brechen aus allzu eng eingehegten Lebensräumen zwingt. Wer sie zurückdrängen will, wird schon die eigene Haut dabei zu Markte tragen müssen, selbst wenn es beide englisch sprechenden Völker diesseits und jenseits des Atlantikgrabens sein sollten. Je mehr man alle diese Fragen auf gleichzeitige Lösungen zusammenschiebt, desto schwerer wird die Erschütterung sein.

Dabei scheinen uns die Angaben des Japanischen Vereins in Deutschland" über den Volksdruck des Japanischen Reiches, namentlich in der Frage der Verstädterung eher noch zurückhaltend. Dort wird, in Auswertung der amtlichen Zahlen der Volkszählung vom 1. 10. 1935 für 1920 eine Verstädterungszahl von 17%, für 1930 von 24%, für 1935 von 33% behauptet.

Schärfere Beobachter haben schon im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ein Überhandnehmen der städtischen Bevölkerung mit mehr als 50% behauptet, ein Herüberschwanken von 47% auf 57. Hier kommt viel darauf an, wo man die Grenzen zieht, welche Siedlungsballungen noch als ländlich, welche schon als

städtisch angesehen werden, wer in Klein- und Mittelstädten landverbunden und wer verstädtert lebt.

Sicher ist das Ansteigen der gesamten Reichsbevölkerung im Jahrfünft 1930 bis 1935 von 90394 auf 97695 Millionen, aber auch ein leises Nachgeben der Zuwachszahl von rund 1 Million auf etwas über 800000, so daß die Hundert-Millionen-Zahl erst 1938 erreicht werden dürfte.

Nach Teilräumen fallen 69,2, demnächst rund 70 Millionen auf den eigentlichen Stamminselbogen, 22,8, heute wohl schon 23, auf Korea (Chosen), 5,2 auf die schnell wachsende Bevölkerung von Formosa (Taiwan), 332000 auf die langsam zunehmende von Sachalin (Karafuto).

Großstädte mit mehr als 100000 Einwohnern gibt es 34, davon drei neue in der Umgebung der Shimonoseki-Straße, Gifu im Schatten des Nagoyaindustriegebietes. Groß-Tokyo hat mit 5,8 Millionen durch weitausgreifende Eingemeindungen (1930: 2,070 Millionen!) das natürliche Wachstum von Osaka (1930: 2,453 Millionen, heute 3 Millionen) überholt; Kyoto und Nagoya sind Millionenstädte; nahe daran ist Kobe, während Yokohama rund 700000 Einwohner zählt.

Eine zweite Stufe bilden Hiroshima (310000 — Hafen und Wanderzentrum), Fukuoka (291000 — Seiden- und Textilstadt), Kure (231000 — das japanische Kiel); Sendai (219000 — Bildungs- und Handelszentrale des mittleren Nordens, Nagasaki (212000 — südwestlicher Ausfallshafen, mit sehr wohndichter Umgebung).

Den Rekordwuchs des letzten Jahrfünfts hat wohl das Fischerdorf Rashin in Nordkorea mit heute über 30000 Einwohnern zu verbuchen, weil der Weg Hsinking—Tokyo über Rashin nur 2070 km, über Dairen 3000 km beträgt. Freilich sind seit 1933 in den neuen Hafen rund 35 Mill. Yen versenkt worden. Zwischen ihm und Yuki, zwischen der Trajektverbindung Shimonoseki—Tsushima—Fusan und dem Südweg von Nagasaki—Sasebo durch die „innere Seewehrzone" nach Dairen legt sich ein geopolitisch riesenstarkes, wenn auch höchst angreifbares — auf beständige Wachsamkeit angewiesenes — Wehrgewebe verriegelnd über den Südausgang der Japansee.

An seiner Unzerreißbarkeit hängt die große japanische Festlandspolitik, die Möglichkeit einer führenden Asienstellung, aber auch die Lebenshaltung von ungefähr 40 unter den 70 Millionen des Stamminselbogens. Wenn nach berühmten Mustern Admiral Togo am Schlachttag von Tsushima das Signal hochflattern ließ: „Das Schicksal des Reichs hängt am Ausgang dieser Schlacht" — so ist das heute noch viel wahrer als 1905; und jeder unter der kopfstarken japanischen Mission bei der Londoner Flottentagung hat es unsichtbar über den stoßenden Wellen des Nihonkai flattern sehen. In dieser Frage gibt es nur Gleichberechtigung für Japan, und damit natürlich örtliche Überlegenheit für den Verteidiger seiner Daseinsnotwendigkeit oder Untergang nach dem Einsatz der letzten Kraft.

Das mußte wissen, wer in London glaubte, um Einzelzahlen feilschen und andern

das Wachsen zu ihrer natürlichen Wuchshöhe verbieten zu können. Nicht immer glückt es, Weltkoalitionen für solche Ziele zusammenzubringen; und vielleicht gehören doch einmal übermenschliche Kräfte dazu, mehrere Großvölker gleichzeitig in ihren letzten Höhlen abzuwürgen. Denn im Osthorn von Afrika und Asien wird — Recht oder Unrecht — von starken und lebenswilligen Völkern im harten Daseinskampf für sie Unvermeidliches getan; und es wird von Raumverschwendern gehemmt, die längst nicht mehr in der Lage sind, die Raumweiten, auf die sie die Hände gelegt haben, mit Menschen zu füllen und zu entwickeln.

Die auflüpfische Stimmung der Welt führt nicht zuletzt auf den Wohnraumwucher mit unentwickelten Gebieten zurück.

Aus solchen Spannungen springt Änderung statischer Zustände zwangsläufig empor; sie greift natürlich auf benachbarte Räume voll von Unzufriedenen über, wie in Ägypten, im Nahen Osten, in Indien und China. Deshalb haben wir zu Beginn jenes Zustandsbild gegeben, damit nicht Mitteleuropäer sich in der Wahnvorstellung wiegen, daß die 450—480 Millionen des chinesischen Volksbodens und die 353 des indischen den 80—85% „Zufriedener" Roosevelts beizuzählen seien. Zur Beseitigung dieses Irrtums genügt wirklich ein Blick in „The People's Tribune", in irgendeine chinesische Zeitung, in die Nachbarpresse, sei es „Transpacific", „Japan Times", „Deutsche Wacht" in Batavia, oder Indiens, wo man genau weiß, wie unzufrieden die eigenen 353 Millionen sind.

„Ethiopias Fate", so hatte der „Transpacific" seinerzeit einen Aufsatz über den Hoare-Laval-Plan überschrieben, dessen Leitmotiv die bitterböse Kritik war, daß „diese Formel für herbe Verurteilung offenläge und schwerlich bestimmt sein könne, die Standfestigkeit des Völkerbundes zu fördern". Das würde bei dem geringen Ansehen der Genfer Einrichtungen in den ostasiatischen Geländen und Gewässern für diese „Angriffsprämiierung" nicht viel besagen. Peinlicher schon mag in London und Paris empfunden werden, daß ihre Hemmungen bei einem Widerstand gegen Italien so sehr durch ihren Wunsch der Erhaltung einer soliden Front gegen Deutschland bewirkt wurden.

Man sieht eben wenigstens im Indopazifischen Bereich, aus der Ferne, hinter alle Phrasenkulissen der Westmächte, soweit der Duce in seinem Zorn und Moskau in seiner Freude nicht ohnehin alle Tarnungen niederrissen.

„Japans Beschwerde gegen Großbritannien ist, daß es sich seinem natürlichen Wachstum an jeder möglichen Stelle entgegenstemmt." Das wird leicht zum Schicksal aller Wächter des „Status quo", des „gewesenen Standes", um jeden Preis; die Rolle ist schwer durchzuhalten — um so schwerer, je tiefer alles in Bewegung gerät.

Wie sehr pazifische Mächte in Ahnung schwerer Zeiten darauf achten, Schwarmgeister im Zaum zu halten, beweist vielleicht am besten das scharfe Vorgehen Japans gegen die Anhänger der Omotokyo-Bewegung, die man eine Weile als „vaterlandsliebende" gerne sah, in Tokyo, Kyoto und Shimane. Von dem Augen-

blick an, wo sich Schwarmgeistereien gegen Staatsgrundlagen richten, versteht man in Japan keinen Spaß mehr, und die öffentliche Hand greift zu. Chinas andere Erfahrungen ermutigen nicht zu gewagten Versuchen. Symptomatische Bedeutung hat es, wenn die klugen Kwansai-Geldleute von Osaka sich lieber den Südsee-unternehmungen: Formosa, Davao, Borneo, Sumatra, Malaya zuwenden, als dem Nordchinageschäft; Furukawa, Ishihara, Nomura haben gute Nasen. Sehr glücklich wird Frankreich über japanische Minenankäufe im Hinterland der Kwangtschauwan, in Yünnan und Kweitschau auch nicht sein. Früher wollte man von Paris aus selbst diese Rennen machen.

Wie wenig man Erkenntnis durch weitgehendes Verallgemeinern gegenüber den Rassekräften des indopazifischen Gebietes gewinnt, und wie scharf man von dort aus Vorzüge und Schwächen unseres eigenen Verhältnisses zwischen Blut und Boden beobachtet, dafür zeugen zwei in ihrer Art ausgezeichnete Beiträge des feinsinnigen japanischen Lektors in Frankfurt, Dr. Junyu Kitayama, „Religiöse Grundlagen ostasiatischer Kunst (und Seelenhaltung!)" und des treffsicheren Altsinologen, A. Forke, Hamburg, „Der nordische Konfuzius" in der Nr. 2 der „Ostasiatischen Rundschau", die unsern Lesern schon wegen der unvergleichlichen Ostasien-Bibliographie von H. Präsent in ihrer fortlaufenden Auswahl unentbehrlich bleibt.

Aus beiden Aufsätzen können gerade junge Volkserzieher sehr viel lernen, wenn ihnen auch manches in die Nasen fahren mag.

Daß auch England ähnlicher Studien bedürftig wäre, könnte man aus: „China and her Leaders" (Manch. Guardian, 27. 12. 35; Wochenausg., S. 510) und „Japan's Military Politicians; The art of flying kites" (Manch Guardian, 22. 1. 36) vermuten. Der Japan-Korrespondent des britischen Labour-Blattes kennzeichnet alle redefreudigen japanischen Offiziere der Kwangtung-Armee (darunter General Doihara als „Lawrence of Manchuria") als Künstler im Fliegenlassen von Drachen, d. h. Nachrichten, die irgendwie politischen Ereignissen ankündigend voraneilen, sie aber auch verwirklichen helfen. Ihnen gegenüber hätten sich die Führer Chinas unter dem Druck höchster Gefahr zusammengeschlossen. (Vgl. immerhin Sapajous an Ort und Stelle gesehenes Spottbild auf die unzulängliche Unterstützung des Generalissimus!) Zur rechten Zeit veröffentlicht ein britischer Major, V. C. Bodley (London, Jarrolds, 18 Sh.), „Admiral Togo, The authorized life of Admiral of the Fleet Marquis Heihachiro Togo". Er galt als schweigsamster Wehrpolitiker des Kaiserreiches, dessen Schule gewiß nicht zum vorzeitigen Drachensteigenlassen erzog. Auch ozeanische Mächte — Weltreiche und solche, die es werden wollen — sind eben einfachen Verallgemeinerungen nicht zugänglich. Wer die Spannungen des Britenreiches analog begreifen will, lege etwa den zuerst in Afrikanisch, dann in Englisch verlesenen Absatz der letzten Thronrede in Südafrika über den Entzug des Wahlrechts der Schwarzen, die leicht abgeänderte südafrikanische Königsproklamation, die indische und Richard C. Thurnwald: „Black and White in East

Africa" (London, Routledge and Sons, 21 Sh.) nebeneinander; dann wird ihm aufgehen, was Eiertänze in der Weltpolitik sind, neben denen das japanische Vorgehen China gegenüber, die Neugründung von „Meng-Kuo" in der Inneren Mongolei noch verhältnismäßig harmlose Vorgänge sind.

„Eine neue Art des Vorgehens mit soziologischen Untersuchungen" nennt Thurnwald sein Werk, das die statische Maske von den Rassenvorgängen in Ostafrika reißt und ihre volle Bewegungswucht im Beginn entschleiert. „Native Affairs?" Fragen, die morgen vor Italien stehen werden, etwas weiter östlich, wo sie heute vor Britisch-Afrika stehen! Spät genug folgt die eigentlich dafür vorherbestimmte Wissenschaft auf ein Erkenntnisfeld, auf dem sich die politische Empirie schon längst hat herumtreiben müssen, weil die rassenpolitischen Tatfragen sie auf den Nägeln brannten; manches Unheil wäre vermieden worden, wenn die Rassenwissenschaft, die Anthropologie, ihre politische Verantwortlichkeit bereits in jenen Tagen erkannt hätte, wo sich Gandhi seine Laufbahn in Südafrika schuf und ehe die großen führenden Kulturvölker ihre afrikanischen Versuchsfelder in den Weltkrieg zerrten, aus dem sie mit seltsamen Saaten wieder emportauchten.

Nicht anders geht es Kolonialmächten, Japanern und Russen mit China. Schließlich wird jeder der als Zusammenarbeit (Cooperation) getarnten Ausbeutung (exploitation) müde! Aber die Pioniere, die es zuerst begreifen, haben ein hartes Leben. So Tseng Kuo-fan, der Vorkämpfer der Dampfschiffahrt in China, die 1828 dort auftauchte und von 1862 an von ihm weiterentwickelt wurde, bis er 1868 das Kiangnan-Arsenal gründete, 1872 starb und jetzt von Prof. Gideon Chen d. Yenching Univers. sein literarisches Denkmal erhielt. Wird das „Hsin Huo" (Neues Leben) seine Vorkämpfer früher zu Ehren bringen? Jedenfalls zeigt ihre Mühe, wie schwer die gelbe Erde keimen läßt.

Zu den vielen goldenen Worten, die noch vor dem Neujahrsregen an solchen aus dem Munde Präsident Roosevelts und Molotows auf die geduldige Menschheit niederprasselten, gehört entschieden auch die verblüffende Feststellung von Sir Frederick Leith-Ross: „Peace, stability and trade" — „Friede, Stetigkeit und Handel allein seien es, die China zu seinem vollen Glück fehlten!"

Es ist nicht gerade eine neue Weisheit: denn sie fehlen ja im Reich der Mitte seit 1911, seit Sun Yat Sen die Mandschudynastie aus dem Sattel hob, ohne sich selbst jemals ganz hineinsetzen zu können.

„Friede, Stetigkeit und Handel" fehlen auch anderswo im Indopazifischen Raum, ohne daß der Atlantische Raum behaupten könnte, er besäße sie allerseits. Viel erstaunlicher als die gelegentliche Feststellung solcher Fehltatsachen durch Gemeinplätze ist eigentlich, wie lange Völker ohne Friede, Stetigkeit und Handel aushalten können. Freilich spricht sich doch langsam die Unsicherheit der Zustände z. B. Chinas im Zurücksinken der sonst zu erwartenden Volkszahlen aus. Die jüngsten amtlichen chinesischen Angaben schätzen die Einwohnerzahl Chinas nur mehr auf

rund 454 Millionen. Das bleibt weit hinter den höheren Schätzungen der Post zurück. Es gibt Gelegenheit, die zwei Hauptbevölkerungsblöcke der kontinentalen Monsunländer mit 454 für das menschenreichere China, 353 für das um rund 100 Millionen zurückhängende Indien den andern Hauptgruppen mit großen Kultur-, Macht- und Wirtschaftszielen gegenüberzustellen. Man mache sich klar, welche riesige Mehrforderung an Tatwillen hinter dem Führungsanspruch Japans mit nicht ganz 100 Millionen unmittelbar beherrschter und etwa 35 bis 40 schutzbefohlener Millionen gegenüber den 160 der Sowjets, den 120 bis 130 der USA. und dem etwa halb so starken weißen Bevölkerungsanteil des britischen Weltreichs steht. Dazwischen spielt das Zerrungsgebiet rings um das australasiatische Mittelmeer, auch wohl die festländisch-asiatische Pufferzone zwischen den Großen, einschließlich des Kra-Kanal-Baues, gewiß nur eine leidende Rolle. Immerhin ist es gut, sich die Menschendruckverhältnisse im großen immer vor Augen zu halten.

Zur Ehrentafel der Geopolitik!

Die „Geopolitik" grüßt einen Freund, Gönner und Mitarbeiter, Geheimrat Karl Sapper, Garmisch, zum ehrenreichen siebzigsten Geburtstag (6. 2. 1936). Oft ist uns der erfahrene Kenner des weiten iberischen Amerika, der Südsee und der Tropen mit Rat und Tat, mit seiner Mitarbeit und Zustimmung, seiner praktischen und theoretischen Wirtschaftserfahrung zur Seite gestanden. Er hat in den Anfängen der „Geopolitik" einen Lieblingsschüler, Franz Termer, gewinnen helfen, der nun längst selbst eine Tragsäule des Amerikanismus geworden ist, und mit seinem weltweiten Blick vor vielen anderen erkannt, was die Geopolitik zur Belebung, zur Volksnähe der Erdkunde, zur außenpolitischen Staatserziehung leisten kann. Ein Einziges versagt seiner Rast in Würde die Nähe an diesem Tag: die gewalttätigen und stolzen Spezialisten der Vulkane, mit denen er auf du und du gestanden war! Sie stören die Olympia-Ehrenstätte nicht durch ihre rauhen Grüße, wohl aber lassen sie sich achtungsvoll vertreten durch einen kleinen, fernher verquetschten pazifischen Vulkanschlot im Lähngraben hoch über Ehrwald, dicht unter der lastenden Zugspitze; und bescheiden, wie er, nahen unter den großen Kanonen der übrigen Glückbringer Herausgeberstab und Schriftleitung der „Geopolitik"!

Aus der Totentafel der Geopolitik.

„Geopolitik" und Ostasienkunde zugleich ehren mit einem letzten Senken der begleitenden Fackel vor der Gruft den glänzenden Japankenner und einstigen Walter in der ehemals deutschen Südsee, Exzellenz Dr. Wilhelm von Solf, gestorben 6. 2. 1936 zu Berlin im 73. Jahr, eine ragende Größe unsrer Auslandkunde, im besonderen der Japanologie, und Regierungsrat Dr. Friedrich Wilhelm Mohr, gestorben in den Sielen der Auslandwerbung an Bord des Dampfers „Stuttgart" vor Singapore am 31. 1. 1936 im 55. Jahr seines Lebens „als berufener Mittler zwischen Osten und Westen, zwischen Deutschland und den Ländern und Völkern Ost- und Südostasiens". Ehre ihrem Andenken.

RYUZO OHKI:

Der Hauptgedanke des Hojinismus

Das japanische Lebensprinzip der Einheit von Land und Volk, welches unserer Gesellschaftsstruktur traditionsgemäß zukommt, soll durch unsere Kulturbewegung wiederhergestellt werden. Dieser Aufsatz soll dazu beitragen, unsere Bewegung und ihre Ziele zu erläutern und bekanntzumachen. *Der Verfasser.*

Wir glauben an die Einheit von Land und Volk. Diese beiden gehören zusammen.

Im Gegensatz dazu ist besonders in der Gegenwart der extrem ideologische Individualismus bestrebt, alle Autorität zu leugnen und zugleich die Freiheit zu betonen, welche die unhaltbare, egozentrische Lebenseinstellung gewähren soll. Durch einen solchen Individualismus wird die ursprüngliche Einheit von Land und Volk zerrissen; in das Gemeinschaftsleben der Japaner werden Zweifel, Unordnung und sogar Anzeichen der Zerstörung hineingetragen; denn die Begründung und der Aufbau der individualistischen Weltanschauung haben nur eine abstrakte, inhaltlose Vorstellung vom Menschen als Ausgangspunkt, die in klaffendem Gegensatz zur Wirklichkeit des Menschenlebens steht.

Der Kapitalismus, der hauptsächlich im Dienste des wirtschaftlichen Eigennutzes steht, der Marxismus, der im Klassenkampf gegen den Kapitalismus streitet, der positivistische Rationalismus, der die persönliche, harmonische Ausbildung des Menschen zerfetzt und zersplittert, die liberale Demokratie, die Staat und Gesellschaft gänzlich trennt und damit das Ideal des Staates selbst preisgibt — sie alle leiten ihren Ursprung letzten Endes vom Individualismus ab und führen zum Individualismus. Hier sind die Wurzeln der Krisis unserer gegenwärtigen Kultur zu suchen.

Um diese Krisis in der Gedankenwelt der modernen Menschheit zu überwinden, bedarf die Menschheit der Autorität und der schöpferischen Eingliederung ins Ganze und verlangt nach einer darauf aufgebauten Gesellschaftsordnung. Dieses Streben nach Autorität soll aber nicht zur Vernichtung der Freiheit und der Individualität führen, weil die Autorität, die neu geordnet und aufgebaut werden soll, die Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit, d. h. der Individualität, in wahrhaftem Sinne zum Ziele hat und deswegen dieser niemals widerspricht und widerstreitet. Daher unterscheidet sich allenfalls dieser Autoritätsgedanke von dem der Zwangswelt, die ihrem Wesen nach die freie Betätigung des Menschen unterdrückt.

Autorität, Miizu auf japanisch, ist bei uns die schöpferische Liebe, die der Weltseele innewohnt. Einzig unter dem strahlenden Licht der Autorität werden die absoluten Gegensätze von Freiheit und Macht aufgehoben und vereinigt. Die Autorität bildet die Vermittlung, durch die diese beiden Pole sich harmonisch miteinander zu einem Ganzen verbinden und zusammenwirken. Und dadurch wird die Autorität zur schöpferischen Ursache der Integration, die die notwendige Bedingung bildet für die Verwirklichung der absoluten schöpferischen Liebe.

In der Gegenwart läßt sich nun eine starke Gedankenströmung auf der ganzen Welt feststellen, die auf solch ein in der absoluten schöpferischen Liebe wurzelndes Autoritätsprinzip gerichtet ist. Ebenso ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß das Autoritätsprinzip dem ganzen historischen Prozeß unserer Nation zugrunde liegt und unserer Geisteskultur den ihr eigenartigen Charakter aufgeprägt hat. Hier liegt der einheitliche Vermittlungsprozeß (Musubi) vor. Das Autoritätsprinzip stellt die Verbindung her mit dem kosmischen Entwicklungsprozeß, der unaufhörlich seine schöpferischen Kräfte entfaltet. Wo sich das Verbindungsprinzip (oder Vermittlungsprinzip) frei auswirkt, da wird der Gegensatz von Subjekt und Objekt, Seelischem und Materiellem, Einheit und Vielheit aufgehoben und aller Widerspruch zwischen Staat und Volk, Stadt und Land, Arbeiter und Kapitalisten beseitigt. Auf diese Weise ist der Widerstreit zwischen Freiheit und Macht, Kommunismus und Nationalismus, Despotismus und Demokratie überwunden und auch die Gegensätzlichkeit zwischen Geist und Körper, Kultur und Wehrgeist (Militarität), Politik und Moral zu einer Harmonie vereinigt. Diese Gegensätzlichkeit, die aber tatsächlich nur begriffsmäßig und uneigentlich existiert, besteht also nur für die dualistische Denkweise. Ihren eigentlichen Sinn hat sie im monistischen Einheitsdenken. Deswegen ist sie nur der Ausdruck der Zwiefältigkeit einer Einheit. Das ist der Grundgedanke der japanischen Philosophie, die zur Idee des Universalismus führt. Der Universalismus wurzelt in der japanischen Ideologie, daß unsere Weltanschauung in erster Instanz von der totalen Übereinstimmung zwischen Sein und Sollen abhängig ist.

Wir wollen mit diesem Geist das Prinzip der Vereinigung von Land und Volk verwirklichen. Das ist die moderne Auffassung der eigentümlich japanischen Geisteshaltung, die Religion und Politik von Anfang an gleichsetzt. Diese Einheit beherrscht grundlegend unser traditionelles Staatsleben.

In unserem Land erhalten Staatsstruktur und Menschenindividualität ihr Sein aus derselben Existenzkategorie. Aus der Verbindung der beiden soll eine neue Entwicklung der japanischen Geisteskultur entstehen. Unser klassischer Geist, der die prinzipielle Lebenshaltung unserer Vorfahren klar und deutlich zusammenfaßt, ist einzig von der Idee der Verbundenheit bestimmmt. Unserer Klassiker betonen immer, daß aus der kosmisch-geistigen Betätigung dieser Verbundenheit von Herrscher und Volk unser Staat naturgemäß entstanden ist. Demgemäß müssen wir Japaner von unserer Stellung und Betätigung in der Volksgemeinschaft nach dem uns eigentümlichen Charakter eine hohe Auffassung haben und dementsprechend die uns eigene Individualität entfalten. Demnach ist nicht die individuelle Verfolgung der eigenen Interessen die Lebensaufgabe der Japaner, sondern durchdrungen von der Verbundenheit mit dem ganzen Volk muß das Individuum in Treue gegen den Staat und in Dankbarkeit gegen die Eltern die eigenen Interessen dem Ganzen untergeordnet verfolgen.

Dieser Grundsatz zeigt den Weg, sich nach dem Tennogeist zu richten. Unter der

Regierung des Tenno, des japanischen Kaisers, mit seiner kosmischen Staatsauffassung, d. h. der Autorität in wahrhaftem Sinne, sind die Freiheit des Individuums und die Ordnung des totalgemeinschaftlichen Lebens in widerspruchsloser Harmonie zusammengebracht. Diese harmonische Verbindung von Individuum und Gemeinschaft drückt die Schönheit des Lebens im eigentlich japanischen Sinne aus. Das erhabene und ehrwürdige Autoritätsprinzip mit dem Symbol der Sonne, dem Abbild der absoluten schöpferischen Liebe, wieder zu erkennen, treu und eifrig in die Tat umzusetzen; darin liegt die Aufgabe der heutigen Generation. So kann das Staatsleben der Japaner in seiner engen Beziehung zu Religion und Moral, Politik und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft wieder verwirklicht werden. Und allein aus einem verwandten Geiste heraus können und sollen wir Japaner den Aufbau einer allgemeinen Befriedung unter der Sonne erhoffen. Das ist die internationale Kulturaufgabe unseres Kôdô-Geistes, des Geistes, der sich auf das Tenno-Bewußtsein stützt und untrüglich für alle Zeiten, gültig an allen Orten ist.

Die Kulturbewegung, durch die wir unser Ideal hochhalten und unser Kulturprinzip gegen Japaner und Fremde verteidigen, ist nichts anderes als die Idee der Einheit von Land und Volk. Das ist der Hauptgedanke des Hojinismus in Japan.

RUDOLPH FIRLE:

Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifik-Küste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf großen Hafengebiete

Die vorliegenden Ausführungen über das nordpazifische Hafen- und Wirtschaftsgebiet sind das Ergebnis einer Reise, die ich zum Zwecke des Studiums der Schiffahrts- und Ladungsverhältnisse sowie der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieser Gebiete im ersten Viertel des Jahres 1935 nach der Westküste der Vereinigten Staaten von Amerika unternahm.

Den Schilderungen liegen eigene Beobachtungen und Studien, eingeholte Auskünfte und das mir von Handelskammern und anderen Stellen zur Verfügung gestellte Zahlenmaterial zugrunde.

Meine Darlegungen verfolgen den Zweck, ein allgemeines Bild von den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen an der Westküste Nordamerikas zu geben, ihre Auswirkungen auf Überseehandel und Seeschiffahrt zu veranschaulichen und die mögliche zukünftige Entwicklung dieser Länder anzudeuten, ohne jedoch im besonderen auf Einzelheiten einzugehen.

Der jährliche Gesamtumschlag der Häfen an der nordamerikanischen Pazifikküste ist nach meinen Feststellungen um etwa 35% höher als der in den Osthäfen des Landes. Allein durch diese Zahl wird die größere Bedeutung

erkenntlich, die der Westküste Nordamerikas im Vergleich mit der atlantischen Seite zugesprochen werden muß. Sie ist allgemein aus dem gewaltigen Umfang und der Mannigfaltigkeit der Rohstoffvorkommen im nordpazifischen Wirtschaftsraum zu erklären. Es wurden beispielsweise in wirtschaftlich guten Jahren über die pazifischen Häfen Nordamerikas bis zu 6½ Millionen Tonnen Petroleum und Petroleumerzeugnisse ausgeführt. Ihnen folgte die Ausfuhr von Hölzern mit bis zu 2¼ Millionen Tonnen. Auch die Verschiffung von Getreide einschließlich Weizenmehl über die Häfen der Westküste überschritt mengenmäßig weit die Millionengrenze. Früchte aller Art, insbesondere Nüsse, wurden bis zu einer halben Million Tonnen jährlich versandt. Die Ausfuhr von Papier und Papiermasse belief sich bis hoch in die Hunderttausende von Tonnen hinein. Insgesamt bezifferte sich die überseeische Ausfuhr der pazifischen USA.-Häfen im Durchschnitt der Jahre 1929 bis 1933 auf nahezu 12 Millionen Tonnen im Jahr.

Demgegenüber hat die Einfuhr im Überseeumschlag der an der Westküste Nordamerikas gelegenen Häfen eine wesentlich geringere Bedeutung. Sie betrug im Durchschnitt der vorgenannten Jahre nur etwa 2½ Millionen Tonnen. Es darf allerdings dabei nicht übersehen werden, daß es sich bei der Einfuhr weniger um rohes Massengut, sondern mehr um Waren und Artikel handelt, die wertmäßig hoch zu veranschlagen sind. Mengenmäßig betrachtet stehen in der Einfuhr Roherzeugnisse, wie Kopra und Kokosnüsse, Eisen und Stahl, Zucker, Kaffee und Kakao an erster Stelle.

Entscheidend sind jedoch für den Umschlagverkehr die zum Teil aus Deutschland und anderen europäischen Ländern eingeführten hochwertigen Maschinen und Fertigwaren. Ferner ist die Seiden- und Seidenwareneinfuhr aus Japan, entweder zum Verbrauch in den westlichen Staaten oder zur Durchfuhr nach dem Osten, von wertmäßig großer Bedeutung.

Abgesehen von dem ständig wachsenden Überlandverkehr zwischen der West- und Ostküste Nordamerikas versorgt die Einfuhr der pazifischen Häfen ein Hinterland, in dem gegenwärtig etwa 13 Millionen Menschen unter besonders günstigen Verhältnissen leben. Überdies nimmt die Zahl der Bevölkerung ständig zu. Daß die Lebenshaltung der Bewohner der elf westlichen nordamerikanischen Staaten höher als in den übrigen ist, läßt eine im Jahre 1933 vorgenommene Berechnung der Kleinhandelsumsätze erkennen. Sie überstiegen — auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet — um 28,5% die in anderen Teilen des Landes festgestellten Sätze. Dieser Vergleich war mir zur Beurteilung der zukünftigen Verkehrsentwicklung der Häfen am Nordpazifik sehr aufschlußreich. Dazu ist ferner beachtlich, daß die eigentliche wirtschaftliche Erschließung dieses Teils der nordamerikanischen Staaten, und zwar sowohl in bezug auf die Ausbeute der Rohstoffe, als auch im Hinblick auf die Besiedlung des Landes, überhaupt erst im Anfang der Entwicklung steht.

Zahlenmaterial, das den Umfang des Durchgangsverkehrs zwischen der West- und Ostküste Nordamerikas zu erkennen gibt, steht mir leider nicht zur Verfügung. Ich verweise jedoch darauf, daß die ständigen Verbesserungen im Flug- und Eisenbahnwesen und die damit verbundene Fahrplanausgestaltung und Tarifverbilligung nicht nur der Beförderung von Reisenden, sondern auch dem Frachtumschlag zugute kommt. So haben denn auch in letzter Zeit hochwertige Stückgüter und Eilfrachten in wachsendem Maße den Weg im Überlandverkehr zwischen dem Westen und Osten genommen, ohne allerdings dadurch den nach wie vor bedeutsamsten Panamakanalverkehr erheblich beeinträchtigen zu können.

Aus der folgenden nach Wirtschaftsräumen zusammengestellten Zahlenübersicht (Durchschnitt der Jahre 1929 bis 1933) der Ein- und Ausfuhr der Westküstenhäfen Nordamerikas ergibt sich, außer dem sehr beachtlichen mengenmäßigen Übergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr, die große Ausdehnung des sich fast über alle Weltteile erstreckenden Handelsverkehrs.

Handel mit	Ausfuhr	Einfuhr (in 1000 long tons)[1]
Japan und China ..	4325	664
Großbritannien	1646	62
Westlichem Kanada....	1000	663
Australien	1000	55
Europa....	742	331
Südamerika Westküste	697	112
Südamerika Ostküste	227	74
Mexiko und Zentralamerika ..	700	200

Wenn auch der Warenaustausch mit Japan und China bei weitem an erster Stelle steht, so ist aber doch der Handelsverkehr mit europäischen Ländern (mehr als eine Million Tonnen) für die deutsche Schiffahrt von gewisser Bedeutung; denn in der vorstehenden Übersicht ist die Ein- und Ausfuhr nach und von England gesondert aufgeführt. Unter den vorherrschenden Verhältnissen bieten sich also den deutschen Linien bei richtigem Einsatz ihres Schiffsraumes gute Nutzungsmöglichkeiten im Dienst mit den amerikanischen Häfen am Nordpazifik.

Neben dem hier in großen Zügen dargestellten überseeischen Güteraustausch steht der Küstenverkehr, dessen Umschlag beispielsweise im Jahre 1934 rund 20,5 Mill. Tonnen betrug und dadurch den Überseehandel (Gesamtumschlag im Jahresdurchschnitt 1929 bis 1933 etwa 15 Mill. Tonnen) noch um mehr als 5 Mill. Tonnen übertrifft. In diesem Küstenverkehr nimmt Los Angeles — wohl wegen der Petroleumversorgung — mit 8 Mill. Tonnen den ersten Platz ein. Es ist erklärlich, daß die nordamerikanische Schiffahrt diesen Dienst zum überwiegend großen Teil unter eigener Flagge durchführt und ihr Bestreben immer mehr darauf abzielt, die ausländische Schiffahrt völlig auszuschalten. Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang, daß der Verkehr mit Alaska und Hawai in 1934 fast 2 Mill. Tonnen erreichte.

Für die Schiffahrt ist aber nicht allein die Fracht-, sondern auch die Per-

1) Zahlenquellen: Pacific Coast, Shipping Handbook 1935. (Compiled from US. Shipping Board Statistics.)

sonenbeförderung im nordpazifischen Raum von Bedeutung. Die wichtigste Rolle spielt dabei die Linienfahrt mit dem Fernen Osten. Es folgen dann die Häfen Australiens und Neuseelands, ferner die an der Westküste Süd- und Mittelamerikas gelegenen Hafenplätze sowie die Hawaischen Inseln, die sich immer mehr der Bevorzugung durch begüterte Amerikaner bei der Wahl ihres Winteraufenthalts erfreuen und die infolge der andauernden Unruhen auf Kuba auch zunehmende Besucherzahlen aus den Oststaaten aufweisen. Es muß ferner aber auch der Reisendenverkehr durch den Panamakanal, darunter der aus Europa zuströmende, beachtet werden. Eine gut ausgebaute Einheitsklasse mit Tropeneinrichtungen dürfte hier einen schnellen Frachtdienst wertvoll ergänzen.

Zusammenfassend stelle ich fest, daß der Seeschiffsverkehr mit der Westküste Nordamerikas, wie überhaupt im pazifischen Wirtschaftsraum, vielversprechende Zukunftsaussichten besitzt. Für die Ausfuhr ist der Rohstoffreichtum der 11 westlichen Staaten Nordamerikas maßgebend, für die Einfuhr die in Verbindung mit der Rohstoffausbeute ständig wachsende Bevölkerungszahl und die sich aus der allgemeinen wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung ergebende Steigerung der Kaufkraft. Es bringt darum auch jede weitere Erschließung des noch nicht nutzbar gemachten Hinterlandes der Schiffahrt neue Vorteile ein. Daraus folgt, daß die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse an der Westküste Nordamerikas weitgehender Beachtung wert ist.

Bei der Ausbeute der Bodenschätze sprechen auch die rassischen und sonstigen Eigenschaften der Landesbewohner in günstiger Weise mit. Im Gegensatz zu den überwiegend wurzellosen Industriemassen des amerikanischen Ostens lebt in den bis jetzt noch dünn besiedelten Gebieten am Nordpazifik ein fest mit dem Boden verbundener Menschenschlag, der für die Ausnutzung des Bodens selbst die besten Voraussetzungen schafft. Ich nehme daher an, daß sich der Westen des amerikanischen Festlandes viel freier und unabhängiger als der Osten entwickeln wird, wo die Lösung der sozialen Frage mit immer mehr um sich greifenden politischen und wirtschaftlichen Kämpfen verbunden ist. Im folgenden soll nun jeder der fünf großen Hafenbezirke am Nordpazifik — USA. und Kanada — etwas eingehender betrachtet werden. Diese Aufgabe kann sich aber nicht nur auf das rein Technische der einzelnen Häfen beziehen, sie muß auch ihre wirtschaftlichen Zusammenhänge mit Hinterland und Übersee erfassen.

I

Das kanadische Wirtschaftsgebiet um Vancouver

Vancouver ist der größte pazifische Hafen Kanadas. Er ist der Träger des überseeischen Warenumschlags eines gewaltigen Gebiets, nämlich das der Provinzen

Britisch-Columbia und Alberta sowie eines Teiles der im mittleren Festland gelegenen Provinz Saskatchewan. Alle diese Gebiete weisen Bodenschätze der verschiedensten Art in größten Ausmaßen auf. Ausbeutungsfähig sind vor allem Holze und Erze, Weizen und Früchte. Wesentlich ist bei der Beurteilung der Entwicklungsmöglichkeiten dieser Länder, daß sie außerordentlich dünn besiedelt sind. Britisch-Columbia besitzt eine Einwohnerzahl von nur etwa 750 000, während sich seine Größe über einen Flächenraum erstreckt, der dem Deutschlands, Frankreichs und Spaniens zusammen gleichkommt.

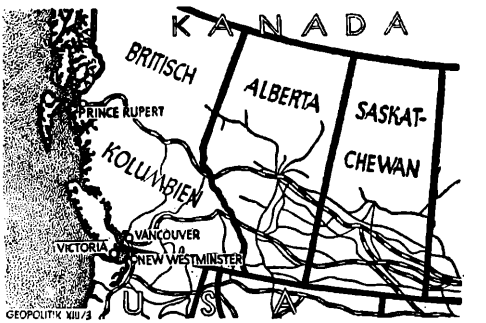


Abb. 1

Überlandbahnen

Andere Hauptbahnen

Vancouver ist durch zwei kanadische Eisenbahnlinien mit der Ostküste Nordamerikas verbunden. Außerdem wird durch eine amerikanische Gesellschaft die Verbindung mit dem Eisenbahnnnetz der Vereinigten Staaten hergestellt. Die Stadt besitzt einen natürlichen Hafen, der von Überseedampfern aller Größen zu jeder Jahreszeit angelaufen werden kann. Der Hauptausfuhrartikel ist Weizen. Im Jahre 1933 stand Vancouver unter allen weizenausführenden Häfen des nordamerikanischen Erdteils an erster Stelle. Die in 1934 umgeschlagene Weizenmenge belief sich auf etwa 1½ Millionen Tonnen, der überseeische Ausfuhrumschlag von Weizenmehl auf rund 100 000 Tonnen. Die Getreidebörse von Vancouver hat internationale Bedeutung; alle führenden Getreidefirmen der Welt lassen sich auf ihr vertreten. Zur Mehlverarbeitung dienen verschiedene Mühlenbetriebe der Stadt.

Im Überseeverkehr Vancouvers nimmt die Ausfuhr von Baumstämmen und Schnittholz die zweite Stelle ein. Der Umschlag dieses Gutes, der in besonders günstigen Jahren die Millionengrenze überstieg und der auch 1934 immer noch etwa 750 000 Tonnen betrug, wird mit dem Nachbarhafen New Westminster geteilt. Dieser Hafen liegt am Fraser River und besitzt eine außerordentlich billige Verbindung mit dem waldreichen Fraser Bezirk. Der Holzreichtum der Provinz Britisch-Columbia ist unermeßlich, die Verarbeitungsindustrie aber erst im Entstehen begriffen, so daß sie also meines Erachtens noch sehr große Ausbauaussichten hat.

Von großer Bedeutung sind ferner auch Fischfang und Fischausfuhr. In dieser Beziehung nimmt der nördlichst gelegene drittgrößte Hafen des Vancouver Bezirks Prince Rupert einen wichtigen Platz ein. Die Stadt befindet sich eigentlich bereits außerhalb des Bezirks hoch oben im Norden und kann für sich in Anspruch nehmen, dem Fernen Osten um 485 Seemeilen näher gelegen zu sein als irgendein anderer Hafen der amerikanischen Küste. Von besonderer Güte ist vor

allem der Lachs, dessen Ausfuhr in Dosen nach den verschiedensten Ländern der Welt etwa 50 000 Tonnen im Jahre beträgt. Vancouver allein hatte 1934 eine Lachsausfuhr von rund 35 000 Tonnen zu verzeichnen. Beachtlich ist auch der Umschlag von Fischmehl und Tran des Vancouver-Bezirks durch eine in der Stadt Victoria ansässige Walfanggesellschaft. Victoria ist die auf der Vancouver Insel an der Meerenge von Juan de Fuca gelegene Hauptstadt der Provinz und daher auch für den überseeischen Personenverkehr von Bedeutung.

Die zwar nicht unwesentliche Ausfuhr von Zink und Blei hat unter den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise stark gelitten, jedoch hat sich in jüngster Zeit wieder ein Aufschwung bemerkbar gemacht. Neben Weizen und Gerste waren Blei und Zink wichtige Umschlagsgüter im Verkehr mit Deutschland. Das gilt in geringerem Maße auch für Kupfer, das gleichfalls im westlichen Kanada gewonnen wird.

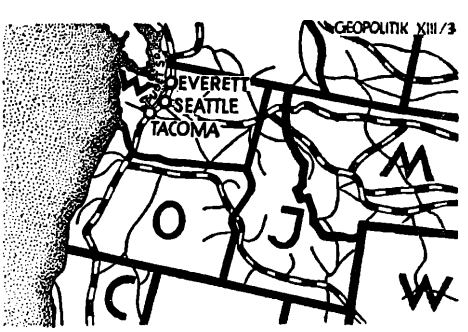
Die Einfuhr des Vancouver Bezirks setzt sich hauptsächlich aus Zinn, Eisen, Hanf und Stahl, Zucker und Salz, Kaffee, Bier, Torf und Koks zusammen. Diese Aufstellung besagt, daß Vancouver Handelsbeziehungen zu den verschiedensten Weltteilen unterunterhält. Zucker wird aus Mittelamerika, Kaffee aus Südamerika, Hanf aus dem Orient, Stahl aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Koks, Torf und Bier aus Europa eingeführt. In der Torfeinfuhr spielen Deutschland und seine Schiffahrt die ausschlaggebende Rolle. Auch an der Bier- und Fertigwareneinfuhr ist Deutschland stark beteiligt, wobei allerdings der ungünstige Stand der kanadischen Währung die Preise drückt.

Der Gesamtumschlag Vancouvers, einschließlich des Küstenverkehrs, betrug im Durchschnitt der Jahre 1926 bis 1933 rund 8 Millionen Tonnen. Im Jahre 1934 waren es 6,3 Millionen Tonnen. Ein- und Ausfuhr gleichen sich mengenmäßig ziemlich aus. (Der Gesamtumschlag in den bremischen Häfen betrug im Jahre 1934 — 6,4 Millionen Tonnen.)

II

Der Puget Sound mit Seattle und Tacoma

Das nördlichste Hafengebiet der Vereinigten Staaten von Amerika erstreckt sich südlich von der kanadischen Grenze um den Puget Sound. Der Hauptverkehrspunkt ist die Stadt Seattle mit einem Salzwasserhafen im Puget Sound auf der einen und einem Süßwasserhafen im Washington See auf der anderen Seite. Durch die geographische Lage dieser beiden Häfen ergeben sich für den Umschlagverkehr über Seattle gewisse Vorzüge, die sich ratenmäßig betrachtet sehr günstig auswirken. Das frachttarifarische Hinterland Seattles und der Häfen am Puget Sound dehnt sich über den ganzen Staat Washington aus, das der Häfen Tacoma und Olympia sogar bis weit nach Oregon hin.



Kleines w = Washington, großes W = Wyoming,
O = Oregon, C = Californien, J = Idako, M = Montana
Abb. 2

Der Staat Washington umfaßt eine Fläche von nahezu 70000 Quadratmeilen. Sie wird aber von nur 1,7 Mill. Menschen bewohnt. Der Ausdehnung nach ist Washington demnach etwa so groß wie Italien; bevölkerungsmäßig kann man einen Vergleich mit der Provinz Pommern ziehen. Gewaltig sind auch in diesem Lande die Rohstoffvorkommen, bedeutend die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, unter ihnen vor allem Weizen, Holz und Früchte. Den Holzreichtum hat sich die amerikanische Papierindustrie zunutze gemacht, indem sie hier wie im südlich benachbarten Oregon große Fabriken errichtete. Die Papierausfuhr beider Staaten beträgt wertmäßig etwa 3 Mill. Dollar im Jahr. Der Staat Washington besitzt ein vorzügliches Eisenbahnnetz, das von vier großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften betrieben wird. Beispielsweise ist Neu York von Seattle aus in nur 76 Stunden zu erreichen. Ebenso wie in der kanadischen Provinz Britisch-Columbia steht die eigentliche wirtschaftliche Entwicklung dieses Staates erst bevor. Das bedeutet folgerichtig auch eine Steigerung der Kaufkraft und dadurch wiederum die Voraussetzung für eine zu erwartende Erhöhung des Einfuhrumschlags der vorgelagerten pazifischen Häfen. Bis jetzt ist die überseeische Einfuhr im wesentlichen auf den Verbrauch im Inneren des Staates eingestellt, während eine Durchfuhr nach dem Osten kaum verzeichnet werden kann. Stahl und Eisen, Zucker und Kaffee, Petroleum und Petroleumerzeugnisse, Düngemittel, Chemikalien und Fertigwaren bilden die Haupteinfuhrposten im Seegüterverkehr, durch den allein sich -- ganz abgesehen von der Ausfuhr — die Verbindung mit vielen überseeischen Ländern ergibt.

Seattle, etwa in der Mitte des Puget Sound auf dem östlichen Ufer gelegen, besitzt einen vorzüglichen, für alle Seeschiffe erreichbaren natürlichen Hafen. Der Ausfuhrumschlag erreicht zwar mengenmäßig nicht die Höhe des Hafens Vancouver; immerhin betrug aber 1934 die Ausfuhr von Weizen und Weizenmehl 154000 Tonnen und die von Baumstämmen und Schnittholz 133000 Tonnen. Es folgen dann auch wertmäßig bedeutend 120000 Tonnen frische Äpfel und Birnen. Zu den Beziehern dieses Frischobstes zählt auch Deutschland. Allerdings ging die Einfuhr von der nordamerikanischen Westküste über Hamburg und Bremen in letzter Zeit sehr zurück. Während 1933/34 noch insgesamt 2371559 Kisten Äpfel in Deutschland eingeführt wurden, verminderte sich diese Zahl in der gleichen Zeit des Jahres 1934/35 um fast 2 Millionen Kisten auf 399072. Dieser Rückgang wirkte sich naturgemäß auf die Frachteinnahmen des heimkehrenden Geschäfts der deutschen Reedereien entscheidend aus.

Insgesamt belief sich der Seegüterumschlag Seattles (Ein- und Ausfuhr) einschließlich des Küstenverkehrs in 1934 auf 6,1 Millionen Tonnen gegenüber 5,5 Millionen Tonnen in 1933 und 8,5 Millionen Tonnen im Jahresdurchschnitt 1928 bis 1932.

Als weitere Häfen sind Tacoma, südlich von Seattle, und Everett, nördlich von Seattle gelegen, zu erwähnen. Tacoma, das für die Einfuhr von Fertigwaren aus dem Orient und im Holzausfuhrhandel von Bedeutung ist, verzeichnete 1934 einen Seegüterumschlag von 2,2 Millionen Tonnen und im Durchschnitt der letzten fünf Jahre einen solchen von 4,7 Millionen Tonnen jährlich. Die Hafenanlagen Tacomas sind technisch bestens ausgestattet und für alle seewärtigen Frachtdampfer nutzbar. Der Seegüterumschlag Everetts betrug etwa 2 Millionen Tonnen im Jahre, der aller Häfen des Puget Sounds (ein-

schließlich des Küstenverkehrs) zusammen im Jahre 1934 etwa 10 Millionen Tonnen, also die Hälfte des Verkehrs im Hamburger Hafen.

III

Der Columbia-Fluß mit dem Hafen von Portland

Das dritte der großen zusammenhängenden pazifischen Hafengebiete des nordamerikanischen Festlandes gruppiert sich um den Columbia-Fluß, der mehrere hundert Kilometer stromaufwärts bis weit in das Innere hinein schiffbar ist und der nicht unbedeutende gleichfalls schiffbare Nebenflüsse besitzt. Durch dieses Flußgebiet wird das frachttarifarische Hinterland der an ihm gelegenen Seehäfen, wie Portland, Astoria, Longview usw. erschlossen. Es dehnt sich über den ganzen Staat Oregon und den Staat Idaho bis nach Wyoming und dem berühmten Yellowstone Park aus. Dieses gewaltige Gebiet besitzt wertvolle Mineralien, umfangreiche Waldungen und eine blühende Landwirtschaft. Allein der Küstenstaat Oregon ist so groß wie Schweden, der Nachbarstaat Idaho sogar noch größer. Unter den landwirtschaftlichen Erzeugnissen ist neben dem Weizen auch die Wolle zu erwähnen. Ertragreich ist der gewaltige Holzbestand. Im südlichen Teil Oregons wird viel Viehzucht betrieben. Blei, Zink und Silber werden in erheblichen Mengen in Idaho, Kohle in größerem Ausmaß in Wyoming gewonnen. Goldfunde wurden in Oregon gemacht.

M = Montana, O = Oregon, J = Idaho, C = Californien, W = Wyoming, N = Nevada, Kleines w = Washington
Abb. 3

Schienenwege und Autostraßen durchziehen das Land. Die Züge der vier transkontinentalen Eisenbahngesellschaften, die auch im Staate Washington vertreten sind, stellen die Verbindung mit allen Staaten und Städten Nordamerikas her. Portland besitzt außerdem einen auf der Schwaneninsel im Willamette-Fluß gelegenen Flugplatz. Von hier aus erreicht man mit dem Flugzeug Seattle in $1^1/_2$, San Francisco in $5^1/_2$ und New York in 29 Stunden. Die Eisenbahnfahrt dagegen beträgt nach Seattle 5, nach San Francisco 21 und nach New York 83 Stunden.

Portland ist der Haupthafen des Gebiets am Columbia-Fluß. Der Seegüterumschlag dieses Platzes überstieg in jüngerer Zeit weit über 4 Millionen Tonnen jährlich. Im Jahresdurchschnitt von 1922 bis 1930 waren es sogar über 8 Millionen Tonnen. Weizen, Mehl und Holz finden, von Portland ausgehend, seit langem festen Absatz in Ostasien. Im Jahre 1934 belief sich dieser Verkehr auf insgesamt 665 000 Tonnen. Die wertmäßig außerordentlich bedeutende Ausfuhr von Äpfeln und Birnen, getrockneten Früchten und solchen in Dosen nimmt zum überwiegend großen Teil ihren Weg durch den Panamakanal

nach Europa. Besitzt somit Portland in der Ausfuhr einen regelmäßigen Verkehr mit europäischen und asiatischen Ländern, so unterhält es auch neben einer nicht unwichtigen Kopraeinfuhr aus Ostasien umfangreiche Zucker- und Kaffeebezüge aus Mittel- und Südamerika. Zement, Maschinen und Fertigwaren werden aus Deutschland und anderen Staaten Europas eingeführt. Die Schiffe aller größeren Reedereien des In- und Auslandes laufen, sofern sie überhaupt einen Nordpazifikdienst versehen, Portland an. Dazu zählen, außer dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, auch die französische Compagnie Générale Transatlantique, die japanische Nippon Yusen Kaisha und die großen englischen, amerikanischen und skandinavischen Schiffahrtsgesellschaften.

Portland ist einer der am weitesten im Hinterland gelegenen Häfen Nordamerikas. Die Entfernung von ihm zum Meer beträgt 113 Seemeilen. Das ist zwar für den Seeverkehr nachteilig, für die frachttarifarische Gestaltung aber ein Vorzug. Die Tiefe des Hafens beträgt 35 Fuß. Nur Neu York, San Francisco und Seattle, das 40 Fuß Tiefe mißt übertreffen Portland in dieser Beziehung. Stadt und Hafen liegen 13 Seemeilen von der Gabelung der Flüsse Columbia und Willamette entfernt am Willamette-Fluß. Die Hafenanlagen sind großzügig und modern.

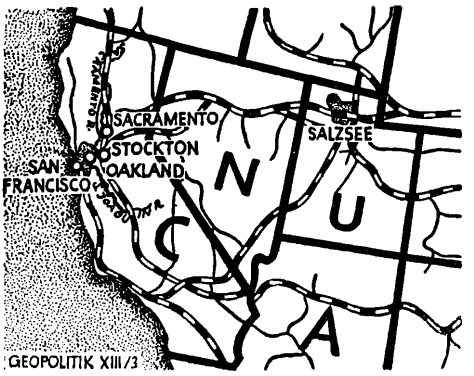
Am Columbia-Fluß — fast unmittelbar an der Mündung — liegt der kleinere Hafen Astoria. Er hat eine gewisse Bedeutung für die Holz- und Weizenausfuhr sowie für die Öleinfuhr im Küstenverkehr mit Südkalifornien. Der Umschlag beläuft sich auf etwa 1/2 Millionen Tonnen. Am Flußlauf liegen ferner die Häfen Longview, Vancouver (im Staate Washington) und Willapa.

IV

Die Bucht von San Francisco

Durch das berühmte „Goldene Tor" des Hafens von San Francisco wurden in günstigen Wirtschaftsjahren im Übersee- und Küstenverkehr rund 30 Mill. Tonnen ein- und ausgeführt (Hamburg, Jahresdurchschnitt 1930/34 = 21 Mill. Tonnen). Wert- und mengenmäßig ist bisher dieser Verkehr in ganz Nordamerika nur von New York übertroffen worden. Nach meiner Meinung besteht aber durchaus die Möglichkeit, daß eines Tages New York von San Francisco überflügelt wird. Das Hinterland der Bucht von San Francisco, die dort ruhenden Bodenschätze und die daraus herzuleitende Ausnutzung lassen diese Behauptung keineswegs abwegig erscheinen, insbesondere deshalb auch nicht, weil die technischen Umschlagsbedingungen der an der Bucht gelegenen Häfen und nicht zuletzt die mannigfaltigen überseeischen Beziehungen Kaliforniens ganz bestimmte Voraussetzungen für eine erhebliche Verkehrssteigerung bieten.

Die 48 Seemeilen lange und zum Teil 13 Seemeilen breite Bucht von San Francisco bildet mit ihrer 450 Quadratmeilen umfassenden Fläche ein großes einheitliches Hafengebiet, das noch durch zwei in das Innere des kalifornischen Staates führende und weit stromaufwärts schiffbare Flüsse erweitert und vervoll-



N = Nevada, C = Californien, U = Utah, A = Arizona
Abb. 4

kommnet wird. Es sind dies der Sacramento mit dem 110 Seemeilen binnenwärts gelegenen, aber für Seeschiffe noch erreichbaren Hafen Sacramento und der San Joaquin mit dem 77 Seemeilen stromaufwärts gelegenen Hafen Stockton. Beide Flüsse bringen den Überseeverkehr auf dem billigen Wasserweg näher an die im Innern Kaliforniens gelegenen unermeßlichen Bodenschätze und landwirtschaftlichen Erzeugnisse heran.

An der Bucht selbst befinden sich außer dem Haupthafen von San Francisco die Häfen Oakland, Richmond und Alameda. Alle diese Plätze sind ihrer geographischen Lage oder ihren sonstigen Besonderheiten entsprechend von Bedeutung im pazifischen Wirtschaftsraum. Sie besitzen auch weitgehende technische und wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten.

Das Hinterland dieses einheitlichen Wirtschaftsgebietes erstreckt sich auf die nördliche Hälfte Kaliforniens und auf etwa Zweidrittel des dahinter gelegenen Staates Nevada, sowie auf einen Teil von Utah bis zum Großen Salzsee. Es handelt sich dabei um ein Gebiet, das mit einer Flächenausdehnung von rund 350 000 Quadratmeilen der geographischen Größe Deutschlands, Frankreichs und Schwedens zusammen entspricht. Die Vielseitigkeit der in diesem Gebiet vorhandenen Bodenschätze ist groß. Es seien hier nur Gold, Silber, Kupfer, Petroleum, Holz und Weizen als die wichtigsten genannt. Hinzu kommen noch im Staate Kalifornien Zucker, Baumwolle und Früchte, die sowohl im frischen als auch im verarbeiteten Zustand Absatz in allen Weltteilen finden. Da in diesem Gebiet bis jetzt noch nicht einmal 3 Mill. Menschen leben, bestehen noch große Zukunftsaussichten. Drei kontinentale Eisenbahnlinien und ein weitverzweigtes Autostraßennetz verbinden San Francisco mit dem Osten der Vereinigten Staaten von Amerika.

In San Francisco und in den Nebenhäfen der Bucht vollzieht sich nicht nur der überseeische Ein- und Ausfuhrverkehr des Hinterlandes, diese Plätze bringen auch die Staaten Kalifornien, Nevada und Utah den übrigen pazifischen Staaten und im Umschlag durch den Panamakanal dem nordamerikanischen Osten näher. In der Ausfuhr stehen Petroleum und Petroleumerzeugnisse, frische, getrocknete und Früchte in Dosen, Holz, Mehl, Reis, Weizen, Erze, Metalle, Baumwolle und Asphalt an erster Stelle. Der Einfuhrumschlag wird hauptsächlich durch Kopra, Zucker, Kaffee, Papier, Kohle, Eisen- und Stahlerzeugnisse, Düngemittel, Zement und Fertigwaren bestritten. Diese Zusammenstellung beweist, daß San Francisco Verbindung mit allen Erdteilen und deren wichtigsten Häfen unterhält.

San Francisco selbst ist der zweitgrößte Hafen Nordamerikas. Der Gesamtumschlag belief sich in guten Wirtschaftsjahren auf etwa 12 Mill. Tonnen. San Francisco ist der einzige Hafen in den USA., dessen gesamte Wasserfront sowie alle Anlagen in staatlichem Besitz sind und daher auch staatlich verwaltet werden. Alle bedeutenden Schiffahrtslinien der Welt, d. h. soweit sie sich an der pazifischen Fahrt beteiligen, laufen San Francisco an. Die Einrichtungen für den Ölumschlag

sind hervorragend. Im Jahre 1934 betrug die Ausfuhr von Petroleum- und Petroleumerzeugnissen weit über 1 Mill. Tonnen. Die Ausfuhr von getrockneten Früchten stand an zweiter, die von Gerste an dritter Stelle. Einfuhrmäßig sind in erster Linie Kopra aus Ostasien und Zucker aus Mittelamerika zu nennen. Nicht unbedeutend war auch die Zucker- und Südfruchteinfuhr von den Hawaischen Inseln.

San Francisco und der ihm gegenüber gelegene nächstgroße Hafen Oakland sind mit allen neuzeitlichen Umschlagseinrichtungen ausgestattet.

V

Südkalifornien mit Los Angeles und San Diego

Das frachtmäßig zu den südkalifornischen Häfen Los Angeles, Long Beach und San Diego gehörende Wirtschaftsgebiet ist zweifellos das an Bodenschätzen reichste, das irgendwo in der Welt mit einheitlichen Seehäfen verbunden ist. Es dehnt sich über die südlichen Hälften der Staaten Kalifornien, Nevada und Utah sowie über ganz Arizona bis nach dem weit im Innern des Festlandes gelegenen Neu-Mexiko aus.

Die geographische Größe dieses Gebietes umfaßt nahezu $1^1/_2$ Mill. Quadratkilometer (Deutschland: 470 000 qkm). Es werden in ihm Gold, Silber, Kupfer und Blei gewonnen. Die Petroleumausbeute ist besonders groß, denn Südkalifornien ist neben Texas das größte Ölgebiet Nordamerikas. Aus der Ölgewinnung entspringt die Haupteinnahmequelle von Los Angeles, das 1934 rund 4 Mill. Tonnen Öl in der seewärtigen Ausfuhr umschlug. Neben den großen und wertvollen Bodenschätzen besteht der landwirtschaftliche Reichtum Kaliforniens, Nevadas, Utahs und Arizonas. Aus Arizona kommt Baumwolle, aus Utah Weizen. Nevada liefert Fleisch und Kalifornien Früchte (Melonen, Apfelsinen, Pfirsiche, Grapefruits usw.), die sich durch ihre besondere Güte auszeichnen. An der Küste ist ferner auch der Fischfang, insbesondere von Tunafisch, von Bedeutung für den überseeischen Ausfuhrumschlag der Häfen. Endlich besitzt vorwiegend Kalifornien eine große Anzahl industrieller Werke und Unternehmungen. Die Ausfuhr dieses Landes erstreckt sich nach allen Weltteilen.

N = Nevada, U = Utah, C = Californien,
A = Arizona, NM = New Mexiko
Abb. 5

Von nicht geringerer Bedeutung als die Ausfuhr ist auch die Einfuhr, die sich in Zukunft mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Hinterlandes noch steigern wird. Schon die Tatsache, daß in diesem riesigen Gebiet, dessen Flächenausdehnung fast dreimal so groß als Deutschland ist, nur etwa 4,3 Mill. Menschen leben, läßt die Siedlungs- und sonstigen wirtschaftlichen Ausbaumöglichkeiten erkennen. Der Wohlstand, in dem schon jetzt die Bevölkerung Südkaliforniens lebt, wirkt sich lebhaft auf die Einfuhr der südkalifornischen Häfen aus. Hochwertige Luxusgegenstände und Fertigwaren aus den verschiedensten überseeischen Ländern bilden wertmäßig einen großen Teil dieser Einfuhr, die im übrigen vornehmlich aus

Eisen- und Stahlerzeugnissen, japanischer Rohseide, cubanischem und hawaischem Zucker, mittel- und südamerikanischem Kaffee, indischem Reis usw. besteht. Eisen-, Stahl- und Fertigwaren werden aus europäischen Ländern, darunter nicht zuletzt Deutschland, bezogen.

Insgesamt wurden 1934 im Hafen von Los Angeles und im benachbarten Long Beach rund 13,5 Mill. Tonnen, einschließlich des Küstenverkehrs, umgeschlagen. Dabei spielte die Ausfuhr mit etwa 9,5 Mill. Tonnen die weitaus größte Rolle. Das weiter südlich an der Grenze Mexikos liegende San Diego verzeichnet einen Güterumschlag von etwas über 1/2 Mill. Tonnen in 1934. Während die Häfen von Los Angeles und Long Beach künstlich errichtet wurden, handelt es sich bei San Diego um einen natürlichen Hafen, der gleichzeitig der Hauptstützpunkt der nordamerikanischen Kriegsflotte an der pazifischen Küste ist.

Los Angeles unterhält auf dem Seewege Verbindungen mit allen Weltteilen. Der Überlandverkehr wird durch mehrere Eisenbahnlinien und einen in letzter Zeit erheblich erweiterten Luftdienst versehen. Es bestehen somit schnelle und regelmäßige Verbindungen mit dem Osten der Vereinigten Staaten von Amerika. Im überseeischen Durchgangsverkehr werden hauptsächlich japanische Seiden und Seidenwaren befördert. Sie nehmen über Los Angeles und San Francisco ihren Weg nach New York und Chicago und über Vancouver nach den Großstädten Kanadas.

Der Panamakanal

Ich kann die vorliegenden Betrachtungen nicht abschließen, ohne die Bedeutung des Panamakanals für das hier behandelte Verkehrsgebiet und seine wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten zu würdigen. Eingangs habe ich bereits erwähnt, daß die im deutschen Nord- und Südpazifikdienst beschäftigten Schiffe den Panamakanal durchlaufen. In erhöhtem Umfang nimmt naturgemäß der starke Schiffsverkehr zwischen der atlantischen und pazifischen Seite des nordamerikanischen Festlandes seinen Weg durch diesen Kanal.

Der Frachtverkehr zwischen dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten von Amerika ist heute beinahe der Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Betrachtungen über den Panamakanal. Ursprünglich verdankte der Kanal ausschließlich Gründen der amerikanischen Landesverteidigung seine Entstehung. Heute aber sind die großen Eisenbahnlinien rein technisch nicht mehr in der Lage, die Gesamtmengen des jetzigen Güterverkehrs zwischen den Ost- und Weststaaten zu befördern. Auch setzt die Frachtratengestaltung dieser Beförderung eine unter den vorherrschenden Verhältnissen wirtschaftlich nicht mehr zu überschreitende Grenze. Von den 24,7 Mill. Tonnen Gesamtumschlag des Panamakanals in 1934 entfielen 8,9 Mill. Tonnen, also weit über ein Drittel, allein auf den Umschlagsverkehr zwischen den beiden nordamerikanischen Küsten.

Die Frage, ob die deutsche Schiffahrt an diesem Umschlag in größerem Ausmaß als bisher teilnehmen kann, muß ich leider verneinen. Bei den amerikanischen

Reedereien besteht ganz erklärlicherweise heute mehr denn je die Absicht, die ausländische Schiffahrt aus der Küsten- und Verbindungsfahrt zwischen der atlantischen und pazifischen Seite herauszuhalten. Dennoch behält der Panamakanal im Durchfahrtsverkehr von Europa nach dem Pazifik seine große Bedeutung für die deutsche Schiffahrt, insbesondere auch deshalb, weil der Kanal und die umliegenden Häfen mit der Zeit zu Verteilungs- und Umschlagsplätzen für die Güter vieler Länder geworden sind. Es handelt sich hier mehr als beim Suezkanal um einen Austauschplatz, dessen Zwischenverkehr sich auch die deutsche Schiffahrt bis zu einem gewissen Umfang nutzbar machen kann. Dazu ist es allerdings erforderlich, daß sich das Anlaufen der einzelnen Häfen mit schnellen und neuzeitlichen Schiffen regelmäßiger und häufiger gestaltet. Unter dieser Voraussetzung bestehen bestimmte Erfolgsaussichten, vor allem auch deswegen, weil die Nachbarstaaten des Kanals zur Beförderung ihrer wertvollen Rohstoffe überwiegend keine eigenen Handelsschiffe besitzen und darum auf die ausländische Flagge angewiesen sind. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den pazifischen Staaten Nordamerikas zu den Ländern beiderseits von Mittel- und Südamerika werden gerade in letzter Zeit immer enger. Auch hier ergeben sich für die deutsche Schiffahrt durch den Ausbau der vorhandenen Nord- und Südpazifikfahrt unter Benutzung des Panamakanals gute Zukunftsmöglichkeiten.

In den vorerwähnten seewärtigen Güterumschlag zwischen den östlichen und westlichen Wirtschaftsgebieten Nordamerikas überwiegt der Panamakanalverkehr in der Westostrichtung um nahezu 6,9 Mill. Tonnen. Er übersteigt den Umschlag der Ostwestrichtung um fast das Dreifache. Daraus ergibt sich, daß der pazifische Wirtschaftsraum der Vereinigten Staaten von Amerika dem Osten gegenüber der gebende Teil ist. Der Osten wird daher seine Aufmerksamkeit dem wirtschaftlichen Ausbau und der zunehmenden Besiedlung des Westens in sich steigerndem Maße zuwenden.

Der wachsende Verkehr, wie er seit Anfang 1933 im Panamakanal beobachtet werden kann, deutet bereits auf eine solche Entwicklung hin. Denn diese Steigerung im Gesamtumschlag des Kanals ist wesentlich größer als die allgemeine Zunahme der Verkehrszahlen in den großen Welthäfen und sonstigen Kanälen, wie beispielsweise im Suezkanal. Im Panamakanalverkehr hat sich die Zahl der Schiffe in 1934 gegenüber dem Vorjahr um 23% und die durchgeschleuste Frachttonnage um 36% erhöht.

Diese Untersuchung der Hafen- und Ladungsverhältnisse an der Westküste Nordamerikas unter dem Gesichtspunkt schiffahrtsmäßiger Verwendung schien mir eine unerläßliche Vorbedingung für die Prüfung der Möglichkeit zu sein, ob die deutsche Schiffahrt im Laufe der Zeit auch das Großgebiet des Pazifischen Ozeans in ihren Dienstbereich stellen kann. Ergänzend muß natürlich dafür vorher noch

die Südpazifikküste Amerikas entsprechend betrachtet werden. Die beiden Küsten des Nord- und Südpazifik bilden die eine Seite des über den Pazifik gehenden Waren- und Personenverkehrs, der auf der anderen Seite der große ostasiatische Raum und das australische Wirtschaftsgebiet gegenübersteht. Erst aus der gründlichen Prüfung dieser beiden großen Wirtschaftsgebiete ergibt sich dann abschließend eine wirklich gute Beurteilung der Aussichten und Möglichkeiten, der Voraussetzungen an Art und Leistung des Schiffsmaterials sowie des Zeitpunkts, zu dem eine Betätigung der deutschen Schiffahrt zum mindesten im regelmäßigen Linienverkehr wirtschaftlich in diesen Gebieten mit Aussicht auf Erfolg möglich erscheint.

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Vom Westen zum Osten

Rupert von Schumacher an die Schriftleitung

Lieber Freund!

Seitdem Sie auf Ihren Berg fernab der Menschheit gezogen sind, fehlt uns, den im Getriebe der Großstadt Verbliebenen die Möglichkeit, mit Ihnen fruchttragenden Gedankenaustausch zu pflegen, im leichten Geplänkel der Worte und Begriffe der schöpferischen Intuition Wege zu bahnen, und aus dem Ringen mit dem schweren Geschütz der Logik die Siegespalme einer neuen Schau, einer neuen, von den Schlacken nebelhafter Unbewußtheit gereinigten Idee heimzutragen. So bin ich genötigt, mit dem ungelenken Rüstzeug von Tinte, Papier und Feder die aufflatternden, hierher und dorthin springenden Gedanken eines besinnlichen Gesprächs in ein Surrogat zu fassen und die Todsünde eines ungereimten Briefes zu begehen, der von Diesem und Jenem berichtet, von scheinbar unzusammenhängenden Meinungen und Anschauungen, wie sie sich im Wechselspiel der Dinge unter der Herrschaft des Augenblicks bilden — ein Mosaik, keine dialektische Pyramide, sinnvoll erst in der richtigen Zusammenfügung, zu der mancher Stein noch von Ihnen und anderen Berufenen zu finden ist.

Stille Rückschau und Vorschau lädt zu einer Gedankenwanderung durch die im Laufe der Jahre angesammelte Bibliothek ein. Da fordert dieses und jenes Werk zur Rechenschaft und Stellungnahme auf, manches schlägt plötzlich Brücken, nach denen man lange und vergeblich in eitler Vernachlässigung fremder Ideenwelt gesucht hat, und in stillem Verweilen des Blicks an den langen Reihen heftet sich längeres Sinnen an das eine oder andere bisher verständnislos zurückgestellte Werk und gebiert auf einmal Anregungen aus Beobachtungen, die nicht selten durch ihre Selbstverständlichkeit darin überraschen, daß man sie nicht schon längst unter das gedankliche Allgemeingut eingereiht hat.

Steht da vor mir ein Atlas. Einer von den vielen und doch durch einen ganz

kleinen Unterschied aus Seinesgleichen herausgehoben: er zwingt zur räumlichen Schau. Scheint in allem ein solider Vertreter der beschreibenden Erdkunde zu sein und ist nur durch die mit feinem psychologisch-politischem Verständnis abgegrenzte Darstellung größerer Erdräume und bestimmter Landschaftseinheiten als Instrument der wertenden Wissenschaft ausgezeichnet. Federleicht wiegt der Unterschied und doch: wie schwer war der Schritt und welche nutzbringenden Folgen müssen sich in unendlicher Kette daran fügen! Großräumiges Denken, Verständnis für weltübergreifende Zusammenhänge — so alltäglich dem Geopolitiker vom Bau, so bitter not tun sie unserem Volk draußen am Pflug und am Werkstuhl. Und wo sie dank der Wandlung der letzten Jahre keimen, dort sucht man nach dem Handwerkszeug, dem ganz unlehrhaften, lebendigen Instrument, das die Stelle des uns verwehrten weltweiten Betätigungsfeldes anderer Völker ersetzen kann. Ehrliches Bemühen fachlicher Arbeit und geniale Erkenntnis hat vieles bereits geschaffen und viel davon steht dort unter den Büchern — das Werk über die „Grenzen" von General Haushofer an dem ihm gebührenden Ehrenplatz. Denn nichts begehrt so nach Einsicht und Verständnis, verlangt so gebieterisch das Interesse der Gesamtnation für sich, wie die Grenzen und Grenzlande des Deutschtums mit ihren unzähligen unvernarbten Wunden und ihren Grenzpfählen inmitten deutschem Land.

Fast wie unter Zwang sucht der Blick ein solches Instrument aus fremder Werkstatt, einen scharfen Meißel gegen große deutsche Geschichte, Gegenwart und Zukunft und zugleich zwischen den Blättern ein Dokument deutschen Leids, das auch die geschmackvolle Farbenharmonie slawischer Freude an Buntheit und Farbigkeit nicht zu verdecken vermögen: es ist der „Atlas Republiky Československé". Eine Fanfare des jungen Staates, „ein Monument der Republik", wie ihn politisch betonter, fachlich berechtigter Stolz halbamtlich bezeichnet — „ein Dokument des Staates, das mit aller wissenschaftlicher Präzision und Wahrheitstreue die Tatsachen unter Beweis stellt, daß die Tschechoslowakei kein zufälliges Gebilde der Willkür, kein unorganisches Konglomerat ist, sondern ein in allen Teilen logisches Gefüge, dessen jeder Teil eine für das Ganze, für die geographische und politische Existenz des Staates unerläßliche Aufgabe und Bedeutung hat", wie die „Prager Presse" in wohlabgewogenem Urteil schreibt.

Es schmerzt irgendwie die an anderer Stelle dieser Lobeshymne untergebrachte Bemerkung, daß dieses Kartenwerk ein vollständiges Novum sei, wenigstens was Werden und Entwicklung anbetrifft. Man geht dann die Reihe der deutschen Grenzlandatlanten durch und erfreut sich an ihrem mit unendlichem Bienenfleiß zusammengetragenen und zur Grenzlandarbeit und -aufklärung hingestellten Material und — zögernd erhebt sich die Frage, warum das alles unter so verschiedenen Flaggen wandeln muß, warum selbst eine so leicht zu schaffende Vereinheitlichung der kartographischen Technik, die schwierigere der Stoffauswahl nicht dem Forschenden und Suchenden den Weg in dieses Neuland leicht und nutzbringend macht? Da stehen

die Atlanten Schlesiens, der Pfalz, Niedersachsens, Pommerns usw., jeder für sich ein kleines Wunderwerk politischer Durchdringung der Heimat — aber die Verbindung, die Brücke fehlt zwischen ihnen, und man wäre aus diesem Grunde fast verleitet, ein klein wenig scheele Augen nach dem Tschechenatlas zu machen, wäre andererseits nicht die Gewißheit, daß die Möglichkeit, den deutschen Nationalatlas noch zu schaffen, eine freudige Aufforderung an die schöpferischen Kräfte unseres Volkes ist. Und man wird sich klar, daß einzig und allein der Nationalsozialismus imstande ist, die Idee des künftigen deutschen Nationalatlas zu verwirklichen, weil ja doch erst er die Einheit des Reiches hergestellt und damit die leidigen Hindernisse für ein solches gesamtdeutsches Werk beseitigt hat. Vor wenigen Jahren wäre wahrscheinlich allein aus der Maßstabsfrage ein Prestigeproblem der inzwischen selig entschlafenen partikularen Gewalten geworden, ganz zu schweigen von der Erhebungsmethodik und anderen komplizierteren Gebieten der Vorarbeit. Die Forderung nach dem deutschen Nationalatlas kann darum nur eine nationalsozialistische sein, und als solche figuriert sie an erster Stelle unter den Wünschen nach politischem Schulungsmaterial leichtverständlicher Art und gesamtdeutscher Prägung.

Spielerisch blättert die Hand nochmals im Wegstellen in dem tschechischen Werk, und nochmals bietet es eine Überraschung: den ersten Platz unter den fachlichen Aufsätzen im Textteil nimmt die Geopolitik ein („Geopolitik" als amtlich-tschechische Übersetzung des tschechischen Wortes „Zeměpisný"), und die „Prager Presse" rezensiert: „Vor unseren Blicken zieht das Bild der Tschechoslowakei vom geopolitischen, oro- und hydrographischen Gesichtspunkt vorbei." Ist da jenseits der Grenzen wieder einmal eine Waffe erkannt und benützt, während wir heute fast einen geopolitischen Schulenstreit befürchten müssen, ehe die junge Wissenschaft zu Ende gedacht ist? Man kann nicht umhin, diese Mahnung aus dem Ausland ins grellste Licht zu rücken, damit keiner daran vorübergeht und neu aufflackernder Intellektualismus zur Verantwortung gerufen und an der Schädigung eines bis in die letzten Fasern deutschen Weistums verhindert wird. Auch die Mahnung ist darin enthalten, von außen an die Geopolitik herangetragene Mißverständnisse richtig an ihren Platz zu stellen und sie nicht der jungen Lehre vom Boden zur Last zu legen: die Mahnung, z. B. nicht die in verständnisloser Auslegung der geopolitischen Forderung nach Schwarz-Weiß-Karten in letzter Zeit so zahlreich auftauchenden Abessinienkarten der Geopolitik anzukreiden. Die Geopolitik ist wahrhaftig unschuldig daran, wenn künstlerische Freiheit dieses afrikanische Bergland manchmal als Tafelland, manchmal als stark vulkanisches Gebiet oder auch als schneebedecktes Kettengebirge bildhaft einfängt und durch Garnierung mit provinzengroßen Kamelen oder neckisch eingestreuten Palmen blickfangend auf die Hauptkampfgebiete eines Ringens zwischen einem werdenden und einem raumfordernden Volk weist. Doch wäre die Geopolitik — unter härtester Selbstver-

leugnung! — sogar dankbar, wenn diese Stilproben in der Wiedergabe tropischer Länder nicht auf Abessinien beschränkt blieben, sondern auch andere Landschaften des nahen und fernen Orients ihrer kartographischen Experimente für würdig befänden. Denn dann wäre wenigstens in der phantasievollen Bildkunst des Ostens die Forderung der „Fanfare" erfüllt, die aus dem merkwürdigen Minus deutscher Berichterstattung aus Ostasien nicht zu übergehende Betrachtungen über das Sensationsinteresse an Abessinien ableitet und daran die, weiß Gott, berechtigte Bemerkung knüpft, daß schließlich die Ausgliederung von Provinzen aus dem Reich der Mitte mit der drei- bis fünffachen Bevölkerungszahl Abessiniens zweifellos ebenso welterschütternd ist, wie das Vorpostengeplänkel in den afrikanischen Bergen.

So hat auch unseres Wissens nur eine Stimme von der Eingliederung des ehemals deutschen Südseereiches in die japanische Heimatverwaltung berichtet, obgleich damit harte Tatsachen gegen manche koloniale Erinnerungen und ihre vom deutschen Osten ablenkende Tendenz verbunden sind. Ein Beispiel übrigens von einer politischen Fernwirkung, denn „Nanyo", das japanische Südseereich, bedeutet ähnlich wie die italienischen Schwierigkeiten beim Versuch, vertraglich Gesichertes einzuheimsen, eine Warnung, den eigenen Raum nicht zu vergessen, wie es in Deutschland vor 1914 so leicht geschah. „Nanyo" ist eine Rechtfertigung der nationalsozialistischen Forderung, die Räume des innerdeutschen Ostens vor die Träume eines Überseedeutschland zu stellen und die Aufbauarbeit wahrhaft nationaler Bodenpolitik im Stile des „Adolf-Hitler-" und „Hermann-Göring-Koogs" einer Auseinandersetzung auf der anderen Seite des Erdballs um diese oder jene Rohstoffbasis entgegenzustellen. So kommt der Wellenschlag fernster Ereignisse im abgeschiedensten deutschen Winkel zur Geltung, und wenn demzufolge im Zuge des planvollen Aufbaus des deutschen Bauerntums irgendein armer Kätner mehr seinen eigenen Hof erhält, so hat selbst das leichte politische Erdbeben in der Südsee sich zu fruchtbringenden Erträgnissen im Deutschen Reich gewandelt.

Nanyo ist nicht das einzige überseeische Reich, das unseren Fernblick gebieterisch wieder auf den deutschen Raum zurücklenkt, dabei aber zugleich die Notwendigkeit statuiert, selbst die kleinste Planungsmaßnahme im inneren deutschen Raumaufbau im Rahmen der weltpolitischen Zusammenhänge zu sehen. Hat uns das Geschick das Geschenk ruhiger Betrachtung des weltpolitischen Hexenkessels gewährt, dann muß man die Stunde nützen, um mit feinen Seismographen letzte Zuckungen entfernter Beben mit scharf prüfendem Blick zu verzeichnen und in kühler Berechnung vorbeugende Mittel gegen seuchenartige Welterscheinungen herzustellen.

Nichts darf dem spähenden Auge entgehen, ob es sich nun um die Staubstürme Amerikas, um den Luftkrieg in Abessinien, die nahöstlichen Bündnisse, die bolschewistische Westwendung handelt. Denn alles sind energetische Vorgänge mit Fernwirkungen, Fakten, die eines Tages urplötzlich auf irgendeiner Rechnung stehen und als Wechsel präsentiert werden, bei denen bloß der Fälligkeitstag nicht voraus-

zusehen ist. Sanktionen, Flottenaufmärsche, Bündnisse tragen ihre Lehren in sich, und sei es auch nur darum, sie dürfen in keinem deutschen Raumforschungsbild fehlen, mag auch manchmal der Zusammenhang in der Prognose unwahrscheinlich erscheinen, in der Diagnose der Geschichtsschreibung kann sich einmal zu spät in grellen Farben eine Kausalkette bis zum Menetekel zurück an die Wand malen.

Wieder fesselt ein Buch die Gedanken: „Der Mensch als Gestalter der Erde" von Professor Edwin Fels. Es ist die erste Untersuchung der Weltliteratur über Art, Umfang und Ergebnis des menschlichen Eingriffs in die Landschaft, in den Haushalt der Natur. Eine ebenso nüchterne und sachliche wie erschütternde Arbeit, die einen nicht zu übersehenden Kommentar zu den ununterbrochen aus Amerika einlaufenden Nachrichten über die riesenhaften Verheerungen im fruchtbarsten Mittelwesten durch die menschliche Siedlungs- und Wirtschaftstätigkeit bildet. Gleiche Hiobsbotschaften kommen aus Südafrika, das der Austrocknung der riesigen Farm- und Weidegelände im Innern nicht mehr zu wehren vermag und ebenso wie die Vereinigten Staaten den Raubbau am Raum mit einer unbehebbaren Wirtschaftskatastrophe ganzer Provinzen bezahlt. Ergeben die Zahlen, die Fels anführt, daß die menschliche Raumumwertung viel stärkere Einflüsse erzeugt als selbst die landschaftsgestaltenden Kräfte der Natur, stellt man den afrikanischen, amerikanischen und auch den australischen Erfahrungen das Schreckbild der ungeheuren Raumverödung des antiken Lebensraumes zur Seite, dann steht mit einem Male die deutsche Planungsaufgabe, die man mit Recht als Rationalisierung des Raumes bezeichnet hat, in dem neuen Licht der organischen Erkenntnis, daß auch Hochkulturen sich nicht in der vermessenen Auffassung wiegen dürfen, grenzenlos mit den Mitteln der Natur wirtschaften zu können. Und wenn heute die Sanktionen den Italienern das Leben sauer machen und nicht zum letzten daran die Bodenverrottung der vor 2000 Jahren erloschenen antiken Kultur schuld ist, so versteht man erst die weit vorausschauenden Maßnahmen der deutschen Forstpolitik, die von vornherein durch ihre organischen Lösungen dem späteren Vorwurf einer augenblicksgebundenen Politik begegnen möchte.

Ein anderes Buch dort im Eck — es stammt aus eigener Feder — bringt das innere Wesen der neuen Waffe, der Sanktionen, mit ihren gewaltigen Umwälzungen des politischen Denkens in Erinnerung und läßt vor dem geistigen Auge einen „Kultur"-Film voll furchtbarster Tragik ablaufen. Erstickung an Fülle und Mangel ist das Ziel solcher friedlicher Taktik, die mit einem Schlage die alles beherrschende Waffe des Raumes enthüllt: Von dem, was der Boden hergibt, hängt Macht und Leben ab, und nur weit vorausschauende Ausgleichung der Mängel der Natur vermag vereint mit unbeugsamem Willen zum Widerstand das eiserne Schwert zu erhalten und die Tragödie eines Kampfes zwischen Tank und Waffenlosigkeit zu ersparen. Der Krieg braucht Waffen und Nahrung — bezieht man beides vom Gegner, dann dürfte wenig Wahl bei der Frage um Sein oder Nichtsein bleiben.

Es sei denn, daß vor der Entscheidung der eigene Raum zu höchster Entfaltung gebracht und eine Anpassung an die wirtschaftliche Decke des Bodens folgerichtig im Weg der Planung durchgeführt wurde, denn Sanktionen — wirtschaftliche Aushungerung, nicht Sühne! — sind die Einlösung des raumpolitischen Wechsels beim säumigen Raumpolitiker.

Es ist ein Spiel des geschichtlichen Zufalls, daß Sanktionen und Flottenaufmarsch im Geltungsbereich der Douhetschen Lufttheorie ablaufen. Ein aufschlußreiches Ereignis, das das Britische Weltreich veranlaßt, zum erstenmal die maritime Konstruktion des Empire an den Raumgesetzen eines anderen Kampffeldes — des Luftraumes — zu erproben. Das Gesetz der Raumweiten hat bereits gegen Malta entschieden und damit eine Konsequenz von unerhörter Tragweite gezeitigt: die Kalkulation der Raumweiten moderner Waffen ist zum erstenmal in der Ostverlagerung der britischen Mittelmeerflotte praktisch angewandt, womit viel Stoff zum Nachdenken den Raumbeengten geliefert ist. Tarnung und Expansion hat Italien — zu den Eingeengten gehörig — wohl schon vorausschauend auch aus diesem Grund verlangt und durchgeführt und damit dem Staatsbegriff des Territorialstaates einen entscheidenden Stoß versetzt. Ist Abessinien, sind Danakil und Ogaden so wertvolle Objekte, um das größte Reich der Menschheitsgeschichte in Bewegung gegen wohlberechtigte Ansprüche eines überquellenden Volkes zu setzen?

Da stehen Reihen von Abessinienbüchern — Mode auch da! —, aber keines gibt Auskunft über eine Frage von solcher Tragweite, und wenig Aufklärung wird dem an weltpolitischen Schicksalsentwicklungen mehr als am abessinischen Trachtenwesen Interessierten zuteil. Hätte England vor 1914 solch massiven Einsatz für nötig befunden? Kann man die Frage formulieren, auf die ein glattes Nein sicher ist, weil keine damalige Armee und noch weniger eine Flotte eine Basis für offensive Entfaltung gegen andere Mächte in Abessinien gefunden hätte. Anders heute: Als Flugplatz einer Luftflotte bedroht dieses afrikanische Hochland die drei Reichsstraßen des Empire: London—Bombay, Kap—Indien, Kap—Kairo, macht es Flotte und Landheer unwirksam und ermöglicht den „Luftsprung" über territorial beherrschte Absperriegel zu den heimatlichen Nachschubquellen. Noch scheint der Suezkanal eine unentbehrliche Straße nach Abessinien und daher die Gefahr einer machtpolitischen Zelle am Verkehrsdreieck dieser Reichsstraßen keineswegs überragend. Das kann aber nur gelten, solange zur Eroberung die Territorialarmee benötigt wird, deren Nachschub nur auf dem Seeweg zu bewerkstelligen ist. Ein friedlich durchdrungenes Abessinien würde indessen, unabhängig vom Suezkanal, der Luftwaffe freie Hand belassen.

Solche Erwägungen spielen zweifelsohne die Hauptrolle in den britischen Maßnahmen. Schließlich verrät sich das innere Gesetz der Luftraumbeherrschung warnend in vielen anderen Unternehmungen, und die Voraussicht bewährter imperialer Politiker pflegt in solchen Fällen rechtzeitig die notwendige Umstellung

aus der Übung des Zu-Ende-Denkens von Entwicklungsvorgängen vorzunehmen. Das Empire selbst erlebt darum schon seit Jahren einen stillen Umbau: eine Kette zugleich land- und seebedingter Flugstandorte wurde einstweilen verwaltungspolitisch aufgebaut. Zypern, Aden, Ceylon usw. sind zum Teil aus ihren alten Bindungen herausgenommen und als maritim gesicherte Flugbasen für kontinentale Entscheidungen und zugleich festländisch gesicherte für maritime Zwecke ausgestaltet worden. Zugleich geht die Verfestigung des Reiches Hand in Hand mit der Empireverteidigung. Hemmende lokale Gewalten werden beseitigt (Neufundland u. a.!), der Instanzenzug vereinfacht, die Reichsverteidigung zentralisiert, um reibungslos Überraschungen als einer Hauptwaffe der modernen Taktik begegnen zu können. Die Zwischenschaltung weiter Raumriegel zwischen eigene Verteidigungsbasis und gegnerische Angriffsstellung zwecks Zeitgewinnung gegen die raumraffenden Waffen sind Ergebnisse des raumpolitischen Umdenkens, das für uns Deutsche in der Mitte des europäischen Raumes mehr als für andere Völker zur Lebensnotwendigkeit und Planungsgrundlage geworden ist.

Der Zweifler wird kaum einen Zusammenhang mit dem Wesen des Territorialstaates finden. Mag er sich indessen von den alten Vorstellungen befreien, dann wird ihm klar werden, daß die mit dem Wesen des territorialen Verwaltungsstaates aufs engste verbundene Lineargrenze ins Wanken gerät und der Wunsch nach räumlichen Sicherungsgürteln wieder die alte Markenverfassung der Germanen und des deutschen Mittelalters aufleben läßt. Das Verschwimmen der Grenzen scheint das wesentlichste Merkmal des raumpolitischen Umdenkens. Die Revolution der territorialen Auffassung des modernen Verwaltungsstaates erfaßt aber auch das Staatsgebiet als solches: Hat der Machtstaat bisher keine territorialen Enklaven und Exklaven vertragen, weil der technische Verwaltungsapparat und die machtpolitische Grundlage einen von Souveränitätsbeschränkungen unbeschwerten Zugang zu allen Staatsteilen von der Zentrale aus verlangt hat, so scheint neuerdings die Zwischenschaltung fremder Staatsgebiete zwischen mehrere verstreute Gebiete eines anderen Staates nicht mehr hemmend, weil die machtpolitische Zugänglichkeit von der Zentrale zu den Teilgebieten durch den Luftraum leicht sicherzustellen ist. Voraussetzung ist ja nur, daß die fremdstaatlichen Zwischenstücke nicht über eine hindernde Luftmacht verfügen, die die Flugstraßen ähnlich unterbrechen könnte wie eine Territorial- und Seemacht die Land- und Seestraßen. Die Eroberung des Luftraumes würde damit eigentlich das Paradoxon eines ähnlich zerrissenen Staatsgebietes ermöglichen, wie es ehedem der Geschlechterstaat ohne Schwierigkeiten behaupten konnte. Wollte man diese Möglichkeiten gedanklich bis zum Äußersten überspitzen, so ließe sich sogar die Vorstellung denken, daß ein lufträumlich gesicherter Staat überhaupt nur aus Flugplätzen besteht, denn die Zentrale kann bei der Erweiterung des Territoriums nicht mehr die Notwendigkeit empfinden, eine lineare Bodenausdehnung zu erstreben, da die Machtstraßen der Luft eine punktale

Erweiterung gestatten. Der Staat braucht keine Straßen, sondern er muß nur Landungsplätze beherrschen. In der Bündnispolitik hat man dafür sogar schon das Schlagwort gefunden: Treffend bezeichnete eine französische Zeitung die Rolle der Tschechoslowakei im russisch-tschechischen Bündnis als die eines gegen den mitteleuropäischen Raum vorgeschickten Flugzeugmutterschiffes. Man benötigt auch in diesem Fall nicht mehr die territoriale Brücke, sondern hofft auf die Möglichkeit eines „Luftsprungs" über fremdes Staatsgebiet hinweg zum Bundesgenossen. Wollte man den letzten Schluß der Möglichkeiten aus einem solchen flugtechnisch bedingten Bündnis ziehen, dann könnte man sich eine globale Reichweite einer Luftflotte vorstellen, ohne daß das machttragende Staatsterritorium auch nur im Entferntesten mit der Reichweite der Luftmacht zu vergleichen wäre.

Interessanterweise scheint der Einsatz der Luftwaffe in Abessinien so weittragende Überlegungen nicht zu rechtfertigen, denn der Erfolg steht in keinem Verhältnis zum Aufwand der Mittel. Man muß aber überlegen, daß die Anwendung von Bombengeschwadern gegen ein paar Strohhütten keinen Schrecken verbreiten kann und technisch kaum weittragende Wirkungen erzielen wird. Nirgends zeigt sich deutlicher als in Abessinien, daß die Luftwaffe ein ausgesprochen zivilisatorisches Kampfmittel ist, das nur erfolgreich gegen den unendlich verfeinerten zivilisatorischen Apparat der neuzeitlichen Kulturstaaten verwandt werden kann. Alle materiell hochorganisierten Länder werden darum in ihren Planungsmaßnahmen sehr gewichtige Schlüsse aus dem scheinbar negativen Ergebnis in Abessinien ziehen können.

Die Bindung der Luftwaffe an bestimmte materielle und kulturelle Voraussetzungen scheint sich auch mit den großen weltpolitischen Prestigeproblemen zu verknüpfen, die sich auf eine sehr einfache Formel bringen lassen. Wenn heute England zwecks Sicherung seiner Basis im Indischen Ozean gegen Italien antreten muß, dann unterliegt es dem Gesetz seiner überseeischen Räume: es ist gezwungen, zugunsten einer nichteuropäischen Macht gegen eine europäische Macht zu entscheiden und verstrickt sich dadurch unrettbar in das Dilemma zwischen staatlicher und rassischer Prestigeerhaltung. Wahrt es das europäische Gesicht, dann muß es Italien gewähren lassen, versteift es seine Empirestellung, dann muß es die Schleusen gegen die farbige Flut öffnen — so ungefähr schrieb der „Economist" —, jede Niederlage Italiens ist ein ungeheurer Prestigeverlust Europas, dagegen eine Niederlage Abessiniens ebenso wie dessen Sieg ein Prestigegewinn der farbigen Welt. Diese psychologischen Voraussetzungen hemmen die Gewalt der Luftwaffe in entscheidendem Maße, weil sie seelisch die Machtbasen unterhöhlen und mit Zähigkeit, Massenunterwanderung usw. den Angriff gegen Europa frontal vortragen. Gerade diese Tatsache dürfte aber die entscheidendste sein, weil dadurch die Raumaufgabe des Deutschtums zu einer gesamteuropäischen wird mit dem Ziel, der weißen Rasse den so dringend erforderlichen kontinentalen Kern zu sichern ...

Weiter und weiter ließen sich diese Gedanken spinnen und immer mehr führt uns der Gedankenflug aus dem Bereich des Geschriebenen in die Welt des noch Ungeschriebenen, und eigentlich soll dieser Weg nicht fortgesetzt werden, denn Leben soll gelebt und nicht retrospektiv in trockene Buchstaben gefaßt werden. Darum am Ende meinen Gruß und die Hoffnung, daß die unmittelbare Zukunft manches aus Beobachtungen an Lehren beschert, was sonst nur durch große Opfer in eigener Erkenntnis zu gewinnen ist.

Ihr

Rupert von Schumacher.

Der Deutsche Raum

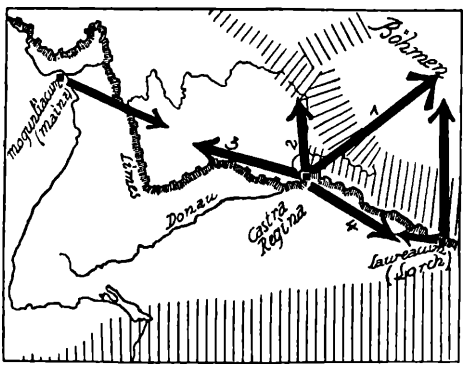
FRANZ VOGGENREITER:

Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes[1])

Die Wandlungen der geopolitischen Lage

Als die Römer das nördliche Alpenvorland eroberten, konnte ihnen der schon von der Keltenniederlassung Radaspona (später: Ratisbona, Castra Regina, Regensburg) belegte wichtige verkehrsgeographische Ort am nördlichten Donaupunkt nicht entgehen. Dort stoßen die Nabsenke, das Regental (Further Paß!) und die Donautiefengebiete zusammen. In Ostbayern machten die Römer wegen des vorgelagerten verkehrsfeindlichen, nur in der Further Senke verkehrsgeographisch durchschnittenen Böhmerwaldes an der Donau halt. Diese gewährte als verwildeter Strom damals noch einen wirksamen Grenzschutz. Die Aufgabe des nördlichsten Donaupunktes lag zunächst in der Überwachung der Donaulinie, der Nabsenke und des Regentales

1) Vgl. F. Voggenreiter: „Die Stadt Regensburg, ihre Erscheinung und ihre Entwicklung zum neuzeitlichen geographischen Raumorganismus." Potsdam 1936, L. Voggenreiter Verlag.



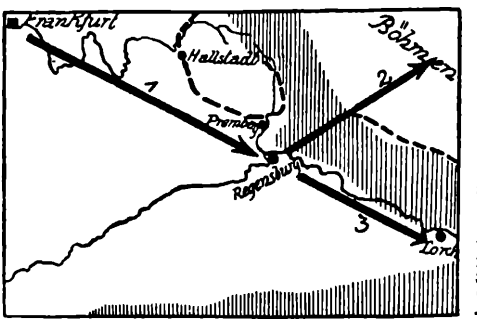
Castra Reginas Grenzlage und wehrpolitische Aufgaben im Donauraum zur Zeit Marc Aurels

1: Wehrdruck über den Further Paß nach Böhmen
2: Wehrdruck gegen die Nabtiefenregion
3: Limesflankendeckung
4: Donauflankendeckung
||| Grenze des Römerreiches

mit dem Further Paß. Um das Jahr 80 n. Chr. wurde denn auch ein Kohortenkastell auf dem Königsberg dicht bei Regensburg angelegt. Durch den späteren Bau des fränkischen Limes entstand die durchgehende Grenzlinie Passau—Regensburg—Limes—Main—Rhein.

Die Errichtung des riesigen Legionskastells Castra Regina (im Jahre 179) an Stelle des Kohortenkastells durch Marc Aurel, erfolgte am Schlusse des sog. Markomannenkrieges (166—180), der Rom keinen geringen Schrecken eingejagt hatte. Die Errichtung der beiden Legionskastelle Castra Regina und Laureacum (Lorch) muß mit der von Marc Aurel geplanten Unterwerfung Böhmens und Gründung einer römischen Provinz „Marcomannia" in Verbindung gebracht werden.

Zwei bedeutende wehrpolitische Linien schnitten sich also in Castra Regina: Die Angriffslinie nach Böhmen über den Further Paß und die Verteidigungslinie Donau—Limes—Rhein. Castra Regina wurde der rätische Hauptpunkt zusammen-



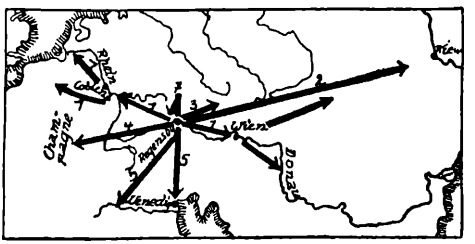
Regensburg als Grenzraumstadt und Ausgangspunkt der Karolingischen Südostpolitik
1: Vorstoß des fränkischen Reiches
2: Kriegszüge Karls d. Gr. nach Böhmen
3: und gegen die Avaren
● Deutsch-slavische Grenzhandelsorte
- - Deutsch-slavische Grenze z. Z. Karls d. Gr.

geballter, aber zu jeder Zeit ausbreitungsfähiger, politisch-militärischer Kraft — reichte nordwestwärts zur Limesflankendeckung über die kleineren Limeskastelle hinweg dem starken Kastell Mainz und ostwärts zur Donauflankendeckung dem Kastell Lorch die Hände und trat sofort als bestimmender wehrpolitischer Hauptpunkt in Erscheinung, als starke wehrpolitische Linien nach Böhmen liefen.

Die durch die Römer zum erstenmal ins Leben getretene Donau—Main—Rhein-Linie trat geschichtlich noch mehrmals auf, allerdings mit jeweils neuer, aber immer raumpolitischer Bedeutung. Es ist die spätere kulturvermittelnde Verbindungslinie zwischen dem industriell fortgeschrittenen Nordwesteuropa und dem landwirtschaftlichen Südosteuropa.

Es ist höchst bedeutsam, daß die zur Römerzeit wirkenden geopolitischen Kraftlinien des ostbayerischen Raumes wieder auflebten, sobald politische Macht von ihm erneut Besitz ergriff. Aus dem Nordwesten stießen die karolingischen Eroberungsbestrebungen auf Regensburg. Hier schuf Karl der Große denn auch einen Donauübergang (Schiffbrücke). Von hier aus eroberte er 791—805 die Avarenländer und stieß wiederholt gegen Böhmen vor. Regensburg wurde der Ausgangspunkt der karolingischen Südostpolitik. Sobald politische Blickwendungen nach Böhmen

und zum östlichen Donauraum die süddeutschen Landschaften durchschnitten, trat also Regensburg als beherrschender Punkt in Erscheinung. Denn vor der bayerisch-oberösterreichischen Durchgangslandschaft gelegen, konnte Regensburg auf Grund seiner glänzenden geographischen Lage der Sammelpunkt der westöstlichen, aber auch der umgekehrt wirkenden politischen und wirtschaftlichen Kräfte werden. Passau konnte wegen des vorgelagerten Böhmerwaldes, der sein Einzugsgebiet verkleinerte, nie diese Stellung gewinnen. Schon Karl der Große hat. wie uns das Denkmal seines stark ausgeprägten Raumdenkens, der Kanalbau zwischen Rezat und Altmühl beweist, die Wichtigkeit der Westostlinie zwischen Rhein und Donau erkannt. Aber an dieser Linie schnellte später Frankfurt a. M. empor, wo sich die Rhein—Donau-Linie mit der Verkehrslinie Rhein—Wetterau—Norddeutschland kreuzt (843 Residenz Ludwigs des Deutschen und Mittelpunkt des ostfränkischen Reiches).



Regensburg als Fernhandelsstadt im Hochmittelalter

1: Die Lebensader Regensburgs, die mitteleuropäische NW—SO-Handelslinie, Kultur- und Militärstraße
2: Verbindung zum russischen Handelsmittelpunkt Kiew
3: Handelsweg nach Böhmen und 4: nach Frankreich
5: Handelsweg nach Venedig und Oberitalien
7: Fehlende Verkehrs- und Handelsspannungen nach Norddeutschland

Regensburgs große Schlüssel- und Vermittlerstellung nach dem Osten trat vollends durch den siedlungsgeographischen Zusammenschluß Nordostbayerns, des Ostbayerischen Grenzgebirges und Ober- und Niederösterreichs mit dem altbayerischen Stammland ins Licht, indem Regensburg als größte süddeutsche Fernhandelsstadt die industriellen Waren Westeuropas nach Osten und die landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Donauraumes nach Westen verteilte. Mit den ungestörten wirtschaftlichen und politischen Lebensäußerungen auf der nunmehr zur Lebensader Regensburgs herangewachsenen Donau—Main—Rhein-Linie war die bedeutende, vor der Blütezeit Augsburgs und Nürnbergs liegende stadtwirtschaftliche Kraft Regensburgs im Hochmittelalter aufs engste verknüpft.

Als diese größte Lebensader Regensburgs durch die verhängnisvolle politische und wirtschaftliche Selbständigmachung Österreichs 1156 zerschnitten wurde und Regensburg durch die Förderung Wiens die Ausgangsstellung nach dem Osten verlor, war auch zugleich die Zeit einer kraftvollen deutschen Südostpolitik vorbei. Die Handelsverbindungen nach Böhmen und Oberitalien brachten der Stadt im Spätmittelalter die alte Glanzzeit nicht mehr zurück. Nürnberg und Augsburg traten gerade in diesen Verkehrsrichtungen in die Fußstapfen Regensburgs ein.

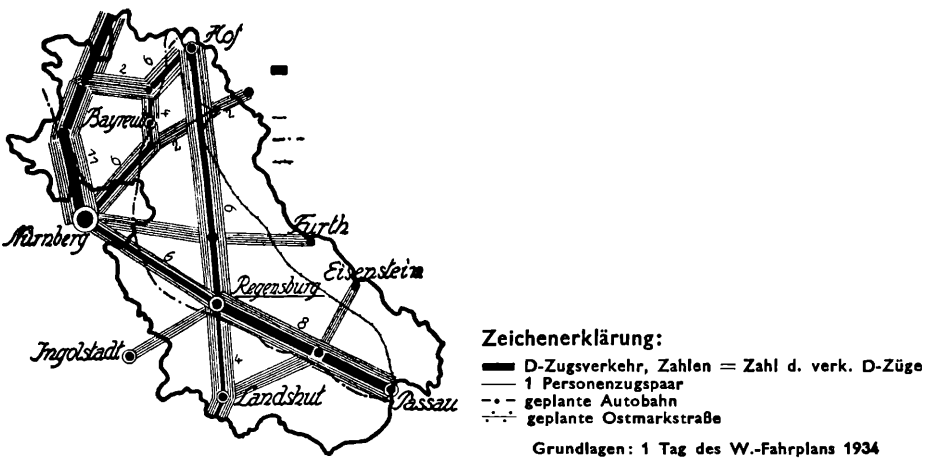
Die Stadt sank in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit aus ihrer, ehemals auf weitreichenden Raumbeziehungen begründeten glanzvollen Höhe durch die end-

gültige Loslösung aus dem Raum immer tiefer. Der in Regensburg eineinhalb Jahrhunderte lang tagende „Immerwährende Reichstag" (1663—1806) kennzeichnete mit seinen engräumigen politischen Interessevertretungen ebenfalls die Zerreißung der politischen Kräfte im deutschen und österreichischen Donauraum. Durch die verhängnisvollen dynastischen Gegensätze zwischen Österreich und Bayern, durch die sinnlosen Reibereien zwischen der freien Reichsstadt Regensburg und dem Herzogtum Bayern und nicht zuletzt durch das allgemein herrschende kulturraumzersetzende Maut- und Zolldenken, war der schon seit der Selbständigmachung Österreichs erkennbare Verzicht auf eine weiträumige und einheitlich geführte deutsche Südostpolitik endgültig erfolgt.

Seit dem Mittelalter bis in die Neuzeit wirkte sich also eine Verschleierung der politischen Lage Regensburgs aus, die, von Westen gesehen, aufs engste mit der Auflösung der einheitlichen deutschen Reichspolitik in partikularistische Staatsbestrebungen zusammenhängt. Die Verschleierung der politischen Lage von Osten gesehen, hängt mit der Ausbreitung der politischen Kraft Österreichs zusammen. Das schon seit dem Hochmittelalter machtvoll emporstrebende Wien hat aber die deutsch-völkische Aufgabe Regensburgs nicht übernommen. Das spätere Österreich-Ungarn, d. h. die Habsburger Dynastie, hat einer selbständigen deutschvölkischen Südostpolitik endgültig einen Riegel vorgesetzt. Die Entschleierung, d. h. die Wiedergeburt der politischen Lage Regensburgs, setzte nach 1918 ein, als Österreich-Ungarn in seine einzelnen völkischen Bestandteile zerfiel. Das politische Bild im deutschen Südostraum entschleierte sich zwar, aber bei den Machthabern des Weimarer Reiches war weder der Tatwille zur Rückgliederung Deutschösterreichs, noch derjenige zur Stärkung der neuentstandenen Grenzlande im Osten Bayerns vorhanden. Die neue Blickrichtung zur Tschechoslowakei, die eine sofortige geistige, kulturelle und wirtschaftliche Grenzkampfstärkung der neuen Grenzgebiete erheischte und die Blickrichtungen nach Deutschösterreich, das in der Zeit nach dem Kriege eine tatkräftige deutsche Südostpolitik in das Reich hätte eingliedern sollen, sind Kraftausströmungen nach dem Osten, die den geschichtlich älteren, die immer in Regensburg ihren Ausgang nahmen, auffallend ähneln.

Auch die Donau—Main—Rhein-Linie ist durch den Bahnverkehr Konstantinopel—Amsterdam, noch mehr aber durch die Donaugroßschiffahrt, die Regensburg die wichtige Stellung des Spitzenhafens einbrachte, erneut ins Leben getreten. Regensburg ist eben einer der wenigen Erdpunkte, die immer wieder zum Wahrzeichen raumgebundener menschlicher Kraftausströmungen heranreifen müssen, da es die natürliche Ausgestaltung des Raumes gebietet. Als römische wehrpolitische Hauptlinie in Süddeutschland, als fränkische Vormarschlinie nach dem Osten, als Zugstraße der Kreuzzüge, als eine der ganz großen europäischen Handels- und Verkehrsstraßen des Mittelalters und als neuzeitliche Verkehrs- und Handelsstraße erster Ordnung hat die Donau—Main—Rhein-Linie geoffenbart, daß ihr immer-

während raumverbindende Kraft innewohnt. Die Linie wird nach dem Ausbau des Rhein-Main-Donau-Kanals zum wichtigsten Instrument der kommenden deutschen Südostpolitik heranreifen, nicht nur, weil sie Deutschösterreich als Kulturstraße und Erregerin starker wirtschaftlicher Bindungen enger an Deutschland anschließen wird, sondern weil sie auch dazu beitragen wird, dem Deutschen Reich die notwendige kräftige wirtschaftliche und damit politische Stellung im Donauraum zu sichern, die es dringend benötigt. Denn kräftige wirtschaftliche Stellungen haben noch immer ebenso starke politische Fundamente geschaffen. Regensburg aber rückt als gegenwärtig östlichster süddeutscher Kulturmittelpunkt und östliche Nahtstelle der Linie Rhein—Donau zum Träger der großen Aufgaben im Donauraum wie so oft in der Geschichte auf. Die südostdeutschen Aufgaben von Regensburg aus zu sehen, heißt, sie vom richtigen Blickpunkt aus erfassen und beurteilen.

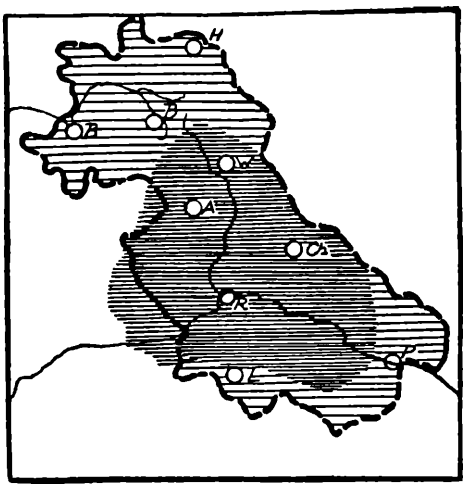


Die verkehrsgeographische Lage und der bayerisch-ostmärkische Hauptwirtschaftsraum der Stadt Regensburg

Da, wo die Abdachungen des Landschaftsgroßraumes Ostbayerns zusammenstoßen, im natürlichen Mittelpunkt des Gebietes zwischen den hochgelegenen Landschaften des oberbayerischen Tertiärhügellandes, des Fränkischen Jura, des Bayerischen und Böhmer Waldes und des Fichtelgebirges, liegt Regensburg. So ist es auch erklärlich, daß die Tiefenzüge, d. h. die großen Verkehrslinien zwischen diesen Landschaften, in Regensburg zusammenlaufen müssen: die nordsüdlich verlaufende Nabsenke, die westöstlich ziehenden Tiefengebiete der Donau und das mit dem berühmten Further Paß in Verbindung stehende Regental. Regensburg reifte dadurch zum wichtigsten Verkehrsknotenpunkt Ostbayern heran.

Die natürliche Verkehrsachse, die Ostbayern durchzieht, ist die Nabsenke, die auf das nach Osten und Westen weisende Donautal auftrifft. Die Lage am Ver-

einigungspunkt dieser Tiefengebiete, welche die ganze Bayerische Ostmark mit Ausnahme des Westteiles von Oberfranken als D-Zug-durchbrauste Mittellinie durchziehen (Rom—Hof—Berlin, Hof—Breslau—Warschau; Konstantinopel—Amsterdam), befähigt Regensburg, das ganze Ostbayerische Grenzgebirge zu umklammern. Regensburg vermag mit Hilfe seiner geographischen Mittelpunktstellung unter allen Ostmarkstädten am schnellsten in die Gebiete der Bayerischen Ostmark auf den Bahnlinien, die zur Hauptverkehrsachse Hof—Regensburg—Passau stoßen, vorzudringen (Richtung: München, Nürnberg, Ingolstadt, Eisenstein, Further Paß, Amberg u. a.). Es zeigt sich aber, daß der Westteil Oberfrankens weitaus stärker nach Nürnberg, Mittel- und Unterfranken orientiert ist. Aus all dem ergibt sich, daß Regensburg die Bayerische Ostmark mit Ausnahme Oberfrankens bis zum Fichtelgebirge verkehrsgeographisch beherrscht.



Regensburgs wirtschaftliche Mittelpunktskraft im Raum der Bayerischen Ostmark

Starke wirtschaftliche Beziehungen zu Regensburg
Abgeschwächte Beziehungen zu Regensburg

Restlose Vollkommenheit der verkehrsgeographischen Beherrschung ist allerdings wegen mangelhafter Verkehrserschließung mancher Ostmarkgebiete (Grenzhinterland!) noch nicht erreicht. Die Autobahn Hof—Bayreuth—Regensburg—Passau wird wegen der ungünstigen Verkehrsverbindung Oberfrankens zum übrigen Ostmarkgebiet eine große Bedeutung erlangen. Sie wird die Mittlerin für die verwaltungstechnische, militärisch-strategische, wirtschaftliche und schließlich kulturelle Verbindung der neuen, zu größter Wichtigkeit herangewachsenen Städteverbindungslinie Passau—Regensburg—Bayreuth—Hof. Regensburg umspannt wohl den Bayerischen und Böhmer Wald, aber es durchdringt ihn wegen der verkehrstechnischen Vernachlässigung nur teilweise, obwohl es dem Gebirgsmittelraum am nächsten liegt und deshalb die Aufgabe hat, ihn verkehrsgeographisch und wirtschaftlich aufzuschließen und mit dem Wirtschaftskörper des Reiches noch enger zu verbinden als bisher, denn die Städte sind durch die neuzeitliche Verkehrs-

entwicklung vielfach zu Brennpunkten geographischer Großräume herangewachsen, mit ganz bestimmten Aufgaben der geographischen Güteranziehung und Ausstrahlung.

Innerhalb dieses Großraumes schält sich auf Grund der natürlich-geographischen Lage und der Kulturraumlage[1]) ein Hauptwirtschaftsraum der Stadt heraus, in dem die städtische Wirtschaft durch Güterabgabe und -aufnahme vorherrscht. Wie wir in unserem Werk über Regensburg[2]) im einzelnen nachgewiesen haben, fällt das verkehrsgeographisch beherrschte Gebiet Regensburgs im wesentlichen mit dem Hauptwirtschaftsraum zusammen, der den erweiterten Zentralraum der Bayerischen Ostmark erfüllt und dadurch erkennen läßt, daß Regensburg unter allen Ostmarkstädten mit der Bayerischen Ostmark wirtschaftlich am stärksten verbunden ist. Es ist klar, daß die im Hauptwirtschaftsraum einer größeren Stadt liegenden kleineren Städte einen eigenen kleineren Hauptwirtschaftsraum entwickelt haben.

Für diesen Hauptwirtschaftsraum übernimmt Regensburg als weitaus größte Stadt der Bayerischen Ostmark vorherrschend die Versorgung mit Industrie- und Handelsgütern aller Art; aus ihm zieht es die Rohstoffe und bodenständig erzeugten Industriegüter und Güter der landwirtschaftlichen Urerzeugung an sich, d. h. die wirtschaftlich größte Mittelpunktskraft vereinigt sich in dem Raum zwischen Böhmerwaldgrenze, Fichtelgebirge, Jura und oberbayerischem Hügelland in Regensburg, allerdings mit dem Kennzeichen der Abschwächung im oberfränkisch-städtischen Wirtschaftskreis (Bamberg, Bayreuth, Hof) und im Gebiet von Passau und Landshut.

Durch wissenschaftliche Untersuchung der jeweiligen Reichweite der einzelnen Hauptwirtschaftsräume der bayerischen Ostmarkstädte würden die wirtschaftlichen Grenz- und Verkehrsschäden, aber auch die Möglichkeiten ihrer Behebung besonders klar erkannt werden. Die Tätigkeit der Verknüpfung des bedrohten Gebirgsgrenzlandes mit dem Wirtschaftskörper des Reiches, die namentlich in den Hauptwirtschaftsräumen der Gebirgsrandstädte, den großen wirtschaftlichen Einfallstoren zum Bayerischen und Böhmer Wald, lebendig ist, müßte also im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen. Durch den bereits in Angriff genommenen Bau der von Weiden nach Passau ziehenden „Ostmarkstraße", durch den Ausbau der noch vollständig zusammenhanglosen in das Gebirge führenden Stichbahnen und durch den Neu- und Ausbau westöstlich verlaufender Stichstraßen (Autostraßen) zur zukünftigen Ostmarkstraße würden die Verkehrsschäden und Frachtumwege auf ein Mindestmaß herabgesetzt.

Auch an der fast lückenlosen Eingliederung des Hauptwirtschaftsraumes der Stadt Regensburg in die Bayerische Ostmark, erkennen wir, daß ihre Grenzziehung unter der Einrechnung eines breiten Gebirgsvorlandes richtig ist. Einem bedrohten Grenzland ist ja auf die Dauer nur durch Zusammenfassung der wirtschaftlichen

1) Verkehrslage, Art der umliegenden Kulturlandschaftsgebiete und Lage der Stadt dazu, wirtschaftlicher Herrschaftsbereich. 2) Siehe Fußnote 1.

und wehrpolitischen Kräfte eines einsatzbereiten, Rückhalt gewährenden, breiten Grenzraumes zu helfen.

Kulturraumlage und geopolitischer Ausblick

Regensburg zieht unter allen Städten der Bayerischen Ostmark den größten Teil des Kraftgehaltes der umliegenden Kulturlandschaftsgebiete — Industriegebiete der Nabsenke und des Jura, Industrie- und Rohstoffgebiet des Grenzgebirges, Landwirtschaftsgebiete der hochwertigen lößbedeckten Donauebene und des nördlichen lößbedeckten oberbayerischen Tertiärhügellandes — an. Die Entwicklungsbedingungen der Stadt liegen also letzten Endes im umliegenden Naturraum und der Art seiner Ausgestaltung zum Kulturraum verankert. So ballt sich auch in der Stadt eine in städtische Arbeitsleistungen umgewandelte Kulturraumenergie zusammen, die gemeint ist, wenn von der „Wichtigkeit" oder der „wirtschaftlichen Bedeutung" einer Stadt gesprochen wird. Wir erkennen, daß Regensburg natürlich, d. h. landschaftsgebunden im letzten Halbjahrhundert herangewachsen ist, ohne Kennzeichen eines überstürzt entwickelten Siedlungskörpers, den immer Städte aufweisen, die durch zufällige kulturelle Förderung oder durch zufällige Kräfteausstattung eines nahegelegenen Erdraumes (z. B. Bergbaustädte) herangewachsen sind.

Kulturraumzersetzendes Denken hat schon oft die Lebensbereiche der Städte zerstört (z. B. Einengung Regensburgs durch die herzoglich-bayerischen Territorien und das Maut- und Zolldenken vom 15. bis 18. Jahrhundert). Als kulturraumbestimmte Tat muß die Verwaltungszusammenfassung der Kreise Niederbayern und Oberpfalz in Regensburg angesehen werden. Sie hat Regensburg aus der falschen und unwürdigen Lage innerhalb des Verwaltungsgebietes der Oberpfalz herausgelöst und hinsichtlich seiner Verwaltungsaufgaben als Sitz der Regierung und Verwaltung in den Mittelpunkt des eigenen wirtschaftlich beherrschten Kulturraumes gestellt. Der Verwaltungssitz eines Landes gehört eben notwendig dahin, wo sich seine Raumkräfte zusammenballen.

Als Verwaltungs- und Kulturmittelpunkt spannt die Stadt auch politische und geistige Fäden über das Land aus und wird dadurch als „Burg" geistigen Schaffens über ein bestimmtes Landgebiet emporgehoben. Regensburg ist heute durch sein bedeutendes „Ostmarktheater" (Schauspiel und Oper), seine vielen höheren Schulen, durch das neue, ganz groß angelegte Ostmarkmuseum, durch seinen musikalischen Ruf, seine Presse und nicht zuletzt als Stadt der Ostmarkausstellungen der wichtigste gemeindliche Kulturträger Ostbayerns. Regensburg ist deswegen auch wie keine andere Stadt der Bayerischen Ostmark zur Zusammenfassung aller Verwaltungs- und Grenzabwehrkräfte des ostbayerischen Raumes berufen. Die glänzende verkehrsgeographische Lage Regensburgs hat nicht nur wirtschaftlich, sondern auch strategisch und wehrpolitisch größte Bedeutung (siehe auch die neue riesige Donaubrücke in Regensburg). Zudem weist die Further Senke, das gefährliche Einfallstor

zur Oberpfalz, nach Regensburg hin. Es ist deshalb begreiflich, die sämtlichen politischen, militärischen und verwaltungstechnischen Konzentrationsstellen Ostbayerns in Regensburg zusammenzuschließen. Der Anfang ist bereits gemacht worden. Regensburg ist heute der Sitz der 10. Division und beherbergt ein Infanterie- und ein Artillerieregiment und ein Pionierbataillon. Hier ist auch der zukünftige Großbau des „Ostmarkhauses" zu nennen, das „eine der Bedeutung Regensburgs entsprechende Verankerung von Kräften der NS.-Bewegung für alle Zukunft sichern wird".

Die Stadt Regensburg steht heute zweifellos am wichtigsten Wendepunkt ihrer Geschichte. Die innere Kraft des mächtig emporstrebenden Gemeinwesens, verankert in einem reichen Kulturraum und seine hohe politische Sendung werden ihm in Zukunft diejenige Stellung verleihen, die ihm als bedeutendster Raumorganismus Ostbayerns gebührt.

Erste Verordnung zur Durchführung der Reichs- und Landesplanung vom 15. Februar 1936

Auf Grund des Erlasses des Führers und Reichskanzlers vom 18. Dezember 1935 (Reichsgesetzbl. I, S. 1515) wird hiermit im Einvernehmen mit dem Reichs- und Preußischen Arbeitsminister verordnet:

§ 1

Planungsräume

Planungsräume sind die Reichsstatthalterbezirke sowie das Saarland, in Preußen die Provinzen, die Hauptstadt Berlin sowie der Bezirk des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk.

§ 2

Planungsbehörden

1. Planungsbehörden sind die Reichsstatthalter, in Preußen die Oberpräsidenten, im Saarland der Reichskommissar, in Berlin der Staatskommissar der Hauptstadt Berlin.

2. Die Planungsbehörden sind der Reichsstelle für Raumordnung unterstellt.

3. Die Planungsbehörden können mit Zustimmung der Reichsstelle für Raumordnung die ihnen obliegenden Befugnisse auf nachgeordnete staatliche Dienststellen übertragen.

§ 3

Abweichungen von § 1 und § 2, Abs. 1 bestimmt nach Anhörung der beteiligten Reichsstatthalter oder Oberpräsidenten (Reichskommissar für die Rückgliederung des Saarlandes, Staatskommissar der Hauptstadt Berlin, Verbandspräsident des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk) der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung im Einvernehmen mit dem Reichs- und Preußischen Arbeitsminister und dem Reichs- und Preußischen Minister des Innern.

§ 4

Landesplanungsgemeinschaften

I. Organisation der Landesplanungsgemeinschaften

1. In den Planungsräumen werden Landesplanungsgemeinschaften gebildet.

2. Die Rechtsverhältnisse der Planungsgemeinschaften sind durch eine Satzung zu regeln. Sie unterliegt der Genehmigung, die im Einvernehmen mit dem Reichs- und Preußischen Minister des Innern und dem Reichs- und Preußischen Arbeitsminister der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung erteilt; dieser kann auch Änderungen der Satzung verlangen und vornehmen.

3. Landesplanungsgemeinschaften, die auf Grund einer genehmigten Satzung bestehen, sind rechtsfähig.

4. Mitglieder einer Landesplanungsgemeinschaft sollen die Selbstverwaltungskörperschaften, die den unteren und höheren staatlichen Verwaltungsbezirken des Planungsraumes entsprechen, die landschaftlichen, mit der großräumigen Planung befaßten Reichs- und Landesbehörden (die Behörden der Wehr-

macht der Arbeits-, der Verkehrs-, der land- und forstwirtschaftlichen Verwaltung, des Bergbaues usw.) und die Verwaltungen der berufsständischen Organisationen (Deutsche Arbeitsfront, Reichsnährstand, Industrie- und Handelskammern, Handwerkskammern usw.) sowie diejenigen wissenschaftlichen Einrichtungen, die zur Förderung der Reichs- und Landesplanung berufen sind, sein.

5. Die Satzung hat dafür Sorge zu treffen, daß die in Betracht kommenden Gliederungen der Partei in den Organen der Landesplanungsgemeinschaft vertreten sind.

6. Nach näherer Regelung in der Satzung sind die Mitglieder der Landesplanungsgemeinschaft zu den Kosten der Gemeinschaft heranzuziehen.

7. Die Reichsstelle für Raumordnung kann im Einvernehmen mit dem Reichs- und Preußischen Minister des Innern und dem Reichs- und Preußischen Arbeitsminister Abweichungen von den Absätzen 1—6 zulassen; sie kann in besonderen Fällen bestimmen, daß eine Landesplanungsgemeinschaft vorläufig nicht gebildet wird und die Aufgaben der Reichs- und Landesplanung solange einer staatlichen Stelle übertragen. Sie kann ferner zulassen, daß Vereinigungen, die bisher Aufgaben der Reichs- und Landesplanung wahrgenommen haben, als Landesplanungsgemeinschaften im Sinne des Absatzes 1 weiterhin tätig sind. Sie regelt die Überleitung und veranlaßt die erforderliche Änderung der Satzung.

8. Der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gilt als eine Landesplanungsgemeinschaft im Sinne des Absatzes 1. Die Verbandsordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (preußisches Gesetz vom 5. Mai 1920 — Preuß. Gesetzsammlung S. 286) und die dazu ergangenen Ausführungs- und Änderungsvorschriften bleiben unberührt.

II. Die Aufgaben der Landesplanungsgemeinschaften

9. Die Landesplanungsgemeinschaften haben alle Planungsvorarbeiten für die Reichs- und Landesplanung zu leisten. Sie unterrichten sich über den bestehenden Zustand im Planungsraume und arbeiten in Gemeinschaft mit allen in Frage kommenden Stellen eine vorausschauende, gestaltende Gesamtplanung des Raumes aus. Hierbei wirken sie auf die zweckmäßigste Ausnutzung des Raumes mit dem Ziel hin, daß sich der kleinere Raum in den größeren Raum und die Einzelplanungen in die Reichs- und Landesplanung einfügen. Sie suchen einen Ausgleich zu erwirken und beraten die Planungsbehörden.

10. Die Planungsbehörden können anordnen, daß die Stadt- und Landkreise (in den außerpreußischen Ländern die entsprechenden Stellen) sowie die Gemeinden der Landesplanungsgemeinschaft gegen Erstattung der baren Auslagen die erforderlichen Unterlagen zur Verfügung stellen und Vorarbeiten für sie leisten.

III. Aufsicht über die Landesplanungsgemeinschaften

11. Die Aufsicht über die Landesplanungsgemeinschaften führt in den einzelnen Planungsräumen die Planungsbehörde. Sie überwacht die Geschäftsführung der Landesplanungsgemeinschaft, genehmigt deren Haushalt und veranlaßt eine jährliche Prüfung ihrer Rechnungsführung, soweit sich nicht aus anderen Vorschriften eine noch weitergehende Aufsichtspflicht ergibt.

§ 5
Amts- und Verwaltungshilfe

Die Dienststellen des Staates und der Gebietskörperschaften sowie der berufsständischen Organisationen haben den Planungsbehörden und -gemeinschaften Amts- und Verwaltungshilfe zu leisten.

Berlin, den 15. Februar 1936.

Der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung
Kerrl, Reichsminister.

Anordnung des Reichserziehungsministers

Der Preußische Minister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
W II a 281/36, W I, M

Berlin W 8, den 15. Februar 1936.
— Postfach —

Betr. Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung.

In Ergänzung zu meinem Erlaß — W II a 1953 — vom 16. Dezember 1935 (RMin.-Amtsbl. DtschWiss. 1936, S. 30), bestimme ich folgendes:

1. Zur Zusammenfassung und einheitlichen Ausrichtung aller sich mit Raumforschung und Landesplanung befassenden wissenschaftlichen Kräfte und Einrichtungen der mir unterstellten Hochschulen wird an den Hochschulen eine örtliche Arbeitsgemeinschaft gebildet. Sie umfaßt, unabhängig von Fakultätsgrenzen, Dozenten und Studenten; sie ist künftig die Trägerin sämtlicher sich mit Raumforschung und -planung befassenden wissenschaftlichen Untersuchungen.
2. Die Leitung der Arbeitsgemeinschaft liegt in der Hand eines geeigneten Dozenten, der auf Vorschlag des Rektors (Direktors) von dem von mir bestellten kommissiarischen Obmann der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung, Professor Dr. Konrad Meyer, ernannt wird.
3. Den Arbeitsgemeinschaften an den Hochschulen erwachsen die Aufgaben aus der sie umgebenden Landschaft. Diese enge Verflechtung der Hochschule mit ihrem Raume legt dem Rektor (Direktor) die Pflicht auf, sich der Arbeitsgemeinschaft im besonderen Maße anzunehmen und sie jederzeit zu fördern. Ich behalte mir daher vor, mir zu gegebener Zeit durch den Rektor (Direktor) berichten zu lassen.
4. Zur Durchführung der im obenerwähnten Erlaß dem Obmann gestellten Aufgaben, ersuche ich die Herren Rektoren (Direktoren), bis zum 8. März der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung, Berlin W 8, Leipziger Straße 4, folgendes mitzuteilen:
   a) Welche wissenschaftlichen Kräfte und Hochschuleinrichtungen sich bisher mit Fragen der Raumforschung und -planung befaßt haben. Soweit Hochschulkreise bestehen, ist ihre Stellung zur Hochschule und ihr bisheriger Aufgabenbereich anzugeben.
   b) Wer als Leiter der zu gründenden Arbeitsgemeinschaft geeignet ist und wer für die Mitarbeit der Arbeitsgemeinschaft in Frage kommt.
   c) Welche Arbeiten bisher in Angriff genommen sind, fortgeführt oder neu aufgenommen werden sollen. Den künftig geplanten Arbeiten sind Kostenvoranschläge beizufügen.

gez. Rust.

An
a) die Herren Rektoren der preußischen Universitäten und Hochschulen,
b) die Herren Direktoren der preußischen Hochschulen für Lehrerbildung,
c) Abschrift an Herrn Reichsminister Kerrl als Leiter der Reichsstelle für Raumordnung;
2. die Unterrichtsverwaltungen der Länder mit Hochschulen (ohne Preußen).

Diesem Heft liegen Werbeblätter der Hanseatischen Verlagsanstalt, für die Subskription auf die „Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung", der Union Deutsche Verlagsgesellschaft über v. Schumacher „Volk vor den Grenzen", sowie des Verlags für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik über die Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" bei. Wir empfehlen sie Ihrer Beachtung.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag. Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

ADOLF WELTE:

Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930

1. Das abgelaufene Jahrhundert war für Mittel- und Westeuropa ein Jahrhundert beispiellosen Volkswachstums; die Bewohnerzahl dieses Raumes ist von etwa 138 Mill. im Jahre 1830 in ununterbrochener, stets zunehmender Aufwärtsbewegung auf 275 Mill. im Jahre 1930 angestiegen, ungezählt die vielen Millionen, die Europa verlassen und in aller Welt sich eine neue Heimat gesucht haben; es sind dies allein aus Deutschland 6 Mill.[1]) (1). Naturgemäß war das Wachstum nicht überall gleich stark, sondern es füllten sich vielmehr die einzelnen Räume in sehr verschiedenem Ausmaß mit Menschen. Das hatte wiederum sehr bedeutsame Verschiebungen zwischen den Staaten und Nationen zur Folge. Man vergleiche etwa die Einwohnerzahlen des Deutschen Reiches heutigen Umfanges und Frankreichs zu Beginn und am Ende des Jahrhunderts oder die Zahl der Deutschen und der Franzosen! Nach der Stärke des Bevölkerungswachstums heben sich vier verschiedene Gruppen heraus, die zugleich auch deutliche räumliche und in großen Zügen auch völkische Gruppen sind (siehe Tabelle).

Weitaus das stärkste Wachstum haben das nördlichere germanische Mitteleuropa und Großbritannien aufzuweisen mit einem Bevölkerungsgewinn von 74 Mill., das sind 53% der Gesamtzunahme auf nur 29% des Gesamtraumes. Es folgt an zweiter Stelle mit immer noch sehr starker Zunahme das östliche, überwiegend slawische Mitteleuropa mit 37,7 Mill. Zunahme, 27% des Wachstums auf 39% des Raumes. Die dritte Gruppe umfaßt die Länder mäßiger Zunahme, das südliche germanische und das mit diesem enge verbundene germanisch-slawisch-magjarische Donaumitteleuropa, dem sich in räumlicher Trennung noch Dänemark anfügt; es hat eine Zuwachszahl von 16,7 Mill., 12% der Zunahme auf 12% des Raumes. In der letzten Gruppe steht Frankreich allein als Gebiet der geringsten Zunahme von nur 10 Mill., 8% auf 20% des Raumes.

Man hat die natürliche, bodenständige Tragfähigkeit unserer west- und mitteleuropäischen Landschaften je nach Boden- und Klimagunst und beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Wirtschaft auf etwa 50—80 Menschen für den Quadratkilometer geschätzt. Messen wir nun nach diesem Maßstabe die Bevölkerungsdichte zu Beginn des betrachteten Zeitraumes, dann zeigt sich, daß die Länder der ersten und letzten Gruppe mit einer Dichte von 50—95 schon damals nahe an, ja mancherorts über der Grenze ihrer natürlichen Tragfähigkeit be-

1) Die Berechnungen für die Zeit um 1830 sind erfolgt nach J. G. F. Cannabich, Lehrbuch der Geographie, 12. Aufl. 1829. Für Frankreich, England, Belgien, Niederlande, Deutschland, Dänemark, die Schweiz sind die dort gegebenen Zahlen mit den modernen noch einigermaßen vergleichbar. Für die übrigen Staaten, die alle 1830 überhaupt noch nicht, oder nicht in ihrer heutigen Form bestanden, ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten, da die heutigen Grenzen sich nur in seltenen Fällen mit alten Länder-, Provinz- oder sonstigen Verwaltungsgrenzen decken. Die angegebenen Werte entstammen sehr mühsamen, mit erheblichen Fehlergrenzen behafteten Umrechnungen; sie sind daher nur Annäherungswerte, geben aber das Gesamtbild richtig wieder.

siedelt waren, besonders wenn man die geringere Leistungsfähigkeit der damaligen Wirtschaft noch in Rechnung setzt, die allerdings durch die geringere Anspruchslosigkeit der Menschen wieder teilweise ausgeglichen wird. Die Länder der dritten Gruppe blieben mit einer Dichte von 40—55 nur mäßig hinter dieser Grenze zurück und nur die zweite Gruppe mit einer Dichte von 18—35 hatte erst die Hälfte ihrer inneren Tragfähigkeit überschritten, teilweise noch nicht einmal erreicht. Es waren also Westen und Mitte im allgemeinen schon genügend dicht durchsiedelt. Dem entspricht auch die hohe, durch Jahrhunderte hindurch gehaltene Bevölkerungsstabilität vieler unserer Landschaften, die uns historische Untersuchungen zeigen. Es war hier ein Ausgleich zwischen Boden und Mensch seit langem erreicht. Nur der Osten war noch in größerem Maße für bodenständige Bevölkerung aufnahmefähig.

	Bevölkerung 1830	Bevölkerungsdichte 1830	Bevölkerung 1930	Zuwachs von 1830—1930	Vom Zuwachs entfallen auf die Städte
Deutschland	26,5	56	63,2	140%	70%
Niederlande und Belgien	6,3	98	14,8	135%	75%
Großbritannien und Irland	21,3	70	49,5	130%	80%
Baltische Staaten	2,5	14	5,3	112%	30%
Polen	15,0	38	32,0	113%	26%
Rumänien	8,0	27	18,0	125%	19%
Jugoslawien	6,5	25	14,0	115%	18%
Schweiz	2,0	48	4,0	100%	50%
Österreich	3,5	41	6,7	81%	63%
Tschechoslowakei	8,3	58	14,7	77%	30%
Ungarn	5,2	55	8,6	65%	70%
Dänemark	1,8	42	3,5	81%	60%
Frankreich	31,8	58	41,8	30%	80%

Daraus geht klar hervor, daß die gewaltige Bevölkerungszunahme wenigstens im Westen und der Mitte nur erfolgen konnte durch eine grundlegende Änderung des gesamten Wirtschaftslebens. Sie war nur möglich durch die immer höher getriebene Industrialisierung, die ihrerseits wieder die Erschließung riesiger überseeischer Absatzmärkte und immer weiteren Ausbau der Weltwirtschaft mit stets engerer weltwirtschaftlicher Verflechtung zur Voraussetzung hatte. Ein sehr erheblicher Teil des Bevölkerungszuwachses erhielt so seine Lebensgrundlage in einer nicht mehr bodenständigen, in einer „außenbedingten" wirtschaftlichen Betätigung. Die Siedelungs- und Lebensform für diese Menschen wurde die Stadt. Daß die Bevölkerungszunahme zum ganz überwiegenden Teil auf die Städte entfällt, ist fast noch bedeutungsvoller als diese Zunahme selbst.

Innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches gab es 1830 nur zwei Großstädte, Berlin mit 220 000 und Hamburg mit 112 000 Einwohnern, während wir heute deren 52 mit über 20 Mill. Einwohner haben. Köln hatte damals 62 000, München 66 000, Breslau 82 000, Leipzig 41 000, Dresden 56 000, Frankfurt 43 000, Stuttgart 31 000 Einwohner. Fast alle unsere übrigen Großstädte zählten unter 30 000, viele noch nicht 20 000 Seelen. Um 1830 lebten im Deutschen Reiche heutigen Umfanges in Städten mit mehr als 20 000 Einwohnern insgesamt 1,5 Mill. Menschen, 1930 dagegen 27,2 Mill. 70% der gesamten Bevölkerungszunahme entfallen auf die Städte, wobei die Kleinstädte von weniger als 20 000 Einwohnern aber noch nicht eingerechnet sind. Für England und Frankreich sind die entsprechenden Zahlen 80%, für die Niederlande und Belgien 75%, für Ungarn 70%, für Österreich 63%, für Dänemark 60% und die Schweiz 50%. In bemerkenswertem Gegen-

satz dazu steht die östliche Staatengruppe, die mit geringer Bevölkerungsdichte und zurückgebliebenen Wirtschaftsformen in die Aufwärtsbewegung eingetreten war. Hier entfällt der größere Teil des Zuwachses auf die ländliche Bevölkerung; die Städte nehmen in den baltischen Staaten 30%, in Polen 26%, in Rumänien und Jugoslawien gar nur 19% bzw. 18% auf.

In der Mitte und im Westen vollzieht sich in raschem Fortgang der Prozeß der Verstädterung, die einen tiefeinschneidenden Wendepunkt im Leben unserer Landschaften wie Völker bedeutet.

2. Nichts kann den Werdegang dieser Verstädterung deutlicher vor Augen führen als zwei Vergleichskarten, in die lediglich die Städte von mehr als 20 000 Einwohner, abgestuft nach ihrer Größe für 1830 und 1930, eingetragen sind. Zwei Tatsachen treten auf den ersten Blick mit vollster Eindringlichkeit in Erscheinung: die ungeheuere Zunahme der Zahl der Städte — 1830 sind es 164 Mittel- und 19 Großstädte, 1930 dagegen 693 Mittel- und 181 Großstädte — und dann das außerordentliche Anwachsen der einzelnen Punkte und Kreise, in dem die Bevölkerungszunahme der einzelnen Städte zum Ausdruck kommt.

Die Karte von 1830 zeigt nach der Verteilung und Art der Städte das von den Auswirkungen des modernen Wirtschaftslebens fast noch völlig unberührte Bild, wie es in jahrhundertelangem organischem Aufbau der abendländischen Kultur sich ergeben hatte. Diese Entwicklung war natürlich nicht immer und überall gleichmäßig erfolgt, sie hatte ihr Auf und Ab wie jede Entwicklung; es sei nur an das stürmische Wachstum von Lübeck erinnert, das hundert Jahre nach seiner Erhebung durch Heinrich den Löwen (1158) aus einer unbedeutenden Landstadt durch glückliche Umstände zum Vorort der norddeutschen Städte geworden und um 1500 mit etwa 50 000 Einwohnern wahrscheinlich die größte Stadt Mitteleuropas war. Ähnlich mag der Aufstieg in Danzig und Riga gewesen sein. Aber im allgemeinen war der Werdegang unserer Städte doch langsam und organisch. Wir sehen mäßig große Städte ziemlich gleichheitlich über das Land verteilt. In der Mehrzahl sind es ihrer Struktur nach „zentrale Orte" (2), deren Hauptberuf und Hauptmerkmal es ist Verkehrs-, Versorgungs- und Verwaltungsmittelpunkt ihres umliegenden Gebietes zu sein. Stadt und Land stehen in glücklichem Ausgleich, auch das städtische Leben ist bodengebunden. Daneben, aber nirgends in ungesundem Übermaß, stehen die Städte, die mehr auf Gewerbe und Handel und auf die Versorgung weiterer Räume eingestellt sind, namentlich an den Küsten als Seestädte (es entfällt auf sie ein gutes Zehntel aller Städte) und an den großen Straßen des Binnenverkehrs; aber die Bevölkerungskreise, deren Lebensgrundlage losgelöst ist aus der unmittelbaren Umgebung sind noch verschwindend klein. In Frankreich ist dieses Bild um 1830 noch recht gut ausgeprägt. In Deutschland ist die Verteilung ungleichmäßiger. Es hat das verschiedene, vom Raum wie vom Menschen herrührende Gründe. Der Raum ist reicher und unregelmäßiger in natürliche Landschaften gegliedert; die historischen Einflüsse sind vielseitiger durch das verschiedene Alter der Kulturlandschaft, die im Westen und Süden in ihren Grundzügen ja schon auf die Römer zurückgeht (3), im Osten und Nordosten aber erst durch die mittelalterliche Kolonisation ihre Ausgestaltung erfuhr. Die politische Zersplitterung ist stärker gewesen — es sei nur an die Fürstenstädte im eben abgelaufenen Zeitalter des Absolutismus wie Mannheim, Karlsruhe, Kassel, Ansbach, Bayreuth usw. erinnert. — Endlich hat auch die Stellung als mitteleuropäisches Durchgangsland weiter differenzierend gewirkt. Der Ober- und Niederrhein, die Straße am Nordrand der Mittelgebirgsschwelle über Hannover—Braunschweig—Halle—Leipzig bis Breslau und Krakau, die ja gleichzeitig die fruchtbarsten Teile des Nordens durchzieht, der große Südostweg, der Rhein und Donau in Verbindung setzt mit seinen Straßenkreuzungen Frankfurt—Würzburg—Nürnberg—Regensburg—Linz—Wien und weiter die Donau abwärts heben sich besonders heraus. Der Osten und

Südosten ist auffallend arm an Städten, ebenso der Norden. An den Grenzen des deutschen Mitteleuropa (Böhmen und Mähren mit eingeschlossen) gegen Osten lag ja von jeher schon die Grenze stärkerer städtischer Kulturauswirkung. Sie ist im abgelaufenen Jahrhundert die bedeutsame Scheide zwischen dem industriellen und agrarischen Europa geworden. Nur das mittlere Donaubecken macht noch eine Ausnahme. Einmal hat sich hier der Einfluß der Deutschen namentlich im Zuge der Handelsstraßen noch stark anregend für die städtische Entwicklung geltend gemacht, dann siedelt der Magjare in den nahrungsreichen Ackerländern jenseits der Donau in großen Dorfstädten, die in ihrer Art allerdings etwas ganz anderes sind als unsere alten westlichen Bürgerstädte. Sie gehen wohl auf die Türkenzeit zurück. Mit der zunehmenden landwirtschaftlichen Erschließung und Intensivierung des Alföldes im 19. Jahrhundert sind sie zu einem dichten Schwarm angewachsen, haben aber nur in mäßigem Umfange industriellen Charakter erhalten.

In drei Räumen zeigt unsere Karte eine Verdichtung städtischen Lebens: an der mediterranen Küste Frankreichs und in Oberitalien, an der Kanalküste in Holland und Flandern, und im mittleren England. Im Mittelmeergebiet haben sich neben den natürlichen auch die historisch-menschlichen Einflüsse schon seit den Phöniziern und Griechen immer in einer Begünstigung großer geschlossener Siedlungen ausgewirkt, das Städtewesen bekundete hier immer eine große Lebens- und Zeugungskraft. Neben der großen Bodenfruchtbarkeit und der gartenmäßigen Anbauweise sind es der durch Meeresnähe und uralte Handelswege zwischen Norden und Süden angeregte Gewerbefleiß, die schon im frühen Mittelalter vielfach auf römischer Grundlage einen besonderen Städtereichtum entstehen ließen. Es sind alles alte, hochbedeutsame Namen, die uns hier, am Nordrand des Apennin entlang der Via Emilia, an den Ausfalltoren des Alpenbogens zur Poebene und den Übergängen über den Po, an der ligurisch-provencalischen Küste und im Rhonetal begegnen. In der Poebene sind ihre Träger schon im 9. und 10. Jahrhundert, in der Provence und Languedoc vornehmlich in der Zeit der Kreuzzüge emporgekommen, und sie haben den damals gelegten wirtschaftlichen und physiognomischen Grundcharakter bis in das 19. Jahrhundert hinein bewahrt. Auch in Flandern und Holland sind es alte Städte mit großer historischer Vergangenheit, einst die reichsten und bedeutendsten Europas. Sie waren in fruchtbarer intensiv angebauter Umgebung seit dem 13. Jahrhundert emporgeblüht durch ihr hervorragendes Gewerbe, ihren Handel und ihre Seefahrt; sie verbanden einst den ost- mit dem westeuropäischen Seehandel und beherrschten beiden ebenso wie die Handelswege nach Mitteleuropa. Es ist nicht zufällig, daß Karl V. sein Weltreich viel von Gent aus regierte. Hier ist wohl am ersten etwas wie weltwirtschaftliche Abhängigkeit, Angewiesensein auf Lebensmittelzufuhr von außen (Getreide aus den Ostseeländern!) und Absatz des eigenen Gewerbes in fremden Ländern entstanden. Flandern hat diese überragende Stellung nicht behaupten können, aber seine Städte haben sich im allgemeinen doch gut gehalten. Holland hat auch weiterhin im großen Übersee- und Kolonialverkehr eine bedeutende Rolle gespielt, das flandrische Gewerbe bewahrte seinen alten Ruf. Anders in ihrer Wirtschaftsstruktur und in ihrem Aussehen sind in jener Zeit bereits die Städte Mittelenglands. Wohl sind auch Birmingham, Leeds, Sheffield, Nottingham alte Städte mit bodenständigem Gewerbe, aber deren Wirtschaftsaufbau war bereits in einer revolutionären Umbildung begriffen. Das Kohlen- und Maschinenzeitalter, die Industrialisierung waren hier in voller Entwicklung. Manchester, das 1801 noch 118000 Einwohner besaß, war 1831 bereits auf 275 000 gestiegen; bis 30 große Fabrikanlagen waren damals in dieser Stadt im Jahre gleichzeitig im Bau, Betriebe mit 1000 Arbeitern waren keine Seltenheit mehr. Die Herstellungskosten eines Stückes Zeug waren von 34 Schilling im Jahre 1815 auf 6 Schilling im Jahre 1832 gesenkt worden, und damit begann die konkurrenzlose Überflutung nicht nur der europäischen und amerikanischen, sondern auch der indischen und chinesischen Märkte mit englischem Zeug. Im Umkreis von einem Dutzend Meilen um die Börse von Manchester waren in kurzer Zeit bis zum Jahre 1832 folgende Industrieorte emporgekommen: Ashton (33 500), Great Bolton (28 000), Little Bolton (12 800), Dean (23 000), Bury (15 000), Dunkinfield (15 000), Eccles (28 000), Leight (20 000), Macclesfield (23 000), Middleton (14 000), Oldham / Preston (67 000), Pilkington (11 000), Roch-

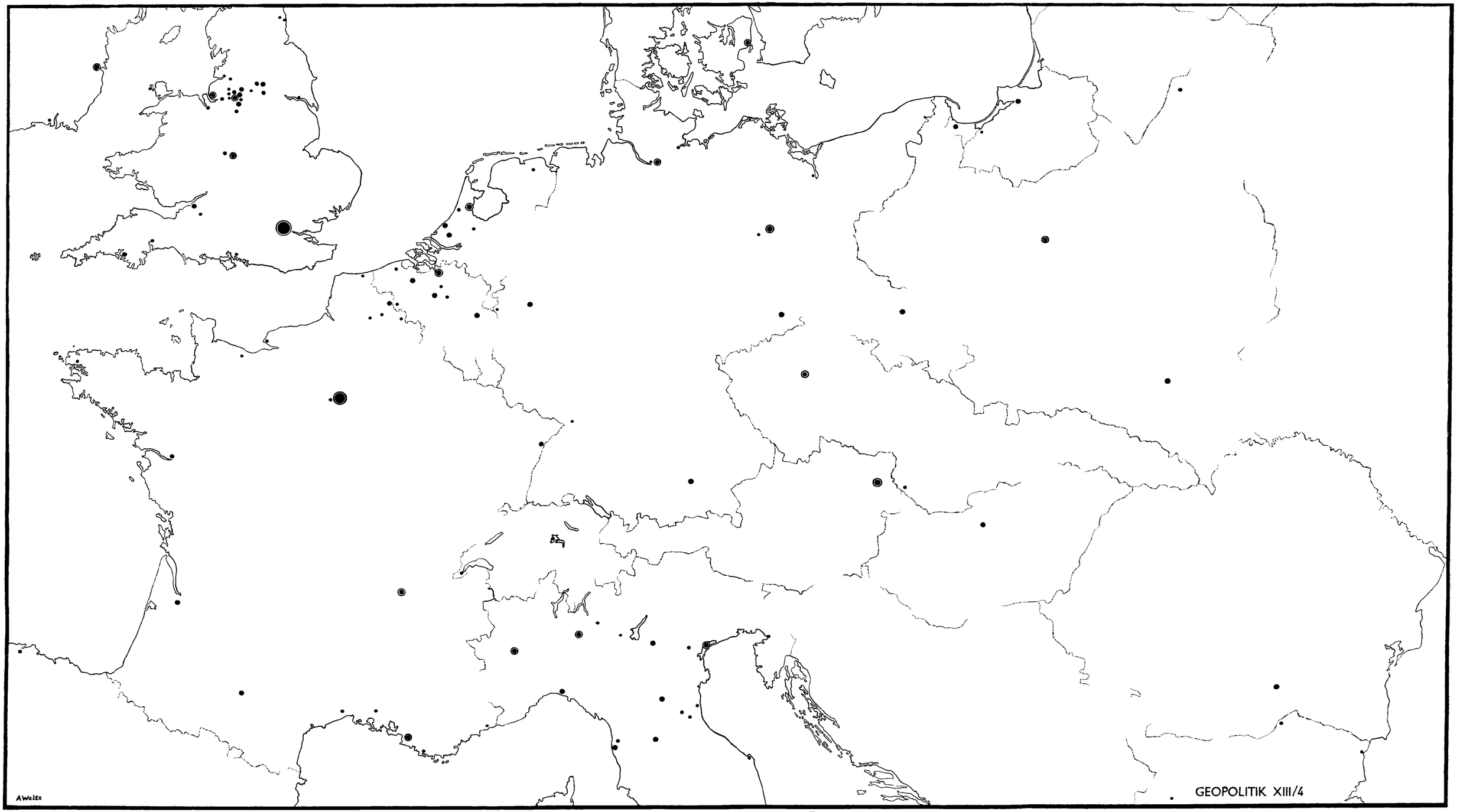


Abbildung 1

● Stadt von 20.000—50.000 Einw. ◐ Stadt von 50.000—100.000 Einw. ◉ Stadt mit über 100.000 Einw.

STADTBIBLIOTHEK ELBING

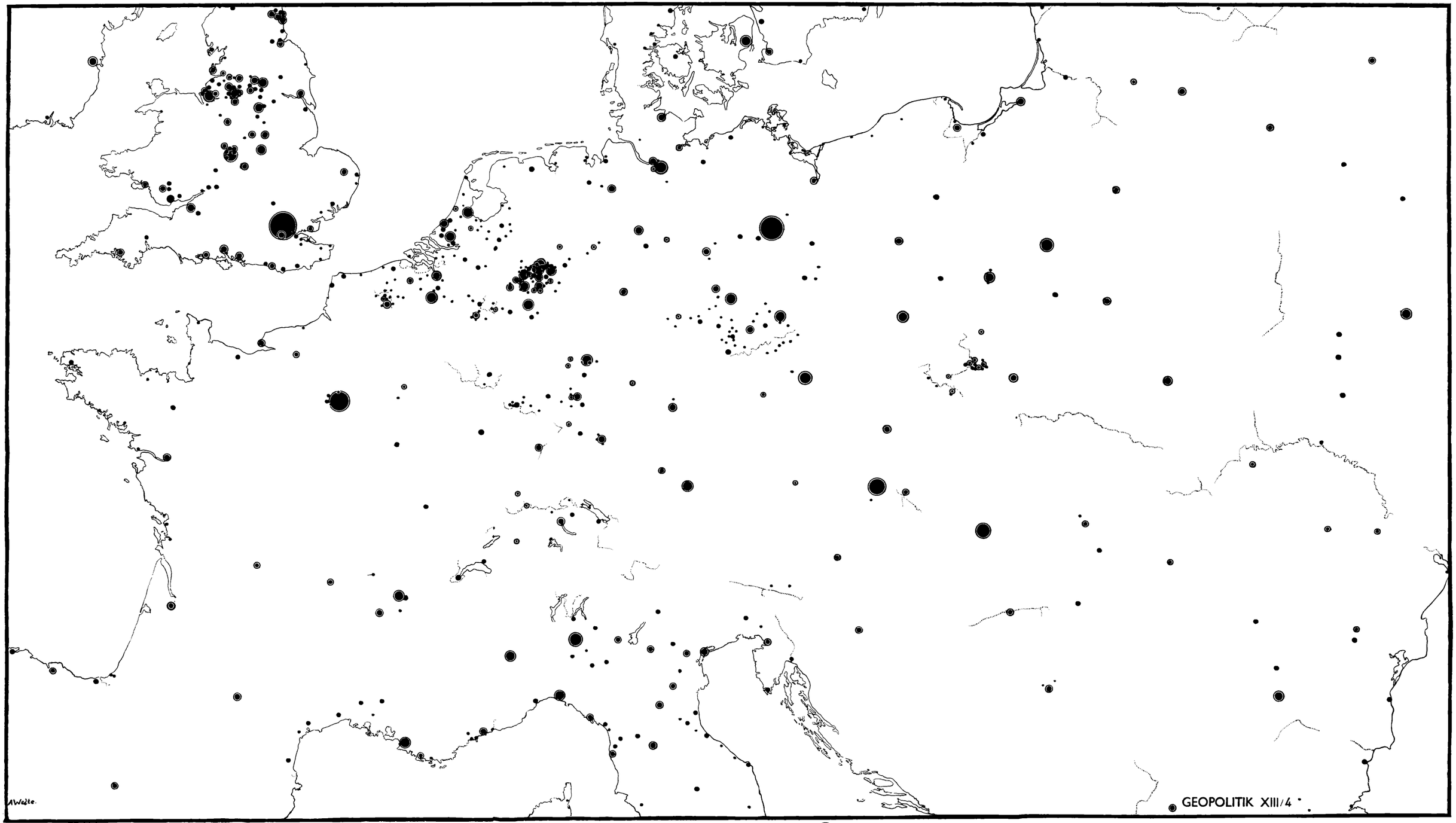


Abbildung 2

● Stadt von 20 000—50 000 Einw. ● Stadt von 50 000—100 000 Einw. ◉ Stadt mit über 100 000 Einw.

STADTBIBLIOTHEK STELBING

dale (58 000), Saddleworth (16 000), Stockport (60 000), Warrington (19 000), Wigan (44 000). Es war ein ausgesprochenes Industriegebiet mit Zusammenballung von annähernd 1 Mill. Menschen entstanden, eine für damalige Zeiten unerhörte Tatsache. Ähnlich, wenn auch nicht so rapid war das Wachstum im „Hardwaredistrikt" von Birmingham, dem „Clothingdistrikt" von Leeds mit Bradford, Wakefield, Huddersfield, Halifax, wo sich die lezten kleinen Tuchweber verzweifelt gegen die große Industrie wehrten, im „Cutlerydistrikt" von Sheffield. Alle diese Distrikte basierten auf der Kohle in ihrem Untergrund. Auf den Kohlenfeldern von New Castle war die typische Bergbaulandschaft, das erste Beispiel ihrer Art, im Entstehen mit dem Gegensatz der häßlichen Schachtanlagen und schematischen langzeiligen Arbeiterkolonien zu den schönen alten Bauerndörfern. An 16 000 Bergleute waren hier bereits tätig, die Kohle ging schon in alle Welt. An der Merseymündung war durch die Industrialisierung des Hinterlandes Liverpool als reine Handels- und Seestadt emporgekommen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts ein kleines Dorf, im 18. Jahrhundert dann am Sklavenhandel führend beteiligt, hatte es das alte Chester nunmehr rasch überflügelt; 1801 hatte es 77 000 Einwohner, 1831 bereits 165 000 Einwohner. Die Stadt wuchs zugleich mit ihren Docks. Lebhaft und anschaulich, voll Bewunderung schildert uns J. G. Kohl (4) diese aufstrebenden englischen Industriedistrikte. Aber er sieht auch ihre Häßlichkeit, ihre schweren sozialen Nöte, die sich unter anderem in den ersten Gewerkschaftsgründungen und Streiks und dem Bevölkerungsrückgang der benachbarten ländlichen Bezirke zeigen. Er kam in den ersten großen Krisenjahren des Frühindustrialismus nach England, und so offenbarten sich ihm die Schattenseiten dieser Wirtschaftsform besonders deutlich, und er legt sich die Frage vor, ob diese Vermaterialisierung und Verproletarisierung ein Glück für die Menschheit bedeute. Auf dem Kontinent war allerdings damals von allen diesen Dingen noch kaum etwas zu verspüren.

Die ganze Größe des Wandels, wie er im 19. Jahrhundert eingetreten ist, zeigt unsere Karte für das Jahr 1930. Am wenigsten ausgeprägt ist er in Frankreich, das ja auch das geringste Bevölkerungswachstum erfahren hat. Wohl sind eine Reihe von Städten in höhere Größenklassen aufgerückt, darunter ausnahmslos alle Hafenstädte, die fast 20% des Zuwachses an Stadtbevölkerung bestreiten. Durch Erhöhung der Zahl der Mittelstädte von 40 auf 102 ist der Schwarm der Punkte dichter geworden. Manche derselben sind neu aufgekommen wie St. Nazaire (40 000), der Vorhafen von Nantes und der Badeort Biarritz (20 000), beide aus unbedeutenden Orten seit etwa 1855. Andere sind über den Durchschnitt gewachsen wie der Rüstungsplatz Creusot von 1600 auf 32 000 Einwohner, die Kohlen- und Eisenstadt St. Etienne von 30 000 auf 195 000 Einwohner, die Rivieraorte, allen voran Nizza (19 000 auf 184 000); auch Calais, der Überfahrtsort nach England ist darunter. Aber im allgemeinen war die Zunahme mäßig; die Industrie, ziemlich gleichmäßig über das ganze Land mit Bevorzugung weniger größerer Städte (Paris, Marseille, Lyon, Etienne, Clermont, Rouen) verteilt, hat sich nirgends zu großen Revieren zusammengeballt. Das Gesamtbild ist unverändert geblieben. Nur im Nordosten, in Flandern und im Hennegau hat, durch Kohlenlager begünstigt, die Textilindustrie der alten Städte großindustrielle Form angenommen und verstärkt durch andere Gewerbezweige um Lille (das alte Ryssel) und Valenciennes ein Industrierevier entstehen lassen, das auch einige junge, in kurzer Zeit aus Dörfern emporgewachsene Fabrikstädte einschließt (Liesin, Bruay, Wattrelos), wie sie Frankreich sonst nicht kennt. Frankreichs Nordostgrenze ist durch diese Entwicklung wehrpolitisch empfindlicher geworden.

Viel tiefgreifender sind die Änderungen im germanischen Mitteleuropa, einschließlich Böhmen und Mähren, wie der Rheinmündungsländer. Es hat die Zahl seiner Mittelstädte von 40 auf 252, die seiner Großstädte von 4 auf 64 erhöht. In diesen Großstädten leben heute 28,5 Mill. Menschen, das heißt weit mehr als die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft Frankreichs. Ein Wachstum der einzelnen Stadt um das 10- bis 15fache, das wir dort als seltene Ausnahme hervorhoben, ist hier fast die Regel; ganz neue Bergbau- und Fabrikstädte sind zu Dutzenden, zusammengedrängt auf ganz engem Raume, aus Dörfern oder dem Nichts emporgewachsen. Während noch 1830 die größte Stadt, Wien, nur 280 000 Einwohner

besaß, sind heute 13 Halb- und 3 Millionenstädte vorhanden; Berlin ist beinahe um das 20fache, von 220 000 auf 4,25 Millionen, Paris dagegen nur um das 3fache, von 890 000 auf 2,8 Mill. gestiegen. Die Ungleichheit der räumlichen Verteilung hat sich gegenüber 1830 noch verstärkt, da die volle Ausnutzung der Verschiedenheiten in Naturausstattung und Lagebeziehung durch Zusammenballung der Wirtschaftsunternehmungen und Menschen an den günstigsten Standorten erst durch den völligen Umschwung des modernen Verkehrswesens möglich wurde. Mitteleuropa ist neben England das klassische Land der großen Industriereviere, der Städtezusammenballungen geworden. Die Kohlenfelder, zunächst nur die Stein-, später auch die Braunkohlen, als hauptsächlichste Kraftquelle der modernen Wirtschaft kamen nun erst zur Auswirkung. Auf ihnen sind die geschlossensten Großwirtschaftsbezirke mit den größten Menschenanhäufungen auf engem Raum erwachsen. Ruhr, Oberschlesien und Saar treten 1830 noch in keiner Weise besonders in Erscheinung. Wohl sind es schon Gebiete mit reicher gewerblicher Entwicklung, mit Kohlenabbau, Eisenverhüttung und -verarbeitung, Glashütten, Tuchweberei und Töpferei und mannigfachen anderen Gewerbezweigen. Aber diese Gewerbe werden noch in Kleinbetrieben mit aufgelöster, zerstreuter Anordnung ausgeübt. Das Bild der Siedlungsverteilung und -größe wird noch nicht von ihnen, sondern den agrarischen Nutzungsmöglichkeiten bestimmt. Die Landwirtschaft ist noch der ausschlaggebende Faktor. Das Ruhrgebiet hatte nur zwei Orte mit mehr als 20 000 Einwohner, Elberfeld und Barmen; heute drängen sich dort anderthalb Dutzend Großstädte, darunter Halbmillionenstädte und ein ganzer Schwarm von Mittelstädten so dicht, daß sie aus Raummangel in unserer kartographischen Darstellung auseinandergezogen werden mußten! Essen (630 000) hatte 4750, Dortmund (540 000) 4450, Bochum (315 000) 2300, Duisburg (422 000) knapp 6000 Einwohner; Großstädte wie Gelsenkirchen (330 000), Oberhausen (186 000), Buer (100 000), Herne (92 000) waren Bauerndörfchen. Hamborn war 1900 erst zur selbständigen Gemeinde erhoben worden und hatte 1910 bereits 100 000 Einwohner überschritten! Die mannigfachen treibenden Kräfte dieser riesenhaften Entwicklung und die damit verbundenen tiefgreifenden landschaftlichen Umgestaltungen hat uns H. Spethmann (5) eindrucksvoll geschildert. In Oberschlesien war damals Gleiwitz (110 000) mit 4000 Einwohnern die größte Stadt; Hindenburg, Kattowitz, Sosnowiece waren bescheidene Dörfchen, Königshütte eine einsame fiskalische Eisenschmelze mit 220 Arbeitern. Daß die Entwicklung hier später einsetzte und nicht die riesenhaften Ausmaße erreichte wie an der Ruhr ist in erster Linie eine Folge der ungünstigeren Ost- und Verkehrslage (6). An der Saar ist die Siedlung trotz der auch hier seit etwa 1850 aufkommenden Großindustrie bodenständiger und zerstreuter geblieben. Es wäre deshalb falsch, wollte man die wirtschaftliche Bedeutung der Saar im Vergleiche zu Oberschlesien und zur Ruhr lediglich an der Zahl und Größe ihrer Städte bemessen. Tritt doch auch die wichtige lothringische Industrie aus dem gleichen Grunde in unserer Städtekarte überhaupt nicht in Erscheinung! (7). In erster Linie durch die Kohle ist auch eine Reihe von 21, allerdings meist kleineren Industriestädten bedingt, die von Aachen durch das Maas- und Sambretal bis nach Nordfrankreich hineinzieht, von denen wir 1830 nur Aachen, Lüttich und Bergen zu verzeichnen hatten.

Aber auch abseits der Kohlenlager hat an günstigen Standorten, zu denen Roh- und Brennstoffe leicht herangebracht werden konnten, die Industrialisierung zur Städtebildung geführt, wie am ganzen Rhein, am Untermain und Neckar. Oder es sind in solcher Lage Orte, ja ganze Distrikte, mit alter Gewerbetradition neu aufgeblüht wie Nürnberg, Augsburg, Bielefeld, die westflandrischen Städte, das sächsische Erzgebirge. Durch Intensivierung alles wirtschaftlichen Lebens sind viele Handels- und Verkehrsorte, zunächst ohne nennenswerte Beteiligung der Industrie, wie Straßburg, Frankfurt, Köln, Breslau, manche Seestädte, sind in Gebieten allgemeiner Bevölkerungsverdichtung auch die örtlichen Mittelpunkte größerer Landschaften zu Großstädten angewachsen (Würzburg, Münster, Erfurt, Braunschweig); die Arbeits- und Absatzorientierung brachte dann Industrie in solche Orte, die ein weiterer Faktor ihrer Vergrößerung wurde. Andere sind durch Verkehrslage, die sich ja durch entsprechende Eisenbahnpolitik weitgehend korrigieren ließ, Sitz der Verwaltungs- und Kultureinrichtungen und Industrie zugleich emporgekommen wie München, Stuttgart, Hannover, Dres-

den, Prag und vor allem die Reichshauptstädte Wien und Berlin. Manche einst mächtige Städte sind allerdings, namentlich in Süddeutschland, in der neueren Zeit stehengeblieben oder doch von glücklicheren Nachbarn weit überholt worden. Ein Vergleich des verschiedenen Wachstums unserer Städte und Städtegruppen gibt eine Fülle interessanter Fragen auf über die Auswirkung natürlicher Grundlagen und menschlicher Zielsetzung und Willensäußerung. Es sei nur erinnert an Entwicklungsprobleme, die die häufigen Städtepaare wie Heidelberg/Mannheim, Mainz/Frankfurt, Hannover/Braunschweig, Halle/Leipzig, Antwerpen/Rotterdam, Venedig/Triest/Fiume bieten. In drei Regionen haben alle diese Momente in verwickeltem Zusammenspiel auch abseits der Kohle zu einer Verdichtung der Städte geführt: am Rhein, dem Nordrand der deutschen Mittelgebirge und den deutschen Küsten.

Am Niederrhein sind in den Niederlanden und dem benachbarten Belgien die alten Gewerbe- und Handelsstädte dank ihrer günstigen Lage zur See und zu den Wirtschafts- und Bevölkerungszentren Mitteleuropas in die allgemeine Aufwärtsbewegung einbezogen worden. Gent, Utrecht, Haarlem, Groningen sind Großstädte, Brügge, Mecheln, Löwen, Delft, Leiden, Njimwegen, Maastricht wenigstens bedeutende Mittelstädte geworden, dazu sind junge ausgesprochene Fabrikstädte, namentlich in der holländischen Geest wie Almeloo, Eindhoven, Enschede, Hengeloo u. a., in großer Zahl hinzugetreten. Wenn in Belgien die Großstädte vor den mittleren Orten zurücktreten, so liegt das vor allem daran, daß Brüssel mit seinem riesigen Wachstum (750 000—825 000 Einwohner) und Antwerpen alle große Wirtschaft auf sich konzentrierten. In den Niederlanden gilt ähnliches für die beiden Seestädte Amsterdam und Rotterdam, die als günstigste Hafenplätze für den Rhein und die Ruhr in ihrer Bedeutung mächtig gestiegen sind; sie haben auch Antwerpen weit überflügelt, und selbst Haag ist, obwohl es keine großen Industrien besitzt und nicht unmittelbar am großen Handelsverkehr liegt als Regierungssitz und geistig-kulturelle Zentrale des reichen Holland um das 8fache (von 56 000 auf 450 000 Einwohner) angewachsen. Das Niederrheingebiet ist das städtereichste Gebiet Mitteleuropas nicht nur geblieben, sondern es hat sein Gewicht noch verstärkt. In gleicher Weise hat sich der Rhein, Europas bedeutendste Binnenwasserstraße mit Europas wichtigsten Verkehrslinien in seiner Talfurche und seinem größten Großwirtschaftsraum an seinen Ufern, auch an seinem Oberlauf auf Städtebildung und Städtewachstum ausgewirkt. Auch die Oberrheinlande, von jeher ein Städteland, haben eine ungewöhnliche Entwicklung genommen. Aber während diese am Niederrhein in die Breite ging, ist sie am Oberrhein auf die schmale Ebene zwischen den Randgebirgen beschränkt. Nur in der Kreichgaupforte greift sie in das Neckarland, zwischen Waldshut und Schaffhausen in das Schweizer Mittelland über. Am Nord- und Südende der Oberrheinebene, wo deren Enge sich weitet, wo inmitten einer fruchtbaren, dichtbesiedelten alten Kulturlandschaft die großen Westostwege mit der Rheinstraße sich kreuzen, sind Mainz, Frankfurt, Wiesbaden und Basel, Mühlhausen zu Großstädten geworden; vor der Kraichgausenke liegt Mannheim/Ludwigshafen als dritte Gruppe; Straßburg vor der Zaberner Steige, der alte Vorort des fruchtbaren und städtereichen Elsaß und Karlsruhe, die junge Hauptstadt des neuen, politischen Baden vermitteln zwischen ihnen; im Neckarbecken schließen sich Stuttgart, im Schleizer Mittelland Zürich und Bern an. Heute beherbergen diese 12 Großstädte etwa 2,8 Mill. Menschen; 1830 waren 5 davon zu klein, um überhaupt auf unserer Karte zu erscheinen, von den übrigen 7 hatte Straßburg allein 50 000 Einwohner erreicht. 36 alte Städtchen sind in die Reihe der Mittelstädte vorgerückt. Der gesamte rheinische Raum ist heute mit 38 Groß- und 129 Mittelstädten der bedeutendste und zusammenhängendste Städteraum Mitteleuropas.

Das zweite Verdichtungsgebiet am Rande der Mittelgebirge vom Weserbergland bis zum Ende der Sudeten beruht auf mannigfacheren Grundlagen. Mit seiner dichten bäuerlichen Bevölkerung auf fruchtbarem Lößboden, der günstigen Lage an der wichtigsten Westoststraße Norddeutschlands mit ihren zahlreichen Abzweigungen über das Gebirge und zur See und ihren vielen Brückenstädten, den alten Gewerbe- und Handelstraditionen verbindet sich der Bergbau auf Steinkohle, Kali und Erze. In höherem Maße als am Oberrhein hat hier die Industrie zur Verdichtung der Menschenmassen und der Städte mitgewirkt (8). Während es im Westen wie im Osten mehr noch einzelne zur Reihe geordnete Mittelpunkte sind wie

Osnabrück, Bielefeld, Minden, Hannover, Hildesheim, Braunschweig hier und Bautzen, Görlitz, Liegnitz, Neiße, Ratibor dort, wobei der Abstand der Orte in der Ostreihe schon weiter, die Größe derselben schon geringer ist als in der Westreihe, drängen sich im Raume zwischen Magdeburg—Plauen—Dresden 6 Groß- und 34 Mittelstädte, mit zusammen mehr als 3 Mill. Einwohnern; 1830 hatten wir im gleichen Gebiet nur 4 Städte zu verzeichnen, von denen keine noch 30 000 Einwohner erreichte. Von diesem Dichtezentrum zieht eine Städtereihe hinein in das thüringische Becken mit Erfurt als Großstadt und Mittelpunkt und eine andere, den sächsischen Städten durchaus gleichgeartete Reihe schließt sich jenseits des Erzgebirges und der Sudeten am Nordrande Böhmens an. Der mitteldeutsche-nordböhmische Städtestreifen hat 80 Mittel- und 10 Großstädte, wobei das oberschlesische Industriegebiet nicht eingerechnet ist.

Die moderne binnendeutsche Wirtschaftsentwicklung ist natürlich auch den deutschen Seehäfen zugute gekommen. Aber während noch um 1830 die Ostseehäfen den Nordseehäfen überlegen waren, blieben sie von da ab, das heißt mit der zunehmenden Industrialisierung des Westens, immer weiter hinter Hamburg und Bremen zurück. Während diese beiden ihre Bevölkerungszahlen verzehnfachten ist bei den Ostseestädten im allgemeinen nur ein Wachstum um das 3- bis 5fache aufzuzeigen. Eine Ausnahme macht nur Stettin (27 000—270 000 Einwohner), das in bescheidenem Umfange durch die Kanalverbindungen Hafen von Berlin geworden ist, aber doch weit mehr als Provinzialhauptstadt und Industriestadt denn durch Handel und Schiffahrt seine Stellung sich erhalten hat. Auch Danzig ist, obwohl Großstadt geworden (55 000—235 000) trotz aller pfleglichen Behandlung durch Preußen und das Reich relativ zurückgeblieben, da auch schon vor der Katastrophe von Versailles die Grenzverhältnisse sich sehr zu seinen Ungunsten auswirkten. Kiel hat unter ganz besonderen Bedingungen gestanden. 1830 noch völlig unbedeutend und von Dänemark vernachlässigt, bis zum Jahre 1864 langsam auf 20 000 Einwohner angewachsen, ist es nach der Errichtung des Reichskriegshafens, der Arsenale und Werften bis 1900 bereits auf über 100 000 Einwohner gestiegen, um sich bis zum Jahre 1913 nochmals zu verdoppeln. Für unsere Nordseehäfen war die Großlage, die Beziehung zum Hinterland und nach Übersee, weit günstiger, wenn auch nicht mehr so gut wie für die Rheinmündungshäfen. Die besondere geographische Lage war dagegen keineswegs vorteilhaft; das energische wagemutige Hanseatentum hat sie unter riesigen Opfern durch gewaltige technische Verbesserungen zu überwinden vermocht (9) und so den deutschen Häfen ihre Weltstellung geschaffen. Hamburg war schon im 18. Jahrhundert die führende Handelsstadt und die größte Stadt Deutschlands, hatte aber in der napoleonischen Zeit die schwersten Rückschläge erfahren. Um 1830 erfolgte der schnelle neuerliche Aufstieg von 112 000 Einwohnern auf 410 000 Einwohner im Jahre 1880 und 1,2 Mill. Einwohner im Jahre 1930. Groß-Hamburg mit Altona und Harburg/Wilhelmsburg umfaßt über 1,5 Mill. Einwohner; es ist damit nach Berlin die größte Stadt des nördlichen Mitteleuropa geworden. Neben Schiffahrt und Handel ist in engster Ergänzung zu ihnen Industrie in größtem Ausmaße getreten. Bremen hatte in jeder Hinsicht einen viel schwereren Kampf zu führen; es hat sich trotzdem aus einer, zunächst in keiner Hinsicht bedeutenden Stellung mächtig emporgearbeitet (35 000 auf 325 000 Einwohner) und dazu mittelbar wie unmittelbar Neugründungen veranlaßt: Bremerhaven, das 1830 zur Rettung der Seegeltung Bremens von dessen großem Bürgermeister v. Smidt als Vorhafen begründet wurde; Geestemünde, das 1857 von Hannover angelegt wurde, um sich einen Anteil an der Weserschiffahrt zu sichern und sich heute zum größten deutschen Fischereihafen entwickelt hat (mit seinen Nachbarorten als Wesermünde heute 77 000 Einwohner (10). Emden, für das man sich nach seinem Kanalanschluß an das Ruhrgebiet (Dortmund-Ems-Kanal 1890—1899) als „deutsche Rheinmündung" so viel versprochen hatte, ist nach kurzem Aufschwung wieder stehen geblieben; dem Nordseekriegshafen Wilhelmshaven und Rüstringen hat nach raschem Aufstieg der Friede von Versailles die Lebensgrundlage genommen.

Auch das östliche Mitteleuropa zeigt eine erhebliche Zunahme der Städte nach Anzahl und Größe, namentlich auch der Großstädte, die 1830 mit der einzigen Ausnahme von Warschau ganz fehlten. Die Städtedichte ist heute in Polen kaum geringer als in Frankreich, das ersterem in dieser Hinsicht 1830 noch weit überlegen war. Ein Wachstum der

einzelnen Städte um das 10- bis 15fache, das in Frankreich nur in ganz wenigen Ausnahmen zu verzeichnen ist, ist hier wie im deutschen Mitteleuropa die Regel. In den 54 Städten des heutigen Polen mit mehr als 20 000 Einwohnern lebten 1830 etwa 250 000—300 000 Einwohner gegen 4,8 Mill. im Jahre 1930. Daß es trotzdem zu keinem Übermaß der Städte gekommen ist hat seine Ursache in der fast völligen Städtelosigkeit des Landes zu Beginn der modernen Entwicklung, die hier übrigens auch erst einige Jahrzehnte später einsetzte als im Westen. Es fehlt im Osten auch die Zusammenballung; die Verteilung ist im allgemeinen gleichheitlich mit zunehmender Auflockerung nach Osten und Südosten, wenn auch große naturgegebene Leitlinien in der Anordnung deutlich sichtbar sind. So folgt dem Außenrande des Karpatenbogens mit seiner dichteren Bevölkerung auf fruchtbarer Erde, seinen Bodenschätzen (Salz und Erdöl) und seiner alten Verkehrsstraße und deren Kreuzungspunkten mit den Gebirgsübergängen einen Städtekranz von Schlesien über Krakau—Lemberg—Czernowitz—Jassy bis Ploesti; er ist die Fortsetzung des Städtestreifens an der mitteldeutschen Gebirgsschwelle vom Sambre- und Maastal bis zur Oder in lockerer Folge und mit weniger großstädtischen Zentren. Eine zweite solche Reihe folgt dem Übergang des polnischen Hügellandes zum Flachland, die ebenfalls schon in Deutschland in den Niederlausitzer und Niederschlesischen Höhen ansetzt und über Kalisch—Pabjenice—Petrikau—Radom—Lublin—Cholm—Kowel—Luzk—Rowno ins Russische Reich nach Shitomir und Kiew zieht. Deutlich ist auch der Einfluß der wenigen großen Eisenbahnlinien, die alten Straßenzügen folgen (Warschau—Bialystock—Grodno—Dünaburg—Petersburg; Warschau—Siedlce—Brest—Baranowitsch—Minsk—Moskau). Auf die Städtedichte im mittleren Donaubecken wurde an anderer Stelle schon hingewiesen. Wie um den Außenrand der Karpaten zieht auch um deren Innenrand ein Kranz von Städten, der vornehmlich dem Austausch zwischen Gebirge und Ebene dient: Erlau, Miskolcz, Kaschau, Ungvar, Munkacz, Huszt, Szatmar, Großwardein, Arad, Temesburg, Werschetz. In entgegengesetztem Sinne als städteleere Räume wirken sich die Pripetsümpfe, der Karpatenbogen und die dinarischen Gebirge aus. Schon diese Anordnung zeigt, daß hier weitgehend andere Ursachen für den Aufschwung der Städte maßgebend waren als im deutschen Mitteleuropa, daß die Städte ähnlich wie in Frankreich mehr „zentrale Orte", Handels-, Verkehrs-, Verwaltungs- und Kulturmittelpunkte sind, weniger Orte der Großindustrie und des Bergbaus. Stadt und Land sind noch weit mehr im Gleichgewicht. Nur Lodz, fällt nach Lage wie Größe aus dem Rahmen, es ist die einzige Fabrikgroßstadt des östlichen Mitteleuropas.

Über England brauchen wir nur weniges zu sagen. Wohl tritt dort die Verstädterung am machtvollsten in Erscheinung, aber ihre Ursachen sind hier am eindeutigsten, die Kräfte, die zu ihr führten sind am wenigsten verwickelt: es ist die Industrialisierung auf den Kohlenlagern. Die Reviere, die schon um 1830 in der ersten Anlage vorhanden waren sind ins Ungeheure weiter gewachsen: um Leeds/Bradford und Sheffield, um Manchester und Liverpool, um New Castle und an der Teesmündung, um Birmingham und Nottingham, an der Severnmündung und in Südwales haben sich die konzentriertesten Großwirtschafts- und Menschenballungen aller Zeiten herausgebildet, denen nur noch das Ruhrgebiet zu vergleichen ist. Groß-London ist als Mittelpunkt des britischen Weltreiches und Wirtschaftskapitale der Welt auch zur größten Stadt der Welt geworden. Am auffälligsten ist wohl noch das starke Wachstum der Hafenstädte an der Südküste, die mit Ausnahme von Plymouth um 1830 alle noch unbedeutend waren. Sie sind durch die Eisenbahnen Vorhäfen von London geworden und haben durch den Aufschwung der kontinentalen Nordseehäfen und den gesteigerten Austausch mit den mitteleuropäischen Industriegebieten gewonnen. Portsmouth verdankt sein rasches Anwachsen seiner Eigenschaft als Hauptkriegshafen und Arsenalplatz der britischen Flotte. In Irland haben Belfast und Dublin die moderne städtisch-industrielle Entwicklung ganz auf sich vereint, neben ihnen war für andere Plätze kein Raum mehr. Bezeichnend ist übrigens für ganz Großbritannien das starke Zurücktreten der kleinen und mittleren Städte gegenüber der Herrschaft der Großstädte.

Noch weniger hat sich eine grundsätzliche Umschichtung in Norditalien vollzogen. Verteilung und Größenverhältnisse der Städte sind fast gleich geblieben. Der Unterschied zwischen 1830 und 1930 ist im Grunde nur ein solcher der Größenordnung: die Städte sind durchschnittlich

um das 3- bis 5fache gewachsen und damit in eine höhere Größenklasse eingerückt. Nur wenige wie etwa Mailand und Genua haben eine überdurchschnittliche Entwicklung genommen; Spezia ist ein abgeschwächtes Gegenstück zu Kiel: bis 1830 ein ganz unbedeutendes Städtchen, bis 1875 langsam auf 21 000 Einwohner angewachsen, ist es dann als Kriegshafen des geeinten Königreiches Italien rasch zur Großstadt aufgestiegen. Von Interesse ist noch Triest: 1719 von Karl VI. an der Stelle des alten Tergeste gegründet; als Hafen und für die rückwärtigen Verbindungen über den Karst, die beide mit sehr schweren Opfern ausgebaut werden mußten, gleich ungünstig, ist es aber doch politisch von außerordentlichem Wert gewesen zu einer Zeit als Venedig noch nicht und nicht mehr habsburgisch-österreichisch war und die in Wien zusammenlaufenden großen Handelsstraßen unabhängig gemacht werden sollten von Venedig, das in traditioneller Feindschaft gegen den Kaiserstaat stand. So ist Triest von 35 000 Einwohnern auf 210 000 Einwohner, Venedig nur von 116 000 Einwohnern auf 256 000 Einwohner angewachsen. Gegenwärtig, wo sich die politische Zugehörigkeit wieder verschoben hat, kämpft Triest einen schweren Existenzkampf. Genau die gleiche Rolle hat Fiume als Seehafen des alten Königreichs Ungarn gegen Triest gespielt, obwohl beide Städte der habsburgischen Monarchie angehörten.

Wohl selten zeigt sich die Fruchtbarkeit des räumlichen Vergleichs verbunden mit historischer Betrachtungsweise und kartographischer Darstellung so klar wie hier. Man kann eine wichtige Tatsache kaum eindringlicher und besser in ihrem Werden veranschaulichen. Die Dynamik, die hinter dieser gewaltigen Zustandsänderung steht, konnte allerdings nur in den allgemeinsten Zügen angedeutet werden.

(Fortsetzung im Maiheft.)

WILLY HELLPACH:

Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt

1. Tatsächlicher Lebensraum für fast ein Drittel der Bevölkerung des Deutschen Reiches ist die „Großstadt". Nimmt man selbst die bevölkerungsstatistische Gepflogenheit nicht an, Städte, welche 100 000 Einwohner haben, schon als Großstädte zu bezeichnen (und zahlreiche Städte dieser Art zeigen in der Tat noch die Erscheinungs- und Daseinsformen der Mittelstadt), so bleibt immerhin bestehen, daß im Reich mehr als ein Viertel des deutschen Volkes in fraglos wirklichen Großstädten lebt, nämlich in Städten von mehr als einer Viertelmillion, und mehr als ein Sechstel in Riesenstädten von mehr als einer halben Million Volkszahl. Der elfte Teil unserer Bevölkerung ist allein in den beiden ungeheueren Städtegebilden Groß-Berlin und Hamburg-Altona zusammengedrängt.

Bedeutet diese Tatsache ein Schicksal?

Ohne Zweifel in dem Sinne, daß sie im Zeitpunkt der letzten Volkszählung nicht etwa ein episodischer Zufall war, der durch Flüchtlingszustrom, Modekonjunktur (Los Angeles), kriegerische Einquartierung und ähnliches ebenso vorkommen kann, wie sein Gegenteil: vorübergehende Entvölkerung (z. B. von Riga nach dem Kriege, von Petersburg im Beginn der Sowjetherrschaft), sondern daß sie in einer allmählichen, grundsätzlichen Entwicklung, eben der gewerblichen Entwicklung Deutschlands, zustande gekommen ist. Sie bildet einen Wesensausdruck der Berufs- und

Wirtschaftsstrukturumlagerung während des verflossenen Jahrhunderts; ziemlich genau, vor jetzt 100 Jahren, hat sie in dieser Richtung eingesetzt und ist in ihr mit (man möchte sagen: in geometrischer Progression) wachsender Tempobeschleunigung verblieben. Ohne gewollte Gegenmaßnahmen würde sie zweifellos entsprechend weitergehen, wenn auch vielleicht jetzt wieder etwas langsamer als um die Jahrhundertwende.

Aber dieses kausale Schicksal: die folgerechte Entfaltung aus einer jener Immerwiedergeburten des „Homo Faber", wie die Menschheitsgeschichte sie schon einige Male erlebt hat — kann uns kein finales Schicksal bedeuten. Wir müssen es nicht in seinem Fortgang ergeben über uns ergehen lassen oder uns gar dienstbar vor seinen Wagen spannen. Bedroht es unsere menschliche, völkische, geisttümliche (kulturelle) Existenz, vielleicht gar unsere biologische, so haben wir das Recht, ja die Pflicht, samt der Möglichkeit, es zu bremsen, abzubiegen, unser lebensräumliches Schicksal in die Hand zu nehmen und anders zu wenden. Urteil und Entschluß solcher Art sind sittlichen Wesens; es ist eine moralische Entscheidung, ob man das Leben und Weiterleben des Individuums, der Familie, der Nation bejaht und erkämpft, oder verneint, oder auf sich beruhen läßt. Das Verfahren des Umbruchs aber (hier also: von der großstädtischen Daseinsform weg zu anderen lebensräumlichen Existenzweisen) kann instinktives Probieren, kann aber auch rationales Planen sein. Als solches setzt es Erkenntnis, auch und gerade in ihrer klarsten Erscheinungsform, der wissenschaftlichen, voraus. Erforschung des Phänomens Großstadt kann am allerwenigsten für seine Überwindung oder Begrenzung entbehrt werden. Sie allein vermag uns auch ein adäquates Bild von Werten und Unwerten, Notwendigkeit und Entbehrlichkeit, Vorzug und Gefahr großstädtischer Lebensform zu verschaffen — an dem es noch arg gebricht.

2. Wo die Großstadt quantitativ anfängt, ist mechanisch nicht festsetzbar; Städte von 150 000 Ew. können noch vollkommen mittelstädtischen Charakter zeigen, und halb so große weisen manchmal, z. B. als Fabrikstädte, alle wesentlichen Merkmale und Nachteile der Großstadt auf. Über 250 000 Ew. hinaus aber ist wohl der Großstadtcharakter in jedem Betracht unweigerlich gegeben — milder oder krasser: zwischen Leipzig und Dresden bleibt, bei ähnlicher Volkszahl (etwa 700 000) ein augenfälliger Unterschied, aber jede von beiden ist doch eine richtige Riesenstadt.

Drei Existenzmerkmale sind der Großstadt kennzeichnend zu eigen: das landschaftliche, das klimatische und das soziale, und in ihnen gründet das, was die spezifische Geographie der Großstadt ausmacht und einen bedeutenden Ursachenkomplex ihrer spezifischen Ethnographie setzt.

a) Großstadtlandschaft. Die moderne Erdkunde hat den Begriff der Stadtlandschaft aufgestellt als einen besonderen Erscheinungsfall der Wirtschafts- oder Kulturlandschaft. Solche Begriffsschöpfung war notwendig. Mit Recht betont Erwin Fels, daß eine (z. B. unterrichtende) Geographie, die nur die von der Natur selber

erzeugten Gestaltungen der Erdoberfläche betrachtet, an dem praktisch wichtigsten vorbeisehe, was heute die Erdoberflächenerscheinung samt ihrer lebensräumlichen Bedeutung bestimmt, an der von Menschenhand und Menschensinn veränderten, hergerichteten, gestalteten Landschaft. Gerade die geopolitisch bedeutsamen Völker leben längst in keinen Naturlandschaften mehr und fassen ihre u. U. geschichtlichen Entschlüsse nicht um einer solchen willen. Acker und Flur, Forst und Straße, Pässe und Kanäle, regulierte Ströme und angelegte Häfen, Märkte, Städte, Festungen, Wasserleitungen und Windschirme bestimmen entscheidend ihr Tun und Treiben, alles in allem: gebaute und bebaute, besiedelte und bevölkerte, geformte und genutzte Landschaft. Diese gelangt in der großen Stadt zu ihrer konzentriertesten Erscheinungsform, in welcher meist die letzten Reste des „landschaftlichen Rohstoffes", der Naturlandschaft, vernichtet sind. Nur in den Hochlanden ist großenteils das natürlich bergige Terrain als solches bewahrt (wenn auch oft genug mitverändert); in den Ebenengroßstädten pflegt kaum ein Geviertmeter mehr „unberührte Natur" zu sein, nicht einmal ein Strom, an dem sie liegen (man denke an die grandiose „Denaturierung" von Elbe und Alster in Hamburg!). Bejaht man die Tragweite des landschaftlichen Lebensraums für menschliches Verhalten und Gedeihen (oder Verderben) überhaupt, und jede geopolitische Bemühung setzt eine solche Bejahung voraus, so muß die Stadtlandschaft, zumal in ihrer Großstadtgestalt, außerordentliche geographische Wirkungen setzen. Ich habe sie gelegentlich „tektopsychische" genannt, da ja die ursprüngliche „Ge" hier bis zur Unkenntlichkeit verarbeitet ist und das Gebaute im weitesten Sinne die „Landschaft" konstituiert. Sie sind noch so gut wie unerforscht, ja wissenschaftlich kaum wirklich betrachtet.

b) Besser steht es um unsere Kenntnis vom Großstadtklima. Allerdings gehört auch die allseitige Durchforschung des Städteklimas erst der jüngsten Vergangenheit an[1]). Im 19. Jahrhundert hat sich fast nur die Hygiene um diesen Gegenstand gekümmert, und sie naturgemäß um seine gesundheitschädigenden Seiten. Heute ist es jedem Zweifel entrückt, daß die geophysikalische Ganzheit des Städteklimas gegenüber dem umgebenden (und überhaupt jedem) Freiklima eine wohl charakterisierte Sonderheit ist. Sie betrifft Wärme, Feuchtigkeit und Niederschläge, Wind, Luftzusammensetzung, dank der städtischen Dunsthaube aber auch, und in besonders einschneidender Art und Stärke, die Ionisation (also die luftelektrische Gesamtsituation), die Sonnen- und Himmelsstrahlung, endlich (dank der starren künstlichen Bodendecke: Pflaster, Asphalt) die Bodenemanationen und -strahlungen. Man braucht nur daran zu denken, daß für wesentliche Bezirke städtischen Lebensraums (lichtarme Zimmer, Kontore, Werkstätten, engere Höfe und Straßenzüge) die ultraviolette Energie samt ihrem Tages- und Jahresrhythmus

1) Eine wirkliche Monographie fehlt noch. Die wichtigste Literatur ist zusammengestellt in meiner „Geopsyche", 4. Aufl. (1935), S. 290 o., Anm. z. d. Textabs. 113 „Stadtluftkörper".

ausfällt, daß neuerdings wieder ernste wissenschaftliche Bemühungen das System der inneren Sekretion (Hormone) in enge Beziehung zur radioaktiven Bodentätigkeit bringen[1]) (z. B. die ortsgebundene Kropfbildung), so ermißt man die biophysikochemische Tragweite dieser stadtklimatischen (und am krassesten industrie- und großstadtklimatischen) Besonderheiten. Es ist nicht bloß „denkbar", sondern durchaus wahrscheinlich, daß dadurch der Organismus erheblich „umkonstituiert", eben ein großstädtischer Konstitutionshabitus geschaffen wird, den eindringlich zu erforschen eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein sollte. Diese Erforschung wird auch die Frage klären, ob nicht zu dieser Umkonstituierung die objektive Schwächung der Fortpflanzungskraft gehört, während man sich daran gewöhnt hat, für den geringeren Beitrag aller Großstadtbevölkerungen zur biologischen Volkserhaltung den Nachlaß der subjektiven Fortpflanzungslust durch die großstädtischen Lebensformen und ihre zerrüttenden psychologischen Wirkungen unbesehen verantwortlich zu machen.

c) Diese Lebensform ist ja freilich etwas sehr Eigenartiges und „Denaturiertes": auf keinem irdischen Lebensschauplatz besteht ein solches sozialphysisches Beieinanderleben in bezug auf Menge, Nähe und Wechsel, noch verschärft durch den sozialpsychischen Faktor der Fremdheit. Nirgends sonst leben so viele Menschen so eng gedrängt beieinander, die so rasch wechseln und einander so fremd sind und bleiben. (Gerade das „Untertauchen" in ihr macht ja zahlreichen Menschen die Großstadt anziehend.) Selbst objektiv Verwandte, Blutsverwandte, Versippte, kennen sich hier oft kaum, nehmen keine Beziehungen miteinander auf, sind sich wie „fremd".

Diese Faktorengruppe tut mächtige Wirkungen in der Modellierung des Phänotypus der Großstadtbewohner[2]). Ist die gewollte Beeinflussung von Mensch zu Mensch im Vergleich zu Kleinstadt und Dorf auf ein Minimum vermindert, so verstärkt sich das unbewußte Beeinflußtwerden desto mehr durch die Menge und Enge im Beieinanderleben. Die große Stadt „nivelliert", sie schleift ab, es scheint, daß sie einen „Allerweltstypus" herausformt. Das ist bedingt richtig, aber nur bedingt. Verglichen mit dem Bauern und Bürger der dörflichen oder kleinstädtischen

1) Auch ein so kritischer Forscher wie Wagner-Jauregg (Wien) neigt diesen Auffassungen zu; s. seine Abhandlung in „Forschungen und Fortschritte", 1935, Nr. vom 20. Oktober.

2) Der psychophysiognomische An- und Ausformungsprozeß, der dabei vor sich geht, ist ausführlich dargestellt in meiner Abhandlung „Standort und Wesensart" (Zeitschr. f. Industrielle Psychotechnik 1934), in meinem „Elementaren Lehrbuch der Sozialpsychologie" (1933), bes. S. 150ff., in den Kapiteln „Lebensboden und Wesensart" und „Das Antlitz des Volkstums" meines Buches „Heilkraft und Schöpfung" (1933), in meinem Vortrag a. d. Tübinger Tagung der Deutschen Psychologen 1934, abgedr. i. Bericht: „Der sozialphysische Standort als Gestaltungsfaktor d. psychologischen Wesensart" sowie in einer großen Zahl von Veröffentlichungen zur Physiognomik der deutschen Stämme: endlich im Randtext zu meiner kartographischen Darstellung der Stammesgesichterverteilung auf Blatt 386a des „Deutschen Kulturatlas".

Welt, erscheint die Masse der Großstädter wie entfärbt, verdünnt, wesensblaß. Aber wer wollte ernsthaft die Behauptung vertreten, deutsche Riesenstädte wie Hamburg, Köln, München, Dresden wirkten wesenlos — etwa völkisch wesenlos? Nein, auf jeden Unbefangenen wirken sie trotz allem höchst wesenseigen, nämlich niederdeutsch, rheinisch, bayrisch, sächsisch: die sprechen ja auch so, wenngleich in weniger ausgeprägter Mundart, mehr in Klangfarbe, „Akzent", Wort- und Satzrhythmus und -melodie, Haltung, Geste und Miene. Jede hat ihre höchsteigene „Physiognomie", und wer das nicht merkt, der merkt überhaupt nichts und sollte von Volkskunde und Volkslehre lieber die Finger lassen; ja, sie ersetzen durch die unermeßliche Fülle, in der sie jene, wenn auch blasser gewordenen Wesenszüge zur Anschauung bringen, was das Land an urwüchsiger Farbensättigung voraushat. Die Sozialpsychologie deckt auf, wie diese Assimilationsfähigkeit vieler sehr eng zusammenlebender, wenn auch „fremder" Menschen sich auswirkt; das „rheinische Gesicht" von Köln, das bayrische von München usw. ist die beste Probe auf diese sozialpsychologische Erklärung, denn fände eine solche „Einschmelzung" nicht statt, so bliebe es unfaßlich, wie jene riesenhaft und tropisch rasch angewachsenen Städte ihre Stammesprägung auf so eindrucksvolle Art hätten bewahren können, wie sie es imstande gewesen sind.

3. Schon als „Stadtlandschaft" und noch weiter durch die unter 2 b und 2 c erörterten Eigentümlichkeiten (Eigenklima, eigene sozialphysische Lebensform ihrer Bewohner) zeigt die echte Großstadt echten Gaucharakter, wenn man unter einem Gau eine in sich geschlossene geographische Landschaft samt der relativen Geschlossenheit ihres Bevölkerungshabitus versteht. Der klimatisch wie landschaftlich geschlossene Großstadtgau formt in seiner Einwohnerschaft seinen Gautypus aus, einen wohlcharakterisierten Volksschlag, den wir als Gauschlag, eben als Großstadtgauschlag bezeichnen wollen. Er ist ethnographisch mit seinem Stammesgesamtgau wesensgleich und doch innerhalb dessen ein Besonderes, ethnisch Abgehobenes, auf seine Art Stammrepräsentatives (wie Dorf und Kleinstadt auf ihre Art), eine Stammesvariante, -schattierung, oder wie man es nennen will (der Leipziger und der Dresdener: beide obersachsentümlich und doch jeder auf eine differenzierte Art, auch verglichen mit dem Bewohner von Meißen, Glauchau usw.; der Hamburger und der Hannoveraner usw.). Diese Großstadtgauschläge sind also ebensowohl sozialpsychologisch wie geobiologisch herausgeformt; was für alle Gautypik gilt. Sie stellen zunächst Phänotypen vor, sie sind also, wie sie sind, dadurch, wo sie sind und nur solange sie dort sind (wobei es freilich ungewiß ist, ob biologische Umkonstituierungen, die während der Kindheit erfolgen, später auch bei Standortwechsel noch einmal völlig zu beseitigen sind). Das spricht keineswegs gegen ihre Wichtigkeit. Für die Mehrzahl der praktischen Lebensgestaltungen ist ja der Phänotypus entscheidend, als dasjenige, was sich eigenschaftlich aus der Auseinandersetzung der genotypischen Mitgift mit Umwelt und Lebensfügungen heraus-

entfaltet hat: die weiblichen Mitglieder eines Rotgrünblindheitstammbaumes, in denen das pathologische Gen dieses optischen Defekts latent bleibt, während es in ihren männlichen Vorfahren und Nachkommen (teilweise) manifest wird, geben volltüchtige Verkehrsbeamte ab, während diejenigen ihrer Söhne, in denen das Gen sich als Phän ausfaltet, von solchen Berufen ausgeschlossen sind, die eine zuverlässige Farbenunterscheidung (z. B. der Signale) erfordern.

Aber in den (vorsichtig gesprochen:) meisten Gauschlägen steckt auch ein genischer Faktor. Die Frage allerdings, ob die stoffliche Umwelt, z. B. veränderte Strahlung oder Emanation, auch erbfeste Abänderungen zu setzen vermag, lassen wir aus dem Spiele, weil sie wissenschaftlich nicht spruchreif ist. Es bleibe dahingestellt. Aber alle Gauschläge sind, je länger je dichter, „genotypisch durchwachsen" dank der zunehmenden Versippung auf geschlossenem Raum beieinander lebender Menschengruppen. Man weiß, wie viele Schwaben, also Glieder eines sehr geschlossenen deutschen Stammesgaues, miteinander verwandt sind; wir kennen ähnliches von den Hansestädten. Es erhebt sich die entsprechende Frage für die Großstadtgaue.

Sie ist so gut wie unerforscht. Es ist hohe Zeit, sie in Angriff zu nehmen; angesichts der Schwierigkeit der Ermittlungen vielleicht zuerst an kleineren Großstädten, um 200000 Ew. herum. Gelegentliche Stichproben, die ich im Zuge ganz anderer (stammesphysiognomischer) Untersuchungen an den Vorfahrenschaften von Schulzöglingen in Mannheim, Barmen, Bochum, Krefeld, Stuttgart gemacht habe, unzureichend natürlich für eine gültige Klärung, ließen eine ganz unerwartet starke Verwurzelung zahlreicher Familien in ihrer Stadt, ja teilweise in ihrer Vorstadt, bis zu den Urgroßeltern und noch weiter zurück, erkennen. Vermutlich gibt es, namentlich in unseren Altgroßstädten, d. h. denen, die schon seit Jahrhunderten, teilweise schon im Spätmittelalter, verhältnismäßige Großstädte (nämlich im Verhältnis zur Bevölkerungsdünne des Gesamtreiches) gewesen sind, also in Städten wie Köln, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt, Leipzig und ähnlichen, eine weit größere Anzahl von Altgeschlechtern, auch in den breiten Bevölkerungsschichten, bis ins Kleinbürgertum, ja bis in die Arbeiterschaft hinein, als man sich vorzustellen pflegt: also Sippen, die seit Generationen in ihrer Stadt *wurzeln*. Doch läßt sich diese Möglichkeit nur durch monographische Untersuchungen zur Gewißheit erheben — oder widerlegen. Solche Untersuchungen werden auch das Maß sippischer Verflechtung der Großstadt mit ihrem Landgau und damit ihre genotypische Eingeflochtenheit in diesen aufdecken. Sie sind naturgemäß überhaupt nicht von einzelnen, sondern nur mit einem ansehnlichen Kräftestab durchführbar.

4. Erst mit der Aufhellung dieser Dinge wäre der echte Gaucharakter unserer Großstädte sicher- oder in Frage gestellt. Wird auch die große Stadt, proportional einem „Größenalter", d. h. desto ausgesprochener, je älter *als* große Stadt sie ist, von einem Gerüst von Altsippen getragen, das zugleich den Assimilationskern für den Zustrom in sozialpsychologischer und sozialpsychophysischer Ausformungshin-

sicht bildet, und denken wir uns „Kern und Schale", Gerüst und Füllung, dauernd durch die geophysikalische Besonderheit der Großstadt, ihr Großstadtklima, mitgeformt, konstitutioniert, so würde bedeutendes Licht fallen auf eine Reihe von ethnopolitischen und geopolitischen Fragen, aus denen wir nur die beiden vordringlichsten und augenfälligsten herausgreifen.

a) Alle schöpferische Hochkultur hat ihren Sitz in Städten. Wer das leugnet, der muß die halbe Kulturgeschichte verleugnen. Frühkultur mag, mit wundervollen Zeugnissen, in ländlicher Stille und Einfachheit, entstehen; Hochkultur, d. h. die schöpferische Ordnung eines Volkes, Teilvolkes, Völkerkreises, nach Lebensinhalt und Lebensform unter einen leitenden geistigen Wert, entfaltet sich erst mit der Stadtwerdung. Städtegründung steht, gewöhnlich als Ruhmestitel großer Herrscher, am Eingang der Hochkultur. Ohne Stadt, Hauptstadt, Großstadt keine geistige Schöpfung von geschichtemachender Dauer. Auch der Galiläer mußte nach Jerusalem ziehen, um der Stifter des Christentums zu werden; nicht in Abdera, sondern in Athen ist die griechische Philosophie unverlierbares Geistesgut für Jahrtausende geworden; mit Leipzig und Wien ist die Schöpfung der neuzeitlichen Tonkunst unlösbar verknüpft, genau wie die Hochkultur des Mittelalters mit seiner Städtehochblüte; auch die Höchstblüte germanischer Kunst, die niederländische Malerei, ist ein Erzeugnis reicher Weltstädte gewesen. Nicht von Marbach, sondern von Mannheim her hat Schillers Dichtung ihren Weg ins deutsche Volk angetreten; in Leipzig, Frankfurt, Straßburg entfalteten sich die Voraussetzungen des Götz-, Werther-, Faust- und Egmontdichters, Rom, wohin er aus dem Nest Weimar flüchtete, verdanken wir die Vollendung des Egmont, des Tasso, der Iphigenie, und der Hedschra nach Frankfurt die Ausformung des Westöstlichen Diwan. Die deutsche Romantik, Fichte, Hegel, Schleiermacher sind von Berlin unabtrennbar, wie Klopstock und Lessing von Hamburg. Nahezu für jede Hochkultur der Erde sind Städte, Hauptstädte, Großstädte initiativ und repräsentativ geworden. Das ist Tatbestand schlechthin.

b) Es besteht eine stark positive Korrelation zwischen politischer Herrschaft und großer Stadt: jeder politische Herrschaftssitz hat die Tendenz, sich entweder eine relativ große Stadt auszusuchen oder um sich herum zu schaffen — letzteres sogar ohne, selbst gegen seine Absicht: Washington, der Haag, Bern. Kein Reichsherrschaftsmittelpunkt bleibt auf die Dauer ländliche oder kleinstädtische Idylle. Vielleicht versinnbildlichen Rom (das antike) und London selber die Größe und Kraft von Weltreichen, vielleicht hat das Fehlen einer bleibenden Hauptstadt, eines festen städtischen Herrschaftssitzes, zu Unstetigkeit und Anfälligkeit des mittelalterlichen deutschen Kaiserreiches beigetragen. Die Stadtlandschaft tritt hier in eine sehr wesentliche geopolitische Problemstellung, die nach dem vorteilhaftesten Herrschaftssitz, ein. Es gibt da noch andere bemerkenswerte Bezüge, z. B. denjenigen der Seehöhe[1]); die überwältigende Mehrzahl der irdischen Reichshauptstädte in Ver-

1) Siehe hierzu Hellpach, Geopsyche, 4. Aufl., Abs. 142 u. S. 298.

gangenheit und Gegenwart hat Tieflandslage, nur wenige zeigen Hügellandshöhen (Madrid mit etwas über 600, Santiago und München mit rund 500 m), hochalpin gelegene Hauptstädte finden wir nur in kurzlebigen oder dauernd zerrütteten Reichen (Quito — Inkareich; Mexiko!) — obwohl es so plausibel wäre, sich eine alpin gelegene Herrschaftszentrale als besonders geschützt und schwer angreifbar zu denken! Die Tieflandsgroßstadt ist der geborene Großherrschaftssitz: das ist die geopolitische Regel, die durch die wenigen Ausnahmen nur bestätigt wird. Ergründen wird diese Regel nur unverdrossene Erforschung aller Wesenszüge (geographischer, ethnographischer, geobiologischer, sozialphysischer und -psychischer) des Gebildes „große Stadt".

5. Alles dies sind Feststellungen. Sie bedeuten kein hohes Lied auf die Großstadt. Hohe Lieder gehören in die Poesie und Musik, sind keine Angelegenheit der Wissenschaft. Es liegt auch kein Anlaß vor, die Großstadt einseitig zu rühmen. Wir sind weit entfernt von solcher Neigung! Überstädterung, Vergroßstädterung ist gewiß ein lebensbedrohlicher Vorgang für ein Volk, in einer Kultur: wahrscheinlich ein Absterbezeichen[1]). Der Großstadtgauschlag dürfte rein physiologisch überwiegend vital ungünstige Eigenschaften zeigen; die ungünstigste, letalste darunter dürfte die Schwächung der objektiven Arterhaltungskraft sein. Wir sehen das Großstädterwesen auch psychologisch nicht rosig, wenn wir seine sozialpsychische Assimilationsleistung durch die Großstadtlebensfaktoren der Menge, Enge, der Fremde und des Wechsels objektiv würdigen. Wir unterschätzen die seelischen Großstadtübel in keiner Weise: das Wurzellose, Unstete, den Hang zum Oberflächlichen, Modischen, zu Sensation und immer rascherem Sensationswechsel, die Abstumpfung gegen Gemeinschaft und mitmenschliche Verantwortung, die Naturfremdheit, den Wahn von Tempo und Technik. Wir lassen, als von der Wissenschaft nicht beantwortbar, die Frage aus dem Spiel, ob mit all diesen Übeln jene Hochkulturgüter tragisch erkauft werden müssen; das ist eine Frage der Sozialmetaphysik, der Ethno- und Geometaphysik; die Antwort auf sie wird weltanschaulich bestimmt.

Wir erkennen die Großstadt als ein ebenso großartiges wie bösartiges Phänomen hominider Standortsgestaltung. Aber auch gegen ihre Bösartigkeit hilft bloßes Schelten und Eifern gar nichts — wie denn gegenüber jeder wirklichen Gefahr Scheltern und Eifern das Ohnmächtigste bleibt, was sich denken läßt. Und es ist ein Erkenntnisfehler, die Großstadt nur als bösartig zu sehen; ganz abgesehen davon, daß es zum düstersten völkischen Pessimismus führen müßte. Denn selbst einen gigantischen Erfolg der nicht genug zu begrüßenden und zu fördernden Rücksiedlung aufs Land und Neusiedlung auf dem Lande angenommen, den wir alle wünschen müssen; selbst die wohltätige Entlastung durch ein wiedergewonnenes Kolonialreich unterstellt: wenn es nur gelingen sollte, im 20. Jahrhundert (das uns

1) Worin wir Hans F. R. Günther („Verstädterung", 1934; über Einzelheiten läßt sich natürlich streiten) im Grundsatz rückhaltlos zustimmen.

ja nur noch zwei knappe Menschenalter zur Verfügung hält) das eine Drittel der deutschen Großstadtbewohnerschaft auf ein Fünftel zurückzudämmen, so würde dieser Erfolg ans Wunderbare grenzen. Von etwa 75 Millionen i. J. 2000 würden dann noch immer 15 Millionen in Großstädten leben müssen — wer will die Stirn haben, diese 15 Millionen deutschen Reichsvolkes als Unvolkstum, als unwertigen Flugsand, als bloßen Volksschaden abzutun? Es wäre nicht bloß völkisch unverantwortlich, es ist auch erkenntnismäßig unrichtig und unhaltbar. Nur Vorurteiler, denen selber die Großstadt sich in „Asphalt" und „Nachtleben" und „Kurfürstendamm" als vermeintlich typischen Erscheinungen darstellt, erledigen das Volksproblem der heutigen 20 Großstadtmillionen Deutschlands in solchen Schlagworten — die um nichts besser sind als die Vorstellung des echten Asphaltsnobs vom Bauern als einem Tölpel, Dorfdeppen und Prozeßhansel. Die Großstadt und ihre Bevölkerung, ein Viertel bis ein Drittel des Gesamtvolkes, sind ein unerhört gewaltiges Phänomen und Problem deutschen Volkstums, seiner Gegenwart und seiner Zukunft. Sie wollen weder wehleidig noch abschätzig, sondern sachlich ernst genommen sein. Denn nur unbeirrter Erkenntniswille, reine und angewandte Wissenschaft von der Großstadt wird diese meistern lernen — „to make the best of it".

Franz von Caucig:
Bevölkerungsfragen Anatoliens

Wohl kaum in einem anderen Teil der Welt — wenn man von Rußland und dem Fernen Osten absieht, wo die Verhältnisse heute noch völlig unübersehbar sind — hat sich eine derartige Bevölkerungsumgruppierung vollzogen wie in der Türkei. Man könnte die Verschiebung, die seit Ende des Weltkrieges in Kleinasien und dem Restgebiet, das der heutigen Türkei in Europa geblieben ist, vor sich ging, geradeswegs als eine Völkerwanderung bezeichnen, denn es handelt sich hier um Millionen von Menschen, die von dieser Umgruppierung betroffen wurden. Auf den ersten Blick hin fällt dies allerdings nicht auf. Nach den Angaben, die Vital Cuinet im Jahre 1894 (La Turquie d'Asie, Paris 1894, 4 Bände) macht, hat das Gebiet von Kleinasien eine Bevölkerung von rund 11 956 400 beherbergt. Zieht man noch die heutigen Gebiete der Türkei in Europa in Betracht und stützt sich hierbei auf die Angaben, die Meyer und Baedeker in ihren Reiseführern von 1914 machen, so kann man sagen, daß die Türkei, ihrem heutigen Gebiet entsprechend, ungefähr um die Jahrhundertwende eine Bevölkerung von rund 13 020 000 Einwohner hatte.

Diese Zahl ist natürlich nur als Grundlage anzunehmen. Sie ist absolut zuverlässig nicht mehr zu errechnen. Erstens dürften die Angaben, auf die man angewiesen ist, mehr oder minder genaue Schätzungen sein, denn eine Volkszählung, die durchaus richtige Zahlen geliefert hätte, war in der damaligen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist kaum anzunehmen, daß die Bevölkerung, die z. B. in den

Gegenden des ehemaligen Kurdistan oder des Taurusgebietes lebte, erfaßt werden konnte. Ein Stichtag für eine Zählung war schon aus rein verkehrstechnischen Gründen nicht möglich, denn kaum eine Straße, geschweige denn eine Eisenbahn führten in jene Gebiete. Es wäre praktisch unmöglich gewesen, die Zählbeamten an einem Tage durch ein ganzes Vilayet zu hetzen. Zweitens aber hatten auch die Valis kein besonders großes Interesse, die Bevölkerungsziffern ihres Gebietes den Tatsachen entsprechend nach Istanbul zu berichten. Einige tausend Einwohner weniger gemeldet, bedeutete Nichtabliefernmüssen und damit Verringerung ihrer Steuerzahlungen, daher eine private Bereicherung des Beamten.

Man kann also ohne weiteres annehmen, daß die Bevölkerungszahl höher war. Andererseits hat gewiß die neue Grenzziehung gegenüber den neuerstandenen Staaten im Süden und Südosten, Syrien und Irak, weiter die Verschiebung der Grenze gegenüber Rußland eine nicht unwesentliche Verschiebung in der Kopfzahl der Bevölkerung nach sich gezogen.

Nach Errichtung der türkischen Republik fand am 28. Oktober 1927 eine Volkszählung statt. Diese erbrachte die Zahl von 13 648 270 Einwohnern. Auch an der völligen Richtigkeit dieser Zahl darf man aber zweifeln. Gewiß muß man zugestehen, daß die Zählung mit den damaligen Hilfsmitteln nach bestem Wissen und Gewissen durchgeführt wurde. Eine Korruption wie zuzeiten der Sultane ist vollkommen ausgeschlossen. Indessen boten aber damals noch die geographischen Verhältnisse des Landes und die damit im Zusammenhang stehenden Schwierigkeiten des Verkehrs unüberwindliche Hindernisse. Bis in das letzte Berggehöft vorzudringen war sicherlich unmöglich, und außerdem war die große Bewegung in jenem Landesteil, der von Kurden bewohnt wurde, noch lange nicht zum Stillstand gekommen. Gar oft wechselte die Bevölkerung noch über die neuen Grenzen gegen die südlichen Nachbarn der Türkei, Grenzen, die wohl in den Staatsverträgen, neuen Karten oder sonstigen Papieren erschienen, aber in das Bewußtsein der Völker, besonders der Grenzländer, noch nicht eingedrungen waren. Es gab zu jener Zeit Grenzverletzungen zu Hauf. Man darf daher auch in diesem Falle sagen, daß die Volkszählung einen mehr oder minder rohen Überblick über die Bevölkerungsverhältnisse gab, aus dem man allerdings so manchen Schluß auf die Notwendigkeiten ziehen konnte, die im Hinblick auf Verkehr, Ernährungswirtschaft, Industrieschaffung usw. nötig wurden. Tatsächlich hat auch diese Zählung von 1927 die Grundlage für das gesamte Aufbauprogramm der neuen Türkei, besonders in industrieller Hinsicht, abgegeben. Darüber wird ein anderes Mal zu berichten sein. Jedenfalls hat man auch in Kreisen der Regierung gar bald eingesehen, daß die Zählung von 1927 nicht durchaus zuverlässig war. Es hat sich besonders bei den Einziehungen zum Heeresdienst oft und oft gezeigt, daß junge Männer zu den Musterungen kamen, von deren Dasein keine Aushebungsliste berichtete. Es war daher nicht übertrieben, wenn schon im Jahre 1933 anläßlich des zehnjährigen Bestehens

der türkischen Republik in der zu diesem Anlaß gedichteten und komponierten Hymne von 15 Millionen Einwohnern die Rede war.

Man sieht jedenfalls aus den beiden Ziffern; 13020000 um die Jahrhundertwende und 13648000 im Jahre 1927, daß, wenn man alle oben gemachten Vorbehalte in Rechnung stellt, die Bevölkerung, rein äußerlich gesehen, keinen sonderlichen Schwankungen unterworfen war.

Vor kurzem, am 20. Oktober 1935, wurde wiederum eine Volkszählung durchgeführt. Sie erbrachte die Zahl von 16188767 Einwohnern. Man ersieht daraus, daß die Schätzung, die in der obengenannten Revolutionshymne zum Ausdrucke kam, ungefähr stimmte, daß aber auch wahrscheinlich schon für 1900 und 1927 mit einer ähnlichen Zahl zu rechnen war. Die diesmalige Volkszählung war auf Grund genauester Pläne und bester Vorbereitungen durchgeführt. Sie wurde im ganzen Gebiete der Türkei am gleichen Tage abgehalten, die Bevölkerung durfte ihre Häuser nicht verlassen, bis die Beamten, die von Haus zu Haus gingen, die Aufnahmen durchgeführt hatten. Ehemals ließ der Sultan oder der Vali Zählungen vornehmen, die dann als Grundlagen für die Steuereintreibungen dienten. Es soll dabei, wie man hört, oft vorgekommen sein, daß die Bewohner ganzer Ortschaften in die Berge flohen, wohin ihnen die Aufnahmebeamten nicht folgen konnten oder wollten. Derartige Zustände haben vollkommen aufgehört. Das Volk ist durch die „Türkische Republikanische Volkspartei", die überall, selbst im kleinsten Dorf, ihre Ortsgruppen hat, viel zu aufgeklärt, um nicht zu wissen, wie wichtig für das ganze Volk und die Maßnahmen, die die Regierung treffen muß, eine derartige Zählung ist. Die Durchführung der Zählung lag auch vielfach bei der „Volkspartei", so daß man sagen kann, daß sie wenigstens zu 99% den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend ausgefallen sein durfte. Fehlerquellen könnten sich heute höchstens noch beim Erfassen aller mit ihren Herden wandernden Hirten oder in einigen Grenzgebieten ergeben. Es kann sich aber, wie angedeutet, im schlimmsten Falle um wenige hundert Menschen handeln, durch welche Ungenauigkeit aber das Gesamtbild nicht mehr gestört wird. Immerhin konnte man noch nicht verlangen, daß die Leute ihre Volkszählungsformulare selbst ausfüllten. Man darf nicht übersehen, daß noch im Jahre 1927 die Volkszählung 12,1 Millionen Analphabeten ergab. Wenn aber die gleiche Zählung auch zeigte, daß von der Gesamtbevölkerung 12458327 Mohammedaner waren, dann wird es klar, daß man als Analphabeten auch alle jene bezeichnete, die nur die alten Schriftzeichen lesen und schreiben konnten. Sie waren daher nur den lateinischen Schriftzeichen gegenüber Analphabeten. Das hat sich bis heute wohl stark geändert. Man darf annehmen, daß, bis auf die ganz alten Leute oder solche, die ungemein entlegen wohnen, daher die Schulen nicht besuchen konnten, alle Bewohner die lateinischen Schriftzeichen einigermaßen beherrschen. Dennoch war es nötig, Beamte in die Häuser zu schicken, um vollkommen sicher zu gehen.

Auf den ersten Blick hin würde man also annehmen, daß sich seit der Jahrhundertwende nichts geändert hat.

Indessen sind die Veränderungen ganz gewaltige, insofern nämlich, als die gleichbleibende Bevölkerungsziffer nicht auch eine gleichgebliebene Bevölkerung bedeutet. Und da gilt es nun, zu Vergleichszwecken zu untersuchen, aus welchen Elementen sich die Bevölkerung vor dem Kriege zusammensetzte und welche Daten die Volkszählung von 1927 geliefert hat. Die nachstehende kleine Tabelle zeigt deutlich die Veränderungen auf:

	Jahrhundertwende	1927
Muselmanen	9 589 832	13 269 606
Kizil Bas (Muselmanische Sekte)	182 580	—
Orthodoxe (Griechen)	1 257 453	109 905
Armenier	1 264 080	77 433
Juden	98 516	81 872
Christen (ohne Katholiken)	114 500	24 307
Ausländer	125 600	95 500

Aus dieser Aufstellung, die nach Religionsbekenntnissen geordnet ist, geht deutlich hervor, daß nahezu 1 150 000 Griechen und 1 200 000 Armenier im Jahre 1927 weniger in der Türkei lebten, hingegen um 4,3 Millionen mehr Muselmanen aufschienen. Es ist auf den ersten Blick hin klar, daß diese Veränderungen nicht durch Kriege oder etwa durch Glaubensübertritte erfolgt sind, sondern daß es sich um Bevölkerungsverschiebungen handelt.

Im Friedensvertrag von Lausanne, den die Türkei im Jahre 1923 nach Beendigung ihres Befreiungskampfes unterzeichnete, wurde auf Antrag Griechenlands die Bestimmung zur Durchführung eines Bevölkerungsaustausches aufgenommen. Der türkische Befreiungskampf war — wenigstens in seinen letzten Abschnitten — ein Kampf gegen die bis ins Herz Kleinasiens eingedrungenen Griechenheere. In der großen Entscheidungsschlacht am 30. August 1922 bei Tumlu-Pinar nahe bei Afyon-Karahissar, blieben die Türken gegen die Griechen siegreich, der Grundstein für ein freies Land war gelegt. Es ist eigentlich ganz begreiflich, daß sich Griechenland wegen der großen Zahl von Griechen, die in der Türkei lebten, schwere Sorgen machte, denn einerseits haben diese Griechen, als der Krieg noch wütete, ganz einseitig Partei ergriffen, so besonders in den großen Städten Istanbul und Smyrna, andererseits aber war es den Türken kaum zu verdenken, daß sie gegen diese Fremdlinge, jetzt nach der nationalen Erhebung des Landes, Stellung nahmen.

Diese türkische Einstellung war aber unter bestimmten Voraussetzungen nur noch verständlicher.

Die Sultane hatten zu allen Zeiten die griechische Bevölkerung im Lande, so schon knapp nach der Einnahme des alten Byzanz, in großzügigster Weise behandelt, ja ihre Neuansiedlung mächtig gefördert. Der Türke selbst eroberte die Länder, der Grieche verwaltete sie. Im Laufe der Jahrhunderte bildete es sich heraus, daß der eigentliche Herr im Lande der Grieche war. Er trieb nicht nur den einträglichen Anbau von Tabak und Oliven, sowie die Fabrikation von Seide und sonstigen Ausfuhrgütern, er war auch die maßgebende Person im Gesamthandel des Landes geworden. Das war so kraß, daß man, wenn man alten Reiseberichten

trauen kann, den Eindruck hatte, daß Konstantinopel eine griechische Stadt sei. Vor wenigen Jahren noch konnte man tatsächlich in Konstantinopel mit Griechisch alles, mit Türkisch nahezu nichts anfangen, denn türkisch wurde nur vom „niederen Volk" gesprochen. Schon aus dieser Einstellung läßt sich erkennen, was die Türken Instanbuls bedeuteten. Sie waren Lastträger, Straßenverkäufer, fliegende Händler, im besten Falle Diener oder Handlanger, Die Geschäftsleute, die Beamten, die Facharbeiter, kurzum der ganze Mittelstand und die Oberschicht, rekrutierte sich aus Nichttürken. Im Vorkriegs-Istanbul, das nach einer wahrscheinlich richtigen Schätzung 1 115 000 Menschen beherbergte, zählte man nur 500 000 Türken gegen 200 000 Griechen und 180 000 Armenier. Ebenso viele Griechen lebten aber auch im Vilayet Smyrna, dem zweiten großen Hafen auf kleinasiatischem Boden, im Vilayet Trabzon, dem großen Hafen an der Schwarzmeerküste mit dem Haupttabaksgebiet der Türkei und in Brussa, dem Zentrum der Seidenfabrikation.

Allein aus diesen Tatsachen kann man aber auch ersehen, wo der Hauptreichtum des Landes konzentriert war. Es galt also für Griechenland, diese ungeheuren Volksmassen zu schützen, ihre Interessen zu wahren. Die Türkei ist freudig auf die griechische Anregung eingegangen. So kam es, daß nahezu 1,2 Millionen Griechen aus der Türkei auswanderten, hingegen nur 500 000 Türken, die bisher in Westthrakien lebten, in die Türkei einwanderten. Die Austauschkommission hat bis zum Jahre 1933 an der Liquidierung der ganzen Angelegenheit, die im Jahre 1924 als solche beendet war, gearbeitet. Die politischen Folgen dieses ungeheuren Bevölkerungsaustausches blieben nicht aus: Die Türkei und Griechenland konnten einige Jahre nach dem Kriege einen Freundschaftsvertrag abschließen, der 1934 durch den Besuch griechischer Minister in Ankara seine feierliche Weihe erhielt[1]).

Eine etwas schwieriger zu erklärende Veränderung hat sich, was die Armenier betrifft, ergeben. Hier liegen keinerlei Zahlen vor, die das Zusammenschmelzen dieses Bevölkerungsteiles erläutern würden. Indessen gibt es einige unzweifelhafte Tatsachen, die immerhin einiges Licht in die Angelegenheit bringen. Vor allem darf man nicht übersehen, daß während der Friedensverhandlungen nach dem Weltkriege die Schaffung eines selbständigen Armenien von Amerika gefordert wurde. Tatsächlich bereiteten die Armenier in der Gegend von Erzurum, Kars, Van, aber auch jenseits der Grenze im Gebiete südlich des Kaukasus, die Gründung eines armenischen Nationalstaates vor, indem sie sich gegen die nationalen türkischen Kräfte erhoben.

In jenen Gebieten lebten in Erzurum 135 000 Armenier (gegen 500 000 Muselmanen), in Siwas 170 000 Armenier (839 000), in Musch 131 000 Armenier (254 000), um nur einige Beispiele zu nennen. Man sieht daraus ganz deutlich, daß die Armenier nur eine, wenn auch ziemlich starke, Minorität bildeten. Die Erhebung dieser Minorität und das Eindringen von Armeniern von jenseits der Grenze, gerade in dem Augenblicke, da die Türkei daran ging, sich ihre nationale Freiheit zu erkämpfen, bedeutete natürlich eine ungeheure Belastung für die nationalen

1) *Vergl. hierzu v. Schumacher, Der Strukturwandel des Südostraumes. Zeitschr. f. Geopolitik XI (1934), Heft 9, Seite 540 ff. mit Zahlenangaben für die griechische Einwanderung und die Ansiedlung der Flüchtlinge.* *Die Schriftleitung.*

Truppen, da dieser Feind im Osten, also im Rücken stand. Daß sich dieser Kampf zu einem beiderseitigen Verzweiflungskampf ausweitete, ist nur selbstverständlich. Es ist daher falsch, wenn immer wieder, auch heute noch, der Kampf der Türkei gegen die Armenier zu einem Angriff gegen die Türkei benützt wird, wie das der jüdische Schriftsteller Fr. Werfel in einem seiner letzten Romane tat. („40 Tage auf dem Musadağ".) Daß in diesem Kampf auf beiden Seiten auch die Zivilbevölkerung eingriff, ist nicht weiter verwunderlich, und daß es da zu Massakern kam, ist erklärlich. Immerhin kann man also annehmen, daß infolge dieses Kampfes die armenische Bevölkerung in den Ostprovinzen stark vermindert wurde, daß auch in anderen Teilen des Landes sich die Armenier mit den Feinden der Türkei verbanden und so mit dem Sieg der nationalen Truppen den Boden Kleinasiens verließen, um in das der Sowjetunion angegliederte Armenien zu ziehen. Dies würde nichts anderes bedeuten, als daß nur rund 200—250 000 Armenier noch weiterhin im Lande blieben. Die Volkszählung des Jahres 1927 ergibt aber nur ein Drittel dieser Zahl (rund 77 000), so daß der Rest der Armenier wohl im Laufe der Jahre ebenfalls ausgewandert ist. Wenn man nun bedenkt, daß tatsächlich in Frankreich, in den Vereinigten Staaten und auch anderswo größere Armenierkolonien aus der Erde geschossen sind, so ist auch für diese Frage eine Lösung als gegeben zu betrachten. Einzig offen bleibt noch, die Gründe zu erforschen, aus denen die, nach dem Frieden von Gümrü im Jahre 1920, der den Feindseligkeiten gegen die Armenier ein Ende bereitete, im Lande gebliebenen Armenier doch auswanderten. Die Antwort ist heute leicht zu erteilen: Sie waren, noch weit mehr als die Griechen, Aussauger des türkischen Volkes, die durch den Umstand, daß sie nur beschränkt zum Kriegsdienst eingezogen wurden, Gelegenheit hatten, Kriegsgewinner zu werden, und mit Hilfe ihrer internationalen Verbindungen, nicht zuletzt der Freimaurer, überall dort ihre Hände im Spiel hatten, wo es etwas zu verdienen gab. Eine ganze Reihe von Konzessionsgesellschaften, die indessen in die Hände des türkischen Staates übergegangen sind, war direkt oder indirekt von ihnen begründet. Ein großer Teil des Einfuhrhandels nach der Vorkriegs-Türkei wurde von ihnen getätigt. Man sieht es, wenn man nur einige Zahlen betrachtet, wie ungünstig sich dies auswirkte. Die Türkei war tatsächlich in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg mit 30% ihres Gesamtaußenhandels passiv. Die Gewinne daraus flossen zu einem Großteil in die Hände der Minoritäten, die diese Gewinne im Auslande anlegten. Für einen nationalen Staat, der, was nur selbstverständlich ist, die Interessen seines Volkes allem voranstellt, ist es ein unleidlicher Zustand, derartige Verhältnisse, wie sie die Vorkriegszeit aufzeigt, bestehen zu lassen. Je weiter die Nationalisierung fortschritt, desto weniger Aussicht gab es auch für die Armenier, dem Staate etwa Anleihen zu versorgen, mit Geld für die teuren Kriege auszuhelfen usw. Man hatte ein volles Recht darauf, ihnen ihr ehemaliges Vorgehen zum Vorwurf zu machen und sie auch danach zu behandeln. So verließen sie die Türkei und ver-

breiten nun in der Welt die These vom ungastlichen Land. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, was von dieser These zu halten ist.

Aber nicht nur durch diese großen Völkerverschiebungen allein hat sich die Zusammensetzung der Bevölkerung der Türkei geändert. So wie in den beiden besprochenen Fällen (Griechen und Armenier) Millionen auswanderten, so trat andererseits auch wieder eine starke Zuwanderung ein. Nebst den 500 000 Türken, die, wie oben erwähnt, aus Westthrakien im Verfolge des Bevölkerungsaustausches zuwanderten, hat bis heute ein Zuströmen von Türken nach ihrer Heimat nicht nachgelassen. Die Türkei von heute verfolgt eine sehr gesunde Politik, wenn sie sagt, daß alle jene Türken, die in Gebieten wohnen, die einst von Türken erobert wurden, dazu herangezogen werden sollen, ihrer Nation direkt zu dienen. Erstens würden dadurch, daß diese Türken innerhalb der heutigen Grenzen der Türkei leben, alle Fragen, die sich mit Minderheiten befassen und so oft den Keim zu kriegerischen Auseinandersetzungen in sich tragen, ausgeschaltet werden. Zweitens aber könnten sie, die wie alle Türken gutmütig und ehrlich sind, ihrem Vaterlande und ihrer Nation nur Nutzen bringen. So zielt die heutige Türkei, die im Verhältnis zu ihrer Größe nur schwach besiedelt ist (762 700 qkm, Dichte der Bevölkerung rund 18 pro qkm), dahin, ihre Bevölkerung zur Nutzung der natürlichen Gegebenheiten zu vermehren. Innenminister Schükrü Kaya erklärte im November 1934 vor der Großen Nationalversammlung, daß im Jahre 1950 die Bevölkerung der Türkei rund 30 Millionen erreicht haben werde. Das ist verständlich, wenn man beachtet, daß von 1923 bis 1933 250 000, 1933/34 rund 15 000 und 1934 rund 12 000 Türken aus den umliegenden Gebieten eingewandert sind. Auch im Jahre 1935 hat die Zahl der Einwanderer 15 000 erreicht. Indessen wird in Zukunft diese Einwanderung weiter und besser organisiert werden, denn es leben nach Angaben des türkischen Innenministers 1 Million Türken in Bulgarien, 400 000 in Rumänien, 800 000 in Jugoslawien. Es besteht natürlich nicht die Absicht und auch nicht die Möglichkeit, alle diese Türken zur Einwanderung zu bringen, aber ein Großteil von ihnen wird in absehbarer Zeit jedenfalls zu seinen Brüdern kommen.

Die Differenz nun, zwischen den aus der Türkei ausgewanderten Menschen (rund 3 Millionen) und den nach der Türkei zugewanderten (rund 800 000) darf, da die Zahl der Gesamtbevölkerung dennoch gleichgeblieben ist, als auf natürliche Weise zugewachsen angesehen werden. Daß diese Zahl, also rund 2,2 Millionen für eine Zeit von 10—11 Jahren, ganz gewaltig ist, ist nicht zu bestreiten. Der türkische Innenminister wird mit der Ansicht, daß 1950 30 Millionen Menschen das Land bevölkern werden, tatsächlich nicht zu hoch gegriffen haben.

Eine weitere Abwanderung, besonders von Griechen, brachte das Jahr 1934, als das neue Arbeitsgesetz in Kraft trat, wonach für Ausländer eine ganze Reihe von Berufen gesperrt wurde. Es waren einige tausend Menschen, die aus diesem Anlaß die Türkei verließen. Allerdings hat diese Maßnahme nicht mehr so tief einschnei-

dend gewirkt, da sie nur einen kleinen Rest der verbliebenen Nicht-Türken traf. Im Vergleich zu jener großen Wanderung, die insgesamt nahezu 3,8 Millionen Menschen erfaßte, tritt alles weitere kaum mehr irgendwie hervor. Zu verwundern ist nur, daß die Juden bisher seßhaft geblieben sind. Die obige Tabelle zeigt nur geringe Veränderungen. In der letzten Zeit sind allerdings Zuwanderungen zu verzeichnen. Auch die Abwanderung nach dem Süden von rund 100000 Christen, meist Jakobiter und Nestorianer, ist eine natürliche Folge der Staatenneubildung im Nahen Osten.

Durch alle diese Veränderungen hat sich aber eines ganz deutlich ergeben: Die heutige Türkei ist durch und durch ein Nationalstaat, in dem die noch verbliebenen Splitter anderer Völkerschaften das Bild der geschlossenen Einheitlichkeit nicht mehr zu stören und, was das allerwichtigste ist, nicht mehr zu beeinflussen vermögen.

ERNST SAMHABER:

Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte

Das Problem der Verstädterung spielt in Nord- und Südamerika eine sehr verschiedene Rolle. Der Europäer, der zum erstenmal in Buenos Aires den südamerikanischen Kontinent betritt, mag zunächst sehr stark an nordamerikanische Verhältnisse erinnert werden. Aber Buenos Aires ist nicht Südamerika, und vor allem spiegelt das heutige Buenos Aires nicht die historischen Probleme wider, mit denen die Spanier und Portugiesen Jahrhunderte hindurch in Südamerika zu ringen hatten.

In Südamerika war die Stadt unzweifelhaft die Trägerin der Kultur, und auch heute noch dürfte das in vollem Umfange der Fall sein. Nur die Stadt ist vom europäischen Geiste erfüllt gewesen, und nur durch die Stadt konnte dieser Geist den ganzen Erdteil umgestalten.

Als die Spanier vor 400 Jahren nach Südamerika kamen, gab es keine Städte im modernen Sinne. Selbst die Inkas hatten nur große Kultstätten, in die bei großen Festen die Menschenmassen der Umgebung hineinströmten, wobei sie sich selbst zu verköstigen hatten. Außerdem gab es die Residenzen und Garnisonen der Inkas, die aber — ähnlich wie die Kaiserpfalz des früheren Mittelalters — dauernd verlegt werden mußten, da der einzelne Landstrich die übermäßige Beanspruchung der Lebensmitteldecke nur kurze Zeit ertragen konnte.

Die Ursache dieses eigenartigen Zustandes war der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln. In Südamerika gab es vor dem Erscheinen der Spanier keinen Wagen, das Rad war unbekannt. Es gab auch keine Zugtiere, da Pferd und Rind fehlten, und das Lama als Tragtier nicht zum Ziehen verwandt werden konnte. Die Inkakultur beruhte auf dem Lama, und sie reichte so weit, wie die Lebensmöglichkeiten des Lamas reichten, wie Troll im einzelnen nachgewiesen hat. Unter diesen Um-

ständen war es unmöglich, laufend eine große Menschenmenge in einer Stadt zu versorgen. In Mexiko lagen die Verhältnsise insofern anders, als die Städte an Seen gelegen waren und durch Boote verpflegt werden konnten. Wahrscheinlich liegt in diesen eigenartigen Verkehrsverhältnissen auch die Lösung des Geheimnisses vom unerklärlichen Wandern der Mayastädte.

Die Spanier brachten mit dem Wagen, dem Pferd, dem Esel und dem Rind die verkehrstechnischen Voraussetzungen für die Gründung größerer Städte. Sie mußten darüber hinaus aber auch die wirtschaftlichen Grundlagen schaffen, also den Zwang auf die bisher autarke ländliche Bevölkerung, einen entsprechenden Überschuß landwirtschaftlicher Erzeugnisse an die Stadtbevölkerung abzugeben. Das konnte einmal freiwillig geschehen durch Austausch gegen industrielle und handwerkliche Erzeugnisse der Stadt. Aber das stieß auf doppelte Schwierigkeiten, einmal fehlte es an den geeigneten Handwerkern in den neuen Städten, und sodann lehnte die indianische Bevölkerung auf dem Lande bei ihrer Bedürfnislosigkeit und ihrem eigenen hohen Können die Angebote aus der Stadt als fremd ab. So blieb nur der Zwang, den landwirtschaftlichen Überschuß durch Steuern und Abgaben zu erzielen.

Wenn man so nachträglich in die geschichtlich gewachsene Entwicklung den logischen Gedankengang der zwingenden Notwendigkeit hineinzubringen versucht, ist wohl auch die Frage gestattet, warum die Spanier unter diesen Verhältnissen die Stadt zur Grundlage ihrer Kolonialpolitik gemacht haben. Konnten sie nicht die große landwirtschaftliche Kolonisation durchführen, die angeblich das englische Nordamerika so groß gemacht hat?

Wer so fragt, verkennt das geschichtliche Bild des 16. Jahrhunderts. Damals gab es weder den großen Menschenüberschuß, der für eine planmäßige Kolonisation in Frage gekommen wäre, noch die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen, noch die Möglichkeit, die Siedler friedlich in fremdem Lande beim Ackerbau festzuhalten. Denken wir doch nur an die Verhältnisse zur gleichen Zeit in Deutschland! Der Grundherr fürchtete damals, daß sein leibeigener Bauer ihm davonlaufen könnte. Auf das Verlassen der Scholle standen hohe Strafen, und doch konnten sie nicht verhindern, daß Tausende der verlockenden Werbetrommel der Landsknechte folgten. Erst die große Bevölkerungszunahme der nächsten Jahrhunderte und der Übergang vom Ackerbau zur Viehwirtschaft, vor allem zur Schafzucht, setzte die Bauern frei, die nun eine neue Heimat suchten.

Aber selbst die Spanier, die in die Neue Welt kamen, waren nicht auf dem flachen Lande festzuhalten. Sie stießen in eine völlig autarke Bevölkerung hinein, und sie hätten entweder alles selbst erzeugen müssen, oder sie mußten in irgendeiner Form in den Besitz von Gütern gelangen, die sie gegen europäische Waren eintauschen konnten, also praktisch von tropischen Erzeugnissen oder von Edelmetall. Die tropischen Plantagen von Zucker und Tabak ließen aber die Arbeit von Weißen in größerem Umfange nicht zu, eine wirkliche Besiedlung kam in den hierfür geeigneten Gebieten nicht in Betracht. So war die spanische Landwirtschaft in Südamerika auf Belieferung von drei großen Abnehmerkreisen eingestellt: der

Silberminen, der Armee an der Indianergrenze und der Städte, also der staatlichen Verwaltung. Das bedeutete praktisch, daß diese Landwirtschaft für die Stadt da war, nur von ihr lebte und überhaupt nicht entstehen konnte, ohne daß vorher die Stadt gegründet war.

Das gilt nicht für die indianische Landwirtschaft, die selbstgenügsam in den alten Formen weiterbestand, und die es nun als schier unerträgliche Belastung empfand, wenn sie bedeutende Überschüsse abgeben sollte, die weit über das hinausgingen, was etwa früher der Inka verlangt hatte. Derartige Abgaben waren daher nur möglich, wenn die Spanier den Indianern die verbesserten Methoden brachten und vor allem die neuen Pflanzen und Haustiere aus Europa in die indianische Landwirtschaft einführten. Diesen Zweck sollte die Aufteilung des Landes in recomiendas an die spanischen Großgrundbesitzer erfüllen.

Die technische Durchführung war nicht einfach. Der Anbau von Weizen, auf den die Spanier so großen Wert legten, war fast überall ein Mißerfolg. Die Halme kamen in den Tropengebieten, selbst in der Höhe, nicht recht voran, die Pflanzen degenerierten, und nach unendlichen Versuchen wurde der Anbau fast überall wieder aufgegeben. Nur im Süden, in Chile, entwickelte sich ein bedeutender Weizenanbau und versorgte auch die tropischen Gebiete mit Mehl, soweit das die schlechten Verkehrsverhältnisse zuließen. Das Hauptnahrungsmittel blieben Mais, Bohnen und Kartoffeln. Auch die Viehzucht wollte nicht recht vorwärtskommen. Die großen Flächen, die in erster Linie dafür in Frage kamen, in den Llanos von Venezuela und der Pampa von Argentinien, lagen von den eigentlichen Verbrauchszentren so weit entfernt, daß das Vieh keinen Marktwert hatte. Meist war das Leder das einzig Wertvolle. Soweit die Versorgung der Minen durch Fleischlieferungen nötig war, ließen die weiten Anmarschwege, auf den historisch so interessanten „Viehstraßen", den Nutzen für die Viehzuchtgebiete selbst sehr zusammenschmelzen.

So entwickelt sich im 16. Jahrhundert das typische Bild des spanischen Südamerika. Der Großgrundbesitz wirft gerade soviel Überschuß ab, um nach Bezahlung der Abgaben dem Großgrundbesitzer im Winter, wenn die Arbeit auf den Feldern ruht, ein bequemes Leben in den Städten zu ermöglichen. Dieses Leben war nicht billig, denn hier mußte durch die indirekten Steuern, vor allem durch die Zölle auf die eingeführten europäischen Waren, die Staatsverwaltung finanziert werden. Nur so konnte der Großgrundbesitzer veranlaßt werden, seinen landwirtschaftlichen Überschuß zur Verpflegung der Stadt abzugeben, in der ihm dafür die — allerdings reichlich überteuerten — Waren aus Europa im Tausch angeboten wurden.

Nur aus diesem reichlich verwickelten Zusammenhang heraus erklären sich die Vorgänge im südamerikanischen Unabhängigkeitskrieg und die Klagen über die außerordentliche steuerliche Belastung der Südamerikaner durch die Spanier. Übrigens beruhte auch die Finanzwirtschaft im damaligen Europa auf denselben Gedankengängen.

Der kreolische Großgrundbesitzer zahlte gerne die hohen Lasten, die mit einem Aufenthalt in den Städten verbunden war, denn erst dort atmete er wieder europäische Luft, sprach er mit Menschen, nicht nur seines Standes, sondern auch seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Nation und seiner Bildung. Wenn es schon den Landedelmann in Europa des Winters in die Stadt wegen deren geselligen Lebens zieht, wieviel mehr im Indianerlande, wo der Grundbesitzer außer seiner Familie, gelegentlichen Besuchen und den entfernten Nachbarn kaum einen Weißen zu sehen bekam? In der kolonialen Stadt brodelt aber im Winter das Leben. Dort sitzen die weltlichen und geistlichen Würdenträger, dort laufen die Nachrichten aus dem fernen Europa zusammen, die Kunde von dem nebelhaft verschwommenen Weltgeschehen, dort wird die kleine und die große Politik gemacht, des Staates, des Standes, wie der Familie, dort gibt es aber auch ein reiches geistiges und geselliges Leben, das etwa einem Alexander von Humboldt die größte Hochachtung abnötigte.

So wird die koloniale Stadt die geistige und wirtschaftliche Grundlage der spanischen Kolonialherrschaft. Aber damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie ist gleichzeitig die große Schule, durch die die indianische Bevölkerung hindurch muß, um in die neue geistige Welt der europäischen Herren des Landes aufgenommen zu werden. Wir dürfen nicht vergessen, wie gewaltig die Kluft war, die zwischen den Spaniern und den Indianern klaffte. Auf der einen Seite die Menschen des Barock, auf der anderen Seite Menschen, die bis dahin keine Schrift gekannt, denen die europäischen Bedürfnisse fremd waren, der ganze Zuschnitt des Lebens unverständlich war.

Auf dem flachen Lande verharrte der Indianer in seiner alten Welt. Mit müder Resignation nahm er den Druck hin, der wirtschaftlich und vor allem seelisch auf ihm lastete, als ihm sein Boden genommen und er, wenn auch nicht in die Sklaverei, so doch in ein drückendes Dienstverhältnis zum spanischen Grundbesitzer gezwungen wurde. Für ihn gab es wirtschaftlich keinen Ausweg, und der geistige Trost, den ihm die katholische Kirche spendete, war für die indianischen Vorstellungen mit der Anerkennung der neuen Herrschaft verbunden. Es gab für ihn nur zwei Möglichkeiten, sich diesem Druck zu entziehen, die Flucht in die Steppe, wo die Viehzucht frei und ungebunden war, oder der Zuzug in die Stadt.

Hier in der Stadt war das Leben völlig neu. Das, was in den Indianerdörfern nur durch die Person des spanischen Herrn verkörpert war, trat in der Stadt in unendlichen Formen ihm entgegen. Zum erstenmal sah der Indianer die wirkliche spanische Macht in den Truppen, den Kirchen und Klöstern, den europäischen Waren, den europäischen Häusern und dem europäischen Leben. Dem Europäer selbst, der in der Kolonialzeit nach Südamerika kam, mag dieses Leben und Treiben wenig europäisch vorgekommen sein in seiner Einfachheit auf der einen, dem übertriebenen Luxus auf der anderen Seite. Das spielt für den Einfluß auf den Indianer keine Rolle.

In den Städten erst konnte die große Erziehungsaufgabe der Kirche den Indianer ganz erfassen, da auf dem Lande die großen Güter sich gegen den kirchlichen Einfluß auf ihre Schutzbefohlenen dauernd auflehnten, da höhere Bildung die Indianer nur der Arbeit entfremdete. Allerdings gelang es nur in geringem Maße, die Indianer im europäischen Handwerk zu erziehen, obwohl gerade der Jesuitenorden in den Städten sehr ausgedehnte Handwerksbetriebe und Lehrgänge unterhielt. So wächst in den Städten ein neuer Mensch heran, der nicht mehr Indianer im Gegensatz zum Kreolen ist, sondern der sich als Südamerikaner fühlt. Nur in den Städten hat dann im 19. Jahrhundert die Freiheitsbewegung, die auf diesem neuen Zusammengehörigkeitsgefühl besteht, festen Boden gefaßt. Die Indianer der ländlichen Gebiete, vor allem von den Hochtälern Perus, also im alten Inkalande, haben bis zuletzt mit unendlicher Treue an Spanien festgehalten, bis Spanien selbst sie preisgab und im Mutterlande durch eine Revolution alles verspielte, was die Indianer gehalten hatten.

Grundverschieden von der spanischen Stadt ist die portugiesische in Südamerika. Die Portugiesen kamen nach Südamerika, weder um zu kolonisieren, noch um die Einwohner zu bekehren, sondern ausschließlich, um den Seeweg nach Afrika zu decken. Das Schwergewicht der portugiesischen Macht lag in Afrika und im Seeweg nach Indien begründet. Auch war Portugal zu klein, um irgendwelche größere Bevölkerungsgruppen zur Kolonisation einsetzen zu können. Wo die Orden ins Innere vorstießen, wie auf das Hochland von San Paulo, da wurden sie von der Heimat nicht nur fallengelassen, sondern häufig sogar gehindert und bekämpft.

Die portugiesische Herrschaft in Brasilien erstreckte sich so Jahrhunderte hindurch nur auf einen schmalen Küstenstreifen. Dabei kam die geographische Lage dieses Streifens zwischen dem unendlichen Weltmeere und dem aufragenden Abfall des brasilianischen Hochlandes nach Osten dieser Politik sehr zustatten. Im Tieflande an der Küste entwickelte sich aber dank dem portugiesischen Negersklavenmonopol (auf Grund der afrikanischen Besitzungen) eine blühende Plantagenkultur, vor allem von Zuckerrohr und Tabak. Diese Plantagenkultur mußte zusammenbrechen, als das Sklavenmonopol im 18. Jahrhundert auf die Engländer überging, die nun ihre Kolonien, vor allem Jamaika, entwickelten.

Inzwischen hatte sich im Inneren ein eigenes Staatswesen gebildet, das der Mameluken auf der Hochfläche von San Paulo, das auf der Viehzucht beruhte und seine großen Gewinne in der Sklavenjagd im Inneren und im Sklavenhandel nach den Plantagen der Küstenzone fand. Diese Mameluken waren nur dem Namen nach portugiesische Untertanen, in Wirklichkeit waren sie frei, führten Krieg mit den Jesuitenmissionen des oberen Parana und in Paraguay, kamen auch wohl den Portugiesen gegen die Holländer und die aufrührerischen Negersklaven zu Hilfe. Aber irgendwelchen Gesetzen waren sie nicht unterworfen.

So gibt es an Städten in Brasilien eigentlich nur die Hafenstädte, die dem Um-

schlag des Handels mit Europa und Afrika dienten, die gleichzeitig die großen Handelsplätze für Sklaven, landwirtschaftliche Erzeugnisse der Tropen und für die europäischen Einfuhrwaren bildeten. Das gesellige Leben der spanischen Kolonialzeit im Winter konnte sich dort nicht entwickeln, weil die Tropen den Wechsel der Jahreszeiten nicht kennen und die Arbeit in den Plantagen gleichmäßig weitergeht. Die Hafenstädte kennen nur das dauernde Hin und Her, nicht das geruhsame Treiben der Landstadt. Deswegen wird auch die große Politik nicht dort gemacht, sondern an den „Höfen" der großen Plantagenbesitzer, die mit ihren zahllosen Sklaven und ihren bewaffneten Knechten beachtliche militärische Faktoren darstellen. Auch der Einfluß der Kirche verschwindet im Vergleich zu ihrer Stellung im spanischen Amerika, und schließlich kennt diese Stadt auch keine kulturelle Aufgabe.

Während die spanische Kolonialstadt in der Regel nicht am Meer liegt, sondern im Inneren, häufig in beträchtlicher Höhe, inmitten des Verwaltungsbezirkes, sichtbar der tragende Pfeiler der spanischen Macht — Lima ist eine Ausnahme, haben sich die brasilianischen Städte im Inneren nur sehr spät entwickelt und außer San Paulo, das ja sehr nahe der Küste liegt, erst in neuerer Zeit gewisse Bedeutung erlangt. Selbst als am Ende des 18. Jahrhunderts das Goldfieber in Minas Geraes die große Einwanderung ins Innere herbeiführte, waren die dort aufblühenden Städte nur die Vorposten der Hafenstädte längs der Goldstraßen, nicht ein organisch gewachsenes Gebilde der Landschaft selbst.

Auch im spanischen Südamerika hat es Versuche gegeben, die koloniale Aufgabe der Stadt, wie aufgezeigt, auf das flache Land zu verlegen, sie also dem Staate und seiner Verwaltung aus den Händen zu nehmen. Das war der Sinn der Indianermissionen der großen Orden überall längs der Grenzen. Das bekannteste Beispiel sind die Jesuitenmissionen in Paraguay. Es ist nun interessant zu beobachten, daß die Indianer, die nicht durch die kulturelle Mühle der Städte gegangen sind, sondern die in den Missionen die europäische Zivilisation in sich aufgenommen haben, bei der ersten Gelegenheit, als die Jesuiten ausgewiesen wurden, diese Zivilisation als etwas Fremdes mit den europäischen Kleidern abstreiften und in den Urwald und den Urzustand zurückkehrten.

Stimme der Geopolitik zum 29. März 1936

Schaff' Dir ein Weltbild, halt' es in Ordnung und trau' dem Führer, der Dich vor die eigene breitere Anschauung stellt!

Nütze die Stunde und den Tag, aber geh' nicht darin auf, sondern schau auf den, der in Jahrhunderten denkt und auf Jahrtausende Wege baut!

Werde nicht eng- und klein-räumig, sondern denk' in großen und weiten Räumen, in Kontinenten und Ozeanen, und steure durch sie Deinem Führer nach!

Raumtatsachen Deines Volksbodens, seine Freiheit und sein Wehr-Recht sind wichtiger, als über- und zwischen-völkische Träume. Glaube dem, der diese Raumtatsachen — Deines Volkes würdig — wiederhergestellt hat!

Es gibt im Lebensraum keinen Frieden ohne Ehr' und Wehr! Darum stellt Dein Führer Ehre und Gleichberechtigung voran, um den Preis von Gefahr.

Wer in den harten Tag der Weltpolitik hineinträumt, zahlt im Raum. Wer Dich aus solchen Träumen weckt, verdient damit sein Führer-Recht!

Wer als träger Nutznießer weite Erdräume unentwickelt läßt, treibt Raumwucher auf Kosten der eng Zusammengepferchten. Wer das Weltgewissen dafür weckt, stellt als Führer der Menschheit Naturrecht wieder her!

Wer das kommende Recht der Zukunft will, kann nicht für das tote Recht der Vergangenheit, den status quo fechten: er muß für das Leben führen, nicht an das Recht des Todes auf Paragraphen denken.

Wer für seine Rasse und sein Volk raumpolitisch und volkspolitisch aus einem Gefängnis herausbricht, hat von beiden das Recht auf Treue!

Wer hinter dem Führer im Volkskampf um Lebensraum steht, braucht nicht nur Schwung, sondern auch Durchhalten und Überwinden!

Karl Haushofer

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„Mit echter Betrübnis mag Sir Austen Chamberlain, der letzte überlebende Vater von Locarno, die Reste seines Werks beschauen. Das russisch-französische Abkommen im Verein mit den tschechischen Militärverträgen hat den Vertrag von Locarno als eine politische Wirklichkeit beseitigt, mag sein juristischer Geist auch noch einmal im Haag als Gespenst beschworen werden." So schrieben wir Ende Februar für den Bericht in Heft 3. Inzwischen liegt ein Monat höchster politischer Spannung im westeuropäischen Bereich hinter uns. In diesem Zeitraum hat sich der Übergang aus einem unanwendbar gewordenen Vertragssystem in einen Zustand größter politischer Labilität vollzogen, der für Europa so lange dauern wird, als nicht ein neues Ordnungssystem zu allgemeiner Geltung gelangt. Daß dieses Ordnungssystem nur auf dem freien Willen gleichberechtigter Völker beruhen kann, ist in den deutschen Kundgebungen vom 7. und 31. März so deutlich ausgesprochen, daß keine europäische Macht daran vorbeikommen kann.

Der am 7. März erfolgte plötzliche Einsatz der deutschen Außenpolitik im europäischen Kraftfeld hat die Blicke fast aller Beobachter mit erstaunlicher Einseitigkeit auf die Rheinlandfrage gelenkt. So sehr wir die zentrale Bedeutung der „Locarnofrage" für eine europäische Neuordnung sehen, so sehr sind wir gerade in unserer Berichterstattung verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß sich auch außerhalb des Scheinwerferlichtes bedeutsame Vorgänge vollziehen; daß Entwicklungen, die Monate hindurch das Interesse der politischen Kräfte in Anspruch nahmen, nicht dadurch zum Erlöschen kommen, daß in anderen geographischen Räumen Vorgänge von vielleicht noch größerer Dynamik in Erscheinung treten. Dazu besteht gerade in außenpolitischen Entwicklungen ein eigenes Widerspiel zwischen dem Schweigen einer Vorbereitungszeit und dem dramatischen Akt einer weithin sichtbaren Handlung. Die scheinbare Stille der deutschen Außenpolitik in dem „abessinischen Halbjahr" Europas hat ihren Anteil daran, daß der deutsche Schritt vom 7. März eine Wirkung von besonderer Wucht entwickelt hat. Die Konzentration des Augenblicks auf die Verhandlungen der Locarnomächte und auf den deutschen Friedensplan bewirkt, daß an anderen Stellen der Welt Entwicklungen in großer Stille vor sich gehen, die noch im Januar oder Februar einer lauten Aufmerksamkeit sicher gewesen wären. Einiges davon verdient auch an dieser Stelle festgehalten zu werden, bevor wir uns den westeuropäischen Verhandlungen zuwenden.

Die Unmöglichkeit, eine gemeinsame Linie der englischen und der französischen Außenpolitik zu finden, hat nicht nur ein scharfes Vorgehen einer schwachen französischen Regierung gegen das Deutsche Reich verhindert; sie hat auf der anderen Seite den Italienern die Chance gegeben, in Abessinien sehr viel mehr zu erreichen, als noch Ende Februar von Mussolini gehofft werden konnte. Die Rückwirkungen

an der abessinischen Front sind klar und deutlich. Statt das Gewonnene methodisch und langsam zu konsolidieren, scheint der vorsichtige Marschall Badoglio zu der Taktik schneller und verhältnismäßig weitreichender Schläge übergegangen zu sein. Dabei scheut man sich nicht, im Norden das Wolkait-Gebiet einzubeziehen, das im Westen an den Sudan grenzt, und man scheut sich nicht, im Bereich von Gondar in unmittelbare Nähe des Tana-Sees vorzustoßen. Je mehr Gebiet bis zum Beginn der Regenzeit besetzt ist, desto mehr hofft man bei endgültiger Regelung des gesamten Komplexes zu behalten. An eine wirksame Verschärfung der Sanktionen glaubt man in Italien nicht mehr. Vermutlich mit Recht. Denn es ist kaum zu erwarten, daß die französische Politik in der Abessinienfrage der englischen williger folgen wird als die englische der französischen im Rheinland. So hat die Stellung Italiens eine beträchtliche Stärkung erfahren. Mussolini hat an Bewegungsfreiheit gewonnen. Das äußert sich darin, daß er mit neuer Energie die Bestätigung der römischen Protokolle und sogar ihre Erweiterung durchgesetzt hat. Damit ist Österreich nach den seltsamen Zwischenbewegungen der Prager, Pariser und Londoner Reisen wieder fest an Rom gekettet — an Rom in beiderlei Gestalt; zugleich scheint auch Ungarn einiges von seiner zäh verteidigten Bewegungsfreiheit eingebüßt zu haben. Daß sich die Aktivität Italiens in gleicher Weise gegen die Kleine Entente wie gegen die von Italien gefürchtete Einschaltung Deutschlands in das südosteuropäische Kräftespiel richtet, bedarf keiner Erklärung. Damit sollte sich aber den Machthabern in Prag wieder einmal die Frage stellen, ob ihre bisherige Außenpolitik auf die Dauer durchführbar ist; ob es nicht angesichts der veränderten Machtverhältnisse in Mitteleuropa langsam Zeit wird, eine Generalverständigung zwischen Prag und Berlin zu suchen. Daß diese Generalverständigung einen wirklichen deutsch-tschechischen Ausgleich innerhalb der Sudetenländer zur Voraussetzung hat, sollte dem Hradschin nicht unbekannt sein.

So wirkt jede Verschiebung in den Beziehungen der Großmächte auf die Kleinstaatenwelt der europäischen Schütterzone zurück; wir werden im Laufe der nächsten Monate zwischen dem Balkan und dem Baltikum noch manchen Stellungswechsel zu verzeichnen haben.

Nicht minder aber im Mittelmeer! Als vor einigen Monaten die Studenten von Kairo mehr den ägyptischen Behörden als den Engländern das Leben schwer machten, waren alle Zeitungen voll von der Bedeutung dieser Vorgänge. Jetzt, wo zwischen einer verantwortlichen ägyptischen Delegation und den besten Köpfen des britischen Imperiums um die endgültige Gestaltung des britisch-ägyptischen Verhältnisses gerungen wird, wo ein erbitterter jüdisch-arabischer Streit um die Verfassung von Palästina ausgefochten wird (mit Folgewirkungen von Indien bis Marokko), wo der arabische Nationalismus in Syrien einen französischen Gouverneur zur Strecke gebracht hat und in Transjordanien mit höchst gefährlichen Bewegungen droht — jetzt ist weder in britischen noch in festländischen Zeitungen darüber zu lesen.

Ägypten hat nach langen Mühen eine Delegation für die Verhandlungen mit England aufgestellt, die von der Gesamtheit Ägyptens als repräsentativ betrachtet werden kann. Die Erfahrungen Abessiniens haben die ägyptische Haltung gegenüber England stark beeinflußt. Man ist heute bereit, in der Gegenwart englischer Truppen nicht nur eine Bedrückung, sondern möglichen Schutz zu sehen. Der ägyptische Widerstand gegen die Verstärkung britischer Einheiten sowohl im Suezkanalgebiet und der Halbinsel Sinai auf der einen Seite, an der Wüstengrenze gegen Libyen auf der anderen hat sich vermindert. Die Einwände sowohl gegen die britische Flotte in Alexandrien wie gegen britische Flugstützpunkte sogar im Delta sind spärlich geworden. Aber ein berechtigtes Selbstbewußtsein verlangt, daß die sichtbare britische Besetzung der beiden Hauptstädte Kairo und Alexandrien aufhöre. Mit der Herrschaft Englands im Sudan hat man sich abgefunden, aber das Prestige Ägyptens hofft darauf, daß England sich zu einer symbolischen Geste entschließen werde, die einen gewissen Anteil Ägyptens an der „Einbringung" des Sudan anerkennen lasse. Die ägyptischen Forderungen sind also mäßig. An dem Maß ihrer Bewilligung oder Nichtbewilligung wird man, wie an einem Druckmesser, das tatsächliche Gewicht der britischen Nöte im Nahen Osten ablesen können.

Kaum weniger interessant als die ägyptischen Verhandlungen sind die Auseinandersetzungen über die Verfassung von Palästina. Der Gouverneur von Palästina hält den Zeitpunkt für gekommen, eine stärkere Beteiligung der Bevölkerung an der Verwaltung in Gestalt eines halbparlamentarischen Systems einzuführen. Eine solche repräsentative Körperschaft würde selbstverständlich kaum anders zusammengesetzt werden können, als daß die Araber darin stärker vertreten wären als die Juden. Die Araber sind nun einmal die ansässige und zahlenstärkere Bevölkerung, die Juden ein Element junger Einwanderer. Angesichts der von der englischen Regierung geplanten „Gefährdung der jüdischen Nation" erhebt sich nun ein gut organisierter Sturm nicht nur der Zionisten, sondern alles dessen, was das Judentum in der britischen Öffentlichkeit mobilisieren kann. Dies aber geschieht, obwohl man weiß, daß damit ein britisches Reichsinteresse verletzt wird. Es ist bekannt, daß der Vizekönig von Indien mit Rücksicht auf die indischen Mohammedaner eine Berücksichtigung der arabischen Wünsche dringend befürwortet. Hier wird ein Konflikt jüdischer Interessen mit dem britischen Reichsinteresse sichtbar; wer immer in angelsächsischen Ländern an der Internationalität des Judentums und an der begrenzten Treue der Juden gegenüber ihren Gastvölkern zweifelt, hat hier einen hübschen Beitrag im eigenen Haus. Kein Wunder, daß die westliche Presse darüber so schweigsam ist. In Deutschland haben wir keinerlei Anlaß, an diesem Schweigen teilzunehmen!

Die Rückwirkungen dieser Auseinandersetzungen in Palästina sind in der ganzen arabischen Welt zu beobachten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Denkschrift des Emirs von Transjordanien an das englische Auswärtige Amt, der

versteckt, aber vernehmbar mit einer völligen Umstellung der arabischen Politik droht, wenn im vorderen Orient dauernd gegen die Wünsche der arabischen Führerschicht gehandelt werde. Die Methoden der französischen Herrschaft in Syrien werden in diesem Zusammenhang allmählich zu einer schweren Belastung nicht nur der französischen, sondern auch der britischen Reichspolitik. Transjordanien ist sowohl als Durchgangsgebiet der großen Ölleitung wie als Bare gegen Saudi Arabien (Frage von Maan und Akaba) unentbehrlich. England kann es sich nicht leisten, Transjordanien in die Arme Ibn Sauds zu treiben. Auch von diesen Vorgängen ist seltsam wenig in den so wohl unterrichteten „Times" zu lesen. Auch hier haben wir kein Interesse an gleicher Schweigsamkeit.

Gleiches gilt auch von einem weiteren seltsamen Vorgang: der Erklärung der südafrikanischen Regierung, daß die Verhängung von Sanktionen in keiner Weise das Weiterzahlen von Subventionen an die italienische Südafrika-Schiffahrt verbiete. Wenn man weiß, welchen Anteil gerade Südafrika daran genommen hat, die britische Reichsregierung auf die Linie der Sanktionen festzulegen, erscheint dieser Vorgang in eigenem Licht.

Wir übergehen eine Reihe von kleineren Ereignissen des afrikanischen und des amerikanischen Bereichs, um nunmehr den europäischen Hauptfragen uns zuzuwenden. Nur im Vorbeiweg sei daran gedacht, daß der unruhige Kreter Venizelos seine letzte Ruhe gefunden und damit dem König von Griechenland eine schwere Aufgabe durch rechtzeitigen Tod erleichtert hat; daß in Spanien die Sturmzeichen einer kommunistischen Revolte auch gegen die Regierung Azaña sich in unheimlicher Weise vermehren. In Spanien liegt im Augenblick mehr innenpolitischer Zündstoff gehäuft als in irgendeinem anderen Land Europas. Das Ziel Sowjetrußlands, Unruhe zu stiften, scheint hier leichter erreichbar als in anderen Teilen der Welt. Es könnte sein, daß Westeuropa sehr bald vor der eigenen Tür zu kehren bekäme. Auch der französischen Wahlen sei in diesem Zusammenhang gedacht.

Daß es im Lauf der letzten Wochen an russischem Störungsfeuer auch in der großen Außenpolitik nicht gemangelt hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Dieses Feuer traf eine französische Regierung, deren außenpolitische Nerven nicht gerade stark sind. Herrn Sarrauts Rede vom 8. März und Herrn Flandins Auftreten in London zeugen von größerer Erregbarkeit, als dem französischen Volk in seinen leitenden Staatsmännern zu wünschen ist. Dagegen hat die britische Öffentlichkeit schnell genug erkannt, daß mit der Besetzung der Rheinlande durch deutsche Truppen keinerlei Gefährdung der französischen Sicherheit verbunden ist. Die englische öffentliche Meinung hat darüber hinaus sogar schneller als das britische Kabinett die Bedeutung des deutschen Gesamtprogramms erfaßt, das in der Rede Hitlers vom 7. März in großen Zügen umrissen, in der Note vom 31. März näher ausgeführt ist. Angesichts der Bedeutung, welche dieses Friedensprogramm beanspruchen darf, halten wir uns einmal für berechtigt, auch ein allgemein be-

kanntes Dokument an dieser Stelle noch einmal zum Abdruck zu bringen und in jeder Einzelheit den Gedanken unserer Leser zu empfehlen. Der Kern des deutschen Europaprogramms — erweitert um eingehende praktische Abrüstungsvorschläge — lautet wie folgt:

1. Um den kommenden Abmachungen für die Sicherung des europäischen Friedens den Charakter heiliger Verträge zu verleihen, nehmen an ihnen die in Frage kommenden Nationen nur als vollkommen gleichberechtigte und gleichgeachtete Glieder teil. Der einzige Zwang für die Unterzeichnung dieser Verträge kann nur in der sichtbaren, von allen erkannten Zweckmäßigkeit dieser Abmachungen für den europäischen Frieden und damit für das soziale Glück und das wirtschaftliche Wohlergehen der Völker liegen.

2. Um die Zeit der Unsicherheit im Interesse des wirtschaftlichen Lebens der europäischen Völker möglichst abzukürzen, schlägt die deutsche Regierung vor, den ersten Abschnitt bis zur Unterzeichnung der Nichtangriffspakte und damit der garantierten europäischen Friedenssicherung auf vier Monate zu begrenzen.

3. Die deutsche Regierung versichert unter der Voraussetzung eines sinngemäßen gleichen Verhaltens der belgischen und französischen Regierung, für diesen Zeitraum keinerlei Verstärkung der im Rheinland befindlichen Truppen vorzunehmen.

4. Die deutsche Regierung versichert, daß sie die im Rheinland befindlichen Truppen während dieses Zeitraums nicht näher an die belgische und französische Grenze heranführen wird.

5. Die deutsche Regierung schlägt zur Garantierung dieser beiderseitigen Versicherungen die Bildung einer Kommission vor, die sich aus Vertretern der beiden Garantiemächte England und Italien und einer desinteressierten neutralen dritten Macht zusammensetzt.

6. Deutschland, Belgien und Frankreich sind berechtigt, je einen Vertreter in diese Kommission zu entsenden. Deutschland, Belgien und Frankreich besitzen das Recht, dann, wenn sie glauben, aus bestimmten Vorgängen auf eine Veränderung der militärischen Verhältnisse innerhalb dieses Zeitraumes von vier Monaten hinweisen zu können, ihre Wahrnehmungen der Garantiekommission mitzuteilen.

7. Deutschland, Belgien und Frankreich erklären sich bereit, in einem solchen Falle zu gestatten, daß diese Kommission durch die englischen und italienischen Militärattachés notwendige Feststellungen treffen läßt und hierüber den beteiligten Mächten berichtet.

8. Deutschland, Belgien und Frankreich versichern, daß sie die sich daraus ergebenden Beanstandungen in vollem Umfange berücksichtigen werden.

9. Im übrigen ist die deutsche Regierung bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit mit seinen beiden westlichen Nachbarn jeder militärischen Beschränkung an der deutschen Westgrenze zuzustimmen.

10. Deutschland, Belgien und Frankreich und die beiden Garantiemächte kommen

überein, daß sie sofort oder spätestens nach Abschluß der französischen Wahlen unter Führung der britischen Regierung in Beratungen eintreten über den Abschluß eines 25jährigen Nichtangriffs- bzw. Sicherheitspaktes zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits.

11. Deutschland ist einverstanden, daß in diesem Sicherheitsabkommen England und Italien wieder als Garantiemächte unterzeichnen.

12. Sollten sich aus diesen Sicherheitsabmachungen besondere militärische Beistandsverpflichtungen ergeben, so erklärt sich Deutschland bereit, auch seinerseits solche Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

13. Die deutsche Regierung wiederholt hiermit den Vorschlag für den Abschluß eines Luftpaktes als Ergänzung und Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen.

14. Die deutsche Regierung wiederholt, daß sie bereit ist, falls die Niederlande es wünschen, auch diesen Staat in dieses westeuropäische Sicherheitsabkommen einzubeziehen.

15. Um dem Werk dieser aus freiem Willen erfolgenden Friedenssicherung zwischen Deutschland einerseits und Frankreich andererseits den Charakter eines versöhnenden Abschlusses einer jahrhundertelangen Entzweiung zu geben, verpflichten sich Deutschland und Frankreich, darauf hinzuwirken, daß in der Erziehung der Jugend der beiden Nationen sowohl als in öffentlichen Publikationen alles vermieden wird, was als Herabsetzung, Verächtlichmachung oder unpassende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der anderen Seite geeignet sein könnte, die Einstellung der beiden Völker gegeneinander zu vergiften. Sie kommen überein, eine gemeinsame Kommission am Sitze des Völkerbundes in Genf zu bilden, die beauftragt sein soll, einlaufende Beschwerden den beiden Regierungen zur Kenntnisnahme und Überprüfung vorzulegen.

16. Deutschland und Frankreich verpflichten sich, im Verfolg der Absicht dieser Abmachung den Charakter eines heiligen Vertrages zu geben, die Ratifizierung durch eine Abstimmung von den beiden Völkern selbst vornehmen zu lassen.

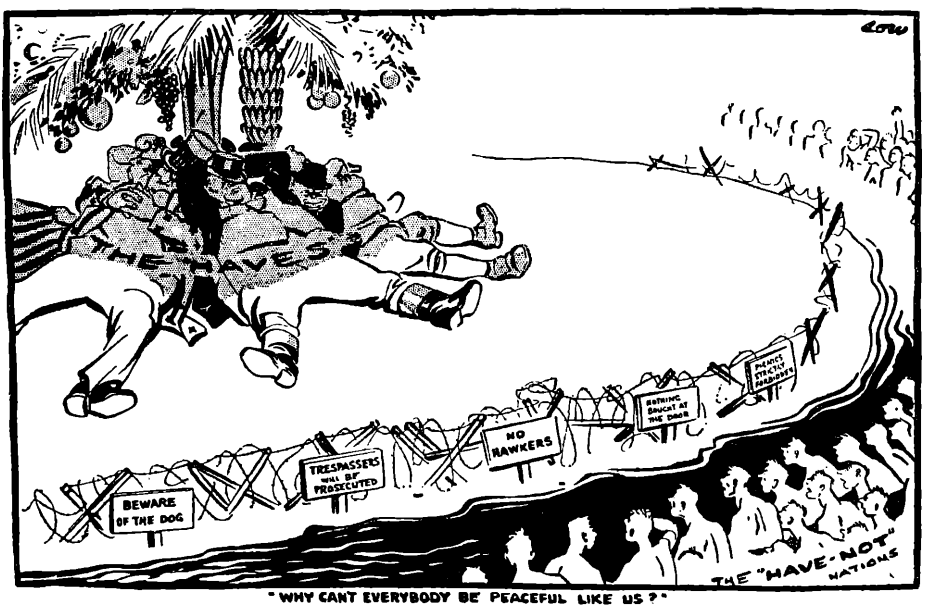
17. Deutschland erklärt sich bereit, seinerseits in Verbindung zu treten mit den Staaten an seiner Südost- und Nordostgrenze, um diese zum Abschluß der angebotenen Nichtangriffspakte unmittelbar einzuladen.

18. Deutschland erklärt sich bereit, sofort oder nach Abschluß dieser Verträge wieder in den Völkerbund einzutreten. Die deutsche Regierung wiederholt dabei ihre Erwartung, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des Völkerbundsstatutes von seiner Versailler Grundlage geklärt wird.

19. Deutschland schlägt vor, ein internationales Schiedsgericht zu bilden, das für die Einhaltung dieses Vertragswerkes zuständig sein soll, und dessen Entscheidungen für alle bindend sind.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Wer vom Standpunkt des Indo-Pazifischen Gesamtraumes her zu wissen wünscht, welcher Aufwand von Erfahrung, praktischer weltkundiger Leistung oder wenigstens irgendwie akademisch nachgewiesenem Wissen dazu gehört, um mit dem Anspruch auf Geltung über Siedelungsplanung, Verstädterung und Stadt-Land-Bewegung, kolonialpolitische Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten weltüber mitzu-



„Low" überhebt uns der Untersuchung, warum sich Besitzer und Nichtbesitzer so schwer über Kolonialfragen verständigen können

reden, den möchten wir auf die zwei letzten Bände der „American Geographical Review" aufmerksam machen und bitten, die darin ehrend erwähnten deutschen Werke jeweils daneben zu legen, wenn man sich schon andere Fremdsprachen nicht zumuten kann.

Da findet sich etwa 1934 eine Musterstudie von Darrel H. Davis, wie man in eine eigentlich abgelehnte, weil als zu nordisch empfundene, an sich reiche Landschaft (Japans Nordinsel Hokkaido, rund Größe Bayerns) südgebundene Siedler hineinbringt. Mit dem Endziel einer 6-Mill.-Bevölkerung sind es heute etwas über 2,8 Mill., wo 1869 noch 58000 Japaner, 1880 191172 lebten. Immerhin ein Siedelungserfolg, wenn er auch weit hinter den Hoffnungen blieb. Oder wenige Seiten später erörtert Glenn T. Trewartha die Stadtverteilung mit ergiebiger Benützung von Meckings ausgezeichneter Arbeit, wenn auch hinter den neuesten Zah-

len zurückhängend. 1935 erweist uns G. Findlay Shirras denselben Dienst für Indien mit seinen labilen, ungleichmäßigen Volksdichten der 353 Mill. von 1931, dem Menschengewimmel von Bengalen und Travancore, und der Leere von Kaschmir, Burma, Radschputana, mit 17% Männern und 3% Frauen, die lesen und schreiben können. Wanderstudien finden sich von C. A. Vlielan 1934 über Malaya; 1935 werden breit die Vereinigten Staaten und Kanada erörtert; Tropensiedlungserfahrungen der weißen Rasse offenbaren sich 1935 am Panamakanal, in Mexiko, Louisiana, 1934 auf der Sabainsel und in Malaya, wo 97,9% Malaien, Chinesen und Indern ganze 0,4% Europäer, 0,4% Eurasier und 1,3% „andere" gegenüberstehen: für den wichtigsten Flottenstützpunkt der weißen Rasse im Zerrungsfeld des Austral-Asiatischen Mittelmeers nicht ermutigend.

Zunächst nur den Pazifischen Bereich angehend scheint ein Buch von G. E. Hubbard, eingeleitet durch Lord Astor (A. Vors. d. Rats d. Royal Inst.), abgeschlossen durch Prof. T. E. Gregory: „Eastern Industrialization and its effect on the West, with special reference to Great Britain and Japan" (Oxford Univers. Press, London, 18 s).

Peinliche Erinnerung steigt uns auf an Kojiro Sugimori im „Gaiko Jiho", „Europas Schwäche, für Japaner erklärt" (Engl. Auszug: Transpacific, Tokyo, 10. 10. 1935). „Ein ähnliches Schwinden europäischen Einflusses mag auf dem Felde der Wirtschaft gefunden werden!" Dafür gibt es europäische und pazifische Gründe. Beide sucht Hubbard und der Kreis um ihn auf, als Vorarbeit für die Tagung des „Institute of Pacific Relations", die 1936 in Yosemite, Kalifornien, stattfinden soll, als deren britischer Beirat das Royal Institute of International Affairs tätig ist. Hier strömt als Folge solcher Zusammenarbeit eine Fülle von Tatsachenstoff: hart und klar, wie eben Tatsachen sprechen, die unverschleiert wirken sollen.

Dabei ist goldmäßig der Japanische Weltausfuhranteil nur von 2,83% (1929) auf 3,13% (1933) und der Einfuhrhandel von 2,8% auf 3,04% in der gleichen Zeitspanne gestiegen, also eigentlich den Lärm nicht wert, wenn die Zahlen nicht als Vorzeichen empfunden würden.

Gunter Stein hat schon („Made in Japan") darauf hingewiesen, daß in Japan 34% der Arbeiter von den Schutzgesetzen nicht erfaßt werden. In China arbeiten — ob von Chinesen oder Japanern besessen — die Textilfabriken mit $11^1/_2$—12-stündiger Arbeitsdauer!

Noch hat Japan als Wollkäufer in Australien sogar Großbritannien überboten; aber es sucht Viehzuchtländer in Nordwestchina, in Suiyuan und sonst in der Mongolei; und auch hier mag schon wieder Wechsel vor den Toren stehen. Einstweilen aber stellt „Australia and the Far East" (d. Australian Institute of International Affairs) fest, daß die seit 1925 vermehrten Wollkäufe Japans nicht eine Vermehrung des japanischen Wollverbrauchs auf den Kopf, sondern eine Produktionsverlagerung bedeuten.

Echt geopolitische Wirkungen auf Siedelung und Wirtschaft übt rings um den Pazifik die Veränderlichkeit der Küsten, ganz abgesehen von der Erdbebenhäufigkeit. Das mag geringere Folgen haben, wenn sich Küsten in Alaska um 4—8 m heben oder Südseeinseln verschwinden, die man sich eben noch als Flugstützpunkte ausgesucht hatte. Aber es trägt weit, wenn der Untergrund von Millionenstädten, wie bei Ost-Tokio, sich langsam senkt. Freilich handelt es sich vorläufig noch um kleine Zahlen in einer Bucht mit geringem Gezeitenhub, weit entfernt von jenen gewaltsamen Veränderungen, die der Grund der Sagamibucht am 1. 9. 1923 erfuhr, wo neben Senkungen bis zu Tiefen von 437 m Hebungen von 244 m auftraten.

In Japan, wo man Erdbebenpraxis hat, wird nach jedem Großbeben die davon betroffene Landschaft neu vermessen und scharf beobachtet, ob sie „Niveau" gehalten hat. Bei normalen Fluthöhen von etwa 1 m ist aber eine Teilsenkung von drei Höhenmarken bis zu 35 cm, bei 10 zwischen 24 und 35 cm zwischen November 1929 und März 1932 schon unheimlich, noch mehr, wenn man an einer anderen von 1923 ein Absinken von mehr als 1,65 m hat beobachten können (zwischen Sumida und Yedofluß). Professor Miyabe hat das Senkungsgebiet in sechs Regionen mit verschiedener — durchweg rascherer — Eigenbewegung nach unten eingeteilt. An der wissenschaftlichen Beobachtung also fehlt es nicht. Hinter ihr aber steht die ernste geopolitische Frage, seinerzeit bei Tokio (mit heute 6,3 Mill. E.) und Yokohama durch den trotzigen Lebenswillen eines großen Volkes bejaht, im Fall von Quetta infolge eines erneuten Erdstoßes sehr in Zweifel gezogen, ob man an solchen von der Natur gezeichneten Stellen große Volksverdichtungen, Wehreinrichtungen und Wirtschaftswerte erneut zusammendrängen soll, nachdem sie ein Großschlag der Natur betroffen hat; oder ob man besser die Siedelungen auseinanderlegt und verdünnt und namentlich wehrwichtige Betriebe auf festeren Boden stellt. Gewiß ist es hart, große Überlieferungs- und Sachwerte zu verlegen; gewiß ist aber auch, daß die ganze Nordostküste Japans und mit ihr der meeresnahe Boden seiner Hauptstadt sinkt.

1936 ist nach dem ostasiatischen Tierkreis ein „Jahr der Ratte" und liegt als solches zwischen Eber und Rindvieh — mit allerhand Aberglauben behaftet, der durch den „verratzten" Jahresbeginn für beide ostasiatischen Großstaaten sicher neues Leben erhält und zu großer Vorsicht im Innern mahnt. Unheilsrichtung dieses Jahres ist Nordosten; das würde Vorsicht mit den Sowjets bedeuten. Glücksrichtung ist Ost-Süd-Ost — was mancher auf die Unschädlichkeit der Vereinigten Staaten während eines Präsidentenwahlkampfs deutet.

Aber für China war die Hirota-Erklärung eine scharfe Gegenüberstellung von harten Tatsachen, die schließlich auf Kooperation mit starker japanischer Führung oder bewaffneten Widerstand, Seite an Seite mit dem Kommunismus hinausläuft: keine leichte Wahl!

Und Japan wurde durch die Druckmesserexplosion am Aschermittwoch vor die Tatsache seines inneren Überdrucks gestellt, der nicht mehr wird von altersschwachen Händen gemeistert werden können, so ungern sie die Gewalt aus den Händen geben.

Umfaßte der Bereich des eigentlichen Japan, Koreas, Formosas, Sachalins, Kwantungs, der S. M. E. Zone und der Mandate schon am 1. 10. 1935 rund 99,454 Mill., so hat er in diesem Frühjahr die Hundertmillionenzahl für das Reich allein, ohne seine Schutzfreundschaften überschritten; in rasch steigender Verstädterung — Tokio 5,88 Mill., jetzt 6,3, Stadtpräfektur 6,37, Osaka 2,99, Stadtpräfektur 4,3 Mill. — zum Glück in harmonischer Gauanordnung, die zwischen eine halbe Million und zwei Millionen auf die einzelne Zelle verteilt. Aber auf dem Ganzen liegt ein ungeheurer sozialer Druck, dem vor allem die Nachfolger der alten Samurai, der gesamte Wehrstand, mit überlieferungsmäßigen Mitteln, nicht mit vom Westen erborgtem parlamentarischem Schein abhelfen wollen. Daher die persönliche Opferbereitschaft, die gerade wegen der freiwilligen persönlichen Opfer die Idee, der sie gebracht werden, früher oder später zum Siege führen wird — unter voller Wahrung der nationalen Kaiserüberlieferung.

Weit weniger trittsicher als das durchstürmte Japan geht China der Zukunft seines allseitig zurückgeschnittenen Lebensraumes entgegen, weil ihm so feste Spaliere, wie die hiero-monarchische Kaiseridee und der Wehrstand Japans, dann seine zähe Gaueinteilung fehlen. Daran ändert auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nichts, die — etwa im Stil unseres Arbeitsdienstes, in der Art, wie Yen Shi Shan es in Schansi versuchte — die Reformen hätte beginnen müssen. Aber dazu waren die eigentlichen Drahtzieher der Kuomintang, mit Ausnahme des dutzendemale von ihnen verratenen Chiang Kai Shek und seiner tapferen Frau, zu waffenscheu. Nun widerhallen chinesische und fremde Zeitschriften und Zeitungen von dem Alarmruf: „China near a Crisis" usw. Lin Yutang versucht in einer fesselnden Studie: „My Country and my people" (London, William Heinemann, 363 S. 15 s) vom Standpunkt des chinesischen Intellektuellen seine Intellektuellen zu erklären, die nun etwa 30 Jahre lang von der volkspolitischen Überlieferungslinie abgedriftet sind, Alt-China vergessen und den Wesensgehalt des Westens doch nicht erfaßt haben. Dann folgte freilich, etwa von 1919 an, was Hu Shih die „Periode des Zweifels" nannte. Aber es war eben zu viel Zweifel, und der rettende Staats- und Volksglaube fehlte, der Japan aus einer ähnlichen Kulturkrise hochzureißen vermochte.

Gewiß ist Shanghai nicht China, zum Glück für China; aber es ist — samt den andern Vertragshäfen — ein böser Filter, der viel Schädliches einläßt und Taugliches ausscheidet. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen der wilden Entschlossenheit, mit der die Samurai von heute der Vergiftung ihres Volkskörpers durch wesenswidrige Verwestlichung entgegentreten, und der planlosen chinesischen Studentenpolitik. In China fallen irr gewordene, unreife Intellektuelle den Ret-

tungsversuchen ihres einst so großen, kulturmächtigen Vaterlandes in den Arm und bahnen der bolschewistischen Lehre den Weg durch die große Mauer, zunächst über den Hwangho nach Schansi, in das Weital und die Lößebene. Zürnend wuchteten ihnen die beiden Ströme Chinas über vernachlässigte Dämme weg hemmungslos voraus!

Es ist Sinnbildhaftes in ihrem diesjährigen Zerstörungswerk gewesen, von dem nach chinesischen Quellen der „North China Herald" zwei Übersichtsskizzen für Hwangho und Yangtse gibt. Die Ströme rächen in dem strombestimmten Land die bürgerlichen Unruhen, die damit zusammenhängenden Vernachlässigungen der Dämme durch Herausbrechen aus ihnen und Zerstörung der vom Strome selbst geschaffenen Fruchtbarkeit des Tieflands. Das ist ein unbarmherziger geopolitischer Rhythmus, der durch die Jahrtausende der chinesischen Wirtschaftsgeschichte geht, wie die säkularen (und 5jährigen) Schwankungen der Monsunregeneinbrüche und die ihnen folgenden bürgerlichen Unruhen und Hungersnöte im unheilvollen Kreislauf.

Daß sich innerhalb der Monsunländer bereits Abstoßungsbewegungen gegen die Überindustrialisierung der Nachbarn geltend machen, verrät etwa der „Transpacific"-Leitaufsatz vom 3. 10. 1935: „East Indian Government reported studying further measures to check japanese trade." Wer eben selbst fremden Handel abschreckt und hemmt, muß haben, daß ihm geschieht, wie er anderen tut. Das erfuhren die USA., und ihnen folgt Japan und nun Indien. Auch der Weg zum Goldenen Jubiläum der Nippon Yusen Kaisha mit ihren heutigen Prachtdampfern, wie der 17000 t großen „Tatsuta Maru", ist vom 1. 10. 1885 an ein langer Erfahrungsweg gewesen: von den 58 Dampfern mit 64610 t ihrer Gründungszeit, die noch nebenher 11 Segler mit 4725 t betrieb, bis zu den 133 Schiffen mit 770000 t von Ende 1935. Große Tonnagesprünge folgten gleichläufig mit Japans Kriegen, zuletzt die ganze Erde mit Linien überspannend. Aber auch dieses Großunternehmen entging nicht der Abneigung, mit der Jungjapan jede solche Geldmachthäufung in wenig Händen betrachtet, das dazu neigt, weit eher noch anonymes, zurücktretendes Unternehmertum zu dulden, als den politisch hervortretenden Wirtschaftsführer. „Heute gibt es keine Streitfragen unter den pazifischen Ländern, die nicht durch friedliche Staatskunst geschlichtet werden könnten", meinte Prinz Iyesato Tokugawa in Gegenwart des Sowjetbotschafters Konstantin Yurenew beim Balboatag der Panpazifischen Gruppe Japans. Warum fauchen sich dann „am Vorabend einer Ära von Frieden und Ruhe in Permanenz" die großen Raubkatzen so unfreundlich an, wie Stalin am 4. 3. 1936 Japan?

(Roy Howard Interview.)

GUSTAV FESTER:

Das Chaco-Problem V

Die letzten militärischen Ereignisse

Wie schon im Bericht vom März v. J. vorausgesehen, ist der Feldzug schließlich in ein totes Rennen ausgelaufen. Beide Teile hatten zuletzt noch ohne Erfolg eine Verbesserung ihrer jeweiligen Stellung versucht, wohl in der Annahme, daß die schließlich erreichte Linie die Grundlage für die endgültige Grenzziehung abgeben würde; weniger glaubhaft scheint es, daß, so blutig die letzten Kämpfe auch waren, die Kontrahenten davon noch eine entscheidende Wendung erwartet hätten.

Die Endschlacht begann damit, daß die Paraguayer jenseits des Parapití auf Charagua vorstießen, das an der von Villa Montés längs des Hügellandes nach Santa Cruz führenden Straße gelegen ist[1]); es sei dahingestellt, ob damit mehr eine Diversion bezweckt war oder ein Geländegewinn mit weitergehenden Zielen in der für Bolivia stets als Unruhezentrum geltenden Provinz Santa Cruz.

Von bolivianischer Seite jedenfalls wurde die Gelegenheit zu einer großangelegten Offensive in der gefährdeten linken paraguayischen Flanke benutzt, die zu einer entscheidenden Wendung hätte führen können, wenn sie in einer früheren Epoche des Krieges unternommen worden wäre, als die bolivianische Armee noch auf ihrer Höhe war. So aber mußte der Stoß Peñarandas, mit so großem Einsatz er auch unternommen war, sich nach kurzer Zeit festlaufen, ohne daß der Geländegewinn dem Aufwand entsprochen hätte. Bei Beginn der Offensive wurden sofort die paraguayischen Truppen aus dem bedenklich vorspringenden Frontwinkel von Charagua zurückgenommen, ein ohne allzu große Verluste ausgeführter strategischer Rückzug, der durch eine Entlastungsoffensive von Osten her erleichtert wurde. Unterdessen hielten schwache paraguayische Kräfte an der kritischsten Stelle, bei Boyuibé, zähe stand, bis der bolivianische Hauptstoß durch die herbeigeführten Reserven zum Stehen gebracht war. Als Endergebnis für die Bolivianer, gegenüber der Frontlinie vom März, war im wesentlichen nur die Rückeroberung eines schmalen Streifens mit der Straße Villa Montés—Boyuibé zu verzeichnen, die aber dem paraguayischen Artilleriefeuer ausgesetzt blieb. Seit Ende April lagen sich die Truppen aufs neue im Stellungskrieg gegenüber, ohne daß es dann weiter zu größeren Kampfhandlungen gekommen wäre.

Der Vorfrieden

Zum Bericht vom Vorjahr ist nachzutragen, daß sich die Chaco-Kommission des Völkerbundes im März noch einmal mit der Frage der Sanktionen beschäftigte, die aber von dem argentinischen Vertreter Cantilo energisch abgelehnt wurden, da die Frage des Angreifers nicht zuvor geklärt worden sei.

1) Der Straßenschnittpunkt in der linken oberen Ecke der Skizze, S. 303, Jahrg. 1935.

Nachdem dann die militärische Lage keiner der beiden Parteien irgendwelche Aussichten auf nennenswerte Änderungen ließ, waren die psychologischen Grundlagen für einen endlichen Erfolg der nunmehr wieder einsetzenden panamerikanischen Vermittlung gegeben. Die Initiative ging dabei zunächst von Chile aus, dem sich dann Argentinien, Perú, Uruguay, die Vereinigten Staaten und Brasilien anschlossen, letzteres allerdings erst nach einigem Schmollen, da man es nicht zu der Chaco-Wirtschaftskonferenz eingeladen hatte.

Im Laufe des Mai trat die Vermittlungskommission in Buenos Aires zusammen, der durch die Anwesenheit des brasilianischen Präsidenten und Außenministers besonderes Gewicht verliehen war. Immerhin aber waren zunächst noch zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden, und mehr wie einmal drohte die ganze Aktion zu scheitern. Offenbar war es das Hauptverdienst des argentinischen Außenministers Saavedra Lamas, schließlich alle Klippen mit Geschick überwunden zu haben. Noch Anfang Juni, als schon die Kanzler der kriegführenden Staaten, Riart (Paraguay) und Elio (Bolivia), an den Verhandlungen teilnahmen, herrschte starker Pessimismus über einen Enderfolg. Erst in den ersten Morgenstunden des Pfingstsonntags kam die Einigung zustande; die Beendigung des jahrelangen Ringens wurde mit feierlicher Messe in der Kathedrale von Buenos Aires begangen, wobei die Gattinnen der bisher feindlichen Außenminister, beides Soldatenmütter, sich unter Tränen umarmten. Nachdem dann noch einmal in letzter Stunde von paraguayischer Seite wegen des Waffenstillstands ohne Garantien Schwierigkeiten entstanden waren, wurde am 12. Juni der Vertrag über die Waffenruhe im Weißen Saal des Bonarenser Regierungsgebäudes von den Vertretern der kriegführenden und vermittelnden Staaten unterzeichnet.

Die wichtigsten Bestimmungen des Abkommens, das als Vorfriedensvertrag zu bezeichnen ist, sind folgende:

1. Die Streitfragen sollen durch direkte Verhandlungen gelöst werden; falls keine Einigung erzielt wird, soll der Haager Gerichtshof als Schiedsrichter angerufen werden.

2. Es ist ein Übereinkommen über die Entlassung der Kriegsgefangenen zu treffen.

3. Es ist eine Kommission zur Feststellung der Verantwortlichkeit am Kriege einzusetzen.

4. Die Feindseligkeiten werden endgültig eingestellt auf Grund der jetzigen Stellung der beiden Heere; die Demarkationslinie wird sofort durch eine internationale Militärkommission festgelegt.

5. Innerhalb von 90 Tagen werden beide Teile ihre Kräfte bis auf je 5000 Mann demobilisieren.

6. Das Abkommen ist gleichbedeutend mit einem Nichtangriffsvertrag. Nach Durchführung der Demobilisierung wird der Krieg als beendet erklärt.

7. Die These vom 3. August 1932 wird erneut anerkannt, daß Waffengewalt keine Besitzrechte verleiht.

Am 14. Juni mittags hörte das Feuer auf, und die Militärkapellen begannen an der ganzen Front zu spielen. Inzwischen war bereits die unter der Leitung des argentinischen Generals Martinez Pita stehende internationale Kommission im Flugzeug eingetroffen, die dann rasche Arbeit geleistet hat. Die festgelegte Demarkationslinie entsprach im wesentlichen dem bisherigen Frontverlauf, während die nach der Demobilisierung verbleibenden Truppen beiderseits an bestimmten Plätzen hinter der Linie konzentriert wurden.

Und was nun?

Daß das „molto lento" der Weiterentwicklung nicht dem „allegro con brio" der Vorfriedensunterzeichnung entsprach, war eigentlich vorauszusehen. Wenn auch beide Parteien ehrlich gewillt waren, dem Morden ein Ende zu setzen, hatten doch wohl beide eine gewisse reservatio mentalis bei dem Unterschreiben: Paraguay, daß seine Eroberungen trotz der These vom 3. August 1932 stillschweigend anerkannt seien, und Bolivia, daß eben diese auf diplomatischem Wege eine Korrektion seines mangelnden Kriegsglücks ermöglichen werde. Der erste starke Tropfen Wermut in den Becher der Freude war, daß Paraguay keinerlei Anstalten zur Heimsendung der etwa 30 000 bolivianischen Kriegsgefangenen traf; als Gründe der Zurückhaltung dieses Pfandes wurde die Sicherheit gegen erneuten Angriff und die Frage der Vergütung der Verpflegungskosten angegeben, doch waren wohl auch die nicht ausgesprochenen territorialen Wünsche maßgeblich. Einige Monate hindurch erhielt die Öffentlichkeit nur spärliche Nachrichten über die weitere Tätigkeit der Friedenskommission, bis diese Ende Oktober den gordischen Knoten mit einem neuen Teilungsvorschlag des strittigen Gebietes zu durchhauen versuchte: Die endgültige Grenze sollte von Bahia Negra am Paraguay diagonal bis zum Schnittpunkt des 22. Breitegrads mit dem Pilcomayo gezogen werden, d. h. dort wo ihn die argentinische Grenze erreicht; abgesehen von dem Zugang zum Paraguaystrom bei Bahia Negra, sollte Bolivien auch eine Freizone in Puerto Casado eingeräumt werden. Beide Parteien lehnten ab, Bolivien aber wohl nur vorläufig aus taktischen Gründen, während der Vorschlag in Paraguay die schärfste Entrüstung erregte, da es kaum mehr Gesamtareal erhalten hätte, als ihm schon im Status-quo-Abkommen von 1907 zugestanden war.

Nach diesem Fehlschlag ging die Vermittlungskommission wieder zu der bewährten Taktik über, zunächst die Punkte minoris resistentiae des ganzen Komplexes zu erledigen. Wieder war es der Geschicklichkeit Saavedra Lamas zu danken, daß nach monatelangem Verhandeln in Buenos Aires am 21. Januar ein weiteres ergänzendes Abkommen unterzeichnet wurde. Abgesehen von der Bestätigung der Bestimmungen des Protokolls vom 12. Juni, lautet der wichtigste Artikel des neuen

Vertrags dahin, daß innerhalb von 30 Tagen nach der Annahme mit der Rückbeförderung der Kriegsgefangenen begonnen werden muß. Der zu Lasten Boliviens zu errechnende Saldo der Unterhaltskosten wird von diesem an die Friedenskonferenz überwiesen, welche ihn nach endgültiger Erledigung des Gefangenenrücktransports an Paraguay weitererstattet. Schließlich sollen die diplomatischen Beziehungen sobald als möglich wieder aufgenommen werden.

Was die nun noch verbleibende Hauptfrage der endgültigen Grenzziehung betrifft, so erscheint es vermessen, darüber irgendwelche Prophezeiung auszusprechen. Soviel nur soll bemerkt werden, daß es erfahrungsgemäß die größten Schwierigkeiten macht, einem siegreichen Volke die Früchte dieses Sieges wieder zu entwinden; Estigarribia wird sich mit Sicherheit gegen die eigene Regierung wenden, wenn diese einer ungünstigen Grenzziehung zustimmen sollte. Vielleicht wird die Grenzfrage in nächster Zeit überhaupt nicht entschieden werden, vielmehr weiter in dem latenten Stadium verharren, wofür ja auch sonst in der neueren Geschichte — z. B. Tacna und Arica — genügend Beispiele bekannt sind.

Nebenbei sei noch erwähnt, daß in den letzten Monaten auch der Grenzstreit zwischen Argentinien und Paraguay neu aufgelebt ist, der in der Unbeständigkeit des Grenzflusses Pilcomayo seine Ursache hat. Es ist noch nicht ganz klargelegt, ob lediglich eine Laufveränderung des Flusses stattgefunden hat, oder ob durch eine rückschreitende Erosion des unteren Pilcomayo die Depression der Patinosümpfe angeschnitten und teilweise ausgetrocknet wurde[1]).

1) Vgl. F. Kühn, Eine neue Grenzfrage im Chaco, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin, Jahrg. 1935, S. 11.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

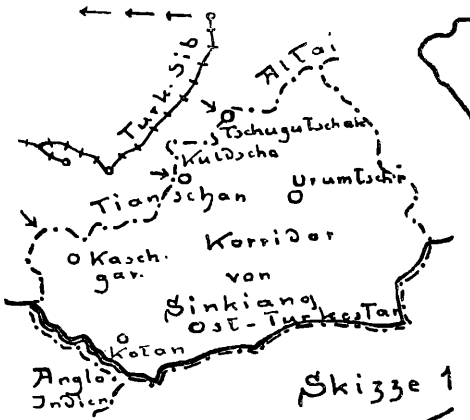
Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen

„Allen Anregungen und Eindrücken weit offen zu sein und zugleich fähig, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten, darin liegt die Gewähr des Wachsens der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung."

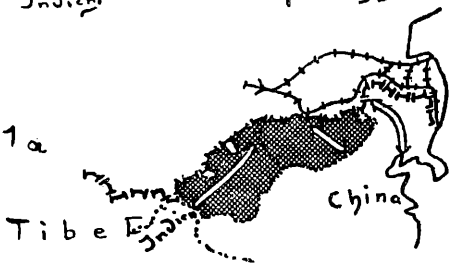
So hat einst F. Ratzel von den „Inselvölkern und Inselstaaten" ausgesagt. Wir aber meinen es gelte für alle Lebensformen, die eine Vollendung erwachsen wollen; es gilt also auch für das Gesamtgebiet der Geopolitik. Deshalb muß sie so weitgehende Anregungen, wie die über die neuen Korridorbildungen der Alten Welt überall aufnehmen, woher sie auch kommen mögen. Deshalb verzeichnet sie die Neuansätze und Umwandlungen uralter Korridore aus ihrer Westostrichtung in eine nordsüdliche in Ost- und Zentralasien, wie sie die Skizze 1 und 2 zeigt, vor allem aber zeigt sie nach tschechoslowakischen, ungarischen und italienischen Quellen jene wunderbare Verwandlung, die beim Übergang der Politik des Weisen von Lana in jüngere Hände der ganze Tschechoslowakische Staat mit sich zu einer mächtigen Korridorbildung von Eurasien ins Herz der europäischen Kulturwelt vornimmt.

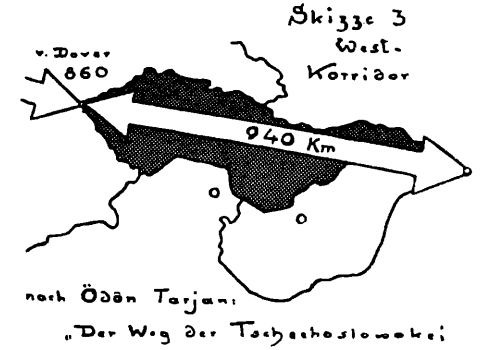
Wir nehmen deshalb Anregungen von Ödön Tarjyn, des Conseil Slovaque und von Markomannus auf und unterbreiten sie einfach als Skizzen mit erläuternden Anmerkungen unsern Lesern, die dann selbst ihre Schlüsse daraus ziehen mögen (Skizze 3—5).

Eine wertvolle Ergänzung bildet General Ferrario Carlo Antonio, den wir nach dem „Pesti Hirlap" vom 4. 3. 1936 über die „Flugplätze, welche in der Slowakei für die Russen erbaut werden" den Freunden des Frie-



Skizze 1





Skizze 5

Die Wehr der Tschechoslowakei

Skizze 4

52 % Tschechen 22 % 15% 5 4 2

Deutsche Slowaken Ungarn Ruthenen

nach Markomanus

dens in Mitteleuropa mit seinen Äußerungen zum Nachdenken nahe bringen möchten.
Das geopolitisch allgemein Bemerkenswerte an diesen drei Neuerscheinungen der politischen Erdkunde ist die Neigung zur Korridorbildung aus wohlgekammerten Verhältnissen heraus und ihr unzweifelhafter Zusammenhang mit den weiträumigen Anschauungen der Sowjet-Großraum-Politik, der im Grunde der innermongolische Korridor, der turanische Korridor und der Wandel der Tschechoslowakei von der soliden böhmisch-mährisch-karpatischen Kammerung zum Durchlaßgang für Eurasien ihre Entstehung verdanken. Die Pariser Hilfe dabei wirkt sekundär. Dank ihr ist statt dem Rumänien Carols nun die Bayr. Ostmark die erste feste Kammer gegen den Anprall der Steppe. K. H.

Norman Angell,

weiland „consientious objector" des Kriegsdienstes, in seiner Art vielleicht der genialste totale Pazifist der angelsächsischen Welt und Verfasser des berühmten Vorkriegsbuchs: „The great Illusion", ist gewiß nicht der Zuneigung zu faschistischen und nationalsozialistischen Lebensformen verdächtigt. Er bekämpft ihre, ihm „drohend" scheinende Kraft mit allen Mitteln, auch wieder in: „The Revolt in Tokio — and in Rome." (Foreign Affairs; Supplt. zu Time and Tide, 7. 3. 1936.)
Aber was eben auch aus dieser ablehnenden Haltung hervorgeht, ist die Anerkennung der gewaltigen, sei es „irrationalen, immateriellen ... Leidenschaft" gegen alle materialistische Zerredung von nationalen Idealen und ihre Mattsetzung durch Zweifel. Ja: ein bedrohter Volkskörper, der sich im Raum am Leben erhalten will, kann nicht dem ihn zersetzenden Bazillus dasselbe Lebensrecht zugestehen, wie den ihn erhaltenden Kräften, sei es, daß diese vom Blut, sei es, daß sie vom Boden her kommen, oder einer weisen Verbindung von beiden entstammen.
Und wenn Norman Angell für so viele „Fahrzeuge mit hoher Kraftentfaltung auf derselben Straße" einer enger und enger werdenden Erde Regeln verlangt, so gibt es eine, die allen andern voransteht: Gleichberechtigung und gleiche Ehre, gleiche Selbstbestimmung für alle, die darauf fahren müssen! Gerade sie aber verweigert das Volk, an das sich Norman Angells Stimme unmittelbar wenden könnte, den „Have-nots". Deshalb müssen wir ihn bitten, zuerst vor seiner Tür zu kehren, dann erst vor der japanischen, italienischen und deutschen.
Was uns an seiner Schrift aber weit eher beruhigt als aufregt, ist die bis zum Gefühl der Unheimlichkeit gesteigerte Achtung von der inneren seelischen Kraft in den Mächten der Erneuerung, die sich der gemeinsamen Feindschaft aller Internationalisten aus Gewissensgründen erfreuen, während die Jugend, der Zukunftswille der Menschheit ihre Hauptstütze ist. Es ist „eine ganz andere soziale Revolution, als die nach dem Rezept von Marx" — ganz gewiß — es ist eine Revolution der erhaltenden Kräfte! K. H.

Fern im Südosten

Da bei uns in Deutschland kaum von einer Kenntnis etwa der rumänischen oder der magyarischen Sprache die Rede sein kann und auch das Wissen um die betreffenden Völker und ihre Staaten entsprechend beschränkt ist (erst nach und nach bessert sich dieser unbefriedigende Zustand, der der Politik das notwendige Rüstzeug vorenthält), lernen wir auch nur am Rande, durch Stichproben und zufällige Funde, den erbitterten Kampf kennen, der um Grenzen, Staatsrecht und Volkstum dort unten im Südosten ausgefochten wird. Einen guten Einblick gewährt etwa eine Zeitschrift wie die „REVUE DE TRANSSYLVANIE", eine in Klausenburg (Cluj) erscheinende Vierteljahrsschrift in französischer Sprache, vorzüglich ausgestattet und im Inhalt darauf abgestellt, durch hohe schriftstellerische Leistungen die wissenschaftlichen Beweisgründe auf ein gegebenes Ziel anzusetzen. Das Heft 2 des zweiten Jahrganges, z. B. (Dezember 1935), das uns vorliegt, ist fast ganz der Polemik gegen die ungarische Staatsidee und die magyarische Volkstumspolitik gewidmet. So geht ein kleiner Abschnitt an gegen jene magyarische Ansicht, daß die Ungarn, d. h. immer die Magyaren, gar nicht eingewandert, sondern eigentlich immer schon im Donauland ansässig gewesen seien und bulgarisch-türkische Verwandtschaft zeigten (was ähnlich Tsanoff mit Bezug auf die Bulgaren behauptet, Franz Kászonyi überhaupt für alle Donauvölker annimmt); eine andere Glosse macht sich lustig über solche parlamentarische Besucher aus Westeuropa, die bei Festessen in Budapester Hotels feststellen, daß die Ungarn der Schutz der Christenheit gegen den Halbmond gewesen seien, ohne anscheinend je erfahren zu haben, wie eng manchmal das Zusammengehen mit den Türken war; ein dritter Verfasser beschäftigt sich mit dem ungarischen Romanschrifttum, dem er Greuelnachrichten über die Lage des Magyarentums in Siebenbürgen anhängt; an einer vierten Stelle werden als Kronzeugen reichsdeutsche Stimmen angerufen, die etwa am Beispiel der Satmarer Schwaben die magyarische Volkstumspolitik ablehnen und die heutige Lage im Banat

und in Siebenbürgen dagegenstellen; eine fünfte Ausarbeitung benützt Budapester Blätteräußerungen zum Abessinienstreit, um unter Ablehnung der Bezeichnung „untergeordnete" und „hochstehende" Völker die besonderen Ansprüche der Magyaren auf Führung im Donauraum („Recht der Kolonisierung und Zivilisation in Siebenbürgen, der Slowakei und Kroatien") abzuweisen. Ein zusammenfassender Blick auf die erdkundlichen Arbeiten des kürzlich gestorbenen rumänischen Professors Georges Valsan benützt — Rudolf Kjellén als Eideshelfer. Wenn die Bewohner wie die Bäume im Boden verwurzelt seien und sich trotz aller Widrigkeiten nicht von ihm getrennt hätten, weil nach Kjellén der Staat wie ein Wald am Boden hafte, so sei die Eingliederung des alten ungarischen Staates eben schicksalhaft gewesen, weil er zuviel fremde „Wälder" in sich geschlossen habe, ohne auf die Gefühle und den Willen der Mehrheit Rücksicht zu nehmen. Wenn Ungarn die Karpaten seine natürliche Grenze nenne, so habe es sie mit der siebenbürgischen Naturfestung als mächtige Waffe benützen können, während die Karpaten heute inmitten des neuen Rumänien keinerlei Angriffsrolle mehr hätten, sondern vielmehr letzte Zuflucht der Verteidigung sein könnten; der rumänische Staat, mit seinem Mindestmaß von Grenzen bei annähernd runder Form, habe die denkbar „friedlichste" Form und öffne nach außen, vor Bergen, Hügeln und Ebenen, ungeschützte Flanken. Die Rumänen wohnten zu beiden Seiten der Karpaten wie die Schweizer das zu beiden Seiten der Alpen tun, ohne daß sich Europa darüber aufrege und es als Unrecht betrachtet; wenn jeder Staat um seines Volkes willen da sei, dann sei der alte ungarische ein „Monstrum" gewesen. Rumänien sei mit den Karpaten nicht nur politisch gebunden, sondern bilde einen Körper mit ihnen: „Wir sind ihr Ergebnis mit demselben Recht wie die Wälder, Weiden und Gewässer und haben das obendrein durch unsere Opfer bewiesen und durch die Tatsache, daß wir eben dort geblieben sind." — Die Habsburger Frage, manche Möglichkeit des Gebiets- oder Volksaustausches werden in anderen Arbeiten des Heftes noch angeschnitten; aber in allem ist zu erkennen, wie sehr die rumänische Wissenschaft auf das nationale Ziel ausgerichtet wird, in einer, zugegeben, glänzenden und oft bestechenden Form. J. M.

Karte und Schule

Die Kreuzzeitung erhebt am 10. 12. 1935 ihre Stimme zu diesem Thema und kommt nach heftiger Kritik an dem „immer noch starren Schulsystem und der mangelhaften Organisation unserer Schule" zu der Feststellung, daß jeder junge Deutsche genau sein Meßtischblatt oder eine Reichskarte zu lesen und auszunützen imstande sein müsse, wie wir von einem Menschen verlangen, daß er ein Buch oder eine Zeitung lesen kann. Dem bisherigen Schulunterricht in der Geographie sei jeder Erfolg im praktischen Leben versagt geblieben, der schulentlassene Deutsche wäre weder imstande gewesen, sich im Gelände sicher zu bewegen, noch sei er in seiner Heimat verwurzelt gewesen.

Wenn der Berichterstatter der Kreuzzeitung auch das Kind sozusagen mit dem Bade ausschüttet, was der Sache selbst nicht gerade dienlich ist, so bleibt der Kern seines Vorstoßes doch allzu richtig. Es wäre zu wünschen, daß nicht nur die Kreuzzeitung, sondern alle in Frage kommenden Stellen in Deutschland immer wieder den Hinweis auf diesen leider recht wunden Punkt unserer „Bildung" aufnähmen. Es war wohl kaum eine Zeit gerade für ein solches Gebiet der Schule so aufnahmefreudig wie die heutige. Der Schritt vom Geländesport zur wehrgeographischen Kartenkunde, zum Zeichnen von Skizze und Kroki ist nur zu leicht zu tun, wenn — ja, wenn immer die rechte Vorbildung dazu da wäre. Hier heißt es also, immer und immer wieder auf die Notwendigkeit solcher Arbeit hinweisen. Neben der Schule stehen als nicht weniger Helfer HJ., Jungvolk und BDM.

Im Grunde genommen liegt das Übel aber noch tiefer. Die Einführung in das Verständnis der Karte erfolgte bisher in der Schule planmäßig meist erst im 4. oder 5. Schuljahre. Entscheidend für diese Einordnung war, daß man von wissenschaftlicher Seite an die Frage heranging und auf solchem Wege natürlich nicht eher Verständnis erwarten konnte. Seit der Aufstellung der letzten und vorletzten Lehrpläne der deutschen Schulen ist die Zeit aber weitergegangen. Sie hat eine ungeheure Entwicklung der bildmäßigen Propaganda gebracht und damit eine Vertiefung des Verständnisses für Symbole und Darstellungsformen. Manche Länder haben diese Entwicklung längst politisch dazu benutzt, um durch propagandistische Kartenplakate auch jedem primitiven Geist gewisse außenpolitische Notwendigkeiten einzuhämmern. Ungarn steht dabei an der Spitze mit seinen unzähligen Karten und Kärtchen, die im Dienste des Kampfes gegen Trianon stehen. Italien züchtet den Stolz seiner Bevölkerung hoch, indem es die Macht des Imperium Romanum kartenmäßig darstellt und etwa eine Karte der Sanktionsländer danebenstellt. Was in Rom

an den Anschlagsäulen prangt, das dürfte mutatis mutandis auch schon in einer Fibel stehen können!

Es ist ein Ruf unserer Zeit, daß wir die Karte als Symbol und als „Waffe" bereits in den Lebenskreis der Unterstufe unserer Schulen einführen. Was später dem Erwachsenen täglich Brot sein soll, das kann nicht früh genug schon an das Kind herangebracht werden. In jeder Klasse von Lernanfängern könnte schon eine einfache Deutschlandkarte hängen, die in einprägsamen Farben das Reich und die abgetrennten Gebiete zeigt.

Wenn Wandkarte, Kartenbild, Skizze und Kroki den jungen Deutschen durch seine Schulzeit ebenso nachdrücklich begleiten, wie das Schreibheft und das Lesebuch, dann erst werden wir erwarten können, daß auch der Erwachsene mit einer Reichskarte wandert, anstatt nach der Kreuzzeitung an Wegemarkierungen zu kleben. Dann erst wird er aber auch zum Atlas greifen, wenn er die Zeitung liest und Wortpolitik in Raumpolitik übersetzen kann. Ja.

Los von der Kaffee-Monokultur

Es ist bekannt, daß die Kaffee-Monokultur in Brasilien sich von der ungünstigsten Seite gezeigt hat. Die Fütterung der Haifische oder die Speisung der Lokomotiven mit Kaffeebohnen erfüllen nicht den eigentlichen Zweck des Kaffeeanbaus. Es ist auch bekannt, daß sich Brasilien immer mehr von der Kaffee-Monokultur abwendet. Über die Art der Umstellung gibt die Ibero-Amerikanische Rundschau (10/35, Länderbericht Brasilien) nähere Auskunft:

„. . . Auf der andern Seite ist der Prozeß der Lösung von der Kaffee-Monokultur in ein neues Stadium getreten. Das voraufgegangene Stadium, das von 1927—1934 gereicht hat, war dadurch gekennzeichnet, daß die Fläche der Kaffeepflanzungen immer noch zunahm, aber von der Gesamtheit sonstiger Kulturen mehr und mehr überflügelt wurde. Im Staat Sao Paulo standen 1927/28 ungefähr 2,10 Mill. ha = 8,5% der gesamten Landfläche unter Kultur, davon 1,05 Mill. unter Kaffeesträuchern, und nochmals etwa 1,05 Mill. unter allen andern Kulturen, unter denen Mais und Bohnen weitaus am bedeutendsten waren. Bis 1934/35 sind die Kaffeepflanzungen auf 1,35 Mill. ha angewachsen, die sämtlichen andern Kulturen aber auf 2,30 Mill., und hierbei hat sich nicht nur der Maisbau verdoppelt, sondern Reis und Baumwolle sind in die Reihe der Hauptkulturen von Sao Paulo eingerückt; Reis wird jetzt über Santos nach den übrigen Teilen Brasiliens in Masse verfrachtet, die Baumwolle deckt nicht allein den Bedarf der Paulistaner Industrie, sondern hat sich infolge der nordamerikanischen Preis- und Handelspolitik die überseeischen Märkte erobert. Ein neues Stadium beginnt nun 1935/36 damit, daß die „neuen" Kulturen sich nicht bloß neben, sondern auch auf Kosten des Kaffees ausbreiten. Zum ersten Male sind dieses Jahr in den älteren Plantagenbezirken von Sao Paulo und dem nördlichen Parana überalterte Kaffeebestände vielfach, anstatt durch junge Nachpflanzungen ersetzt zu werden, niedergelegt und in Baumwollfelder verwandelt worden. Dies ungeachtet des sehr unbefriedigenden Hektarertrages der Ernte 1934/35, die von Insektenschäden schwer heimgesucht worden ist (ist doch dort, wo man es erstmalig mit der Baumwolle versucht hatte, vielfach ein Totalverlust der Ernte eingetreten); trotz allem ist für 1935/36 die Paulistaner Baumwollfläche insgesamt wiederum etwas vergrößert worden, und da das Ackerbauamt des Staates sowohl die Beratung der Baumwollfarmer durch reisende Fachleute als auch durch die Verteilung von Chemikalien zur Insektenbekämpfung erneut intensiviert hat, macht man sich Hoffnungen auf eine Verdoppelung der Erntemenge. Die Plantagenverwaltungen allerdings sind dem Zuge zur Baumwolle wohl weniger aus eigener Begeisterung gefolgt, als vielmehr unter Zwang, weil nämlich die Banken und die Kolonen dem Kaffee untreu geworden sind." F.

Neue Luftverkehrslinie im Pazifik?

Während der Nordatlantik einen regelmäßigen Luftverkehr bisher noch nicht erhalten konnte, hat im Pazifik die erste Luftpostbeförderung auf der neuen Fluglinie San Francisco—Manila schon stattgefunden. Die regelmäßige Befliegung der Linie ist nur eine Frage der Zeit. Und schon tauchen neue Projekte auf, deren außerordentliche geopolitische Wichtigkeit hier nur angedeutet werden kann. Die Ostasiatische Rundschau berichtet hierüber (Heft 24/35, Dr. G. Goßmann: Ausbaupläne des fernöstlichen Luftverkehrs im Jahre 1936):

„. . . Die PAA (Pan American Airways Co.) hat sich aber gleichzeitig noch einem weiteren, nicht minder gewaltigen Projekt zugewandt und Ende November mit der Regierung von Neuseeland einen Vertrag geschlossen, durch den ihr die Konzession für einen Flugdienst zwischen San Francisco und Auckland erteilt worden ist. Sie hat danach binnen Jahresfrist einen mindestens zweimal im Monat stattfindenden Luftverkehr mit dieser Strecke einzurichten. Ferner kann die Konzession seitens des Dominions mit zwölf-

monatiger Frist widerrufen werden, wenn einer britischen Gesellschaft, die etwa einen Flugdienst von Neuseeland aus nach Nordamerika zu betreiben beabsichtigt, von den Vereinigten Staaten nicht die gleichen Rechte eingeräumt werden sollten, wie sie die PAA seitens der neuseeländischen Regierung genießt. Die Strecke ist wie folgt gedacht:

San Francisco—Honolulu	3800 km
Honolulu—Kingman Reef . .	2000 km
Kingman Reef—Pagopago (Samoa)	2000 km
Pagopago — Auckland .	2600 km
zusammen	10 000 km

Bei Durchführung dieser Projekte würde sozusagen mit einem Schlage ganz Ozeanien vom Flugverkehr erfaßt und gleichzeitig die größte der noch bestehenden Lücken des Luftrings um die Erde geschlossen. " F.

Géographie allemande ou géographie française

Der französische Geograph Jacques Ancel, bekannt durch seine Arbeiten über die Geographie, die Geschichte und Kultur der Balkanländer, veröffentlicht soeben ein neues Werk: MANUEL GÉOGRAPHIQUE DE POLITIQUE EUROPÉENNE. Das einleitende Kapitel des ersten Bandes, l'Europe centrale, trägt die Überschrift: Geopolitik. Wir finden im Märzheft der Zeitschrift Le Flambeau (Brüssel) folgende Besprechung dieses ersten Kapitels:

„Es ist von Anfang bis zu Ende eine Auseinandersetzung zwischen deutscher und französischer politischer Geographie. Ratzel hat eine politisch-geographische Schule begründet, deren bekanntester Repräsentant unter anderen Gelehrten Herr Maull ist, und deren Lehre heute hauptsächlich in der „bien connue" Zeitschrift für Geopolitik Verbreitung finden. Französische Vertreter der politischen Geographie sind Vidal de la Blache, Demangeon, Siegfried und Ancel.

Die deutsche Geopolitik ist begründet auf einer Art erdgebundenem Fatalismus, auf einer Art sklavischer Unterwerfung des einzelnen Menschen wie der menschlichen Gesellschaft unter die Gegebenheiten des Raumes — Elemente, aus denen der Nationalsozialismus in Verbindung mit einer Rassenlehre voll zügelloser Dynamik in bestem Zuge ist, Konsequenzen zu ziehen, die für den Frieden unseres Kontinentes äußerst gefährlich werden können. Gegenüber diesem Imperialismus, dessen tiefste Wurzeln in der seelenlosen Logik des Hegelianismus zu suchen sind, ist die französische Schule immer für die Rechte des menschlichen Willens eingetreten, der sich äußert in der Achtung vor der Freiheit und der Demokratie, der die Staaten und die Grenzen sich gestalten läßt nach den ureigenen Bestrebungen der Völker und der die Völker sich richten läßt nach den Wünschen und dem Willen der Gesamtheit und nicht nach den nebelhaften, übermenschlichen (und zugleich unmenschlichen) Ideen der Lehre von Blut und Boden. Die Franzosen verteidigen die Rechte des Geistes und des Verstandes. Es ist der jahrhundertealte in vielfältiger Form immer wieder in die Erscheinung tretende Gegensatz zwischen den beiden Völkern, den Jacques Ancel hier in zusammenfassender Übersicht in einer so, man möchte fast sagen, erregenden Form darlegt, daß jeder aufgeschlossene Geist die Gedankengänge an sich vorüberziehen sieht, in denen heute Krieg und Frieden beschlossen liegt."

Es scheint lange her zu sein, daß der Berichterstatter die „bien connue" Zeitschrift für Geopolitik zu Gesicht bekommen hat, sonst müßte er bemerkt haben, daß sie weder die Repräsentantin der politischen Geographie ist, noch solch blutrünstige Ziele propagiert, wie er behauptet. Er lobt über alles den esprit méthodique des Herrn Ancel. Wir stehen dafür nicht an, die Methode zu bewundern, mit der Herr Ancel Unverstandenes zu einer glaubhaften These umzuformen versteht. Die Zeitschrift für Geopolitik hat sich schon einmal ausführlich mit ähnlichen Thesen des französischen Geographen Demangeon auseinandergesetzt, wir empfehlen die Lektüre jener vorzüglichen Widerlegung[1]) wie auch der Ausführungen von Wolfgang Scheibe in diesem und dem folgenden Heft, aus denen unter vielem anderen z. B. eines deutlich hervorgeht: der Gegensatz der Staatsanschauung der Geopolitik zum Hegelianismus. N.

1) Zeitschr. f. Geopolitik, IX. Jahrg. (1932), Heft 10 (Oktober).

Wolfgang Scheibe:

Die Formkräfte der Landschaft

Von unaufmerksamen Beobachtern unserer Arbeit wurde in letzter Zeit mehrfach die Ansicht geäußert, die Geopolitik sei eine Art Neuauflage der Milieutheorie, — jener Lehre also, die behauptet, Tun und Lassen des Menschen und der Staaten seien allein durch ihre Umgebung vorbestimmt.

Wir sind dieser Ansicht mehrfach bereits entgegengetreten, zuletzt im Januarheft dieses Jahres. Der folgende Aufsatz versucht in positiver Weise, die im Volkskörper und in den Lebensäußerungen des Staatswillens sichtbar werdenden Kräfte von Raum und Rasse aufzuzeigen und nach Möglichkeit gegeneinander abzugrenzen.

Der Beitrag wird im Mai-Heft weitergeführt. *Die Schriftleitung.*

Gesamtgliederung des Aufsatzes:

1. Gesamtschau.
2. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins.
3. Die Formkräfte des geschichtlichen Lebens.
4. Die Grundzüge der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit.
5. Die Dynamik des landschaftlichen Raumes.
6. Landschaft und Volkscharakter.
7. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur.
8. Das Problem der Stadt.
9. Die erzieherische Bedeutung der Landschaftsverbundenheit.

I. Gesamtschau

Auf allen Gebieten bricht heute die Erkenntnis auf von der Bedingtheit der Kraft unseres Daseins durch Raum, Landschaft und Boden. Diese Einsicht erwächst nicht aus theoretischem Geist, sondern entsteht durch die politische Aufgabe. Die starke politische Energie der Zeit sieht als eine der Grundgegebenheiten und Bedingungen ihrer produktiven Gestaltung den Raum, die Landschaft und den Boden, und sie richtet den Appell an die Wissenschaft, die existenziellen Zusammenhänge und Beziehungen zwischen dem Leben und der Kraft des Volkes und seinem Erdraum und Boden zu durchforschen. Das klare Wissen soll bewirken, daß der politische Zugriff sicherer, umfassender und weitsichtiger werde, als er es aus dem Instinkt heraus allein kann. Dieser gibt zwar den Anstoß, treibt die politische Tat und fällt oft die Entscheidung, aber in den Differenzierungen des gegenwärtigen völkischen Lebens vermag er allein nicht zu genügen und muß sich zu klarem Bewußtsein und Erkenntnis erheben.

Der Auftrag an die Wissenschaft richtet sich in diesen Fragenzusammenhängen nicht auf eine Neukonstruktion, auf Erfindung und künstliches System, sondern allein auf die Erforschung immanenter Wirksamkeiten, natürlicher Kraftfelder und Grundgesetze deutschen Lebens. Bei dem Zusammenhang unserer politisch-völkischen Existenz mit Raum, Landschaft und Boden handelt es sich nicht um ein künstliches Inbeziehungsetzen, sondern um die Aufdeckung natürlicher Wechselwirkungen und Bezüge. Das Bewußtsein der inne-

ren Zusammenhänge, das Verstehen der Wirklichkeit aus diesen Zusammenhängen bestimme dann in organischem Weiterleiten und Gestalten die politische Kraft der geschichtlichen Formung. Die Auswertung der Erkenntnisse für die Zukunft gibt diesen erst ihren eigentlichen Sinn. Hier liegt der Ansatz für die Aufdeckung der Formkräfte der Landschaft.

Die Bedeutung der Frage, die uns beschäftigt, wird erst erkannt, wenn man sie in ihrer ganzen Breite sieht. Das Wort von Blut und Boden darf nicht nur an den Neubau deutschen Bauerntums erinnern, sondern, wenn wir es als Grundbegriff des geopolitischen Bewußtseins — im weitesten Sinne dieses Begriffes — nehmen, dann bedeutet es eine unendliche Vielfalt auf das menschliche Dasein wirkender Kräfte. Wir skizzieren die Breite des Blickfeldes:

Der uns gegebene Raum ist uns Schicksal; — seine Oberflächengestalt lenkte politisches Geschehen; — seine Landschaft formte deutsches Volkstum; — der Boden gibt Nahrung, bedingt wirtschaftliche Lebensformen; — bevölkerungsbiologische Fragen hängen vom Verhältnis zum Boden ab; — die Landschaft ist unsere Heimat, und indem wir sie lieben, bestimmt sie unser Gemüt, sie spiegelt sich wieder in Kultur und Kunst, in Sitte, Brauchtum und Leben; — völkische Bodenverbundenheit ist Daseinsbedingung.

Weit umfassend ist die Formung des Volkes, die von Raum, Landschaft und Boden ausgeht. Diese Faktoren sind Basis, Kraftquelle und Formkraft unseres Daseins; politische Gestaltung und Menschenformung sind ohne sie nicht zu denken und nicht zu verstehen. Es liegen auf einzelnen Gebieten über diese Fragen schon reiche Erkenntnisse vor. Die Züge langer Arbeit gingen nebeneinander her. Jetzt ist die Stunde da, um die Zusammenschau vorzunehmen und das, was getrennt war, unter einen Blickwinkel zu stellen. Die Vielfalt der Formkräfte der Landschaft gilt es in ihrer inneren Einheit zu erkennen. Diese Überschau kann bei der Weite des Gebietes nur im Allgemeinen bleiben, sie kann nur andeuten und wird dem Spezialforscher im einzelnen keine Neueinsicht geben. Aber sie kann ergänzen, anregen, Zusammenhänge zeigen und den Blick weiten. Was auch hier not tut, das sagte Goethe einmal:

„Was der Beobachter treu und sorgfältig gesammelt hat, was ein Vergleich in dem Geist allenfalls geordnet hat, vereinigt der Philosoph unter einem Gesichtspunkt, verbindet es zu einem Ganzen und macht es dadurch übersehbar und genießbar. Sei auch eine solche Theorie, eine solche Hypothese nur eine Dichtung, so gewährt sie schon Nutzen genug: sie lehrt uns einzelne Dinge in Verbindung, entfernte Dinge in einer Nachbarschaft zu sehen, und es werden Lücken einer Erkenntnis nicht eher sichtbar, als eben dadurch[1])."

Dennoch soll eine Begrenzung die Betrachtung einschränken. Nicht Universalgeopolitik kann getrieben werden, sondern der Gedanke an das Gefüge des deutschen Raumes soll in erster Linie bestimmend sein. Wir denken uns als Aufgabe, das Gesicht des deutschen Volkes zu kennzeichnen, wie es in der Verschiedenartigkeit seiner Stämme zu einem Reiche wuchs. Die Stämme entfalteten sich in den landschaftlichen Räumen, wurden entscheidend mitgeformt durch sie. Was gilt es

1) Goethe, „Über die Bildung der Erde" (um 1790), Werke, Jub.-Ausg., Bd. 40, S. 29—30.

zu beachten, wenn wir uns mühen, das Reich in seinen Landschaften und Stämmen zu charakterisieren? — das ist die Frage, deren Beantwortung hier unter dem Gesichtspunkt der Formkräfte der Landschaft stehen soll. Doch wagen wir auch den Sprung ins Allgemeine, selbst wenn uns heute die Erkenntnis der Blässe und Abstraktheit des Allgemeinen besonders nahe ist und die Gebundenheit alles politisch-geschichtlichen Daseins uns bewußter ist als je zuvor.

„Formkräfte der Landschaft", wir meinen mit dem Begriff der Landschaft die Totalität geopolitischer Gegebenheit am besten zu umfassen. Die Begriffe Raum und Boden dagegen sind Teilbegriffe mit besonderer Bezogenheit. Der Begriff des Raumes, ursprünglich den Gebieten der Physik und Mathematik eigen, deutet auf eine umschlossene Einheit. Dem Raum ist die Umgrenzung eigen und die Abgeschlossenheit des ihm innewohnenden Gehaltes. Raum ist keine ursprünglich landschaftlich-geopolitische Kategorie. Der Lebensraum eines Volkes braucht sich nicht mit natürlichen Raumbildungen der Landschaft zu decken, sondern ist häufig genug von politischen Grenzen gebildet, deren Kraft in der Dauer geschichtlichen Werdens erhärtet, politisch von größerer Bedeutung ist als landschaftliche Raumbildung. Immer wieder allerdings wird die natürliche landschaftliche Raumstruktur in vielfältiger Beziehung ihre Einwirkung auf das völkische Leben erweisen. Der Begriff des Bodens bezeichnet die Erde, auf der wir leben, und aus der heraus Leben sich entfaltet, bezeichnet den Acker, der uns Frucht trägt, und bezeichnet die Schätze, die der Boden birgt und die menschlicher Industrie Anregung und Stoff geben. Gegenüber Raum und Boden ist „Landschaft" der umfassendste und weiteste Begriff. „Landschaft" umschließt Raumbildung und Boden, umschließt den Himmel über der Erde, das Klima; zur Landschaft gehören Berg und Fluß, Feld, Wald und Wiese. Wir gehen oder fahren durch die Landschaft, erleben die Natur der Landschaft und lieben sie als unsere Heimat. Dem deutschen Volke ist ein Lebensraum gegeben, aber Deutschland besteht aus Landschaften. Landschaft ist ein Gesamtbegriff, von dem aus die Vielfalt der ausstrahlenden Kräfte, von denen hier gesprochen werden soll, am besten zu erfassen ist.

Bevor an die Darstellung der Wirkungsweise der Landschaft gegangen wird, soll der Standort dieser Betrachtungsweise gesichert werden. Denn wir sind uns darüber im klaren und halten es fest, daß landschaftliche Betrachtungsweise nur einen Blickpunkt darstellt. Nur ein Faktor der Lebensgestaltung ist die Landschaft. Er steht neben anderen, in Wechselwirkung mit ihnen verflochten. Es muß versucht werden, das Verhältnis der verschiedenartigen Formkräfte zu kennzeichnen, die überhaupt am völkischen und individuellen Leben wirksam sind, und sie gegeneinander abzugrenzen. Dieser Aufgabe soll jedoch ein kurzer Blick auf die bisherige Entwicklung der wissenschaftlichen Frage nach den geschichtlichen Formkräften vorausgehen, um auch in der Vertikale den Standort unserer im weitesten Sinne des Wortes — geopolitischen Betrachtungsweise zu charakterisieren.

II. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins

Wissenschaftliche Forschung, die Klarheit über das Wesen einer politisch-geistigen Erscheinung gewinnen will, stellt ihre Frage in dreifacher Richtung: 1. Sie stellt die Eigenart der Erscheinung selbst fest, bestimmt und kennzeichnet naturgetreu die Züge ihres gegenwärtigen Seins. Im „Verstehen" dringt sie tiefer in ihre inneren Zusammenhänge ein. 2. Sie wird die Gegenwart dann besser begreifen können, wenn sie sie aus ihrem Werden heraus zu deuten sucht. Der Rückblick in die Geschichte, also auf den Entwicklungsweg zur Gegenwart, läßt erst die Gegenwart in ihrem „Sosein" verständlich werden. 3. Die Frage richtet sich nun weiterhin auf die Kräfte, auf die Anlässe und Ursachen, die wirksam waren und den Verlauf der Entwicklung bestimmten. Erst die Antwort auf das „Warum" einer bestimmten Entwicklung kennzeichnet deren innere Zusammenhänge. Erst der Durchstoß zur Frage nach den inneren bewegenden Kräften des geschichtlichen Lebens vermag zu einer Antwort zu führen, die produktive Bedeutung für die Zukunft hat. Wir begnügen uns heute nicht mehr mit der Tatsachenfeststellung und Aneinanderreihung von Einzelzügen, sondern fragen nach den bewegenden, leitenden und lenkenden Motiven, nach Grundmächten und nach Gesetzen, deren Wirksamkeit wir erkennen wollen, um sie dann auch wieder zu nutzen. Dieses ist die geistesgeschichtliche Perspektive, die schon lange entdeckt ist, aber heute unter der Forderung politischen Gestaltungswillens eine neue Bedeutung erhalten hat. Wir gehen zurück zu dem geschichtlichen Punkt, an dem sie in der Wissenschaftsgeschichte in Erscheinung trat.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war ungeschichtlich, insofern sie den geschichtlichen Verlauf nur als einen Wachstumsprozeß der Vernunft ansah. Die Wirklichkeit des Lebens entsprach für sie dem ihr zugrunde liegenden Stande der Erkenntnis. Der menschliche Verstand ist ihr die Grundkraft der Bildung und Formung alles Lebens. Für Leibniz ist die menschliche Seele ursprünglich eine tabula rasa, deren Beschriftung durch Erziehung und Unterricht, das heißt also vor allem durch die „Aufklärung" vor sich geht. In dieser rationalistischen Betrachtungsweise sind für unseren Zusammenhang vor allem folgende Irrtümer enthalten: Der Mensch wird nicht in seiner Ganzheit und seiner anlagemäßigen Bestimmtheit erkannt. Er wird ebensowenig wie das Volk als eine einmalige, geschichtlich zu verstehende Individualität gewertet. Es werden nicht die Zusammenwirkungen der formenden Kräfte im Leben erkannt. — Wohl hat aufklärerischer Wissenschaftsdrang reiches Forschungsmaterial auf den Gebieten der Völker- und Menschenkunde gesammelt, aber die Einsicht in den Zusammenhang der Formkräfte des geschichtlichen Lebens blieb dem Rationalismus verschlossen.

Mit der Wissenschaft des Sturm und Drang der Deutschen Bewegung bricht die geschichtliche Erkenntnis durch. Herder sieht die Verschiedenheiten der Rassen, Völker und Stämme, sieht sie individueller und geschichtlicher als sein großer Vorgänger Montesquieu. Er sieht sie nicht als zu überwindende Stufen eines weltgeschichtlichen Vernunftprozesses an, sondern sieht sie in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart. Mannigfaltigkeit ist ihm der Ausdruck des Reichtums der Natur und Eigenart bezeichnet ihm das Wesen

menschlich-geschichtlicher Erscheinungen. Er sieht, daß diese nicht von der Vernunft getragen und bestimmt sind, sondern von einer Totalität von Kräften. Er fragt nun weiter nach dem Gesamtzusammenhang der formenden Kräfte, die dem Leben Gestalt geben, die Geschichte bewegen, die Völker formen, die Staaten bilden und das kulturelle Antlitz der Nationen prägen. Der unerhört geschichtliche Blick dieses ersten wirklichen Historikers im universalen Sinn erkennt nun sofort die Vielzahl der wirkenden Faktoren, die bei jeder Formung ineinander greifen. Er sieht das Klima, den Boden, die Lage, er sieht die Rasse, die Sprache, den geschichtlichen Ort, den politischen Impuls und die geistigen Energien. Überall deckt er „Triebkräfte" geschichtlichen Lebens auf und sucht die „Bildung" und Formung der Völker und Nationen aus ihnen zu erklären. Mit dieser Entdeckung des Totalzusammenhangs und der Vielfalt der Kräfte, die miteinander wirken und von denen den besonderen Bedingungen entsprechend jeweils die eine oder andere eine stärkere Bedeutung hat und kraftvoller hervortritt, steht er in der Kampffront zum Rationalismus der Aufklärung, der die Vernunft zur ausschließlichen und entscheidenden Formkraft gemacht hatte und an diesem Irrtum scheitern mußte. Für Herder wachsen Völker, Nationen und Staaten wie alle Lebewesen auf dem Erdenfleck, auf dem sie stehen und entfalten sich nach inneren Gesetzen und den ihnen innewohnenden und von außen wirkenden Kräften.

Hier sah Herder in ganz besonderer Weise immer wieder die Landschaft, das Klima, den Boden, die örtliche Lage, die jeweils aus ihrer Eigenart heraus eine bestimmte einmalige und eigenartige Gestalt einer Nation prägen. An der Vielheit der Nationen und Völker und ihrer Verschiedenheit haben die verschiedenartigen landschaftlichen Verhältnisse einen entscheidenden Anteil. Herders geopolitische Sehweise ist eine Gesamtschau — er sieht ebenso die wirtschaftlichen Einflüsse der Landschaft wie ihre strategische Bedeutung, er sieht ihre Formung der Volkscharaktere wie den Zusammenhang zwischen Landschaft und Kultur[1]).

Aus den Entdeckungen des erwachenden geschichtlichen Bewußtseins um die Wende zum 19. Jahrhundert entstand mit der „Historischen Schule" eine bedeutungsvolle geschichtliche Forschung, die jedoch mit ihrer Verbreiterung und infolge positivistischer Einflüsse im 19. Jahrhundert Gefahr lief, zum Historismus zu werden. Dieser äußerte sich unter anderem darin, daß man sich mit der Tatsachenfeststellung und mit den äußeren Erscheinungen begnügte und die Frage nach den inneren bewegenden Kräften nicht mehr stellte.

---

1) Eine Darstellung von Herders Geschichtsphilosophie in unserem Sinn, unter geopolitischem Gesichtspunkt fehlt noch. Auszüge aus seinen Schriften, die geopolitische Gesichtspunkte enthalten, brachte diese Zeitschrift in Nr. 9 des X. Jahrgangs. — Eine gute Einführung in Herders Werk bietet die Auswahl in Nr. 33 der „Deutschen Reihe" des Diederichs-Verlages: J. G. Herder, „Geist der Völker". — Zur Charakteristik des geistesgeschichtlichen Umbruchs, der sich im ausgehenden 18. Jahrhundert durch Herder vollzog, vgl. meine soeben in den „Göttinger Studien" bei Beltz (Langensalza) erschienene Schrift: „Der Kampf der deutschen Sturm- und Drangbewegung gegen den Rationalismus der Aufklärung."

In der Mitte dieses 19. Jahrhunderts traten zwei neue, von besonderem Ansatz ausgehende historische Richtungen hervor. Der historische Materialismus und die Rassenforschung. Marx führte das gesamte geschichtliche Leben der Völker ausschließlich auf den Faktor der Wirtschaft und der Wirtschaftsinteressen der herrschenden Klassen zurück. Die Geschichte war für ihn ein von wirtschaftlichen Motiven bestimmter Klassenkampf und alle anderen Motive geschichtlichen Lebens waren demgegenüber sekundär. Einen wirklichen wissenschaftlichen Ausbau hat diese materialistische Geschichtsauffassung in Deutschland nicht gefunden und finden können, aber ihr Angriff gegen die von ihr sogenannten „idealistischen Geschichtsmethoden" ist doch spürbar gewesen[1]).

Bedeutungsvoll wurde und wird heute vor allem für die Geschichtsforschung die Rassenkunde. Indem diese sich zur Rassenseelenlehre erhebt, kommt sie in die Lage, die rassischen Motive und Kräfte in den Erbanlagen der Völker als tragende und gestaltende innere Mächte zu erkennen und zu werten. Ein Ansatz, der auch schon bei Herder vorhanden war, wenn dieser von den „Geschlechtszügen" sprach, findet heute seinen weiteren Ausbau und seine praktische Auswertung.

Jung ist die gleichfalls bei Herder schon angelegte „Geopolitik", die sich heute durch ihre früheren Einseitigkeiten und durch vielfache Verkennungen — als „Materialismus" — „Milieutheorie" — „Historismus" — „Zwischenwissenschaft als geographisch-politische Betrachtung" — „Dienerin der Politik" — durchgekämpft hat. Heute ist sie gemeinsam mit der Rassenseelenlehre als grundlegende Betrachtungsweise anerkannt und ist auf das engste verknüpft mit raumforschenden und raumschaffenden und raumgestaltenden Kräften im neuen Staat.

III. Formkräfte geschichtlichen Lebens

Wenn wir den Standort der geschichtlichen Betrachtungsweise, die die Formwirkungen der Landschaft hervorhebt und kennzeichnet, sichern wollen, dürfen wir nicht an dem Versuch vorbeigehen, die anderen formenden Kräfte zu skizzieren und ihr gegenseitiges Verhältnis zu kennzeichnen. Ein Versuch und flüchtige Skizzierung kann dies nur sein, da diese Fragen wissenschaftlich in den Anfängen liegen und über letzte Fragen das Dunkel an entscheidenden Stellen kaum zu lichten sein wird. Wissenschaftliche Hypothesen, auf einseitigen Standpunkten verfestigt, werden hier noch lange gegeneinander stehen und nicht zum mindesten gerade dadurch die Forschung weitertreiben und der größeren Klarheit entgegenführen. Wir wollen „sine ira et studio" das Gesamtfeld zu überblicken versuchen.

Als in einer eigentümlichen Spannung stehend müssen landschaftlicher Raum und menschliche Rasse angesehen werden.

1) Vgl. die Auseinandersetzung zwischen der Geopolitik und der marxistischen Geschichtsauffassung in Heft 10 des IX. Jahrgangs dieser Zeitschrift (1932).

Beide tragen sie den Charakter der Ursprünglichkeit und einer relativen Konstanz. Beide wirken sie aufeinander, formen aneinander und behaupten sich doch aus innerer Kraft und eigenem Gesetz.

An einem Anfang ist Himmel und Erde da. Auf der Erde ist Leben, ist Wachstum und organische Entfaltung. Das Leben und das Wachstum sind bedingt durch den landschaftlichen Raum. Dem Boden entsprechend entwickeln sich die Pflanzen; Tierleben ist gleichfalls durch die Landschaft bedingt. Geologische und klimatische Veränderungen bewirken Veränderungen der Organismen. Die Natur der Erde ist die Basis alles Lebens[1]). In der Weiterführung dieser organischen Betrachtungsweise könnte man dazu kommen, nun auch den in diesem organischen Leben vorhandenen Menschen in seinem Wesen und in der Art seiner Ausprägung völlig auf den landschaftlichen Raum zurückzuführen. Dieser Versuch ist wiederholt gemacht worden und bedeutet die Leugnung der Rasse. Diese wird dann restlos erklärt als ein Ergebnis der landschaftlichen Einwirkungen, ohne eine eigene, selbständige, sich in der Erbanlage behauptende innere Substanz. Man kommt dann dazu, zu sagen:

„Wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß die vielgerühmten Charakteranlagen eines Volkes und einer Rasse erst ein Produkt der Erziehung durch die Natur sind! Jahrhunderte- und jahrtausendelange Anpassung an die jeweiligen Zufälligkeiten der natürlichen Umgebung konnte überhaupt erst die rassischen Charakteranlagen entstehen lassen und ausbilden; ja, es hat durchaus den Anschein, als ob in dieser Einsicht das geopolitische Moment des Raumes von viel größerer Bedeutung ist als die jeweilige Rassezugehörigkeit[2])."

Diese eben wiedergegebene Ansicht muß als Verabsolutierung eines einseitigen Standpunktes bezeichnet werden. Wir leugnen sie, nicht weil sie der heute herrschenden Weltanschauung widerspricht, sondern weil unvoreingenommene Beobachtung und Forschung ihre Irrtümlichkeit offenbaren. Wir erkennen vielmehr eine ursprüngliche Stetigkeit der Rasse, die ihre Eigenart und ihren Stil hat und bewahrt, den Einwirkungen ihrer Umwelt und Landschaft zum Trotz. Rasse ist auch nicht als eine Summe von irgendwie miteinander verflochtenen Eigenschaften zu bezeichnen, sondern ist ein inneres Gesetz, das einer bestimmten Menschengruppe innewohnt und nicht nur eine gewisse Einheit der äußeren Gestalt bestimmt, sondern vor allem ihre innere, seelisch-geistige Form. Innerhalb dieser Grundgesetzlichkeit des Wesens können sich sehr verschiedenartige Charaktereigenschaften herausbilden, ohne daß damit die rassische Substanz gewandelt würde. Es gibt nomadische Völker, die ihr Nomadendasein nicht aufgegeben haben, auch wenn immer wieder bestimmte Verhältnisse der Umwelt Anlaß zum Wandel der Lebensform hätten sein „müssen". Rassen haben sich behauptet und

1) Vgl. Alexander Supan, „Grundlage der physischen Erdkunde". Herausgeg. von Obst. 8. Auflage. Berlin.

2) Richard Hennig. Vgl. die Auseinandersetzung zwischen ihm und der „Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik" in Heft 1/1935.

ihren Stil gewahrt, allen Einwirkungen wechselnder Umgebung zum Trotz. Der Rasse ist ihr Dasein in den großen Linien vorgeschrieben, innerhalb deren es freilich einen weitgehenden Spielraum gibt, der im Verlaufe des geschichtlichen Lebens die verschiedenartigsten Ausprägungen ermöglicht.

Die Geschichte hat sich ja nicht unmittelbar als Rassengeschichte abgespielt, sondern als Geschichte von Nationen, von Völkern und Stämmen und von übergreifenden geistigen und geistlichen Mächten. Große Rassengruppen differenzierten sich zu geschichtlichen, nationalen Einheiten, deren jede ihre Sonderausprägung, ihren eigenen Charakter erhielt und ihr eigenes Schicksal erfahren mußte. Auf der geschichtlichen Ebene sind die Auswirkungen der Rasse, ebenso wie die Einwirkungen der Landschaft erst greifbar und ihre Gesetzlichkeit sieht transparent durch das geschichtliche Geschehen hindurch. In der Geschichte konkretisiert sich die Rasse und in ihr modifiziert sie sich erst. Das macht ihre Erforschung so schwierig und erklärt ihre bisherige Verkennung.

Auf der Ebene des geschichtlichen Lebens stehen Mensch, Volk und Landschaft im Wechselverhältnis. Die Landschaft ist der Boden, auf dem das Leben sich vollzieht, der Nahrung gibt, und sie ist Objekt des vitalen Lebensinteresses des Volkes. Der landschaftliche Raum ist eine Grundgegebenheit, in der sich der Mensch einzurichten hat und mit der er zugleich den Kampf aufnimmt. Denn er befindet sich nicht in paradiesischem Zustand und begnügt sich nicht mit den Gegebenheiten, sondern er greift die Landschaft selbst an, unterwirft sie sich, wandelt sie und nutzt sie. Die Geschichte ist das großartige Schauspiel der Umformung und Wandlung des landschaftlichen Antlitzes weiter Strecken der Erde, auf denen aus der Naturlandschaft eine Kulturlandschaft gemacht ist. Die aktiven menschlichen Kräfte betätigen sich an den Gegebenheiten des natürlichen landschaftlichen Raumes, entwickeln sich an ihnen und steigern sich an den Widerständen. In welcher Weise sich eine Menschengruppe in einem Raume einrichtet, ihn hinnimmt oder nützt und mehr oder weniger auswertet den Möglichkeiten entsprechend, — das hängt von der rassischen Eigenart und Energie ab, mit der diese Menschengruppe geladen ist. Doch kommen wir damit schon in die geopolitische Spezialfrage und weichen der Frage nach den geschichtlichen Formkräften aus.

Aus der rassischen Substanz eines Volkes erwachsen sehr verschiedenartige Strebungen, Wirkungsrichtungen und Eigenschaften. Sie sind ursprünglich, wachen in einer geschichtlichen Stunde auf, erheben sich plötzlich und gestalten. Das Wirtschaftsstreben und der Besitzwille sind elementare, im vitalen Lebensinteresse begründete Kräfte. Auf sie ist weitgehend geschichtliches Leben und geschichtliche Formung zurückzuführen. Das Wirtschaftsstreben beruht auf einem primären Anspruch und doch ist es nicht, wie der historische Materialismus behauptete, der einzige und entscheidende Grundtrieb des geschichtlichen Lebens. Selb-

ständige geistige Triebkräfte treten daneben auf. Religiöse Bewegungen und Weltanschauungen haben die Kraft, Völker innerlich und äußerlich in Bewegung zu bringen. Geistige Ideen erheben sich, formen die Eigenart und das kulturelle Antlitz der Nationen in bestimmtester Weise und sind imstande, zu Kriegen und großen Völkerbewegungen zu führen. Die inhaltlichen Motive des geschichtlichen Lebens steigern sich in den seltenen historischen Augenblicken der Staatenbildung. Das Ethos des staatspolitischen Handelns erleben wir heute in seiner ganzen Mächtigkeit, die über unser Volk durch die Persönlichkeit des Führers kommt. Das „Politisch-Werden" unseres Volkes bedeutet den stärksten Grad völkischer Formung und ruft in kurzer Zeit mehr Wandlung hervor als lange ruhige unpolitische Zeiten[1]).

Die geistig-politischen Motive des geschichtlichen Lebens müssen als eigener, eigenständiger Bereich der Formkräfte gewertet werden. Wenn sie auch im Grunde, wie schon gesagt, auch auf rassische Gesetzlichkeiten zurückzuführen sind, so ist doch ihre Gestalt und Form, in der sie in einem Augenblick der Geschichte auftreten, eben von dieser bestimmten geschichtlichen Stunde diktiert. Sie stehen in einem großen Zusammenhang, aber ihr Wesen besteht in der bestimmten Entscheidung, die in einer konkreten Lage getroffen wird und die nie bis ins einzelne vorbestimmt ist. Daß in diesen Bereich der Formkräfte auch die Landschaft einwirkt und daß mit ihren Faktoren gerechnet werden muß, braucht an dieser Stelle nur angedeutet zu werden.

Es muß nun noch ein bedeutungsvolles Moment geschichtlichen Lebens gekennzeichnet werden, das häufig verkannt und in einseitiger Stellungnahme abgewertet wird. Es handelt sich nicht um eine weitere seelische Grundkraft, sondern einfach um die Tatsache des Nebeneinanderwohnens und Sichberührens menschlicher Gemeinschaften. Indem wir uns an Herders Geschichtsphilosophie anschließen, sprechen wir von der „Reibung". Herder sah vor allem in seiner genialen Schrift von 1774 „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", daß dort eine ganz besondere Produktivität geschichtlichen Lebens erzeugt wird, wo eine Begegnung von Verschiedenem stattfindet. Wo Kräfte sich aneinander„reiben", aufeinanderprallen, miteinander im Kampfe liegen und sich durch Austausch und Wechselwirkung gegenseitig befruchten, zeigt die Geschichte einen Auftrieb. Damit hat Herder eine tiefe Wahrheit erkannt; es braucht nur auf den Gang der deutschen Geschichte hingewiesen zu werden, um die Bedeutung der „Reibung" im Positiven und Negativen zugleich zu verdeutlichen[2]).

Völker und Stämme, denen infolge ihrer räumlichen Lage der Austausch mit Nachbarn nicht möglich war, sind oft genug zu unfruchtbarer Einseitigkeit und

1) Vgl. die ausgezeichnete neue Darstellung des Wesens des Politischen bei Hans Freyer: „Pallas Athene. Ethik des politischen Volkes." Jena.

2) Vgl. K. Th. Strasser „Niedersachsen und das Reich", Hamburg 1934, Seite 34. „Auch müssen wir unbedingt tiefer sehen und die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur (ob des Einzelnen oder des Volkes) erkennen, die sich stets gerade an Fremdartigem und Entgegengesetztem reibt und bis zur Fruchtbarkeit entzündet."

Stagnation aller Kräfte verurteilt worden und aus dem Wettkampf der wahrhaft geschichtlichen Völker ausgeschieden. Umgekehrt haben Überfremdungen und Mischungen eine Ertötung der Eigenart herbeigeführt, die ebenfalls Völker für Zeiten oder für immer vom Schauplatz der Geschichte ausschied. Produktiv und förderlich aber war immer die gesunde Reibung der Völker aneinander — der lebendige Austausch — der edle Wettstreit. An vielen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens — sowohl in Charakterzügen der Stämme und Völker in Sprache, Sitte, in kulturellen Werken wie in der allgemeinen Denkart erkennt man Züge eines fremden Einflusses, der häufig die Bedeutung einer Befruchtung gehabt hat.

Wir versuchten, in diesem Abschnitt in die Vielfalt geschichtlicher Faktoren eine Ordnung zu bringen und ihr Verhältnis zueinander in kurzen Zügen ganz im allgemeinen zu umreißen. Es gilt, bei konkreter Untersuchung im Einzelfall die Möglichkeiten vielfältiger ursächlicher Kräfte offen im Blick zu behalten und die faktisch wirksame Kraft zu entdecken und hervorzuheben. Oft genug ist der Blickwinkel des Forschers nur von einem Gesichtspunkt bestimmt und merkwürdig verkennt er die Lebendigkeit geschichtlichen Lebens in ihrer vielfältigen und doch nicht wirren Durchdringung und sieht nur immer sein Motiv, unter das er das gesamte Leben zu stellen geneigt ist. Er sieht nicht die Wechselwirkung verschiedenartiger Kräfte, ihr Ineinandergreifen und Sichdurchdringen. „Wechselwirkung" ist eine der großen Grundkategorien geschichtlichen Lebens. Fichte hat sie zum erstenmal herausgestellt und damit gezeigt, daß nicht, wie die Aufklärung meinte, ein Motiv des Lebens sich logisch aus dem anderen entwickelt; vielmehr ist Leben eine Spannung verschiedener Kräfte, die miteinander im Kampfe liegen, aufeinander einwirken, sich durchdringen, verschmelzen und sich überwinden. Die Spannung gerade ist das Leben, und wenn wir dieses in und an seiner Geschichte erkennen wollen, müssen wir es in seinen Spannungen der heterogenen Kräfte und in den Wechselwirkungen zu greifen suchen.

Auf dieser Basis allgemeiner Ausführung soll im folgenden in bewußter Beschränkung die eine wichtige Formkraft des Lebens: die Landschaft herausgehoben und in ihrer vielfältigen Wirkungsweise gekennzeichnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche Raum

W. LUTHARDT:

Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung

Unter den Luftbeförderungsmitteln sind zwei Hauptarten zu unterscheiden: solche schwerer als die Luft und solche leichter als die Luft, nämlich Flugzeuge und Luftschiffe.

Die Flugzeuge bieten höhere Reisegeschwindigkeit und Einsatzbereitschaft.

Die Luftschiffe sind räumlich ausgedehnter, fliegen langsamer und sind für verwöhnte Reisende geeigneter.

Der Landesplaner, ebenso wie der Städtebauer hat beide gleich zu beachten. Beide haben in letzter Zeit gewaltige Fortschritte gemacht.

Im Flugzeugbau ist für die überall durchgeführte Verkehrsbeschleunigung der Erneuerung des Flugzeugparks vordringlich. Besonders auch deshalb, weil Amerika mit großer staatlicher Unterstützung starkmotorige schnelle Flugzeuge baut, die von anderen europäischen Gesellschaften gekauft und eingesetzt werden. In den USA. ist das einmotorige, in Deutschland das mehrmotorige Flugzeug mehr in Verwendung. Das letztere ist bei Ausfall eines Motors wichtig und zweckmäßig. Die Sicherheit des Verkehrsfluges gewinnt hierdurch. Aber die amerikanischen Flugzeuge mit ihren stärkeren Motoren und größeren Leistungsreserven haben einen besseren Start. Für die Landung verfügen sie über besonders kräftige Radbremsen. Die Folge ist in Deutschland eine Verlängerung der Rollfelder und eine stärkere Herabzonung der Bebauung in der Umgebung der Lufthäfen. In Deutschland ist der Einschwebewinkel mit 1:15, in den USA. mit 1:7 vorgeschrieben. Bei der Auswahl und Ausbau der Lufthäfen sind diese Zahlen von ausschlaggebender Bedeutung.

Die Ju 52 der Deutschen Lufthansa mit ihren einzigartigen Schwerölmotoren entwickelt eine Geschwindigkeit bis 250 km und hat sich für Langstrecken außerordentlich bewährt. Man kann damit Berlin—London in einem Tag hin und zurück fliegen; vor kurzem sind drei dieses vorzüglichen Typs nach Südafrika verkauft worden. Dem Ausland gegenüber haben wir mit Ju 52 einen großen Vorsprung. Zur Zeit läuft in Frankreich ein Preisausschreiben, um diese Leistung einzuholen.

Früher baute man Verkehrsflugzeuge vielfach in Holzschalenbauweise. Jetzt wird ausschließlich Metallbauweise mit Schweißnähten angewendet. Duralumin und Dieselmotoren beherrschen das Feld.

Der Dornier-Wal ist das ausgesprochene Wasserflugzeug und auch mit dem Katapult verwendbar. Dabei ist er sehr bequem und beim Niedergehen auf dem Wasser ganz sicher.

Das große Ziel ist in der ganzen Welt die Verkürzung der Flugzeiten. Auch hier hat Deutschland einen gewaltigen Vorsprung durch Einsatz unserer Verkehrs-Blitz-

flugzeuge, in erster Linie der neuen Heinkelmaschinen. He 70 ist unübertroffen in seinen Leistungen. Es fliegt erheblich mehr als 300 km in der Stunde, fliegt in 90 Min. von Berlin bis zum Rheinland, in 6 Stunden von Griechenland nach Berlin. Es ist den stärksten Stürmen spielend gewachsen, erreicht doch nur selten der stärkste Sturmwind 100 km. Ehe sich eine Bö oder ein Luftloch auswirkt, ist He 70 schon enteilt.

Das Autogiro des Spaniers de la Cierva, ein Windmühlenflugzeug, hat den Vorzug, auf kleinstem Raum landen zu können, und zwar in sehr steilem Winkel. Auch zum Start benötigt es nur 20 bis 50 m. Es bietet zwar größte Sicherheit, aber keine horizontale Fortbewegungsmöglichkeit. Deshalb kommt es weder als Verkehrsflugzeug noch als Erkundungsflugzeug oder Angriffsmittel in Frage. Wegen seiner Eigenschaften kann es aber sehr wohl den Fesselballon ersetzen.

Im übrigen besteht im Flugzeugbau große Mannigfaltigkeit; fast täglich kommen neue Typen mit Verbesserungen heraus, jedoch keine solche grundlegende Änderungen, daß sie einen Umbau der Flughäfen fordern.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit wie im Flugzeugbau herrscht in der Anlage der Flughäfen. Auch wird immer noch von betrieblicher und wirtschaftlicher Überorganisation gesprochen, hervorgerufen durch Nebeneinanderarbeiten vieler Dienststellen. Aber hier ist mit einem zielbewußten Durchgreifen unseres Luftfahrtministeriums zu rechnen. Wenig allerdings wird es ändern können an den Bauwerken der letzten Jahre vor dem Umbruch. Im Gegensatz zu den nordamerikanischen Flughäfen besitzen wir immer noch keine Normung der Hallenbauten mit ihren Hallentoren, der Rollbahnen u. a. In den letzten Jahren sind Hallentore bis zu 70 und 80 m Spannweite entstanden, deren Binder allein ein Vermögen verschlangen; ja, eine Großstadt hat sogar den Bau einer Flughalle mit großen Toren an allen vier Seiten durchgeführt, ohne ein Rezept beizufügen, wie beim Drehen des Windes die Vorteile in der mit Flugzeugen vollbepackten Halle ausgewertet werden sollen.

Mustergültige Einrichtungen für die Abfertigung der Passagiere zeigt der Londoner Flughafen in Croydon. Zu- und Abgang sind scharf getrennt, die Abfertigungsräume liegen nebeneinander, die Abwicklung erfolgt bei dem überaus regen Verkehr wie am laufenden Band.

Größte Sicherheit für die Fluggäste erreichen amerikanische Flughäfen, indem sie zwischen Wartehalle und Flugsteig teleskopartige, allseitig gedeckte und geschützte Metallübergänge anlegen, die je nach der Windrichtung drehbar sind und die Passagiere dadurch gegen Unwetter und Unfälle schützen.

Noch besser sind unterirdische Zugänge in Tunnels, also zweigeschossige Anlagen bis zu den Flugsteigen, welche gleich mit den auf keinem Flughafen mehr entbehrlichen Luftschutzanlagen verbunden werden; sie bieten die allergrößte Sicherheit, und ihnen gehört die Zukunft.

Die wirtschaftlichste Grundform der Flughafen ist der Kreis oder die des Vieleck. Die von Frankreich stark propagierte keilförmige Anordnung der Hallen in der Mitte der Plätze hat sich nirgends eingebürgert.

Mit Gewißheit wird die Zukunft wohl eine Trennung der Rollbahnen in Start- und Landebahnen bringen. Für den Bodenverkehr sind dann außerdem besondere Rollwege erforderlich. Da der Seitenwind nicht über $22^1/_2{}^0$ betragen darf, ist der Höchstabstand der Rollbahnen im Winkel von 45^0 möglich. Bei der Ausführung wird man besser einen geringeren Winkelabstand wählen.

Größe des Rollfeldes und Anschwebewinkel bestimmen den Umfang des Flughafens, was übrigbleibt vom Raum, bleibt für die Bebauung der Umgebung. Luftfahrthindernisse, wie Schornsteine, Funktürme, Höhen in der Nachbarschaft, sind zu beleuchten, sie schließen in Zukunft die Benützung des Hafens für den großen Nachtverkehr aus.

Die Notwendigkeit des Nachtflugs hat eine große Entwicklung der Beleuchtungsanlagen gebracht. Man unterscheidet:

die Nachtbefeuerung der Flughäfen, meist in der Beleuchtung der Rollfeldgrenzen mit roten Neonröhren bestehend,

die Ansteuerungsfeuer der Flughäfen mit einem bestimmten Blinklicht und die Streckenbeleuchtung der Nachtstrecken mit Leuchttürmen, die in bestimmten Abständen dem Flugzeug durch Blinklicht den Weg zeigen.

War früher, bis vor einigen Jahren, bei Sturm und Nebel das Warten auf den Flugplätzen ganz gewöhnlich und dann infolge Startverbots eine Absage für den ganzen Tag häufig, so sind jetzt Bodennebel und atmosphärische Einflüsse gänzlich überwunden. Der Start erfolgt heute zur vorgeschriebenen Zeit durch Wolken und Nebel. Die Funkstelle holt die Maschine aus den Wolken über dem Zielflughafen herunter. Funknavigation und Funkpeilung überwinden die Nebel- und andere Gefahren.

Der Blindflug beherrscht das ganze Flugwesen. — Der Blindflug wirkt sich so aus, daß über dem vollkommen unsichtbaren Flughafen in Richtung auf das Peilhaus gewissermaßen in die Luft eine Schneise gelegt wird, in die das Flugzeug gelotst wird und aus dieser Schneise so heruntergeholt wird, daß es am Anfang der Rollbahn auf den Boden gesetzt wird. Lufthindernisse machen deshalb in Zukunft einen Flughafen unbrauchbar.

Auch die automatische Flugzeugsteuerung ist jetzt schon möglich; jahrelange mühsame Versuche haben auch hierin zum Ziel geführt.

Blindflug in Verbindung mit dem neuzeitlichen Strecken- und Wetterdienst haben demnach Anlage und Ausbau der Flughäfen weitgehend geändert.

Die Pflege des Luftblicks kann die Abneigung weiter Kreise gegen das Fliegen vermindern. Wir sind von der Eisenbahn in ästhetischer Beziehung sicher nicht verwöhnt. Bei der Einfahrt in die schönsten deutschen Städte finden wir meist die

häßlichsten Städtebilder. Besser sind die Eingänge zu den Städten bei den Autobahnen und den Reichsstraßen. Ja, es werden wieder Aussichtsstraßen gebaut, wie die Alpenstraße.

Der Verkehrsflug kann die Fehler der Eisenbahn leicht vermeiden und die ästhetischen Anforderungen an eine Reise gegenüber den Aussichtsstraßen sicher steigern und zum höchsten Genuß ausbilden. Ja, er bringt uns landschaftliche Schönheiten vor die Augen, die andern Verkehrsmitteln völlig und ständig versagt sind. Der Luftweg zeigt uns Gegenden, die sonst kein Reisender zu Gesicht bekommt.

Herrlich ist der Flug nach Oslo über Ost- und Nordsee entlang den reichgegliederten unwegsamen Schären und Fjords.

Die Luftlinie Amsterdam—London, entlang dem Badestrand in Holland, Belgien und Nordfrankreich, zeigt über der vierarmigen Maasmündung vier unzugängliche Inseln in höchster Gartenkultur.

Die Luftlinie nach dem Balkan entlang der Donau dagegen zeigt das wegelose, rot gefärbte Mazedonien in seiner unkultivierten natürlichen Schönheit mit seinen Clans und Tschiftliks.

Der Überflug über die Alpen oder die deutschen Mittelgebirge, oder am Gebirge entlang fliegend und die ganze vielfältige Form aufnehmend in ständig wechselnden Bildern, wird dem unvergeßlich sein, der das einmal mit wachen Sinnen genoß.

Diese Luftbilder, das Erleben und Erfassen der schönen Heimat müßten, volkstümlich gemacht, die Abneigung gegen das Fliegen überwinden helfen.

Das deutsche Streckennetz vom Jahre 1923, verglichen mit dem von 1935, zeigt die gewaltige Verdichtung des Luftverkehrs. In diesem Jahre sind neu:

die Blitzstrecken von Berlin nach Köln, Frankfurt und Hamburg. Neu sind ferner drei Verbindungen täglich von Berlin nach London, eine Linie Oslo—Kopenhagen—Hamburg—London, eine Linie Amsterdam—Frankfurt—Mailand und schließlich eine Linie London—Köln—Halle/Leipzig—Prag—Wien.

Vom Europanetz sagt Paquet: das Festland fällt zur Zeit in Grenzen auseinander, als ob es Abgründe wären. Aber die Flieger wissen, daß es keine ewigen Abgründe sind. Durch die Fluglinien wird Europa zusammengeschnürt, sie machen ein Ganzes aus dem zerstückelten, von Grenzen zerrissenen Festland, dessen Verkehrsstern mit seinen Strahlen überall das Meer trifft. Jede Fluglinie ist ein Sprungbrett ins Meer. — Zu beachten sind die polnischen Linien zwischen Riga und Saloniki; die französische Linie bis Konstantinopel; Italien mit vielen Linien ins östliche Mittelmeer. — Infolge Devisenknappheit sind unsere Linien meist unbesetzt. Aber wenn sie behoben ist, wird sich zeigen, daß unsere Sprungbretter an der richtigen Stelle angesetzt sind.

Im Weltflugnetz sehen wir Frankreich in bisher erfolgloser Konkurrenz mit unserer fabelhaften Lufthansa-Linie nach Südamerika, die in drei Tagen je 40 000 Briefe allwöchentlich befördert. Das Mittelmeer, jetzt in 3—4 Stunden überflogen,

hat seine Rolle als Grenze zwischen Kontinenten ausgespielt. Im „Völkischen Beobachter" war dieser Tage treffend Afrika als Randsiedlung Europas bezeichnet. Belgien hat eine Linie nach dem Kongo, Frankreich eine Linie nach Kamerun und Madagaskar eingerichtet, und England befliegt Kairo-Kapstadt. Dann sind noch zu erwähnen die Anfänge englischer, französischer und holländischer Linien nach Indien, Ostasien und Australien.

Berlin liegt nicht im Schnittpunkt, obgleich durch seine Lage dazu prädestiniert. Aber das kann sich ja schnell ändern.

In den Zeitungen sind oft die durch Armstrong geplanten schwimmenden Inseln für Landflugzeuge mit 100 × 500 m Plattform und einem Bauaufwand von je 500 Millionen Dollar als schwimmende Stützpunkte für den Transozeanverkehr erwähnt. Trotz aller Reklame ist noch keine ausgeführt. Durchgeführt aber durch die Deutsche Lufthansa sind die schwimmenden Stützpunkte auf der Südamerika-Linie, Schwabenland und Westfalen, sie sind sicher beweglicher, billiger und sicherer wie jene künstliche Inseln. In absehbarer Zeit ist auch im Passagier- und Frachtflug mit einem Ohnehalt bis 4000 km zu rechnen. Aber nicht Rekorde machen den Wert des Flugdienstes aus, sondern Sicherheit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, und dazu mag festgestellt werden, daß die Deutsche Lufthansa mit Unterstützung einer guten Bodenorganisation, z. B. auf allen bisherigen Südamerikaflügen, die planmäßigen Flugzeiten nicht nur eingehalten, sondern meist unterboten hat.

Die Verkehrssicherheit voran. Müßig den Streit zwischen Luftschiff und Flugzeug aufzunehmen, beides ist nötig.

Überall in der Welt wird an der Weiterentwicklung des Luftverkehrs fieberhaft gearbeitet. Daß Deutschland nicht ins Hintertreffen gerät, dafür bürgt der Geist des neuen Deutschland und die Tatkraft seines Reichsministers für Luftfahrt. Die Olympiade 1936 steht vor der Tür. Der deutsche Luftsport wird unter dem Grundgedanken der Gemeinschaftsleistung im Flugwesen den Beweis für Volksbetätigung und damit Volksertüchtigung erbringen. Der deutsche Verkehrsflug wird nicht zurückstehen, dafür sorgt in vorbildlicher Weise die Deutsche Lufthansa. Die Bodenorganisation darf nicht zurückbleiben, sie muß sich anpassen und entwickeln. Der Landesplaner und Städtebauer wird sich mit den Forderungen des Verkehrsfluges vertraut machen, damit in Zukunft Fehlleitungen vermieden werden. — Die Verkehrswege bilden das Gerippe für alle Landesplanungen. Zu den neuzeitlichen Verkehrsmitteln gehört der Verkehrsflug. Eine Zusammenarbeit ist deshalb unerläßlich. Ein Wirtschaftsplan ohne Berücksichtigung des Luftverkehrsnetzes mit seinen vielfachen Beziehungen ist unvollständig. Deshalb müssen wir die Forderungen des Verkehrsfluges erkennen und in unsere Pläne einarbeiten. Wir dienen dadurch der Landesplanung und der deutschen Luftfahrt.

Dienst an der deutschen Landesplanung und an der deutschen Luftfahrt aber ist Dienst an Volk und Reich.

H. ZEHENTBERGER:

Stall oder Staat?

Wilhelm Seddin: Haustier Mensch? Von der Umweltshörigkeit zum Rassebewußtsein. Reichswart-Verlagsgesellschaft 1935, 64 S.

„Die Geopolitik ist falsch . . ." Das ist, in kurzen Worten, was uns der Verfasser unter seinem Decknamen sagen will. Es ist sonst nicht unsere Aufgabe, den Anonymus zurechtzustellen. Aber es scheint, als ob der Deckname des Verfassers aus jenem ehrwürdigen Fürstengrab von Seddin aufgestiegen sei, aus einem der eindringlichsten Zeugnisse germanischer Raum- und Zeitüberwindung. Und diesem Geist wollen wir uns stellen.

Leider muß zuerst festgestellt werden, daß Seddin seinem Gegenstand schon hinsichtlich des Gebrauchs seiner gedanklichen Werkzeuge nicht gerecht wird. Das folgende dickgedruckte Argument:

> „Daß aber auf dem Mond keine Staaten sind, ist keine geopolitische Erkenntnis, sondern eine Tatsache, die sich daher herleitet, weil auf dem Mond keine Menschen leben können",

kann die Fassungslosigkeit begründen, mit der wir manchmal den Schlußfolgerungen Seddins gegenüberstehen. Wir erfinden aus dem Handgelenk ein Gegenargument:

> „Daß aber noch niemals ein Volk seinen Staat in die Luft bauen konnte, sondern immer nur auf den Erdboden, ist keine Erkenntnis des Verfassers, sondern kommt von der Schwerkraft."

Aber wir sehen, so geht es nicht. Um auf dem knappen, zur Verfügung stehenden Raum unseren Standpunkt gegen Seddin einzunehmen, können wir uns nicht enthalten, die hauptsächlichsten seiner Angriffe und — Fehlgriffe in kurzen Worten anzuführen:

> „Die Geopolitik aber degradiert den Menschen zum Haustier eines Raumes bzw. eines Organismus, nämlich dem Staat, der gar kein Organismus ist."
>
> „Die Geopolitik baut sich . . . auf falschen Voraussetzungen auf. Sie ist aber geradezu gezwungen, aus dem Staat einen Organismus zu machen, weil sie ja lediglich die Landschaft sieht und nicht das Volk. Dadurch aber schaltet sie den Menschen und die Rasse aus und wird lediglich zu einer Neuauflage der Milieutheorie."
>
> „Für die geschichtliche Zeit sind die geopolitischen Faktoren viel wichtiger gewesen als heute (!)... geopolitische Faktoren sind (heute) gänzlich unmaßgeblich."

Und zum Schluß:

> „Die schönsten Räume und das schönste Klima helfen nichts, wenn kein Volk da ist."

Die Richtigkeit der letzten Feststellung wird niemand zu verneinen wagen! Aber wozu dieses Einschlagen offner Tore? Wir kommen ihm näher, wenn wir die Gliederung der Seddinschen Schrift betrachten:

A. Geopolitik des Christentums.

B. Raumpolitik gegen völkische Bodenpolitik?

C. Was ist Reaktion?

Das Fazit aus A und B sieht Seddin in dem Satz: „Es handelt sich also bei einer gewissen Geopolitik lediglich um ein ähnliches Gebilde in politischer Hinsicht, wie bei der Kirche in weltanschaulicher Hinsicht." Das bedeutet natürlich restlose Ablehnung. Wenn aber Seddin behauptet, die Geopolitik hätte die Weltreligionen „übersehen", so beweist das nur schlechte Unterrichtung (siehe u. a. Kjellén-Haushofer, Raumüberwindende Mächte). Sich mit der Seddinschen „Geopolitik des Christentums" auseinanderzusetzen, ist nicht die Aufgabe einer Besprechung. Anders aber ist es, wenn er versucht, die Geopolitik mit „Reaktion" gleichzusetzen: Zu den Reaktionären „gehören auch gewisse Geopolitiker. Zum Begriff des Reaktionären gehört deshalb auch der Staat als Lebewesen, als Organismus . . . Reaktion heißt also Leugnung des Blutes, Milieudenken, Kirchentum, Konfessionen, Liberalismus, Individualismus, christlicher Ständestaat, Genossenschaftsstaat, Ordensgedanke, ‚Raumpolitik',

Universalismus, Föderalismus, ‚Reichsidee', ‚religiöses Kollektiv aller Art' ". Es ist zu beachten: Seddin bezeichnet in diesem Zusammenhang als vorsichtiger Mann (denn auch ein Deckname hält nicht immer dicht!) nur die „Raumpolitik" als „reaktionär", nicht die Geopolitik — obschon er beide Begriffe vorher fröhlich gleichsetzt. Und gegen die Gleichsetzung der Geopolitik mit „Reaktion" verwahren wir uns so scharf und so eindeutig, als dies zunächst einem Anonymus gegenüber möglich und nötig ist. Eine derartige Gleichsetzung kann nur aus üblem Willen oder aus Unkenntnis kommen. Mehr erübrigt sich dazu.

Abgesehen von der sonderbaren Sucht Seddins, die Geopolitik in sein Betrachtungsschema zu pressen, das sie hinten und vorn sprengen muß, ist manches in der Broschüre richtig gesehen, und es liegt uns selbst fern, alles decken zu wollen, was unter „Geopolitik" segelt, ohne es zu sein. Richtig ist, wenn sich Seddin gegen die Überwertung des Raumes gegenüber dem Menschen wendet. Ein Satz wie dieser: „Wenn ein Volk g e g e n Raumpolitik besteht, dann das deutsche Volk", hat viel Berechtigung. Aber wir wollen doch zum großen Teil deswegen geopolitisch sehen können, um die Gefahren des Lebensraumes unseres eigenen Volkes zu wissen. Man könnte auch hier, dem Seddinschen Satz analog, etwa folgenden prägen:

„Wenn ein Staat trotz Kriegsgefahr bestand, dann das Deutsche Reich."

Aber haben wir deswegen etwa Soldaten w e n i g e r nötig gehabt? Und hier stoßen wir auf eines der Grundmißverständnisse Seddins und mancher anderer: die geopolitische Betrachtungsweise ist eine Waffe und ein Werkzeug im Dienst des deutschen Volkes und seines Staates gewesen und ist es heute noch. Diese Waffe wird auch dadurch nicht entwertet, daß auch andere sie anwenden. Konnte das Repetiergewehr deswegen in der deutschen Armee abgeschafft werden, weil alle Armeen es einführten? Auch wenn wir selbst vom Gebrauch dieser Waffe absehen wollten, so kann uns die Aufnahme der Geopolitik — auch unter anderen Namen — bei unseren Nachbarvölkern nur davon überzeugen, wie notwendig sie ist.

Der grundsätzliche Denkfehler scheint bei Seddin darin zu liegen, daß er keine innere Beziehung zwischen „Volk" und „Staat" finden kann. Der Staat soll an und für sich nichts Mechanisches sein, sondern die lebendige und sich immer erneuernde sichtbare Ordnung, die sich ein Volk schafft, um leben zu können, die Sichtbarmachung des Volkskörpers in Recht, Verwaltung, Heerwesen usw. Es ist ein Unding, Volk und Staat in dem Sinn trennen zu wollen, wie es Seddin zu Unrecht dem Nationalsozialismus unterschiebt. Man darf nicht vergessen, daß die Geopolitik ihren Auftrag in jener Zeit erhielt, als das deutsche Volk und sein damaliger Staat auseinanderfielen. Es ist schlechte Unterrichtung, wenn Seddin der Geopolitik einen Etatismus vorwirft, den sie seit ihrer Geburtsstunde nicht haben konnte. Er vergleiche z. B. die Einleitung zu den „Grenzen" von Karl Haushofer:

„... im Spätherbst 1918, aus den Trümmern der Reichsmarken landeinwärts ziehend, da schuf die eigene innere Not und die vorausgesehene, kommende m e i n e s V o l k e s Antrieb und Plan zu dieser Arbeit."

„Volk" und „Staat" sind in diesem Sinn eines jener Begriffspaare, deren leichtfertige Ausspielung gegeneinander so gefährlich sein kann, weil zumeist das verbindende, ja bedingende „und" aus ideologischer Beschränkung übersehen oder geleugnet wird. Als Beispiel: Für das Werk Kjellén-Haushofer wurde nicht umsonst der Gesamttitel „Macht und Erde" gewählt; die Zusammenstellung dieser Begriffe entspricht auf der weltpolitischen Ebene ziemlich genau der Zusammenstellung „Blut und Boden" auf der agrarpolitischen. Im Zusammenklang von „Macht und Erde" das Gewicht der E r d e nicht anzuerkennen, würde ähnliches bedeuten, wie in dem Zusammenklang von „Blut und Boden" dem B o d e n sein Recht nicht zu geben.

Gegenüber dieser Feststellung, die jedem Bauern auf seinem Acker ebenso selbstverständlich ist wie dem Staatsmann oder Soldaten auf seinem „Feld", verblaßt alles, was Seddin an Begriffsklaubereien anführen mag. Die Geopolitik h a t die wissenschaftlichen Grenzbezirke zwischen Geographie, Geschichte und Staatswissenschaften revolutioniert, um dem deutschen V o l k und seinen Führern in seinem Daseinskampf zu dienen — ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie sich „als Wissenschaft bezeichnen dürfte" oder nicht!

KARL HAUSHOFER:
Geopolitisches Schrifttum

1. **Dr. Kurt Wiersbitzky:** „Politische Geographie des austral-asiatischen Mittelmeeres." Diss. d. Universität Königsberg. 1936.

Es ist ein seltener Fall, daß wir an erster Stelle einer Schrifttums-Überschau über den indopazifischen Raum für eine noch ungedruckte Dr.-Schrift eintreten, um sie den deutschen Verlegern als dankenswerten Gegenstand vorzulegen. Ein politischer Seeraum voll größter Spannungen, 8,15 Mill. Quadratkilometer weit, rund 3,9 Mill. Quadratkilometer Landfläche durch- und umspülend, das Schicksal von 115 Mill. Menschen umfassend, (15 mehr als im Japanischen Reich, 15 mehr als Deutsche auf der Erde), hat tatsächlich noch keine zusammenfassende politisch-geographische Betrachtung erfahren. Fünf vorzügliche Karten liegen bei; die Möglichkeit der Bilderausstattung ist unbegrenzt und wäre eines Wettbewerbs zwischen dem Meisterbildner des Atlantis-Verlags mit Bruckmann und Propyläen wert. Die reiche Auflösung der Landmassen und ihre Gliederung, die dem Spiel der Geschichte so vielseitige Möglichkeiten gewährt, ist glänzend herausgearbeitet. Eine ungeheure Fülle von Stoffbewältigung und Zusammenbau steckt in den 397 Seiten der Schrift und den 19 Blättern voll durch und durch gediegener Schrifttumsnachweise. Hier liegt der Unterbau zur kultur- und wirtschaftspolitischen Prognose über einen der wertvollsten Erdräume gestreckt; vorsichtig und maßvoll wird sie am Schluß gewagt, der in ein „non liquet" ausmünden muß. Aber, wer immer in Mitteleuropa von kolonialpolitischen Zukunftsentwicklungen sinnt und träumt, dabei unsern eigenen Anteil bejahend oder verneinend, der müßte vorher alle Erdräume mit kolonialpolitischen Möglichkeiten etwa in der vorliegenden Art und Weise durchforscht haben oder sollte sich wenigstens, wenn andere Landsleute sich diese Mühe geben, deren geistige Vorarbeit zu eigen machen. Die Möglichkeit einer buchhändlerisch erstklassigen Veröffentlichung dieser Arbeit möchte ich geradezu als eine Probe darauf betrachten, daß unser Volk wieder reif zum kolonialpolitischen Wissen als Vorstufe zum Können ist. Mit so großer Achtung heißt die Geopolitik diese Arbeit aus der Werkstatt von Arved Schultz und Glasenapp willkommen!

2. **Edgar Lajtha:** „Japan — gestern, heute, morgen." Berlin, Rowohlt, 1936.

„Japaner kennen uns bedeutend besser, als wir sie kennen. Aus diesem Umstand können sich in der Zukunft Folgen ergeben." Das ist das tiefste und wahrste Wort unter vielen anderen, das der Verfasser seinem „persönlichen Reiseerlebnis" voranstellt. Die Folgen ergaben sich schon gestern, in seinem und unserm Sinne, und sie ergeben sich noch heute. Daß sie morgen nicht noch ungünstiger werden, das möchte Lajtha mit seiner lebendig gesehenen Reportage verhindern, und wir ehren gern seinen Zweck. „Für das japanische Schiff ist das Ostchinesische Meer seit der Straße von Formosa schon ein Japanisches Meer. Ihr Meer!" (S. 11). Richtig. „Den Kolonialton, den Herrenton, den er sich zwischen Suez und Shanghai angewöhnt hat, muß er — der internationale Tourist — sich nun so schnell wie möglich abgewöhnen." — Wenn er ihn sich gar nicht erst angewöhnt, tut er noch besser!

So steckt das leicht lesbare Buch voll von bitter ernsten Aphorismen, die nicht nur der Japan-Fahrer sich zweckmäßigerweise hinter die Ohren schriebe, sondern jeder, dem es überhaupt auf geopolitisch richtigen Umgang mit Menschen ankommt. Es liegt ein verkappter, zeitgemäßer Knigge in Lajthas Japan-Buch verborgen!

„Nippon braucht jede Handvoll Erde." „Das Fehlen jeder Säbelrasselei überrascht den Fremden" (S. 29). Daß die Säbel trotzdem lose sitzen, haben sie am Aschermittwoch 1936 erst wieder gezeigt. „Echtes ‚Soldatentum' ist — überall ‚schicksalbedeutend'!" Über die Geisha: „Es ist grundfalsch, wenn diese feinen, zarten Geschöpfe in der Vorstellung des Westens als Prostituierte figurieren" (S. 37). Packende Hokkaido-Schilderung (S. 61—74), ein Streifblick auf Sachalin, die Würdigung „des Schwerts" im Film, des Historizismus im Theater, die Gefahr des

„Kabuki"; das Buch-Problem (S. 121) verraten den geschulten Beobachter, ebenso, wie der Dritte Teil: „Der Rhythmus der Japanischen Arbeit", etwa auf S. 168 (Sowjetpropaganda), „Marsch auf Asien" und „Geist".

Das Ganze eine funkelnde Aphorismensammlung, eigenwillig und höchst persönlich, aber voller Wahrheiten, wenn auch kein geschlossenes Bild.

3. **Kitamura Sawakichi:** „Grundriß der Ju-Lehre." Tokyo 1936, Maruzen, 362 S.

Der ausdrucksvolle und durchgearbeitete Kopf des Professors der Univ. Hiroshima und Leiters des sinologischen Seminars dort und die bedeutenden Fernostkenner, die sich um seinen „Königsweg" bemüht und vom Chinesischen und Japanischen ins Deutsche übertragen haben: O. Franke, Ferd. Lessing, John Hefter, Walter Donat, F. Trautz geben Gewähr, daß wir hier einen zuverlässigen Führer zu einem scharf umkämpften Begriff vor uns haben. Ihn suchen China und Japan aus dem Sturm und Drang, in den sie die allzu weitgehende Übernahme fremder Kultur, Macht- und Wirtschaftsformen gestürzt haben.

Wie immer man über die Möglichkeit des Einschlagens und der Verwirklichung des Juweges durch die Ostvölker denke: es ist ein bleibendes Verdienst Kitamuras, mit unendlicher Feinheit und Mühe die Lehre herausgestellt zu haben, auf die sich der Aktivismus Jung-Japans jetzt schon stützt und der Aktivismus Jung-Chinas im Zurückfallen begriffen ist.

Namentlich im dritten Abschnitt wird ein Ausgleich, ein Bringen auf einen Nenner des höchsten westlichen und östlichen Gedankenguts versucht. Es ist nicht Sache der „Geopolitik", in diese Tiefen reinster, strengster Geisteswissenschaft zu steigen. Aber es ist ihre Pflicht, zu zeigen, wo ihre Leser solche Tiefen auffinden können, wo z. B. auf S. 21 die ganze, dem Westen so schwer erklärbare Stellung des japanischen Kaisers über den letzten Stürmen in Tokio begreiflich gemacht wird, aus dem, was Keyserling „ein metaphysisches Liebesverhältnis zum Staat" nannte, das Japan sich kraft der Ju-Lehre zu erhalten wußte, wie China es durch Jahrtausende auf dem Wege der pietas familiaris suchte und — verlor! Der „Königsweg" (vgl. S. 134) ist gewiß nicht leicht zu gehen; aber er führt zu wahren Fundgruben der Einsicht in das Wesen von Orient und Okzident, die nun einmal nicht mehr zu trennen sind, wie sehr sie auch auseinanderstreben.

Wie nötig solche grundsätzliche Führer zur Einfühlungsfähigkeit in den Fernen Osten auch für rein praktische Ziele sind, beweisen etwa

4. **Ernst Otto Hauser:** „Gefährlicher Osten. Japan und die Mächte." Zürich-Leipzig 1935, Max Niehaus Verlag, 150 S. Fr. 4,70, RM. 3,80.

5. **Tao Pung Fai:** „Chinas Geist und Kraft." Breslau 1935, Verlag Priebatsch' Buchhandlung, Inh. Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier, 250 S., 35 Bilder, 3 Kartenskizzen. Vorwort von Prof. Dr. E. Rousselle.

6. **A. Gervais:** „Ein Arzt erlebt China." Bern-Leipzig-Wien 1935. Wilhelm Goldmann, 258 S., 24 Lichtbilder. Übertragen von Albert Frh. v. Bodman. Kart. RM. 5, Leinen RM. 6,50.

7. **Dr. Helmut Klinghammer:** „Die Hirota-Doktrin". Greifswald 1935, Hans Adler, 150 S.

8. **Maurice Lachin:** „Japan heute und morgen." Erlenbach-Zürich und Leipzig 1935? Rotapfel-Verlag, 296 S. Aus dem Franz. v. Lina Fremder.

Zu 4. **Ernst Otto Hausers** „Gefährlicher Osten" ist aufreizend und blendend geschrieben, die Übersteigerung gewollt und unverkennbar, das Springen von höchst materialistisch aufgefaßten Polen, wie dem Textilwettbewerb, zu schärfsten geistigen und seelischen Gegensätzen ein bewußtes glänzend gehandhabtes Darstellungsmittel. Schanghai, des V. Beobachtungswarte, ist ein böser Platz für Männer, die, wie V. Ausgleichsmöglichkeiten mit der Seele suchen und Sensationen abfeuern müssen. Aber daraus entstehen treffende Schilderungen des dynamischen Japan von heute über dem Palimpsest Alt-Japans. „Die Städte scheinen einander zu berühren. Was sie freilassen ist bedachtsam aufgeteilt." Das ist eine Kostprobe geopolitischer Anschaulichkeit, die das Buch durchzieht. Es schreitet freilich von Pointe zu Pointe, berührt aber fast alle schwebenden Fragen mit sachlicher Begründung und Werturteilen von Eigenprägung. Sie finden sich vor allem auch auf den S. 110ff. über das deutsch-japanische Verhältnis. Über Rußlands „Salonfähigkeit" kann man verschieden denken. Die

Schlußworte über Monsunasien sind von klassischer Klarheit, und schicksalshaft ist Haushofers Einstellung zur „Schuld" Ist ihre Sühne „Überdimensional?"

Zu 5. **Tao Pung Fai,** der verdiente chinesische Lektor der Breslauer Hochschule, steht, wie die Vereine chinesischer Studenten in Deutschland, unter dem schmerzlichen Eindruck, seinem bedrängten raumweiten und volkreichen Vaterlande nur geistig, durch Wecken von Verständnis für seine Dauerwerte und Schaffen von Verantwortungsgefühl (S. 34) hüben und drüben helfen zu können.

Wirksame Hilfe aber kann ja nur kommen, wenn China die immer noch großen Bestände an Geist und Kraft zu seiner Einigung und nicht zu weiterer Zersetzung anwenden würde, wozu die vierzig Jahre der Hingabe von Sun Yat Sens Kraft für die Volksrevolution offenbar so wenig hingereicht hat, wie alles, was nach seinem Tode geschah. Das Trugbild von China aus der Zeit der Chinoiserien spukt wahrhaftig nicht mehr in den mitteleuropäischen Köpfen, wohl aber die Vorstellung eines durch seine amerikanischen Studenten aus den alten Angeln gehobenen Jung-China. Dort ist nicht immer „Schlechtes verborgen, Gutes weitergegeben worden." S. 7—36 bringt eine kurzgefaßte neueste Geschichte Chinas mit einem Länderverzeichnis, dem vor allem Flächen- und Volksdruckzahlen wohltäten. Das folgende ist vielfach nach der Art eines Zettelkatalogs aufgebaut und bringt deshalb viele Wiederholungen, wenn auch die Einzelschilderung des Verhältnisses Chinas zu den Mächten aus chinesischem Blickpunkt besonders wertvoll ist. Gern würde man das Verhältnis zu Religionsbekenntnissen und Weltanschauungen erweitert und vertieft sehen.

Zu 6. **A. Gervais:** „Ein Arzt erlebt China", bildet eine erwünschte Ergänzung zu Tao Pung Fai, um so mehr, als der Beobachter seinen Standort im Westen hatte, in Szechuan, einer Welt für sich, die er mit Ehrlichkeit und Hingebung schildert. „China durchlebt harte Zeiten, aber noch größere Schicksalsschläge haben ehemals das Reich durchschüttert. Dieses Volk hat ihnen noch immer Widerstand geleistet, dank einer gesunden Lebenskraft." „Auch heute noch verzweifelt niemand; das geduldige und tapfere Volk wartet und fügt sich." Gervais möchte Verständnis und Liebe dafür wecken, erreicht das und erfüllt so den alten Spruch Meister Kungs: „Alles Verstehen kommt nur durch Liebe."

Zu 7. Wäre **Dr. Helmut Klinghammers** „Hirota-Doktrin" nur eine rein völkerrechtliche Arbeit von noch so vielen Graden, würde sie in dieser Reihe nicht so eingehend gewürdigt werden können. Aber sie ist weit mehr: eine vorzügliche Überschau über das ganze stoßweise Vorwärtswuchten Japans vom in sich geschlossenen Sonderleben zur ausdehnungsbedürftigen Weltmacht. Darin liegt die geopolitische Bedeutung der Schrift und ihrer zahlreichen, zutreffenden Urteile. „Das Japan von heute ist fast genau so, wie es von seinen Führern 1867/68 beabsichtigt wurde." Dennoch hat es viele Schlacken aus der Übergangszeit auf sich sitzen, die gerade die „Kokuhonsha" (Vaterlandspartei) des neuen Staatsratspräsidenten verabscheut und beseitigen möchte. Aber dessen Gegenspieler ist derselbe Hirota als Ministerpräsident, von dem die Hirota-Lehre stammt. Ein kulturpolitischer Führungsanspruch, kein „Protektorat" im völkerrechtlichen Sinn, dennoch mit einem deutlichen Ausschlußunterton gegen alle in Ostasien oder Groß-Asien außenbürtigen Mächte. Es war die Verkündigung einer geopolitischen Selbstverständlichkeit!

Zu 8. **Maurice Lachin** ist ganz anderer Art. Er sucht und findet in „Japan heute und morgen" — (das Japan von gestern und seine zähe Lebenskraft allzusehr aus den Augen lassend) — vor allem das nicht Selbstverständliche; besonders die Träger gefährlicher Gedanken rechts und links. Das ist der Hauptreiz des ungewöhnlichen Aspekts. Er hat „Flair" für Strömungen, die sich an der Volksoberfläche noch nicht auswirken und dennoch mächtige Wirbel ziehen. Unbewußt verrät er, daß Japan zwar den Nationalsozialismus erfaßt, aber den Marxismus nie begriffen hat, nur deshalb kann von der Mißgeburt „der seltsamen Entwicklung eines Nationalmarxismus" bei Lachin die Rede sein. Aber er hat mit vielen „grünen" Reformern gesprochen, die es wahrscheinlich kein zweitesmal mehr tun. „Japan besitzt das Geheimnis der idealen Revolutionen", sagt ihm einer davon. Am Aschermittwoch 1936 wurde es deutlich. Vor diesem dunklen Hintergrund kam eine reizvolle, stark mit Übersteigerungen

arbeitende Interviewsammlung zustande. Die große Führungslinie dazu muß anderweitig gewonnen werden, nur für die Übel der Presse ist sie da. „Der japanische Imperialismus ist Lebensnotwendigkeit" steht S. 29. Sollte die Führungslinie hier doch zutage treten?

9. **Department of Foreign Affairs,** Manchukuo Government, Hsinking, „General Survey of conditions in Manchukuo", Nov. 1935 und

10. **„Manchoukuo Illustrated",** wie vor; Dez. 1935, mit Verkehrskarte, sind zwei gewiß von vielen begrüßte, knappe Orientierungshefte über die Mandschurei. Das zweite Heft enthält eine gutgewählte Bilderauswahl; es bringt in bunter Folge die Reste der alten Kaiserkultur, die neuzeitliche Ausbeutung des reichen Ackerbaulandes und seiner Bodenschätze, die Verkehrsentwicklung bis zum Stromlinienexpreß „Asia" und der Umnagelung der Hsinking-Harbin-Strecke am 31. 8. 1935 und den Flußkanonenbooten auf dem Sungari, bis zu Papiergeld und Briefmarke. Das erste gibt knappe, gute Auskünfte — wenn auch natürlich keineswegs alles, was man der Vollständigkeit halber gern wüßte.

Viel umstrittene Raum- und Volkszahlangaben lauten für den 31. 12. 1934 auf 1 303 143 252 Quadratkilometer mit 32 482 627 Menschen einschl. 295 Quadratkilometer d. S. M. R., aber ohne die 3462,34 Quadratkilometer von Kwantung-Pachtland mit 1 556 827 Einwohner. Die Zahl der Räuber erscheint als von etwa 200 000 auf 20 000 herabgedrückt. Wirtschaftlich sind gewaltige Leistungen in dem noch zu etwa 85% landverbundenen Reich geschafft worden: die Währungsregelung, landwirtschaftliche Entwicklung, Waldschutz bei einem geretteten Bestand von 35 631 000 ha; Steigerung der Viehzucht bei einem Stande von 1 620 000 Pferden, 610 000 Mauleseln, nur 1 160 000 Stück Großvieh, 2 200 000 Schafen und 4 960 000 Schweinen. Daneben ist Ordnung in die Ausnützung der reichen Bodenschätze, der Fischerei gebracht worden. Nicht zuletzt ist ein berechtigter Stolz die Steigerung der 6252,3 Eisenbahnkilometer von 1931 um 2188, der Straßen um 5471,4 Kilometer bei Gesamtplänen auf 12 500 Kilometer 1. Kl., 12 500 Kilometer 2 Kl. und 35 000 Kilometer 3. Kl. — wie alles Übrige: Arbeit auf weite Sicht! Großräumig und langfristig, wie auch die Städtebaupläne, so des rasch wachsenden Hsinking (zur Zeit etwa 240 000 Einwohner), bei 100 Quadratkilometern Weichbildanlage für eine halbe Million berechnet, während Mukden von seinen jetzigen 28 Quadratkilometern auf 206 gebracht werden soll.

11. Viel mehr in die Tiefe steigen natürlich der vorzügliche **„Report on Progreß in Manchuria"** (1934 d. IV. seines Zeichens) der South Manchuria Railway, Dairen (d. IV. i. Juni 1934) 294 S., 24 Abbildungen, 1 Überseekarte, 1 Wegebaukarte; je ein Plan der Häfen von Dairen und Rashin.

Das **„Japan Year Book"** der „Foreign Affairs Association of Japan". Tokyo 1935 und 1936, für 1935 mit seinen 1380 S. und einer gesonderten Karte (Pr. 1 L), u. a. mit einer recht bemerkenswerten Kabinetts- und Parteigeschichte, und **„Manchoukuo Year Book"** 1931/32, 1933, 1934 fortlfd. d. East-Asiatic Economic Investigation Bureau, Tokyo, 1934 fortlfd. Staatl. Bd. v. 852 S. m. guter Eisenbahnkarte, Skizzen, Diagrammen und wertvollen Tafeln und Vergl. Aufstellungen.

Aber eine erste Übersicht der mandschurischen Fragen geben die guten, freilich zweckbestimmten Flugschriften, wie 9. und 10. als Beispiele.

12. Der Abschluß des gewaltigen Werks des Aufbaues einer indischen Konstitution — dessen einzelne Wandlungen, mit gelegentlicher Anführung der indischen Stimmen dazu, die „Geopolitik" regelmäßig verfolgt hat — legt eine wiederholte Empfehlung der vorzüglichen, wenn auch nicht leicht lesbaren Quellen nahe, die in den Blaubüchern des **„Joint Committee on Indian Constitutional Reform"** in drei Bänden, London 1934 ff. vorliegen (Printed and published by his Maj. Stationery Office, dort und durch den Buchhandel für nur 1 sh d. Stück erhältlich). Da finden sich z. B. Bd. I, S. 2 und 16 die geopolitischen Würdigungen der Gefahren für das Zusammenhalten des Riesenraumes, ab S. 28 die Autonomiemöglichkeiten (S. 34 und 35 für Sindh und Orissa). Ab S. 96 sind die heiklen Wehrfragen behandelt. Überall treten geopolitische Einsichten von hohem Wert scharf umrissen hervor und lassen erkennen, mit welcher Reife das augenblicklich schwierigste Strukturproblem der Erde im Stande der Entstehung behandelt worden ist. Ein Beispiel dafür ist etwa auf

S. 247 die summarische Darstellung der britisch-birmanischen Beziehungen, die freilich eine britisch-französische, hier ungeschrieben gebliebene Geheimgeschichte haben. Wer sich in englische Staatsschriften einlesen und gleichzeitig geopolitische Schulung wahrnehmen will, dem seien die Blaubücher z. B. für Referate empfohlen.

13. **Georg Vasel:** „Ost-Turkestan; Sinkiang oder Jugurstan?" Im 11. Jahrg., Heft 2 von „Osteuropa" Königsberg (Pr.), Nov. 1935, S. 87—100, 1 Kartenskizze.

Eine im Augenblick seines Einzugs in den Sowjetmachtbereich höchst dankenswerte, flotte, dynamisch gesehene Skizze des wichtigen Übergangsgebiets. Trotz halbamtlichen Ableugnungsversuchen ist das völlige Hineingleiten des nunmehrigen „Jugurstan", des einstigen „Sinkiang" in den Sowjetmachtkreis wohl unvermeidlich, mit roten Flugplätzen in Chami, Urumtschi, Kuldscha und Tschugutschak, neuen, diese Punkte mit Kaschgar verbindenden Straßen und einem Eisenbahnvorbau auf Urumtschi von der Turksib aus.

14. **Dr. Werner Leimbach:** „Landeskunde von Tuwa." Justus Perthes, Gotha 1936 Ergänzungsheft 222 zu Petermanns Mitteilungen. Herausgegeben von Dr. Paul Langhans, 124 S., 2 Karten, 17 Abbildungen, 7 Tabellen.

Mit einem reichen Schrifttumsverzeichnis und der ganzen, bei den Perthes-Veröffentlichungen kaum mehr im einzelnen zu rühmenden Gediegenheit von Gehalt und Ausstattung enthüllt diese ausgezeichnete Landeskunde den hohen geopolitischen Wert des Gebietes um den Jenisseioberlauf, das mit seinen rund 180 000 Quadratkilometern (mehr als dreimal so groß als Böhmen oder zwei Drittel Preußens) — nur so nebenher in die Hände der Sowjetbünde geglitten ist. Allerdings zeigt die mit Bienenfleiß zusammengetragene und dann auf kürzeste Form gebrachte Forschungsgeschichte, wie wenig das aufschlußreiche Gebiet von seinen asiatischen Herren aus gepflegt wurde, und daß in diesem Fall wirklich der erschlossene Raum der Kampflohn der emsigsten, russischen Erschließer wurde. Leitlinien des Aufbaus, Baustoff und Bauplan, Klima, Wasserhaushalt und Flüsse, wie Oberflächengestaltung lassen in ihrer systematischen Anlage freilich nicht erkennen, welche fast ahnungsvolle Einfühlungsfähigkeit des Verfassers zu dieser Schilderung nötig war. Über Pflanzen- und Tierwelt führt die Darstellung dann schnell zu dem geopolitisch wesentlichsten Zuge: der Mittlereigenschaft zwischen Osten und Westen Eurasiens: die Urheimat nicht nur der Kirgisen und Türken wird hier ahnungsvoll gesucht!

Diesen Ahnungen zum Skythen- und Vor-Norden-Problem gegenüber beschränkt sich Leimbach mit Recht streng auf das Erweisbare und läßt sie nur im Schluß aufklingen. Aber schon dies dehnt ihm den Rahmen seines menschengeographischen Teils höchst dankenswerterweise bewußt „zugunsten völkerkundlicher Betrachtungen" über das gewohnte Maß. So kommt es zu den wichtigen Untersuchungen über die Frühzähmung von Hund, Ren und Pferd im Lande der „Hirsch-Reiter" — eines uralten ostasiatischen Sagenmotivs (S. 74). Seit 1838 lastet ein unheilvoller Russeneinfluß auf Tannutuwa, zuerst durch Goldseifen ins Land gelockt. Gold, Platin und Uran, Iridium, reiche Silber- und Kupferfunde, Eisen, Stein- und Braunkohle, Graphit, Erdöl, Asbest, Magnesit und Steinsalz gehören zur natürlichen Aussteuer, ebenso wie zahlreiche Mineralquellen.

„In Wirklichkeit ist dies — (das bescheidene Können von heute) — der kümmerliche Rest einstigen Schmiedehandwerks und skythischen Bronzegusses!" „Iranische, sakische, auch indische, weniger mongolische Einflüsse sind dort einst eingeströmt und heimisch gewesen, und von späten geistlichen Einflüssen, wie den weltlichen russischen gleichmäßig zertreten worden. Einstweilen sind „Lamen, Branntwein und Syphilis — (10%!) die wirklichen Geißeln des Landes." Der „Abriß der Geschichte" endlich verrät, welche Fundgruben für kulturmorphologische Verbindungsmöglichkeiten noch in Tannutuwa, am oberen Jenissei vergraben liegen mögen.

Leimbach sieht mit Recht — zusammenfassend — in Tuwa die künftige Zitadelle für das Ural-Kusnezker Kombinat und das mittlere Sibirien. Daher das Abdrängen der Grenze sogar in die eigentlich verwandte Außen-Mongolei hinein, die vergeblich nach ihrem einstigen Anhang schreit. Jedenfalls hat er verstanden, mit großem Geschick und feiner Einfühlungsfähigkeit an einem hochwertigen Stück Erde jene großzügige Einschmelzungsraumpolitik von Moskau anschaulich zu ma-

chen, die nicht nach Vergangenheit und Eigenwert einer solchen Landschaft, sondern nur nach der Einfügungsbedeutung in ihren materialistischen Zweckbau fragt, der sich zermalmend über die Wiege der Völker breitet.

15. **„Westküsten-Beobachter"** im 4. Jahrgang zu Santagio de Chilé (Calle Moneda 1076) erscheinend heißt eine N. S. Deutsche Wochenzeitschrift für die Westküste Südamerikas, die mit der „Geopolitik" im Tauschverkehr steht.

Natürlich in erster Linie dem Zusammenklang des Deutschtums der Südamerikanischen Pazifikküste, vor allem des über 4000 Kilometer langen Pazifik-Anreiners Chilé dienend, bringt sie auch höchst ausbaufähige Berichte chilenischer Zeitungen und Zeitschriften über das Verhältnis zu Deutschland und zur Alten Welt, und könnte sich — bei ozeanumspannender Betrachtungsweise — zu einem deutschen Seitenstück der „Pacific Affairs" mit diesem Teil ihres Inhalts entwickeln. Glück auf! Herausgeber ist Willi Köhn, Hauptschriftleiter Dr. Paul K. Breuer.

16. **Hans von Kiesling:** „Soldat in drei Weltteilen", Leipzig 1936, Grethlein & Co. Nachf., 39 Abbildungen, 40 Karten zu 521 gewichtigen Seiten — so nennt sich das gehaltvolle Vermächtnis eines hervorragenden Soldaten und Auslanddeutschen, Generals der chilenischen Armee, weiland Stabschef von v. d. Goltz in den Tagen des letzten Löwentatzenschlags gegen Townsend bei Kut el Amara und später türkischen Divisionskommandeurs. Er hat es, wie wenige, verstanden, bei feinster Einfühlungsfähigkeit in fremde Erdteile, Rassen und Völker den federnden Stahl seiner deutschen Persönlichkeit zu wahren. Dieses Vermächtnis ist Genuß und Lehre zugleich: ein unbezahlbares Lehrbuch zum Umgang mit Fremdvölkern; offen und wahr und dennoch schonend gegenüber den vielen, denen ein solches Lehrbuch, zur rechten Zeit in die Hände gedrückt, persönlich leidvolle Erfahrungen und volkspolitisch Mißgriffe und Fehlschläge hätte sparen können.

Als kostbaren Wegweiser in dieser Richtung empfehlen wir es allen, die sich in der Heimat Kenntnisse im Umgang mit Nationen, z. B. des Nahen Ostens oder Südamerikas erwerben wollen, noch mehr denen, die sie draußen bewähren sollen — ganz abgesehen von der Freude, den Lebensgang eines ganzen, durch und durch dynamischen Mannes von vielseitiger Kultur und Machtleistung darin noch einmal zu überschauen und an pazifische Ufer zu grüßen!

17. **H. F. Simon:** „Revolution whither bound?" New York 1935, Farrar & Rinehardt. Publ. 380 S. Diese weltumspannende, vergleichende Betrachtung des augenblicklichen Umwälzungszustandes der größen Wirtschaftsmächte der Erde hat vor allem das große geopolitische Verdienst, gültige und sofort anwendbare Vergleichsmaßstäbe zwischen dem Schrifttum der Alten und Neuen Welt, namentlich Deutschlands, Amerikas, Englands und Frankreichs zu schaffen.

Scheinbar rein wirtschafts-wissenschaftlich aufgebaut, läßt sie doch den geopolitischen Unterbau überall erkennen, wie etwa eine gute landeskundliche Darstellung den geologischen Unterbau der bis in die letzten anthropogeographischen und politischen Auswirkungen geschilderten Landschaft. Das ist der hohe Reiz für den Kenner.

Der unvorbereitete Leser aber kommt auf seine Rechnung eben durch das vergleichende Urteil über die Bewegungsfortschritte innerhalb der großen geschlossenen und sich immer mehr schließenden Wirtschaftsgebiete, namentlich Amerikas und Europas, das ihm ermöglicht wird. Besonders glänzende Niveauausgleiche finden sich etwa auf den S. 133, 166, 207 und 209. Aber Geistesblitze und Warnungen sind überall eingestreut, wie: „Konzentration ist keine Zauberformel" (S. 221), oder „Der Leitzug in jeder Nation geht von Freiheit zur Organisation" oder „Frankreich, Deutschland, Italien und Rußland haben sich nach schweren Versuchserfahrungen vom Gaukelspiel mit der Währung zurückgehalten".

Ein geopolitischer Höhepunkt scheint der Vergleich zwischen den überverdichteten „overcondensed" und deshalb hochorganisierten Nationen der Deutschen, Italiener und Japaner in ihren verschiedenen Ausdehnungszuständen und den raumübersättigten Mächten. Darunter „Frankreich, das die Probleme von heute und morgen noch nicht erkannt hat und ohne Führung ist, triftet unentschieden und recht hilflos zwischen verschiedenen Wirtschaftsmöglichkeiten hin und her".

Daher die Furcht vor dem kommenden Recht, der „Lex ferenda" und das Klammern an die „Lex Lata" — ein typischer Alterszug.

Solche Vergleiche sind auch von großem geopolitischen Wert. Ebenso etwa Urteile, wie „Deutschland steckt in einer unentbehrlichen emotionalen Konsolidierungsentwicklung", oder „Japan ernährt seine Volksmenge, annähernd gleich der deutschen, aus einer hochkultivierten Agrarfläche von 14,5 Mill. acres (0,40 ha), Deutschland aus 75,5 Mill. acres". Wobei eine geschickte japanische Suggestion mitwirkt. Denn „Deutschlands Kampf ums Dasein ist sehr hart" (S. 185). Das kann man Amerikanern und Briten nicht oft genug sagen, wenn man, wie S. ihr Ohr hat, „Italien, mehr mit Schönheit, als mit Reichtum gesegnet", gleicht Deutschland darin ebenso, wie Japan.

Amerika wird die Frage des Wettbewerbs farbiger und weißer Arbeitskräfte auf das lange Rennen zuerst zu lösen haben ..." (S. 166). „Mit dem Erscheinen des Flugzeugs hat England den Inselschutz verloren. Sein ganzes politisches Dasein ist auf eine neue Grundlage gestellt." Es ist nun fest an das Festland gebunden, und doch braucht seine Gemeinwelt mehr als je seine stützende Kraft. „Das schafft Zerrungen, die der Führerschicht bekannt sind, dem Volk aber noch nicht. Daher die Verstimmungen des einst so „merry old England". Dadurch wird es grillen- und launenhaft, und seine Partner müssen mit der Beeinträchtigung des sonst so gesunden angelsächsischen Menschenverstandes durch „Stimmungen" mehr rechnen, als zuvor. Die französische Kulturpolitik aber ist immer noch Meister in der Behandlung von „Volks-Seelen-Stimmungen", auch wenn sie gegen handgreiflich geopolitisch vernünftige Ausgleiche aufgereizt werden.

Hinter Simons Zahlenwelt steckt nicht nur ein tiefer geopolitischer, sondern auch völkerpsychologischer Sinn. Deshalb haben wir der Amerikaarbeit des einstigen Generalkonsuls in Chicago so viel Raum in der Geopolitik gewidmet.

F. M. Trautz:
Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau

C. R. Boxer, A True Description of the Mighty Kingdoms of Japan & Siam by François Caron & Joost Schouten, reprinted from the English edition of 1663 with Introduction, Notes and Appendices. London, The Argonaut Press, 1935; zirka 330 Seiten mit 13 Tafeln und 7 Karten. Preis 2 Guineas in England, 35 Yen in Japan, wo Alleinvertrieb bei Thompson & Co., Kobe. —

Der Verfasser schreibt im Vorwort: „Bevor wir nur einigermaßen das heutige Erbe zu beurteilen vermögen, das unsere Vorfahren uns im Osten hinterlassen haben, müssen wir ihre damaligen europäischen und asiatischen Zeitgenossen und Rivalen nach Möglichkeit kennen zu lernen suchen. Wer diese einfache Wahrheit mißachtet, wird sich stets in einer einseitigen Geschichtsauffassung bewegen und ebenso wenig seinen eigenen Vorfahren wie dem Gedächtnis bedeutender Männer überhaupt gerecht werden können." —

Wer dies „retrospektiv" nennt, zeigt nur, daß ihm noch nicht aufgegangen ist, was heutige Erziehung bilden und vermitteln will: Blick! — Derselbe historische Zeitraum, den der eine nur retrospektiv zu sehen vermag, sieht der andere im höchsten Maße praktisch und gegenwartsverwendbar. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es wichtiger, vorhandene gute Bücher wirklich mit „Blick" für ihre Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung zu lesen, als neue zu schreiben. Aber eine Neuausgabe wie die von C. R. Boxer gegebene, kritisch umfassend eingeleitete und kommentierte „Geschichte von Japan und Siam" liest sich doch schneller und vorteilhafter, als das alte Buch selbst, welches für den normalen Leser auch längst viel zu teuer geworden ist.

1636 hatten François Caron und Justus Schouten ihr kurzes Buch, eine der ersten und zweifellos besten, europäischen Quellen[1]) für Japan und Siam holländisch herausgegeben. 1663 erschien davon die von Kapitän Roger Manley gefertigte englische Übersetzung. Sie wird hier nun dem Lesepublikum zugleich geboten, um einen Einblick in die hervorragende Rolle zu

1) Wohl das bedeutendste frühere Werk ist Frois, Geschichte von Japan, 1549—1578, aus dem Portugiesischen übersetzt von G. Schurhammer und E. A. Voretzsch.

vermitteln, die im 17. Jahrhundert die Niederländisch-Ostindische Kompagnie im Fernen Osten spielte.

Blickerziehung für weltweite Zusammenhänge und ihre in Persönlichkeiten wurzelnden Grundlagen ist der für die Gegenwart ausschlaggebende Wert dieses, schon jetzt vom Interesse weiter Kreise getragenen Buches, dessen Held François Caron, einer der bedeutendsten Beamten der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, außerdem in höchst fesselnder Weise von C. R. Boxer zum Gegenstand einer ausführlichen Einleitung (129 S.) gemacht wird.

Das Buch umfaßt so in den geopolitischen Zusammenhängen, die der Gründung der holländischen, der englischen und der französischen ostindischen Kompagnien zugrunde lagen, eine an spannenden Situationen ungewöhnlich reiche Zeit, so daß hier tatsächlich Belehrung in einer Form geboten wird, wie sie gerade auf dem Gebiet der alten Dreieinigkeit von Krieg, Handel und Piraterie uns selten zugänglich ist.

Der von Holland bis Japan reichende Schauplatz bietet in seiner Wirklichkeit eine von keiner Phantasie erdenkbare Mannigfaltigkeit. Ungewöhnliche Gestaltungskraft bei gründlicher Quellenbenutzung und außerordentlicher Belesenheit sichern dem, mit alles belebender Feder schreibenden Verfasser das Interesse seiner Leser bis zum Schluß.

„Das Meer als Quelle der Völkergröße", wie Ratzel sagt, tritt überzeugend und anschaulich, im höchsten Maße wertvoll für landgebundene Leser in die Erscheinung. Die Persönlichkeit als Träger des eigenen, wie auch des Schicksals von ihr geleiteter Unternehmungen, steht plastisch und erfrischend im Mittelpunkt. So wird auch an diesem, durch einige unbedeutende Irrtümer in den Anmerkungen keineswegs in seinem Gesamtwert beeinträchtigten Buch klar, daß in den Zusammenhängen und in den Persönlichkeiten in allererster Linie der Wert historischer Forschung und Lektüre liegt.

C. R. Boxer, der über fünf Sprachen und eigene Anschauung des von ihm geschilderten Schauplatzes verfügt, ist für abendländisch-ostasiatische Beziehungen interessierten Lesern schon lange als ein Forscher von Geschmack und Glück bekannt. Von seinen Veröffentlichungen seien die folgenden hier genannt:

A Portuguese Embassy to Japan (1644—1647). London 1927. — The Affair of the Madre de Deus. London 1928. — Ataque dos Holandeses a Macau em 1622 (Boletim da Agencia Geral das Colonias). Lisboa 1928. — Commentaries of Ruy Freyre de Andrade. London 1929. — The Journal of Maarten Harpertszoon Tromp, Anno 1639. — Cambridge 1930. — The Third Dutch War in the East (1672—1674) (The Mariner's Mirror). London 1930. — Jan Compagnie in Japan, 1672—1674. Tokyo 1931. — Notes on Early European Military Influence in Japan. Tokyo 1931. — Rin Shihei and his Picture of a Dutch East-India Ship, 1782. Tokyo 1932. — Notes on the Portuguese Trade in Japan during the Kwanei Period (1624—1643). Tokyo 1933. — Portuguese Commercial Voyages to Japan three hundred Years ago, 1630—1639 (Trans. Japan Soc. Vol. XXXI).

Die diesem Heft beiliegenden Werbeblätter der Union Deutschen Verlagsgesellschaft über Nohara, Die gelbe Gefahr, und des Westmark-Verlages über Hellwig, Carl Freiherr von Stumm-Halberg empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag. Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 4035

Hans Rabl:

Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung

Über den abessinischen Kriegsfanfaren, die nun schon mehr als ein Jahr lang die Welt in Atem halten, ist ziemlich allgemein eine bedeutende Entwicklung übersehen worden, die sich im Nahen Osten angespielt hat und nunmehr in dem Abschluß des gemeinsamen Freundschafts- und Nichtangriffspaktes zwischen der Türkei, dem Irak, Iran und Afghanistan vom 2. Dezember 1935 ihren vorläufigen Gipfel fand. Es hat den Anschein, als ob von diesem Pakt aus, der wohl mehr als ein Anfang denn als ein Abschluß zu betrachten ist, nicht nur die langersehnte Ruhe und Konsolidierung des Nahen Ostens ausgehen wollte, sondern noch weitergreifende Abläufe; und es muß daher versucht werden, Geschehen und mögliche Folgen einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Wenn schon im Vorkrieg die Türkei sehr mit Recht der kranke Mann am Bosporus genannt wurde, ist seit ihrem Zusammenbruch und Zerfall erst recht keine Ruhe mehr eingetreten. Wie überall, so haben auch hier die verschiedenen neu entstandenen Staaten mit allen Kräften versucht, sich gegeneinander zu behaupten und die größtmöglichen Stücke des Kuchens zu erhaschen. Und es hat lange gedauert, bis auch nur der Versuch einer neuen Synthese gemacht wurde, die naturgemäß kaum auf den Überresten des Einstigen aufbauen konnte. Man wird vier solche Richtungen unterscheiden dürfen. Die erste ging von der altberühmten El Azhar-Universität in Kairo aus und versuchte, mit einer neuen Sinngebung des Islam neue geistige und politische panislamische Kräfte zu wecken und zu stützen; und man kann sagen, daß ihr umfangreiches Wirken heute in der ganzen islamischen Welt vom Rîf bis nach Indien spürbar ist. Die zweite wird von Ibn Sa'ud bezeichnet, der mit seinen Wahabiten den Anspruch verficht, eine neue Weltherrschaft des Islam zu begründen; daß sie, praktisch gesprochen, kaum möglich sein wird, tut dabei nichts zur Sache; wichtig ist der Glaube, und der ist brennend und lodernd. Eine dritte Richtung, die wir die modernistische nennen möchten, zeigt sich in der neuen Türkei, wo Kemal Atatürk sie zum Sieg geführt hat, in Iran, wo Riza Schah mit Erfolg eine seinem Lande angepaßte Mitte einhält; und ihr afghanischer Schiffbruch unter Aman Ullah beweist keineswegs, daß in ihr nicht doch Möglichkeiten steckten, selbst sehr starke widerstrebende Kräfte zu binden. Die vierte endlich stützt sich wohl selbst heute noch, wenn auch nicht ausgesprochen, auf die alte Idee des Kalifats; die Dynastie der Haschimiden, von der der junge König Ghasi den Thron des Irak, sein Oheim Abdullah jenen Transjordaniens besitzt, während Abdullahs Bruder Ali auch heute noch als Prätendent des Scherifats von Mekka nicht allein, sondern auch der Kalifatswürde seines verstorbenen Vaters Husseïn auftritt, hat mit kluger Politik starken Anhang gefunden, und niemand kann abschließend schon jetzt ein Urteil

darüber fällen, ob die Welt noch einmal einen islamischen Kalifen sehen werde oder nicht.

So verschieden diese Ansprüche und Wege immer sein mögen, haben sie doch ein gemeinsames und eisern verfochtenes Ziel: eine neue Größe des Islam, eine neue Kraft und Stellung der arabischen und der Turkvölker heraufzuführen. Diesem Glauben dient ebensogut der nördliche Block der vier Staaten wie das Reich, das sich im Süden unter Ibn Sa'ud zusammenfügt. Schon heute sind Verbindungen dieser beiden vergleichsweise kleinen Raumwesen zur Schaffung eines einzigen großen vorhanden. Und man wird zusehen müssen, wie, in welchem Tempo, mit welchen Mitteln all das vorwärtsgetrieben wird.

Es wäre sehr lockend, doch hier zu weit führend, zu entwickeln, mit welchen Mitteln Ibn Sa'ud in der Dunkelheit des Weltkriegs und Nachkriegs systematisch sein junges Reich aufgebaut hat, das seit dem September 1932 offiziell Saudié heißt. Wie er, während sein gehaßter Landesherr, der türkische Sultan, in einen verzweifelten Verteidigungskrieg verstrickt war, seine Macht von Innerarabien aus ausbreitete, dann im Nachkrieg zur Küste vorstieß, das Hedschas und Asir nahm, zuletzt den Yemen — und dabei das Glanzstück fertigbrachte, sich aus jeder politischen Kombination herauszuhalten, die ihn zu irgend etwas verpflichten oder gar zwingen konnte, was ihm nicht genehm war; heute, nach dem Zusammenbruch des Aufstandes, den Emir Idrissi von Asir im Herbst 1932 gegen ihn versuchte, nach dem Ende des Scheichs Ibn Rifada und der Niederwerfung der Stämme Billi und Howeitat, zuletzt nach dem gelungenen Feldzug gegen Yemen, den sein Angriff auf die Landschaft Nedschiran im März 1934 einleitete und den der Friede von Taif vom Juni 1934 beendete, ist er tatsächlich der Herr Arabiens. Es ist schwer abzuschätzen, wie stark sein Einfluß an der früher ganz und gar von Aden aus beherrschten Südostküste bereits ist, und wie stark dagegen noch der britische; daß er aber auch hier im Vordringen begriffen ist, scheint uns deutlich. Und die letztlich ganz und gar zu seinen Gunsten ausgegangene Vermittlertätigkeit des Großmufti von Jerusalem und des Panislamischen Kongresses bei seinem Konflikt mit Imam Yahia von Yemen zeigt, daß man im ganzen arabischen Islam diese Herrschaft als durchaus legitim zu empfinden beginnt und sich mit seinem Besitz der heiligen Stätten Mekka und Medina abgefunden hat. Seine Finanzen scheinen in Ordnung zu sein, britischer Subsidien, wie sie während des Weltkriegs gezahlt wurden, nicht mehr zu bedürfen; seine Staatsbank enthält ausschließlich islamisches, also verläßliches Kapital, unter dem das Vermögen des früheren Khedive Abbas II. besonders bemerkenswert erscheint. Die zum Teil gelungenen Versuche, seine Beduinen zu Ackerbauern und zur Seßhaftigkeit zu erziehen, beweisen seinen ernsten Willen, Konflikte mit den Nachbarn, die früher durch ständige Grenzüberschreitungen der Nomaden fast unvermeidlich waren, zu verhindern. Er bringt es fertig, die Bodenschätze seines Landes — Mineral- und Erdöllager vor allem — von Angelsachsen

untersuchen zu lassen und sie doch nicht aus der Hand zu verlieren — und trotzdem der ganz strenge Moslem zu bleiben, als der er begonnen hat. Er ist also in jeder Beziehung nicht nur ein Mann, mit dem man rechnen muß, sondern ein sehr ernst und sicher zu nehmender Partner. Seit er das bewiesen hat, sind viele Hemmungen zu seinen Nachbarn gefallen; und so ist die Möglichkeit erwachsen, ihn in den Kreis der zahlreichen Kombinationen zu ziehen, die den Nahen Osten immer fester zusammenbinden.

Diese Stabilität der südlich-arabischen islamischen Macht ist für den Nahen Osten um so notwendiger, als sie in den angrenzenden Gebieten noch keineswegs besteht. Transjordanien leidet unter jeder Zuckung mit, die in Palästina vor sich geht; und der Anschein von Selbständigkeit, den man dem Lande mit der Berechtigung gegeben hat, seine Zivilverwaltung selbst zu finanzieren und in Syrien, dem Irak, Saudié und Palästina Konsulate zu unterhalten, täuscht nicht darüber hinweg, daß es nicht unter eigener Regierung steht. Wenn auch im Amman nur ein politischer Resident sitzt und der britische High-Commissioner selbst in Jerusalem, von wo er Transjordanien nur neben Palästina regiert, so wird das weniger als Schonung denn als Bagatellisierung des Landes empfunden. Und niemand wird in Transjordanien, ebensowenig wie in anderen arabischen Ländern, müde, zu betonen, daß man das Versprechen: Freiheit den vom Türken tyrannisierten Arabern! vom Herbst 1918 keineswegs eingelöst hat.

Niemand — außer den Juden in Palästina. Es ist kein Geheimnis, daß dort die Lage immer unhaltbarer wird. Die jüdische Einwanderung steigt dauernd. Heute dürften freilich immer noch rund 800 000 Araber etwa 300 000 Juden gegenüberstehen; und die Zusammensetzung des gesetzgebenden Rates (14 Araber, davon 11 Molime, 3 Christen, 7 Juden, 7 Engländer) verstößt vollkommen gegen jedes demokratische Prinzip. Aber auch alles andere, was dort betrieben wird, verstößt gegen jene demokratischen Prinzipien, die doch gerade im Judentum ihre begeistertsten Verfechter finden. Sehr undemokratisch ist die jüdische Agitation gegen alle und jede Art von Volkswahlen, bei denen freilich die Juden überall in der Minderheit bleiben müßten. Höchst undemokratisch ist die Art, in der Großgrundbesitzer ihre Ländereien an Juden abgeben, ohne auf die ansässigen arabischen Pächter Rücksicht zu nehmen. Die Art ferner, in der die reichlichen jüdischen Gelder aus aller Welt verwendet werden; freiwillige jüdische Sammlungen erbrachten bis Ende 1934 4,67 Mill. Pfund, von denen 1,6 Mill. für die Landwirtschaft, 1 Mill. für Unterricht und Innenkolonisation verwendet wurden, während die restlichen unausgewiesenen 2,07 Mill. zu politischen Agitationszwecken verbraucht worden sein dürften. Die Maßnahme der britischen Mandatsverwaltung, von den Einwanderungsgesuchen der Jewish Agency durchschnittlich nur rund 25—30% zu bewilligen (wobei damit zu rechnen ist, daß die illegale Immigration sich auf der Höhe der legalen hält), dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß es zuletzt doch nur das Judentum

ist, auf das die Mandatsverwaltung sich stützen kann. Jenes Judentum, das zur Sicherung seines Status sogar die Umwandlung des Mandatsgebiets Palästina in eine britische Kronkolonie betreibt, um nicht eines Tages doch noch von dem gequälten und verdrängten Arabertum weggeschwemmt zu werden. Verständlich vielleicht, sicher aber nicht klug, nicht weitblickend ist diese Stellung der britischen Mandatsverwaltung; und wir müssen fürchten, daß sie eines Tages üble Früchte tragen wird, unter denen dann nicht nur die palästinensischen Juden zu leiden haben werden, sondern Europa in seiner Gesamtheit, soweit es am Schicksal des Nahen Ostens interessiert ist. Durch keine Haltung kann die Mandatsverwaltung das Arabertum sicherer in die Arme des unabhängigkeitssüchtigen, europafeindlichen Ibn Sa'ud treiben, als durch die, sich auf Grund der dreisten und verlogenen Balfour-Deklaration das Judentum engstens anzugliedern.

Nicht anders, nur noch viel erbitterter ist die syrische Lage; es vergißt sich nicht, daß ein volksgewählter König (Feisal Ibn Husseïn) von den Franzosen 1920 verjagt wurde und im Irak gekrönt werden mußte, um der Verdienste der Haschimiden um die Befreiung der Araber von den Türken gerecht zu werden. Daß 1925 Damaskus in Trümmer geschossen wurde, als der Druck der französischen Mandatsverwaltung unerträglich anwuchs; daß man mit Syrien fortgesetzt neue unzulässige Verwaltungsexperimente anstellt, bei denen nur der Militärverwaltung, nicht aber dem Volk zu Nutz und Willen gehandelt wird; daß endlich heute noch das Parlament niemals wirklich in Funktion getreten ist, weil es das ganze Mandatswesen oder -unwesen ablehnt und in ständiger sehr berechtigter Obstruktion zur Mandatsverwaltung steht. Es ist kein Wunder, daß die syrische Istiklal- (Unabhängigkeits-) Partei die fanatischste des ganzen Nahen Ostens ist, übertroffen kaum vom Wafd, mit dem sie ständige Verbindung pflegt. Es ist sonderbar, wie wenig gut in Syrien der Verständigungsgeist Frankreichs zu Mohammedanern funktioniert, der sich doch in Algerien und Marokko zuweilen recht gut bewährt hat — wenn er auch freilich den Rifkrieg nicht vermeiden konnte. Ein Krieg im Dschebel ed Drus dürfte kaum leichter zu beenden sein!

Das erste Anzeichen einer kommenden Verbindung dieser Mandatsländer mit Saudié war die Versöhnung, die König Feisal vom Irak zwischen seinem Bruder Abdullah und Ibn Sa'ud im September 1932 zustande brachte, nachdem er selbst 1930 das Kriegsbeil zwischen den Haschimiden und dem Wahabiten begraben hatte; und höchstwahrscheinlich ist das — und keineswegs die Einnahme von Damaskus im Herbst 1918 — die überhaupt größte Leistung Feisals gewesen. Sie war es, die zunächst einen Beziehungsausbau zwischen den arabischen Ländern ermöglichte. Die Tatsache des Freundschaftsvertrags zwischen Saudié und Transjordanien vom Oktober 1934; die letzte Heirat Ibn Sa'uds, der seine vierte Frau aus Damaskus holte und damit an Syrien anknüpfte — alles ist auf Feisals rechtzeitige Versöhnung seiner Familie mit dem Wahabiten zurückzuführen, auf das Fallenlassen jener

Feindschaft, die seit der Verjagung Husseins durch Ibn Sa'ud sehr verständlicherweise bestand. Wenn in den letzten Jahren auch Ali Ibn Hussein nicht mehr wühlend und hetzend sich in Saudié bemerkbar gemacht hat, dürfte sogar das noch Feisals Werk sein. Selbst nach Feisals Tod haben die Herrschenden des Irak seine Linie klug fortgeführt; der Bündnisvertrag zwischen dem Irak und Saudié, der gegenseitige Pässe abschafft, Unterrichts-, Wehr- und Münzwesen vereinheitlicht, gegenseitige diplomatische Vertretung im Ausland schafft, ist eine für den Nahen Osten hochbedeutsame Leistung, in der noch Feisals Geist steckt. Weiter unten wird davon zu sprechen sein, inwiefern auch dieser an sich schon weitreichende Vertrag nur ein Vorläufer zu Größerem ist und zugleich seine Parallele weiter im Norden hat. Immerhin soll schon hier gesagt sein, daß er ganz offiziell nur ein Vorspiel darstellt zum hocherwünschten Anschluß Saudiés an den nördlichen Viererpakt, zu dem die Türkei und der Irak Saudié bereits formell aufgefordert haben.

*

Die gleiche Erscheinung, die wir im Süden des Nahen Ostens, im arabischen Teil beobachtet haben, sehen wir, und womöglich in noch größerer Stärke, auch im Norden. In Afghanistan haben von dem Tag an, der das Land unter das Protektoratsverhältnis zum britischen Empire brachte (um 1895), die Bestrebungen nicht aufgehört, sich davon wieder zu befreien. Die Haltung des 1919 ermordeten Habib Ullah während des Weltkriegs, sehr deutlich nicht den Alliierten, sondern den Mittelmächten zugeneigt, bewies das zur Genüge. Habib Ullahs Nachfolger Aman Ullah wurde zwar im dritten afghanisch-britischen Krieg 1919 besiegt, dennoch aber sein Land am 8. August aus dem Protektoratsverhältnis entlassen, das realiter schon kaum mehr bestand. Sowohl Aman Ullahs Bruder Inajat Ullah wie auch dessen Nachfolger und Henker Nadir Schah haben diese Linie beibehalten, die sich naturgemäß ständig nach Norden und Westen, nach Rußland und der Ankara-Türkei, orientieren mußte.

An dieser Stelle haben wir bereits (1934, S. 427 ff.) über die iranischen Versuche gesprochen, sich von der britischen Vorherrschaft zu befreien. Inzwischen sind diese Dinge sehr geradlinig weitergeführt worden. Ausfuhrmonopol und Einfuhrkontingentierung werden nach iranischen Interessen und zuweilen sehr gegen die britischen gehandhabt, was noch vor zehn Jahren eine völlige Unmöglichkeit dargestellt hätte. Die Anglo-Iranian Oil Co. hat sich bei ihrem Friedensschluß mit der Regierung in Teheran zu bisher ungeahnten Zugeständnissen herbeilassen müssen, um ihre Stellung nicht in toto zu gefährden. Wenn man den Iran fremdenfeindlich nennt, sollte man besser britenfeindlich sagen; und diese Feindschaft ist kaum etwas anderes als ein Ausdruck der beständigen Unabhängigkeitssucht auch dieses Landes.

Es ist vielleicht nicht auf den ersten Blick klar, wieso der Irak, völkisch wie geopolitisch doch unbedingt dem arabischen Süden zugehörig, trotzdem heute realpolitisch noch dem Norden nähersteht. Verständlich wohl nur aus der Tatsache, daß

er einmal zu den „Freien" gehört, nachdem er im September 1932 aus dem Mandatsverhältnis entlassen wurde (als erstes und bisher einziges Mandatsgebiet!), und zweitens aus der früheren, inzwischen bereinigten Feindschaft zu Saudié. Eine Anlehnung aber mußte sein. Denn gerade der Irak hatte es (s. 1934, 424 ff.) nur zu herb spüren müssen, was es bedeutet, machtlos zwischen Größeren verhandelt zu werden. Es ist spürbar, wie die Souveränität dieses Landes, die noch vor drei Jahren auf dem Papier stand, inzwischen immer realer und wirklicher wird. Wenn auch heute noch die Royal Air Forces im Lande sind, so beginnt man doch im Irak tatsächlich eigene Politik zu treiben — und zwar offen zu treiben. Es ist bezeichnend genug, daß in diesen Tagen Minister Eden in Genf neben allen möglichen Großmächten auch den Irak um seine Meinung in der Ölsanktionsfrage bitten mußte, die das Foreign Office noch vor kurzem einfach nach Bagdad als bindend gekabelt haben würde.

Zuletzt der Größte der nördlichen vier: die Türkei. Hier ist das Streben nach Selbständigkeit inzwischen am deutlichsten ausgeprägt. Mitte 1932 entließ man alle staatlichen Facharbeiter, die Ausländer waren; im Herbst folgte ein Beschäftigungsverbot von Ausländern auch für alle privaten Betriebe. Mitte 1934 sperrte man sogar die freien Berufe für Ausländer.

Im Oktober 1934 ging man an die Türkisierung der fünf noch in ausländischen Händen befindlichen lebenswichtigen Betriebe: der den belgischen Sofina gehörigen Elektrizitätsgesellschaft in Istambul, die die Stadt auch mit Gas versorgt und die Untergrund- und Straßenbahn betreibt; der britischen Telefon-Compagnie; der französischen Orientbahn-Gesellschaft die die Bahnstrecke von Istambul zur bulgarischen Grenze betrieb; der französischen Wassergesellschaft Istambul; der Hafenkaigesellschaft Istambul-Smyrna, gleichfalls in französischen Händen. Am 1. Februar 1935, einem einigermaßen denkwürdigen Datum, liquidierte zunächst die Orientbahngesellschaft und es blieb nur noch die Eisenbahnlinie Smyrna-Aidin (610 km) in ausländischer, britischer Hand — ein Besitz, der ebenfalls nicht von Dauer sein dürfte. Im August 1935 kam ein neues Berggesetz heraus, das alle Bergbauunternehmungen und Steinbrüche, Schürfungen nach Erdöl und Bitumen, Bauten von Schachtanlagen für türkische Staatsbürger reserviert und verlangt, daß auch alles an solchen Betrieben tätige Personal türkisch sei. Die Bergbaurechte im Kohlenbecken von Eregli und die Chromerzabbaugerechtsamen wurden gegen Zahlung der fünfzehnfachen Jahresabgabe vom Staat enteignet. Parallel zu diesen direkten Maßregeln laufen als indirekte die beiden Fünfjahrespläne der Türkei. Bald werden 80% des Baumwollbedarfs im Lande gedeckt sein. Die Planung für die Eisenindustrie ist beendet, die für die Chemische in Vorbereitung. Die Elektrifizierung von ganz Anatolien und der Ausbau des Hafens von Eregli stehen bevor. Das Kapital zu alledem ist bei den staatlichen Banken, der Sumer- und der Eti-Bank, in Höhe von insgesamt ungefähr 130—140 Mill. Türk. Pfund bereitgestellt. Der Tag, an dem die Türkei auch wirtschaftlich von Europa unabhängig sein wird, nachdem sie die Ketten des Vertrags von Sèvres bereits längst zerrissen hat, ist abzusehen.

Alles das aber spielt sich, in der Türkei ebensogut wie in Iran, in Afghanistan wie im Irak, nicht als wirtschaftlicher, nicht einmal als rein realpolitischer Prozeß ab. Vielmehr wirken überall Ressentiments mit, die sich herleiten aus dem manchenorts nicht ganz unberechtigten Bewußtsein, früher von Europa ausgebeutet worden zu sein und sich nun in einer Notwehr zu befinden, die alle Mittel rechtfertigt und

unter Umständen weit über das eigentliche Ziel hinauszuschießen Lust hat. Das ist bei alledem das für Europa besonders beachtliche und gefährliche.

Diese verschiedenen Strömungen nun vereinigen sich. Im Januar 1932 kommt ein Vertrag zwischen der Türkei und Iran zustande, der zwar nur eine strittige Grenzfrage im Araratgebiet erledigt, in Wahrheit aber doch Auftakt zu viel Größerem ist, Auftakt zu einer Völkerfreundschaft, die nicht nur, wenn auch sehr stark, von gleichgerichteten Abneigungen diktiert wird. Im April ist König Feisal zu einem Staatsbesuch in Teheran; ungefähr um die gleiche Zeit also, in der Italien seine ersten kräftigen Versuche macht, sich in das Kräftespiel des Nahen Ostens bestimmend einzuschalten (Versuche, die, von heute gesehen, wohl als durchaus gescheitert betrachtet werden dürfen), beginnt der Block im nördlichen Nahen Osten sich herauszukristallisieren. Im November finden in Teheran Besprechungen zwischen Iran und Afghanistan, in Ankara solche zwischen Iran und der Türkei statt; man bereinigt außenpolitische und wirtschaftliche Streitfragen und verkündet schon den Anbruch einer neuen Ära. Im Juni 1934 dann macht Riza Schah Palahvi seinen ersten auswärtigen Staatsbesuch — wiederum in Ankara; eine große Angelegenheit, deren Bedeutung noch dadurch betont wird, daß der Schah es vermeidet, dabei das Gebiet dritter Staaten zu betreten. Im Januar 1935 werden zwar verschiedene Streitfragen über die Schiffahrtsrechte auf dem Schatt-el-Arab zwischen Iran und dem Irak nach Artikel 11 des Völkerbundsstatuts in Genf anhängig gemacht, doch im September wird in Genf alles wieder abgeblasen: man hat sich ohne Genf in Güte und Freundschaft geeinigt; und die Tatsache, daß die Einigung ohne jeden europäischen Vermittler vor sich ging, spricht lauter als alles andere für die Nah-Ost-Konsolidierung. Im folgenden Monat schließen die Türkei und Iran ihren Nichtangriffs- und Freundschaftspakt ab, der sich am 2. Dezember zu einem solchen zwischen der Türkei, dem Irak, Iran und Afghanistan ausweitet samt der bereits genannten Einladung an Saudié, sich ihm ebenfalls anzuschließen. Damit ist der nördliche Block, außenpolitisch gesehen, zum Abschluß gekommen; und die Folgezeit wird zeigen, daß er nicht nur zwischen Ministern, sondern tatsächlich zwischen Völkern geschlossen worden ist. Ein Raumwesen ist im Entstehen, nicht kleiner, wenn auch vorläufig noch nicht so gewichtig, wie einst das der Perser- und Mederkönige.

Nicht ohne Absicht haben wir die Antike vergleichend herangezogen. Denn wenn einst Xerxes versuchte, in sehr richtiger geopolitischer Einsicht seinem Staat auf europäischem Boden einen Brückenkopf zu schaffen, so sehen wir dieses Bestreben heute bereits zu einem großen Teil vollendet. Wie damals, heißt auch heute dieser Brückenkopf Griechenland. Nachdem der Griechisch-Türkische Krieg 1922 mit der Niederlage Griechenlands geendet und damit die Unmöglichkeit bewiesen hatte, Kleinasien zu europäisieren, mußte das Umgekehrte eintreten. Das Abkommen von Mudanya vertrieb 1 500 000 Griechen aus Kleinasien (Athen hat sich in jenen Jah-

ren vervielfacht, Saloniki verdoppelt); die ewigen Nationalitätenstreitigkeiten entfielen. Mit sehr rauher Hand freilich, aber gründlich waren alle Hindernisse einer türkisch-griechischen Verständigung ausgekehrt. Im Oktober 1931 besuchten Ismet Pascha und Rüschdi Bey Athen, im Juni 1932 entließ Griechenland „aus Ersparnisgründen" die britische Marine- und die französische Militärmission, im Oktober 1933 wurde der zehnjährige Freundschaftsvertrag zwischen beiden Staaten unterzeichnet, der die Unverletzlichkeit der gemeinsamen Grenze, die Zusammenarbeit bei wichtigen internationalen Fragen und sogar die gegenseitige Vertretungsbefugnis bei internationalen Konferenzen brachte; Rüschdi Bey erklärte in Athen, daß bis auf unbedeutende Einzelheiten alle Fragen geregelt seien und die herzlichsten Beziehungen zwischen den beiden seit Jahrhunderten erbfeindlichen Staaten beständen — was keine diplomatische Phrase war. Im April 1935 zeigte sich in den türkischen Flugzeugen, die zur Niederwerfung des mazedonischen Aufstandes freundnachbarlich eingesetzt wurden, erste militärische Zusammenarbeit; im September wurden Flottenmanöver abgehalten, deren Gemeinsamkeit zwar von Kriegsminister Kondylis dementiert wurde, doch betonte auch dieses nicht sehr geharnischte Dementi nachdrücklich die Verpflichtung beider Staaten zur Zusammenarbeit auf allen denkbaren Gebieten; und wir dürfen immerhin meinen, daß die Gleichzeitigkeit der Flottenmanöver beider Staaten nicht zufällig gewesen ist, selbst wenn wir unterstellen wollen, daß sie tatsächlich nicht gemeinsam durchgeführt worden seien.

Das letzte Glied der langen Kette endlich war das Verlangen der Aufhebung der Entmilitarisierung der Meerengen, das Rüschdi Bey am 18. April 1935 in Genf stellte; diese letzte europäische Beschränkung, der die Türkei noch unterliegt, wird naturgemäß als besonders schmerzhaft empfunden. Wenn der Antrag auch durch die Stimmen Englands, Frankreichs und Italiens abgelehnt wurde, ist doch die Richtung deutlich — und vielleicht werden die Meerengen eines Tages militarisiert werden, ohne daß dieser Antrag wiederholt wird.

Interessant nun ist, daß der genannte Genfer Antrag von Rußland unterstützt wurde; und damit kommen wir zu der Stellung, den die umgebenden Großmächte gegen den aufkommenden Nah-Ost-Block einnehmen. Rußland hat bisher, besonders seit Litwinows Besuch in Ankara Ende 1931, den intimen Freund der Türkei gespielt und sich seine Kaukasusgrenze durch einen bis Dezember 1945 verlängerten Freundschafts- und Neutralitätsvertrag gesichert; zahlreiche Hin- und Herbesuche verschiedener Minister haben diese originelle Freundschaft immer aufs neue bekräftigt; russische Kredite zum Aufbau der türkischen Industrie wurden gegeben, immer umfassendere Handelsabkommen geschlossen, Rußland zahlte im Lauf der Zeit einen sehr hohen Preis für die türkische Freundschaft. Dafür setzte sich die Türkei in Iran für Rußland ein; wohl nur ihr ist die Aufhebung des Boykotts russischer Waren vom August 1933 in Iran zu verdanken und der folgende Nicht-

angriffspakt, der um so beachtlicher ist, als jener erste zwischen Iran und Rußland vom Oktober 1927 bis dahin seinen Wert fast ganz eingebüßt hatte. Damit wurde auch die weitere Südgrenze Rußlands gesichert; und man ist in Moskau der sicherlich richtigen Meinung, daß man nach alledem vom Nahen Osten kaum etwas zu fürchten hat, sich ganz und gar auf den Fernen Osten und die europäischen Grenzen konzentrieren kann.

Da Rußland durch diese Dinge die Arme für den Fernen Osten freibekommen wollte, ist es andererseits begreiflich, daß Japan jede Möglichkeit ergriff, seinerseits im Nahen Osten Freunde zu finden — und der Nahe Osten nahm die japanischen Geschenke ebenso gern wie die russischen, ohne bisher für diesen oder jenen aus solcher Annahme weitere Verpflichtungen herzuleiten. 1934 vergab die Türkei einen Auftrag auf 2 10000-Tonnen-Kreuzer, 4 Zerstörer, 4 U-Boote und verschiedene kleinere Einheiten nach Japan, und Japan erhielt im folgenden Jahr eine umfangreiche Baumwollkonzession im Kaukasus. Iran gab ein halbes Jahr nach der Türkei für 35 Mill. Dollar Aufträge nach Japan, Kriegsschiffe und Hafenanlagen betreffend; zu diesem Zeitpunkt beschäftigte es in der Armee nur noch japanische, weder britische noch auch russische Instruktionsoffiziere, und ebenfalls in dieser Zeit entzog es den Imperial Airways die fast unentbehrliche Landungskonzession in Buschira, wodurch sich der Reiseweg London—Singapore wesentlich verlängerte.

Aus alledem geht sehr deutlich hervor, wie der Nahe Osten sich selbst und seine Lage sieht: diese industriell noch unterentwickelten Länder müssen notwendig die Stützung industriell entwickelter haben; sie suchen sie dort, wo sie die geringsten Einflußgefahren wittern; Japan ist weit, Japan wird dem Nahen Osten niemals militärisch-politisch gefährlich werden können; Rußland hat alle Ursache, sich wenigstens im Süden eine ruhige Grenze zu verschaffen und kann es sich darum nicht leisten, die zaristische Linie der Durchdringung Persiens und Besiegung der Türkei fortzusetzen. Das Empire hingegen und Frankreich, die allzeit Gegenwärtigen und daher Gefährlichen, sucht man mit allen Mitteln zu verdrängen, und man ist auf diesem Wege schon recht weit vorgeschritten.

Vielleicht sollte an dieser Stelle noch von den islamischen Völkern Rußlands und Chinas gesprochen werden und von der Möglichkeit, sie eines Tages in den Nah-Ost-Block einzubeziehen, damit den Traum Enver Paschahs vom panturanischen Reich verwirklichend, für den der große Geheimnisvolle gestorben ist. Doch das würde zu weit führen — und die Möglichkeit liegt in so ferner Zukunft, daß sie heute noch vernachlässigt werden kann. Immerhin sollte vor allem die russische Politik bedenken, daß niemand so imperialistisch ist wie eben erst konsolidierte oder gar noch in der Entwicklung begriffene Staatswesen; und daß tatsächlich manche Volksgruppen, die heute wohl oder übel unter dem Zentralasiatischen Büro in Moskau stehen, anderswohin gehören als nach Moskau; was auch — mutatis mutandis — für solche gilt, die heute nur noch par renommé der Regierung von Nanking unterstehen.

Die deutliche Ablehnung jedoch, die sich der Negus holte, als er im April 1935 versuchte, bei Ibn Sa'ud Hilfe zu finden und die damals manchenorts dahin interpretiert wurde, daß Ibn Sa'ud italienisch gebunden oder beeinflußt sei, dürfte wohl richtiger daher erklärt werden, daß der Nahe Osten viel zu klug und gut geführt ist, um sich heute schon um Dinge zu kümmern, in Angelegenheiten zu mischen, die ihn — noch! — nicht unmittelbar an die Haut gehen. Isthmuswüste, Rotes Meer, Indischer Ozean, Persischer Golf, die Hochlandwüsten von Belutschistan, Khaiberpaß, Pamir, die Wüsten von Turkmenistan, Kaspisee, Kaukasus, Schwarzes Meer. Marmarameer samt Engen und Mittelmeer sind, zumal wenn man den befestigten Brückenkopf bis zum Rhodopegebirge und der Maritza samt den vorgelagerten Forts der Inseln der Ägäis hinzurechnet, geopolitische Grenzen von einer eindeutigen Bestimmtheit und zugleich Undurchdringlichkeit, wie sie kaum ein zweites Raumwesen der Alten Welt kennt und die zu überschreiten, ehe man diesen Raum ganz und gar ausgefüllt hat, geradezu unausdenkbares Verkennen eigener Lage verlangen würde.

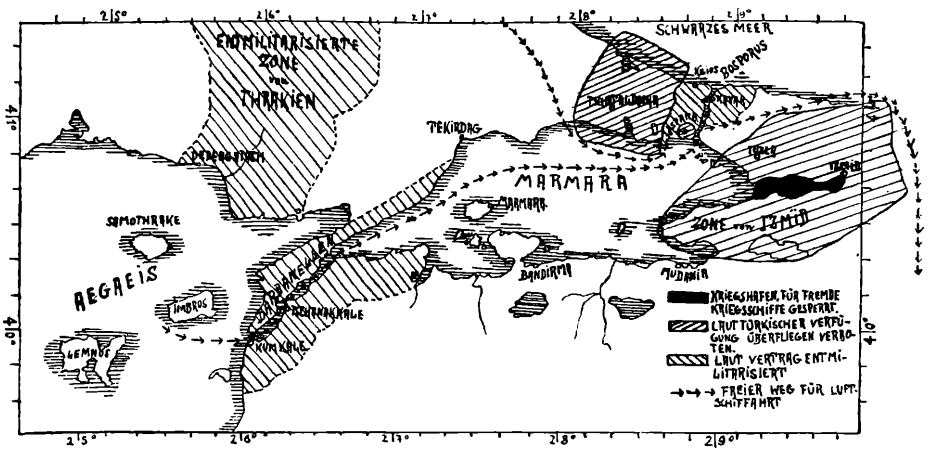
Franz von Caucig:
Zur Dardanellenfrage

Am 12. April d. J. überreichte die türkische Regierung durch ihre Vertreter in England, Frankreich, Italien, Griechenland, Rumänien, Bulgarien und Genf den bezüglichen Außenministern eine Note, in der sie erklärte, daß sie die Bestimmungen des Lausanner Abkommens über die Meerengen diesseits und jenseits des Marmarameeres, bzw. die Bestimmungen über die entmilitarisierten Zonen an diesen Meerengen nicht mehr anerkennen könne. Die türkische Regierung hat gleichzeitig bekanntgegeben, daß sie zu neuen Verhandlungen und zum Abschluß eines neuen Abkommens bereit sei.

Damit ist jenes Abkommen, das gleichzeitig mit dem mit der Türkei abgeschlossenen Friedensvertrag vom 24. Juli 1923 unterzeichnet wurde, hinfällig geworden. Daß die Türkei einen derartigen Schritt unternehmen wird, war schon vor geraumer Zeit vorauszusehen, denn bereits im Jahre 1935 hat der türkische Außenminister vor dem Genfer Forum erklärt, daß ein weiteres Aufrechterhalten ungeschützter Meerengen zwischen Asien und Europa der Zeit nicht mehr entspreche, und hat die Mächte, hauptsächlich England, Frankreich und Italien, aufgefordert, in eine Wiederbefestigung der Meerengen einzuwilligen. Trotz der Unterstützung, die damals dieser Schritt seitens Rußlands fand, ist die türkische Anfrage nicht erledigt worden. Und dies wohl deswegen, weil die ganze europäische Politik vollkommen undurchsichtig war, der italienisch-äthiopische Konflikt vor der Tür stand und man besonders in London nicht absehen konnte, welche Weiterungen sich für das Gebiet des Mittelmeeres ergeben könnten. Man konnte daher nicht einen neuen Machtfaktor ins Mittelmeer eintreten lassen, noch dazu einen, der an einem geographisch und

politisch so wichtigen Punkt stand, wie es die Türkei als Verbindung zwischen Europa und Asien ist.

Die Meerengen zwischen Schwarzem Meer und der Ägäis sind seit Jahrhunderten politisch von der größten Bedeutung. Ihre Verteidigung war schon zu Zeiten der Sultane, insbesondere aber im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts, eine Frage von bedeutender Tragweite. Der erste Meerengenvertrag, ein Abkommen, durch das die Osmanische Türkei auch zum erstenmal mit den europäischen Mächten in ein gegenseitiges politisches Vertragsverhältnis eintrat, war der vom 13. Juli 1841, durch den für „alle Zeiten die Durchfahrt aller Kriegsschiffe durch die Meerengen verboten war". Dieses Abkommen wurde zwischen England, Österreich, Preußen und Rußland einerseits und dem Osmanischen Kaiserreich andererseits abgeschlossen. Man kann sagen, daß mit jenem Tage auch die „orientalische Frage" auftauchte, die bis unmittelbar nach dem Weltkrieg ein Angelpunkt der europäischen Politik war. Zu wiederholten Malen hat seitdem die russische Flotte vor dem Bosporus gehalten, immer wieder wurde in den europäischen Kabinetten die Frage untersucht, wann das Osmanische Kaiserreich zusammenbrechen und für eine Aufteilung reif sein werde, wann Konstantinopel zu Rußland fallen würde. Die Beantwortung dieser Fragen schien während der Balkankriege akut, und was die Aufteilung betraf, so erfolgte sie — soweit es sich nicht um die rein türkischen Gebiete handelte — nach dem Weltkriege. Unerfüllt blieben aber die Bestimmungen des Vertrages von Sèvres, denn inzwischen hatte sich, ausgehend vom Inneren Anatoliens, die neue Türkei zu bilden begonnen. Konstantinopel blieb türkisch und damit auch das Gebiet der Meerengen.



Dieser neue Staat war auch ein gänzlich neuer Faktor, mit dem die Großmächte zu rechnen hatten. Es war, von ihrem Standpunkt aus gesehen, durchaus natürlich, daß sie die Verbindung zwischen zwei Kontinenten und zwischen zwei Meeren

diesem neuen Staat nicht allein anvertrauten. Andererseits war es aber auch begreiflich, daß die Türkei von den Großmächten gewisse Sicherheiten verlangte, Sicherheiten, die sich vornehmlich auf die Unverletzlichkeit dieser Gebiete, auf die Erhaltung der türkischen Oberhoheit und auf die Freiheit der Meerengen bezogen.

Es gibt nun zahlreiche Gründe, die die Türkei zu der Erklärung veranlaßten, daß diese Sicherheiten nicht mehr gewährleistet erscheinen. Der eine Grund ist das Ausscheiden Japans aus dem Völkerbund. Der Konflikt, der sich im Fernen Osten vorbereitet, hindert Japan vollständig, gegebenenfalls seinen Verbindlichkeiten aus dem Lausanner Vertrage nachzukommen. Es wäre vielmehr durchaus im Bereiche des Möglichen — man hat im russisch-japanischen Krieg einen ähnlichen Fall mit der russischen Flotte miterlebt —, daß eine japanische Flotte eine monatelange Fahrt antritt, um ihren Feind zu stellen. Japan könnte auf einer solchen Fahrt ins Ägäische Meer kommen, um durch das Schwarze Meer Rußland im Süden anzugreifen. Laut dem Lausanner Vertrag wäre zwar die Durchfahrt einer Flotte zu kriegerischen Handlungen im Schwarzen Meere durch die Meerengen verboten. Es ist aber kaum anzunehmen, daß man sich vor solch einem Verbot beugen würde. Die Dardanellen bzw. der Bosporus würden zu einem Kampfplatz fremder Truppen werden.

Darüber hinaus ist aber die zukünftige Entwicklung des Verhältnisses zwischen Rußland und England, die zukünftige Gestaltung einer möglichen Spannung im Mittelmeer, wobei drei Garantiemächte des Lausanner Vertrages — England, Frankreich, Italien — die Hauptrolle übernehmen würden, durchaus unklar.

Da also alle jene Staaten, die den Lausanner Vertrag garantierten, heute gegenüber der Mittelmeerpolitik eine veränderte Einstellung haben, ist es tatsächlich so weit gekommen, daß als einziger Garant die Türkei übrigbleibt, auf der aber auch alle aus dem Lausanner Abkommen erwachsenden Verantwortungen liegen. Die türkische Flotte ist nicht in der Lage, eine Nichtverletzung des Meerengenabkommens zu gewährleisten. Der eine Panzerkreuzer, die drei oder vier veralteten Kreuzer, die wenigen Torpedobootzerstörer und Unterseeboote kommen als ernstlicher Widerstand auf längere Zeit hin nicht in Frage. Die hinter der entmilitarisierten Zone befindlichen Streitkräfte und Geschütze können einem konzentrischen Angriff durch gelandete Truppen, moderne Flotteneinheiten und Luftstreitkräfte kaum standhalten. Notwendige Sicherheit können nur ausgebaute Befestigungen bieten, und das ist ja auch das, was die Türkei den Mächten vorschlägt.

Die Frage der Dardanellen, die, wie oben angedeutet, bereits eine lange Vergangenheit besitzt, hat eine bedeutende Strukturwandlung erfahren. In dem Jahrhundert vor dem Weltkriege standen hier vor allem die russischen gegen die englischen Interessen. Rußland strebte nach dem Ausgang des einzigen ganzjährig befahrbaren Meeres, das es besaß, England strebte nach der weitestgehenden Sicherung seines Indienweges, der früher vielfach durch das Gebiet der Türkei führte, denn hinter

dieser Türkei — im engsten Sinne des Wortes genommen — lagen die Gebiete des Nahen Osten, die ja zum Interessengebiet des Indienweges gehörten. Nach dem Weltkriege hat Rußland seine Bestrebungen, die vorher wesentlich waren, zurückgestellt. Die Freundschaft mit der Türkei einerseits, die freie Durchfahrt durch die Meerengen andererseits machten praktisch das Schwarze Meer zu einem für Rußland günstigen Ausfalltor. Allerdings besitzt gerade heute Rußland im Gebiete des Schwarzen Meeres selbst viel weitgehendere Interessen als ehemals. Man muß da wohl in erster Linie die Petroleumlager von Baku nennen, deren Hafen Batum am Schwarzen Meere ist. Eine Störung dieses Gebietes, in welcher Art auch immer, könnte für Rußland gewisse unangenehme Folgen nach sich ziehen. Weiter darf allerdings nicht übersehen werden, daß sich auch die englischen Interessen wesentlich geändert haben. Der Weg nach Indien ist heute fast in keiner Weise mehr von den Dardanellen abhängig. Genau so, wie sich in der letzten Zeit die Durchfahrtsprobleme Englands durch das Mittelmeer und daher auch die Politik diesen Gebieten gegenüber gewandelt haben (siehe Geopolitik, XII. Jahrgang, Heft 12: Hans Hummel, Das Mittelmeer in der englischen Politik) und heute neuerdings auf der Linie um Afrika liegen, so haben auch die Fragen, die abseits vom Dreieck: Alexandrien, Haifa, Cypern, liegen, vielfach ihre Bedeutung verloren. Es gibt nur einen Fall, der England neuerdings zwingen könnte, sich den Fragen der Dardanellen zu nähern, und zwar der, wenn die russischen Interessen im Nahen Osten klarer umrissene Formen annehmen sollten.

Hierin sind aber die Dardanellen aus ihrer rein lokalen Stellung heraus mit der politischen Entwicklung der Zukunft verbunden. Das Vordringen Rußlands in wirtschaftlicher Hinsicht im gesamten Gebiet des Nahen Ostens ist eine Tatsache, mit der in London heute schon gerechnet werden muß. Es deuten ja genügend Anzeichen auch darauf hin, daß russischerseits die nationalen Bestrebungen in den neuerstandenen oder neuerstarkten Staaten des Vorderen Orient gefördert werden. Dies kann England durchaus nicht gleichgültig lassen. Es geht heute um eine völlige Umbildung im Vorderen Orient, deren weitestgelegene Ausstrahlungen bis nach dem Gebiet von Russisch- und Chinesisch-Turkestan hinüberreichen. Diese Umbildung, sei sie nun auf dem Gedanken eines panarabischen Staates begründet, sei sie an die nationalen Ideen der Turkvölker geknüpft, wird sowohl für Rußland, wie auch für England von allergrößter Bedeutung sein. In diesem Falle aber wird es für England sehr bedeutsam erscheinen müssen, nicht etwa eine russische Flotte am Ausgange der Dardanellen erscheinen zu sehen. Für beide Staaten, also sowohl für Rußland, wie auch für England, ist eine Sicherung der Dardanellen eine unbedingte Notwendigkeit. Für Rußland, weil es weiß, daß es vom Süden her durch das ganze Gebiet der Türkei vor einem Angriff geschützt ist, für England, weil Rußland durch die Zwischenschaltung der Türkei als Mittelmeermacht nicht in Frage kommt. Für beide Staaten wird es daher von größter Wichtigkeit sein, die Türkei als neutrale

Macht zu wissen. Für die Türkei selbst wird es aber möglicherweise schwer sein, diese Neutralität aufrechtzuerhalten, eine Neutralität, die ihr unter Umständen eine nach beiden Richtungen hin einzunehmende Abwehrstellung aufdrängen kann. Man sieht auch aus diesen Überlegungen heraus, daß die Türkei durch die machtpolitischen Fragen im Nahen Osten gezwungen ist, selbst für ihre Sicherheit Sorge zu tragen.

Istanbul ist heute mit vollem Recht als das Industriezentrum der Türkei zu bezeichnen, das Marmarameer als der idealste und weitangelegteste Hafen der türkischen Handels- und Kriegsflotte anzusehen und endlich das Kohlenbecken von Zonguldak am Schwarzen Meer als das Hauptkraftgebiet des Landes zu werten. Nicht nur diese eben angedeutete Westostlinie ist bedeutsam. Ebenso wichtig ist die Nordsüdlinie, die durch die Orientbahn von Edirne (Adrianopel) über Istanbul nach dem Inneren Anatoliens verfolgt wird. Diese Bahn ist die einzige direkte Landverbindung der Türkei mit Europa, eine Bahn, die zu jenen Ländern hinüberleitet, aus denen die Türkei für ihren industriellen Aufbau und die Erhaltung dieser Industrien die Mittel erhält. Ein Großteil des Warenverkehrs — Ausfuhr von Naturprodukten, Einfuhr von Maschinen und deren Bestand- und Ersatzteilen — wickelt sich auf dieser Bahnstrecke ab. Diese Bahnstrecke hat ihren einzigen wunden Punkt an der Stelle, an der sie durch den Bosporus unterbrochen wird. Man sieht, welche bedeutsamen Interessen türkischerseits an die Aufrechterhaltung einer völligen Sicherheit der Meerengen geknüpft sind.

Man darf auch nicht übersehen, daß Frankreich als Mittelmeermacht eine Rolle spielt, jenes Frankreich, das durch Syrien auf dem Boden Asiens steht und auch durch den Pakt mit Rußland — der ja ein Beistandspakt ist — unter Umständen zu einem militärischen Eingreifen gezwungen werden könnte. Weiter darf man heute auch nicht mehr übersehen, daß die Frage des Balkanpaktes durchaus unklar liegt. Ein Abschwenken einiger Balkanstaaten von ihrer jetzigen Linie würde die Verhältnisse um das Ägäische und das Schwarze Meer von Grund auf ändern können. Welche Rolle in einem solchen Falle Italien spielen würde, das ja wohl nicht nur zufällig seine Stellung auf dem der kleinasiatischen Küste vorgelagerten Dodekanes ungeheuer ausbaut, kann derzeit auch nicht eindeutig ohne weiteres vorausgesagt werden. Diese Probleme zwingen die Türkei ebenfalls zur Wahrung der Sicherheit auf selbst aufgebauter Grundlage. Allerdings meldet auch bereits Griechenland eine Änderung bezüglich seiner entmilitarisierten Inseln vor den türkischen Gewässern an.

Der Schritt, den die Türkei bei den Großmächten unternommen hat, hat also nicht nur lokale Bedeutung. Er ist geopolitisch durchaus begründet durch die weite Ausstrahlung in all den Fragen, die von den Dardanellen und vom Bosporus aus nach den kommenden Entwicklungszentren der Politik im Südosten Europas, im Vorderen und Mittleren Orient und im gesamten Randgebiet des Schwarzen Meeres reichen.

R. S.:
Die Armeerevolte in Tokio

Der nachfolgende Bericht unseres Mitarbeiters in Tokio sollte im Zusammenhang mit seinen Ausführungen über das japanische Heer im Augustheft des vorigen Jahrgangs gelesen werden. Um die tiefsten Beweggründe der Revolte zu zeigen, werden wir in Kürze aus seiner Feder eine ausführliche Untersuchung über die japanische Agrarfrage folgen lassen. Die Schriftleitung.

Tokio, März 1936

I. Augenzeugenbericht von den Ereignissen des 26. Februars

Die erste Division in Tokio hatte den Befehl erhalten, Ende Februar in die Mandschurei abzumarschieren. Die Betriebsamkeit der Truppe wurde erheblich größer, und sie fiel stärker als sonst im Straßenbilde Tokios auf. Die Abschiedserregung der jungen Soldaten teilte sich auch der übrigen Bevölkerung mit. Denn seit dem Russisch-Japanischen Kriege von 1904 bis 1905 war die erste Division trotz zahlreicher auswärtiger militärischer Aktionen niemals hinausgeschickt worden. Außerdem, die Mandschurei ist weit, sehr kalt und fast ein Kriegsgebiet.

So fiel es auch nicht weiter auf, als am 26. Februar in den allerersten Morgenstunden Soldatentrupps unter dem Kommando ihrer Offiziere die Kasernen des ersten und dritten Infanterieregiments verließen, in voller Bewaffnung auf Lastautos stiegen und durch die menschenleeren Straßen Tokios in verschiedenen Richtungen abrollten. Zu irgendwelchen Übungen oder schon endgültig in die Mandschurei? Nur den Fischhändlern Tokios, die jeden Morgen in aller Frühe auf den zentralen Fischmarkt in Tokio fuhren, mußte es seltsam erscheinen, daß sie plötzlich von einem dieser Soldatentrupps angehalten wurden. Dort an der Tameike, an einer der Hauptverkehrsstraßen Tokios, von der die große ruhige Straße ins Regierungsviertel abbiegt, dort, wo gleich die große offizielle Residenz des Ministerpräsidenten Okada liegt, wurden sie, ohne Erklärung zu bekommen, von den Soldaten angehalten. Plötzlich fielen Schußsalven im Regierungsviertel. Dann blieb alles wieder still, und die Fischhändler durften weiter zur Markthalle ziehen. Wohl sehr verwundert und mit einem unheimlichen Gefühl in ihrem Rücken.

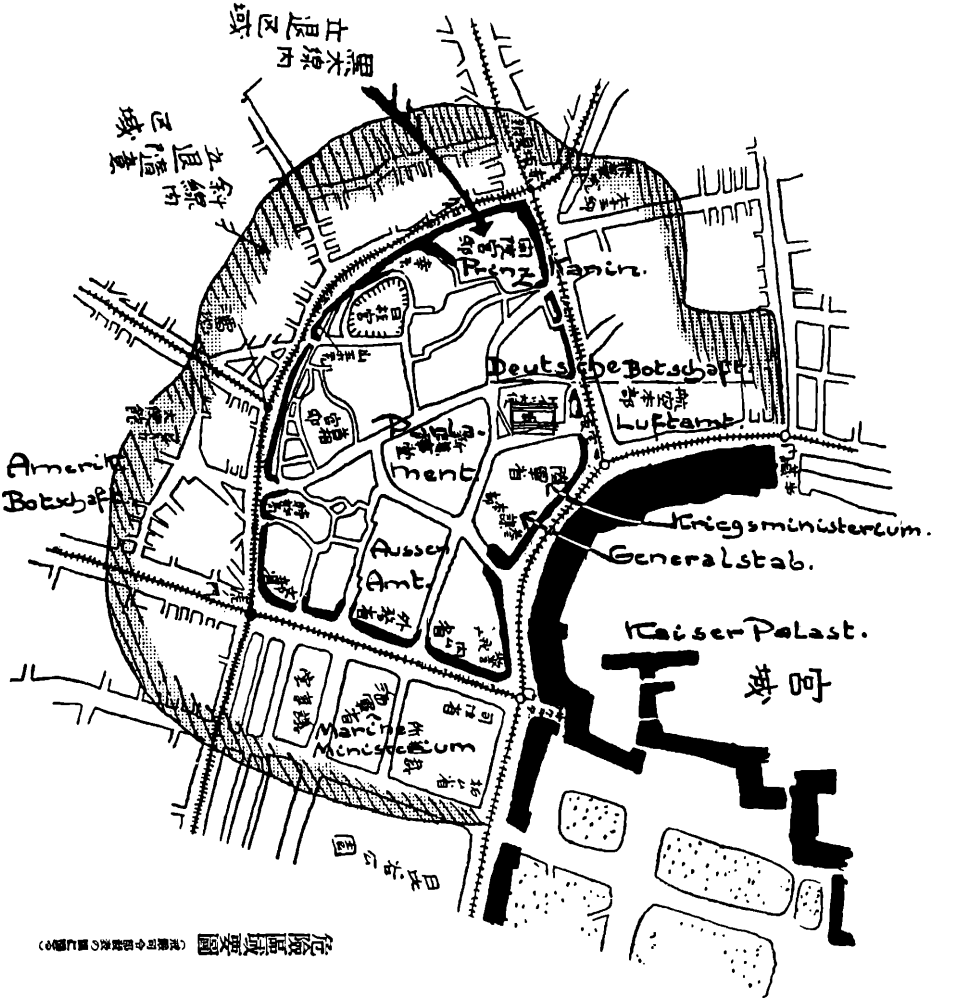
Als am Morgen die anderen Tokiobürger zu ihren Arbeitsplätzen eilten, hatten sich die unheimlichen Gefühle der Fischhändler in wilde Gerüchte verwandelt. Diese bekamen sehr substanzielle Unterlage, als Tausende von Bürgern am Passieren des Regierungsviertels durch Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gehindert wurden. Versuche, an anderen Stellen in das Regierungsviertel zu kommen, ließen bald erkennen, daß der gesamte Regierungsdistrikt vom Auswärtigen Amt bis zur Mauer des Kaiserpalastes und vom Kriegsministerium bis zu den offiziellen Wohnungen der Regierungsvertreter hermetisch durch die sehr entschlossen dreinschauenden Soldaten abgeschlossen war. Selbst die diplomatischen Pässe der Mit-

glieder der Deutschen Botschaft nützten nichts. Denn die Deutsche Botschaft lag im Zentrum des Aufstandsherdes, in unmittelbarer Nachbarschaft des von den Aufständischen besetzten Kriegsministeriums und des neuen Reichstags, das, wie sich später herausstellte, der militärische Hauptstützpunkt der revoltierenden Truppen war.

Allmählich sickerte ein Teil der Geschehnisse durch. Soldaten des ersten und dritten Regimentes der ersten Division, verstärkt durch einzelne Abteilungen der Gardedivision, zusammen rund 1400 Offiziere und Mannschaften, hatten Massenattentate auf die führenden Staatsmänner Japans mit teilweisem Erfolg unternommen. Die Anschläge waren außerordentlich gut vorbereitet. Sie erfolgten blitzartig zu genau vorher ausgerechneten Zeiten. Gleichzeitig mit den anderen Angriffen wurde die Residenz des Ministerpräsidenten gestürmt, die sie regelmäßig beschützenden Polizeiwachen zum großen Teil niedergemacht, und der vermeintliche Premier Okada, in Wirklichkeit sein Schwager, niedergeschossen. Zur selben Minute wurde die dicht dabeiliegende Wohnung des ehemaligen Ministerpräsidenten und bisherigen Lord-Siegelbewahrer des Kaisers, des Admirals Saito, gestürmt, der den Aufständischen ruhig entgegentretende Saito mit Maschinengewehrfeuer erschossen. Ebenso zur gleichen Minute drangen andere Truppen in die Wohnung des alten Takahashi ein, schossen den im Bette liegenden Greis ebenfalls mit MG's nieder. Auch zur Warnung des den Aufrührerischen besonders verhaßten bedeutenden Chefs des militärischen Erziehungswesens, General Watanabe, und des Haushofmeisters des Kaisers, Admiral Suzuki, blieb keine Zeit. Watanabe wurde mit dem Revolver in der Hand von den Eindringenden erschossen; Suzuki schwer verwundet und nur durch die Bravour seiner Frau vorm Tode gerettet.

Nur eine kleine Unpünktlichkeit rettete das Leben des alten Genro, Fürst Saionji, des großen Beraters des Kaisers, und das des früheren Lord-Siegelbewahrers Makino. Beide wohnten weit außerhalb Tokios, und die teilweise verschneiten Straßen ließen die Lastautos mit den bewaffneten Soldaten nicht zur rechten Zeit an ihr Ziel gelangen. Mit 25 Minuten Verspätung trafen diese an der Villa des Prinzen Saionji ein. Der Prinz war jedoch schon gewarnt und in Sicherheit gebracht worden. Mit den ersten Schüssen brachten sich noch sehr viele andere Regierungsmitglieder, bekannte Politiker und besonders hervorragende Wirtschaftsführer in Sicherheit. Teilweise begaben diese sich in den Kaiserlichen Palast. Erstaunlicherweise hinderten die Aufständischen die übrigen Mitglieder der Regierung nicht an der Flucht in den Kaiserpalast. Die Erwähnung des Namens des Kaisers und ihr dienstliches Auftreten sicherte ihnen freies Geleit.

In dem schon kurz gekennzeichneten Regierungsrayon richteten sich nunmehr die aufständischen Truppen ein. Zwei in diesem Stadtteil liegende europäisch eingerichtete Hotels mit vielen europäischen Gästen wurden zu Hauptquartieren der Aufständischen umgewandelt. In dem sehr berühmten chinesischen Restaurant, Koraku, veranstalteten die Führer des Aufstandes Versammlungen, hielten An-



Das von den Aufständischen besetzte Regierungsviertel ist schwarz umrändert, die wichtigsten Gebäude gekennzeichnet. Im schraffierten Gebiete vollzog sich der Aufmarsch der loyalen Truppen. Der schwere schwarze Halbkreis ist der Kaiserpalast.

sprachen an die neugierig sich sammelnde Bevölkerung. Ihre naiven, aber ernsten Ansprachen und besonders die ausgezeichnete Disziplin der Aufständischen brachten ihnen manchen sympathischen Widerhall von seiten der Bevölkerung; besonders da die Offiziere es verstanden, ihren Zielen eine starke soziale Note zu geben mit deutlichen antikapitalistischen Anklängen. Die wichtigsten Stützpunkte, besonders die Residenz des Ministerpräsidenten Okada, das Reichstagsgebäude, der Generalstab und die beiden Hotels wurden allmählich zu militärischen Festungen ausgebaut.

Maschinengewehre erschienen in den Fenstern und auf den Balkons. Die Soldaten nahmen eine entschlossene, drohende Haltung ein.

Ein bleierner Schrecken lag über Tokio. Alle verantwortlichen Dienststellen waren vollkommen gelähmt. Keine Verlautbarung der Regierung erschien. Selbst das Kriegsministerium konnte zu keiner amtlichen Stellungnahme kommen, der ganze Betrieb des Ministeriums und des Generalstabs war lahmgelegt, kein Offizier konnte in seine Diensträume kommen. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett ließen keinen herein. Niemand wußte, was weiter geschieht. Stand man erst am Anfang eines großen Rachezuges gegen alle bisherigen Politiker? War das der Beginn eines blutigen Bürgerkrieges oder der Auftakt der schon von vielen oft erwarteten Diktatur des japanischen Militärs? Mühelos hätten die Aufständischen von ihren Positionen die anderen Teile Tokios besetzen können. Aus zu großem Optimismus auf die erwartete spontane Erweiterung der Revolte gaben sich die Aufständischen mit dem im Moment Erreichten zufrieden, warteten auf die Verbreitung des Aufstandes über ganz Japan. Sicher war, und das wußte man in der Bevölkerung, daß die jungen Offiziere viele Sympathisierende in anderen Truppenteilen hatten. Man glaubte auch annehmen zu können, daß einige sehr einflußreiche Generale Sympathien für die Bewegung hatten. Erst spät in der Nacht am ersten Aufstandstage erließen die führenden militärischen Stellen eine amtliche Mitteilung, die aber in der Presse erst am nächsten Tage erschien. Die erste Erklärung des Kriegsministers hatte einen rein formellen Charakter. Es wurden nur einige Fakten bekanntgegeben. Keine Stellungnahme erfolgte, und die Aufständischen wurden nicht etwa als solche bezeichnet, sondern als „junge aktivistische Offiziere". Nur die Bevölkerung wurde aufgefordert, ruhig ihren Geschäften nachzugehen, als wenn nichts geschehen sei.

Erst am Abend des zweiten Tages schien eine gewisse innere Klarheit geschaffen zu sein. Im Zentrum der Stadt erschienen Soldaten anderer Regimenter, die in Eile herangeholt wurden. Doch noch wußte niemand, ob sie für oder gegen die Aufständischen eingesetzt werden sollten. Erst spät in der Nacht wurde es deutlich. Langsam schoben sie sich, ganz vorsichtig, kreisförmig um das von den Aufständischen besetzte Gebiet heran. Immer zahlreicher werdende Maschinengewehre nahmen Richtung auf das Lager der Aufständischen, notdürftige Barrikaden entstanden, Stacheldrahtverhaue erhöhten den Ernst des Gesamteindrucks. Das Haupthotel Tokios, das Imperial-Hotel, das zuerst im Niemandslande lag, wurde durch diese neuen Truppen beschützt. Ganz eindeutig aber wurde das Bild, als die herangezogenen Soldaten Armbinden bekamen. Wir, die wir unermüdlich in den Straßen umherliefen, hatten sehr bald herausgefunden, daß diejenigen Soldaten, die keine solche Armbinde hatten, die rebellierenden Truppenteile waren.

Am anderen Morgen erfolgten weitere Bekanntgaben. Ein Kommandant des Belagerungszustandes wurde ernannt, die Rebellen als solche bezeichnet und aufgefor-

dert, sofort in ihre Kasernen zurückzukehren, die Waffen abzuliefern. Ein Ultimatum wurde gestellt. Früh morgens 8 Uhr, am 28. sei der letzte Termin. Sonst wird vorgegangen! Damit war die Lage aufs äußerste gespannt. Kämpfe im Herzen Tokios? Am nächsten Morgen war alles noch still. Nur die Vorbereitungen wurden immer intensiver betrieben. Dann wurde es bekannt, daß die Aufständischen die Übergabe abgelehnt hatten; es wurde aber auch bekannt, daß weiterverhandelt werden sollte. Die Führung der Regierungstruppen wollte mit allen Mitteln Kämpfe japanischer Truppen untereinander vermeiden. In der Zwischenzeit wurde die Absperrung vollständig. Wir konnten nur an den Grenzen der Gebiete, an denen sich nun die japanischen Soldaten, die zu den verschiedenen Lagern gehörten, ganz dicht gegenüberstanden, entlanglaufen. Dann kamen die ersten Tanks angerollt, nahmen Stellung ein. Schwere Artillerie und Feldartillerie erschien, und nachts am 28. marschierten die Regierungstruppen in Kolonnen dicht an die Vorposten der aufständischen Soldaten heran. Dann hieß es, nachts wird gestürmt. Von japanischer Regierungsseite wurde gebeten, die deutsche Botschaft zu räumen, da sie bei Kämpfen in der gefährlichsten Kampfzone gelegen wäre. Selbstverständlich lehnte die deutsche Botschaft ab. Nur das Kellergewölbe der Botschaft wurde von fachmännischer deutscher Seite einer Prüfung in bezug auf seine Festigkeit bei Artilleriefeuer unterzogen.

Mittlerweile war die Spannung in der Stadt auf den Siedepunkt gestiegen. Der Morgen kam, wohl kaum jemand hatte ruhig geschlafen. Plötzlich um 8 Uhr dröhnten Flugzeugmotore in der Luft; ein mächtiger Bomber zog seine verdächtigen Kreise über dem Betongebäude des neuen Reichstages. Wie im Bombenwurf tauchte er tief hernieder, um wieder steil aufzusteigen. Atemlos wartete die aufgescheuchte Bevölkerung auf die ersten Bombendetonationen. Doch es blieb still — nur Tausende von Flugblättern prasselten auf die Aufständischen hernieder, die letzten unabänderlichen Mahnungen und Befehle des Kaisers! Zu gleicher Zeit rollten die Tanks und Panzerwagen von allen Seiten konzentrisch auf das Zentrum der Stellungen der Aufständischen. Hinter ihnen Infanteriekolonnen mit Sturmtrupps an der Spitze. Kein Schuß fiel. Als die Regierungstruppen unmittelbar vor dem Reichstagsgebäude standen, auf ein letztes wildes Handgemenge gefaßt, da kamen die ersten Gruppen niedergeschlagener, zermürbter Aufständischen aus ihren Verstecken hervor. Die letzte Mahnung des Kaisers, durch den Stadtkommandanten ausgegeben, hatte ihre Wirkung getan. Diese aber lautete:

„Ich teile den Unteroffizieren und Soldaten mit, daß es nicht zu spät ist, um in die Kasernen zurückzukehren. Wer aber dennoch Widerstand leistet, der ist ein Rebell, und wir werden ihn totschießen lassen. Alle eure Väter und Mütter und Brüder weinen, weil ihr zu Landesverrätern werdet."

Viele der jungen Soldaten hatten nie gewußt, worum es sich bei dem Aufstande handelte. Sie waren nur dem Befehle ihrer direkten Vorgesetzten gefolgt. Nach drei Tagen und Nächten ungewöhnlicher winterlicher Kälte, Schlaflosigkeit und

sogar Nahrungsknappheit erfuhren sie, daß sie nicht des Kaisers Sache vertraten, daß sie vom Kaiser Rebellen genannt wurden. In allerletzter Minute vor dem Sturm auf ihre Stellungen brachen sie moralisch zusammen. Dann kam Gruppe um Gruppe aus den Verschanzungen heraus. Die drohend auf dem Turme des Reichstages aufgestellten Maschinengewehre verschwanden einzeln, wurden ausgehändigt. Und dann kamen die Offiziere. Sie wußten, sie waren nicht in den letzten Aufruf zur Übergabe mit eingeschlossen, sie galten ohne Widerruf als Rebellen. Die Soldaten wurden mit ihren Waffen in die Kasernen geführt, bekamen Stubenarrest. Die Offiziere aber wurden entwaffnet als Gefangene ins Gefängnis unter starken Wachen abgeführt.

Ungefähr 20 Offiziere führten den Aufstand. Ihr Alter war zwischen 23 und 34 Jahren; der höchste unter ihnen vertretene Rang war der Hauptmannsrang. Die Soldaten aber waren zum großen Teil junge Rekruten, die erst seit drei Monaten ausgebildet waren.

Nur zwei Offiziere zogen die einzig selbstverständliche Folgerung aus ihrem gescheiterten Aufstandsversuch. Der Führer, Hauptmann Nonaka, und Kono begingen Selbstmord. Die anderen Offiziere weigerten sich dasselbe zu tun; sie wollen vor Gericht politisch weiterkämpfen. Vielleicht war es diese schon für europäische, aber ganz besonders für japanische Vorstellungen unverständliche Haltung der Mehrzahl der Offiziere, die ihnen die meiste Sympathie unter der Bevölkerung kostete. Ihre Handlungen und besonders ihre allgemeinen Ziele waren von den breiten, ärmeren Bevölkerungsschichten nicht grundsätzlich abgelehnt worden.

II. Die Bedeutung der Ereignisse vom 26. Februar

In der modernen japanischen Geschichte sind derartige Mordanschläge auf die gesamte Gruppe der führenden Staatsmänner und gleichzeitig auf einige an hervorragender Stelle stehenden Militärs, ausgeführt von aktiven Treppen der japanischen Armee, ohne Beispiel. Ebenso ohne Beispiel ist der Militäraufstand, der zur dreitägigen Besetzung des Regierungsviertels von Tokio geführt hat. Der fälschlicherweise gerade in diesen Tagen häufig zum Vergleich herangezogene Aufstand Saigos im Jahre 1877 gegen die Meiji-Restauration war grundsätzlich etwas anderes; es war das letzte Zucken des unter dem Kaiser Meiji zerschlagenen Feudalismus und des zum Untergange verurteilten Samurai-Heeres. Diesmal standen aktive Truppen einer modernen Armee im Aufstand unter der Losung der Stärkung der direkten kaiserlichen Macht und einer Reorganisation des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in nationalrevolutionärem Sinne.

Es ist richtig, politische Mordanschläge kommen in Japan sehr häufig vor, häufiger als in den meisten anderen modernen Staaten. Allein in den letzten sechs Jahren sind sechs führende Politiker und Militärs ermordet worden, bei einer außerordentlich viel größeren Zahl von geplanten, in der Durchführung erstickten Attentaten auf führende Männer. Auch war die direkte oder indirekte Beteiligung von Angehörigen der japanischen Wehrmacht immer recht

groß. Am Mordanschlag auf den Ministerpräsidenten Inukai 1932 waren Offiziere beteiligt. Dazu kommt noch, daß der politische Mord im allgemeinen für den Japaner etwas Heldenhaftes, Achtung erweckendes hat und selten schwer bestraft worden ist. Meistens hat die Bevölkerung ihre Sympathie mit den Attentaten in zahlreichen Zuschriften an die Gerichte zum Ausdruck gebracht, und selten sind die Strafen, selbst wenn es sich nur um einige Jahre Gefängnis gehandelt hat, voll abgebüßt worden; zwei Tatsachen, die besonders deutlich nach der Ermordung Inukais zum Ausdruck kamen. Doch selbst diese abschwächenden Momente können weder den tiefen Eindruck, den die letzten Attentate auf die Japaner selbst gemacht haben, noch die ungemein große Bedeutung der letzten Ereignisse vom 26. Februar vermindern.

Denn so groß auch die Bedeutung der in den letzten Jahren recht zahlreichen, aus politischen Gründen ermordeten hervorragenden Männer gewesen sein mag, die Attentate auf sie zielten weit mehr auf die Beseitigung einzelner hervorstechender Persönlichkeiten ab, denen die Einzelschuld an bestimmten Ereignissen oder Zuständen zugeschrieben wurde. Selbst die so sensationelle Ermordung des Generals Nagata, der rechten Hand des damaligen Kriegsministers Hayashi, im Sommer vorigen Jahres, durch den aktiven Oberstleutnant Aizawa, trug noch diesen Charakter des individuellen Terrors gegen den vermutlichen Hauptverantwortlichen an der Absetzung des Generals Mazaki, des Führers der jungen radikalen Offizierselemente. Diesmal dagegen hatten die Terrorakte, sowohl vom Standpunkt des außergewöhnlichen Kreises der ausgesuchten Opfer als auch im Hinblick auf die Zahl der am Attentat und folgenden Aufstande beteiligten Heeresangehörigen, eine neue ungewöhnliche Bedeutung gewonnen. Mit einem Schlage sollte das gesamte japanische Zivilkabinett beseitigt werden und gleichzeitig die so typische japanische Institution der „Älteren Staatsmänner". Nicht die einzelnen Personen waren es, die diesmal die Leidenschaft der Attentäter entfachten. Diesmal waren es eindeutiger als früher Vertreter von Institutionen, politischen und wirtschaftlichen Prinzipien; diese Institution und diese wirtschaftlichen und politischen Prinzipien sollten getroffen, vernichtet werden, um neuen Platz zu machen.

Es ist kein Zufall, daß sich der Hauptschlag der Aufständischen gegen das bestehende Kabinett auf den Finanzminister Takahashi konzentrierte. Dem Anschlag auf den Ministerpräsidenten Okada, der ja auch fehlschlug, kommt prinzipiell weniger große Bedeutung zu. Takahashi war nicht nur wegen seiner zehnmaligen führenden Rolle in den verschiedensten Regierungen der typische Vertreter des japanischen Kabinettsystems. Er war auch durch seine frühere Verbundenheit mit der Entwicklung des Parlamentarismus gleichzeitig der Vertreter dieses besonders von den Aufständischen verhaßten Parteiwesens. Darüber hinaus aber war er der klarste und höchste Repräsentant des japanischen modernen Finanzwesens. Er galt bei den Aufständischen als das Symbol des japanischen Gesamt-Finanzkapitals, unter dessen Gesetzen die Ansprüche der Wehrmacht und die sozialen Bedürfnisse der Bauern eingeklammert bleiben sollten.

Doch die jeweilige Regierung in Japan ist nicht die alleinige entscheidende politische Kraft im staatlichen politischen Mechanismus Japans. Die Kabinette wurden bisher immer von den mehr im Hintergrunde wirkenden „Älteren Staatsmännern", also von dem engsten Kreise der vertrautesten Berater des Kaisers, gemacht oder beseitigt. Das heißt heute durch das einzige überlebende Mitglied dieses Rates, der mit keinem geschriebenen Gesetz

staatsrechtlich verankerten Körperschaft, dem Fürsten Saionji. Entstanden aus dem Kreise der engsten Mitarbeiter des Kaisers Meiji, des Gründers des neuen japanischen Reiches, wurde der Fürst Saionji mit den anderen schon verstorbenen „Genros" das wirkliche Zentrum der politischen Macht in Japan. In einer klassischen Form vertritt dieser geniale Staatsmann das alte, auf feudaler Tradition beruhende Japan mit dem neuen hochentwickelten Industrie- und Finanzwesen. Sowohl sachlich wie auch persönlich ist er eine Vereinigung beider Seiten des heutigen Japans und daher auch immer der Vermittler zwischen den alten Bindungen und den rücksichtslos egoistischen modernen Wirtschaftskräften. Daher seine unerhörte Machtstellung und Vertrauensstellung beim Throne. So war denn das wirkliche Hauptziel der Aufständischen die Beseitigung des Einflusses der „Älteren Staatsmänner", das heißt ihres Hauptes, des 87jährigen Fürsten. Der Versuch mißlang. Doch die wichtigste Person, die Saionji schon als seinen Nachfolger in der weiter zu entwickelnden Institution der „Älteren Staatsmänner" ausersehen hatte, die Hauptfigur der „neuen Generation der älteren Staatsmänner", der 78jährige Viscount Saito, fiel.

Die Beseitigung des Zivilen Kabinettes und der „Älteren Staatsmänner" durch die persönliche Vernichtung ihrer Vertreter sollte nur die Voraussetzung für die Durchführung des Programmes der Aufständischen sein. Als Ziel schwebte den explosiven, durch Stimmungen beherrschten jungen Offizieren eine verschwommene Idee vom „Kodo" oder vom „kaiserlichen Weg" vor, der den „wahren göttlichen Charakter der japanischen Kaiseridee" in dunkel angedeuteten Reformen und in der anzustrebenden Weltherrschaft des japanischen Reiches über alle anderen Länder zur Auswirkung kommen lassen sollte. So naiv und unklar auch die Äußerungen der Aufständischen blieben, sie wollten die Ersetzung des Kabinettes durch Armeeführer, wie z. B. Araki und Mazaki. An die Stelle der „Älteren Staatsmänner" wollten sie Militärberater um den Kaiser sehen, um endgültig alle parteimäßigen und großkapitalistischen Einflüsse auf das Kaiserhaus und auf die Politik Japans auszuschalten. Dazu wollten sie eine Verstaatlichung des großen Privatbesitzes; ein Programmpunkt, der japanisch ausgedrückt in der Forderung gipfelte, daß aller Besitz über eine Million Yen an den Kaiser zurückgegeben werden müßte. Und endlich vertraten sie die Forderung, daß die japanische Wehrmacht weit über das bisherige Maß hinaus verstärkt werden sollte, um der außenpolitischen Lage Japans gerecht werden zu können. So unklar all diese Forderungen auch klingen, sie deuten die Forderung nach grundlegenden politischen und wirtschaftlichen Veränderungen an, die im Aufstand ihrer Verwirklichung nähergebracht werden sollten.

Somit stellten die Attentate und die Besetzung des Regierungsviertels durch Soldaten der Tokio-Division die ersten entscheidenden Schritte zur Ergreifung der politischen Macht durch die aktivistischen Teile der japanischen Armee dar.

Doch damit ist die Bedeutung der Ereignisse vom 26. Februar nicht ausgeschöpft. Die Gedankengänge und Ziele, wenn nicht sogar zum Teil auch die Methoden der Aufständischen sind nicht nur auf die verhältnismäßig kleine Zahl von 1400 Aufständischen beschränkt gewesen. Die Grundideen sind in breitesten Kreisen des japanischen Militärs verankert und in vielen Schichten der radikalnationalistischen Zivilorganisationen. Sie haben ihre letzte Wurzel in der tiefen sozialen Unrast und Spannung, die Japan seit Jahren durchzieht, in dem Aufstand zu einem gewissen Höhepunkt gekommen ist und durchaus noch nicht abgeebbt ist.

All die Gedankengänge und Ziele, ja selbst einzelne Programmpunkte und sogar einzelne Opfer des Aufstandes sind nicht neu und überraschend der Außenwelt durch die Ereignisse in Tokio bekanntgemacht worden. Seit 1931 sind die Ziele und Pläne der radikalen Elemente im Heere offen ausgesprochen worden. In den zahlreichen mißglückten oder vorher schon aufgedeckten Anschlägen bereitete sich der heutige Aufstand allmählich vor, entwickelten sich die politischen und sozialen Elemente. Theoretisch und propagandistisch sind all die im Aufstande zugrunde liegenden Gedanken in den Lehren der verschiedenen nationalistischen Verbände und in den von einigen hervorragenden militärischen Persönlichkeiten vertretenen Anschauungen enthalten und verbreitet worden. Die nahezu als offiziell im Heere herrschende Vorstellung vom „Nipponismus", ist durchaus identisch mit der „Kodo-Idee", enthält durchaus ähnliche Forderungen nach grundlegenden politischen und wirtschaftlichen Reformen; sie sind sogar zum großen Teile in offiziellen Propagandaschriften des Kriegsministeriums aus der Zeit 1934/35 veröffentlicht worden. So ideell und theoretisch auch alle diese Anschauungen bei ihrer Massenpropagierung gewesen sein mögen, sie wurden das Mittel der tiefen Politisierung und Radikalisierung der japanischen Armee bis in ihre untersten Offiziersschichten. Die Idee wurde zur politischen Waffe.

Neu war nur die von den Aufständischen angewandte Methode. Diese war allerdings niemals öffentlich als notwendig propagiert worden. Die jungen rebellierenden Offiziere haben also ganz eigene praktische Konsequenzen aus den Zielen gezogen, die seit vielen Jahren schon Gemeingut, zum mindesten der meisten jüngeren Offiziere des Heeres sind.

Noch kurz vor Ausbruch des Aufstandes gingen gewisse Kreise im japanischen Heere sogar noch weiter. In dem berühmt gewordenen Prozeß vor dem Militärgerichte in Tokio Anfang Februar 1936 gegen den Oberstleutnant Aizawa, der den General Nagata im Gebäude des Kriegsministeriums aus politischen Gründen im Sommer 1935 ermordete, wurden in aller Öffentlichkeit die Ziele und die Opfer des Aufstandes vom 26. Februar genannt. Dieser Oberstleutnant wurde nicht etwa innerhalb von 48 Stunden nach seinem Mord an dem General in aller Stille und Selbstverständlichkeit abgeurteilt. Er zog es auch nicht vor, die einzige traditionelle Schlußfolgerung selbst zu ziehen, indem er Selbstmord beging. Höchste militärische Stellen boten dem Mörder seines militärischen Vorgesetzten ein öffentliches Gerichtsverfahren. Sie gaben ihm und seinem gleichgesinnten Verteidiger, einem Oberstleutnant der ersten Division (!), wochenlang die Möglichkeit, den Gerichtssaal eines Militärgerichts in eine politische Anklagetribüne gegen die bestehende Ordnung und besonders gegen die nunmehr getöteten oder durch Zufall ihrem Schicksal entronnenen Staatsmänner umzuwandeln. Gleichgültig ob die japanischen Militärbehörden diese Tatsachen und ihre bald erfolgte Wirkung nicht überblickten — feststeht, daß die seit 1931 eingeleitete Politisierung der japanischen Armee im Aizawa-Prozeß ihren theoretisch-propagandistischen Höhepunkt erreichte, mitten während des Prozesses in die bekannte Praxis des 26. Februars überging. Der Aufstand war also weit mehr als die tollkühne Tat einiger nicht zu zügelnder Heißsporne.

Doch die tiefste Ursache dieser politischen radikalen Strömungen im Heere ist die soziale Notlage der japanischen Bauernschaft und des kleinen städtischen Bürgertums. Während die japanische Industrie und die Banken seit Jahren eine glänzende Konjunktur erleben, ist die schleichende Krisis unter den beiden genannten Bevölkerungsschichten in derselben Zeit in ein akutes Stadium getreten. Das japanische Offizierkorps setzt sich aber fast zu 50% aus Kreisen, die eng mit dem Lande verbunden sind, zusammen (Söhne mittlerer und wohlhabender Bauern und Grundbesitzer). Ein weiterer großer Prozentsatz kommt aus den kleinbürgerlichen Schichten der Städte. Es ist somit sehr einleuchtend, daß sich die Notlage dieser Schicht besonders im Offiziersstande konzentrieren muß, zumal die Soldaten fast zu 90% vom Lande herkommen. Bei der fehlenden politischen Organisation gerade dieser Bauern, des lediglich formalen Interesses der beiden Hauptparteien an ihm, mußte das Heer zuallererst das Sprachrohr und Organ der stärker werdenden Spannung dieser ländlichen und städtischen Schichten werden. In diesen Verbindungen liegt die allergrößte Bedeutung des Aufstandes der Tokio-Division.

Der Aufstand ist zusammengebrochen. Der Kaiser hatte wie bisher den Fürsten Saionji beauftragt, eine neue Regierung und Nachfolger für den ermordeten Admiral Saito, dem als Nachfolger Saionjis gedachten Berater, vorzuschlagen. Die Regierung ist wie früher eine Zivilregierung mit gewisser Beteiligung der Parteien an den Ministersitzen. Industrie und Finanzinstitute haben sich von ihrem ersten Schrecken erholt, setzten die gewinnbringende Konjunktur fort. Rein äußerlich ist also alles beim alten geblieben.

Und dennoch, es hat sich manches geändert. Die Stellung der „Älteren Staatsmänner" ist gründlichst erschüttert, ihre Rolle entschieden verkleinert worden und damit zum Teil eins der Ziele der jungen Aufständischen erreicht. Denn einmal haben die neuen Männer um den Thron nicht im entferntesten die Autorität, die ein Takahashi, Saito und Fürst Saionji gehabt haben. Saionji aber ist 87 Jahre alt und dürfte als entscheidender politischer Machtfaktor zum letzten Male aufgetreten sein. Er wird seinen Einfluß nicht mehr voll einsetzen in der Zukunft, selbst wenn er es wollte. Denn er hat gerade in dieser seiner letzten Regierungsbildung erleben müssen, daß mit dem Aufstand die Kräfte, die seit Jahren gegen ihn wirksam gewesen sind, stärker geworden sind. Die neue Regierung Hirota in ihrer Zusammensetzung, aber auch besonders in ihrem Programm ist nicht mehr sein Produkt, das Militär hat in noch kaum erlebtem Maße dem neuen Kabinett seinen Willen aufgedrückt. Der innere Kampf um den Einfluß zwischen Parteien, Genro, Bürokratie und Wehrmacht geht zwar noch weiter, dennoch hat das Militär gerade nach dem Aufstand einen erheblichen Vorsprung gewonnen. So erstaunlich dies auch sein mag: trotzdem das Militär seine Verantwortlichkeit an dem Aufstande anerkannt hat, hat es seine politische Rolle gegenüber der Regierung entschlossen vergrößert.

Um den jüngeren radikalen Elementen Wind aus den Segeln zu nehmen oder nicht, ist hier nicht entscheidend.

Auf der anderen Seite allerdings scheint es immer klarer zu werden, daß die Führung der Armee entschlossen ist, in bezug auf die inneren Verhältnisse der Armee gründliche Änderung durchzuführen. Es sieht durchaus so aus, als wollte der Kriegsminister Terauchi nicht nur eine äußerliche Disziplin herstellen, sondern entschlossen der Politisierung der Armee ein Ende machen. Die politische Rolle der Armee soll einzig und allein in ihrer Spitze verankert bleiben.

Die japanische Marine hat sich bewunderungswürdig aus all diesen schweren Erschütterungen und Auseinandersetzungen heraus gehalten. So groß auch die Sympathie in Marinekreisen für die allgemeinen Gedankengänge der Aufständischen gewesen ist, so entschieden hat sie die Methoden und die Eigenmächtigkeiten unterer Führer verurteilt. Ihre straffe Haltung und Geschlossenheit hat wesentlich dazu beigetragen, die Ausdehnung der Aufstandsbewegung zu verhindern.

Die neue Regierung trägt sich mit vielen Plänen zur Verstärkung der Wehrmacht, zur Verbesserung der politischen Maschinerie, zur Hebung der Lebenshaltung des breiten Volkes. Die Zukunft wird zeigen, wie viele dieser großen Pläne Wirklichkeit werden. Sicher ist allerdings eins, daß von solchen grundlegenden sozialen Reformen, die nicht mehr auf Zeiten nach der Lösung verschiedener außenpolitischer Probleme verlegt werden dürfen, es abhängen wird, ob der 26. Februar nur das Anfangsdatum für schwerere neue Erschütterungen ist oder der Wendepunkt in der tiefen Krise Japans hin zur inneren Festigung.

Albrecht Haushofer:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Der Fortgang der italienischen Offensive in Abessinien und die Beschäftigung der französischen Staatsmänner mit Wahlsorgen haben nicht zuletzt dazu geführt, daß in den großen Auseinandersetzungen der europäischen Politik zwar kein Osterfriede, aber doch ein Osterwaffenstillstand eingekehrt ist. Vor dem Abschluß der französischen Wahlen, von denen wir keine sehr entscheidenden Verschiebungen des Gewichts innerhalb des Landes erwarten, werden weder in den europäischen noch in den ostafrikanischen Fragen Entscheidungen fallen.

Als letzte Leistung vor dem Wahlkampf hat die Regierung Sarraut-Flandin einen Gegenentwurf zum deutschen Friedensplan veröffentlicht, in dem sich alle vor der Geschichte unverkäuflich gewordenen Ladenhüter der französischen Außenpolitik noch einmal ausstellungsartig vereinigen. Seine Undurchführbarkeit ist denn auch sofort z. B. von der britischen öffentlichen Meinung bestätigt worden. Inzwischen hat aber auch die englische Regierung stark an Bewegungsfreiheit verloren.

Marschall Badoglio hat mit der Einnahme von Dessie und der Besetzung des Tana-See-Gebietes unter Beweis gestellt, daß die abessinischen Kräfte nicht ausreichen, um eine Eroberung ihres Landes durch die Italiener auf die Dauer zu verhindern. Der größte Teil von Nord- und Ostabessinien ist nun in italienischer Hand. Es ist nicht zu erwarten, daß Italien bereit sein wird, die besetzten Gebiete herauszugeben — es sei denn, die Mächte des Völkerbundes könnten sich zu sehr viel wirksameren Maßregeln entschließen, als es die bisherigen Sanktionen gewesen sind. Es hat sich nun doch herausgestellt, daß die Sanktionen zwar nicht verfehlt haben, Italien wirtschaftlich und finanziell schwer zu treffen, aber sie haben Italien nicht daran verhindert, als „Angreifer" recht erheblichen Erfolg zu erzielen. Und dem Völkerbundsmitglied Abessinien ist — wenn es einmal von der Landkarte verschwunden sein sollte — nicht damit geholfen, daß Italien einen großen Teil seines Exports verloren haben wird. Somit steht die Politik der Völkerbundmächte, voran die britische Politik, vor einer Lage, in der es nur zwei logische Wege gibt: Der eine bestünde darin, die Sanktionen bis zu einem Punkt zu verschärfen, an dem ihre Wirksamkeit auch für Abessinien unzweifelhaft wäre. Die Wahrscheinlichkeit, daß Frankreich der britischen Führung auf einen solchen Weg folgen würde, ist in den letzten Wochen — seit dem 7. März — nicht größer, sondern geringer geworden. Zugleich sind die Möglichkeiten eines bewaffneten Widerstands der Italiener z. B. gegen eine Sperrung des Suezkanals gestiegen. Der Entschluß zum Krieg würde seitens der Engländer ein Maß von Kraft und Entschiedenheit verlangen, an das zu glauben die gegenwärtige britische Regierung die Welt nicht eben gewöhnt hat. Der andere Weg würde zum Eingeständnis der Niederlage führen, die England und der Völkerbund erlitten haben. Gewiß würden die Bedingungen des Hoare-Laval-Planes heute von Mussolini zurückgewiesen werden. Aber es ist kein Zweifel, daß die Realisten der britischen Außenpolitik noch heute gern den Versuch machen würden, zu den Behandlungsmethoden Sir Samuel Hoares und den Ansichten des Maffey-Berichts zurückzukehren. Darauf aber ist die britische Öffentlichkeit nicht vorbereitet, zum mindesten nicht ohne eine systematische Bearbeitung von mehreren Monaten. So wird auch dieser zweite Weg nicht oder nicht rechtzeitig begangen werden. Wir erwarten von der englischen Politik kaum etwas anderes, als den Versuch, „to muddle through" — auf deutsch mit leichter Abwandlung der Bedeutung: fortzuwursteln. England wird darüber ohne Zweifel im Laufe der nächsten Monate in eine sehr schwierige Lage geraten; das bedeutet, daß man auch mit einer konsequenten britischen Europapolitik kaum wird rechnen können.

Die Bewegung, die durch den Abessinierfeldzug und den deutschen Schritt vom 7. März entstand, ist nun auch von kleineren Staaten in Rechnung gestellt worden. Die österreichische Regierung hat den gleichen Schritt, den das Deutsche Reich vor einem Jahr getan hat, nun ihrerseits gewagt; wir haben darüber in keiner jener

französischen Zeitungen, die sich als Kapitolswächter des Rechtes und der Moral der Friedensverträge gefallen, ein Wort des Tadels gefunden. Die Wiederherstellung der Wehrfreiheit in den Alpenländern ist ein gutes Recht des deutschen Stammes in den Alpen. Daß die Regierung in Wien ihren Schritt zur Wehrfreiheit mit separatistischer Begleitmusik zu fördern glaubt, ist allerdings ein seltsamer Vorgang. Es gehört doch wohl mehr als die propagandistische Kunst der Wiener Regierung dazu, um z. B. den Tirolern einzureden, die wahren Freunde der Kaiserjäger seien die Italiener und ihre wahren Feinde säßen anderswo.

Mit einem sehr viel höheren Maß an Haltung und Selbstbewußtsein als es begreiflicherweise der österreichischen Regierung des Phönixskandals eigen sein kann, hat die türkische Regierung die Gelegenheit benutzt, um ihre längst angekündigte Forderung der Dardanellenbefestigung bei den Mächten anzumelden und praktisch durchzusetzen. Es spricht für die Dynamik der europäischen Entwicklung, daß niemand mehr über die fast einstimmige Annahme der türkischen Forderung erstaunt zu sein scheint. Der einzig Leidtragende dabei ist das von der Ägäis abgeschlossene Bulgarien, das nunmehr auch die theoretische Freiheit seines Zugangs zum Meer verliert. Wäre Bulgarien stärker, so wäre jetzt der Augenblick, seine Forderung auf Dedeagatsch zu erneuern. Dazu aber reichen die bulgarischen Kräfte noch nicht aus.

Die Unruhe der arabischen Welt hat sich nicht gelegt. Sowohl in Syrien wie in Palästina gehen die Störungen weiter, deren Ursachen wir schon mehrfach aufgezeigt haben. Ägypten steht unter dem Schatten der Vorgänge in Abessinien, deren Bedeutung für die unteren Nilgebiete ja kaum einer Erläuterung bedarf. Höchstens muß ein Wort über den Tanasee und seine tatsächliche Bedeutung gesagt werden. Es ist nicht so, daß die gegenwärtige Bewässerung Ägyptens durch eine (technisch kaum durchführbare) völlige Ablenkung des obersten Blauen Nils gefährdet würde. Nach den großen Wasserregelungen im Mittleren Sudan, bezieht Ägypten den größten Teil seines Wassers vom Weißen Nil, der nirgends abessinisches Gebiet berührt. Die Wasser des Blauen Nils dienen den Bewässerungskulturen des Sudan, vor allem den großen britischen Baumwollpflanzungen. Gewiß würde England Mittel und Wege finden, um diese Bewässerungen auch auf Kosten Ägyptens weiter durchzuführen, wenn sie durch eine italienische Herrschaft im Tanaseegebiet wirklich gefährdet wären. Aber diese Gefährdung wird im allgemeinen weit überschätzt. Aus dem Tanasee selbst kommt höchstens 15% der Wassermenge des Blauen Nils. Bedeutsam für die Wasserversorgung des Sudans im gegenwärtigen Ausmaß der Kulturen ist also höchstens die Strecke des Blauen Nils, die im Bereich der großen Randschluchten unterhalb des Tanaseegebietes erfaßt würde. Was im Tanaseegebiet selbst als Bedrohung britischer Interessen gefaßt wird, bezieht sich also mehr auf zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten, nicht so sehr auf bestehende Wirtschaftsinteressen. Daß inzwischen ein starkes Prestige-Element in die Fluten

des Tanasees versenkt wurde, ist — wie so manche Prestigefrage — von der wirtschaftlichen Wirklichkeit völlig zu trennen.

Mangelnde Sicherheit äußert sich auch in der Art, wie die Frage der Kolonialmandate — deren Behandlung im Rahmen des europäischen Friedensplans unvermeidlich ist — von der englischen Regierung angepackt wird. Es ist kein Zweifel daran erlaubt, daß sich die britischen Kolonialinteressen gegen jeden Versuch einer Rückgabe stark zur Wehr setzen werden.

Reichsprobleme stellen sich auch im Zusammenhang mit der Erneuerung der Ottawa-Verträge, die von seiten einiger Dominien, vor allem Australiens, aber auch Südafrikas, mit schwer zu erfüllenden Bedingungen verbunden werden. Kanada und Neuseeland, wo inzwischen Liberale bzw. Arbeiterregierungen ans Ruder gelangt sind, bieten zunächst geringere Schwierigkeiten. Ein hohes Maß von Takt verlangt das Aushandeln eines neuen Handelsvertrags mit Argentinien, wo britische Wirtschaftsinteressen erheblich stärker sind als in manchem Dominion. Jede Störung des Handels, vor allem der Fleisch- und Getreidelieferung vom La Plata nach London bedeutet schwere britische Kapitalverluste, und zugleich das Vordringen amerikanischer und deutscher Wirtschaftskräfte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bemüht, aus der gegenwärtigen Enttäuschung zahlreicher süd- und mittelamerikanischer Staaten mit dem Völkerbund für ihre eigenen panamerikanischen Friedenspläne Nutzen zu ziehen. Roosevelt hat angekündigt, daß nach Cuba und den Philippinen auch das letzte Beutestück aus dem spanisch-amerikanischen Krieg, Portorico (oder nach der offiziellen Schreibweise Puertorico) die „Freiheit" erhalten soll. Eine Folge von Unruhen auf der fruchtbaren tropischen Insel mit ihrem starken und vielfarbigen Bevölkerungsgemisch mag die wohltätige Absicht beschleunigt haben. Zweifellos würde die Freigabe von Portorico, zusammen mit der strengen Weigerung Washingtons, in Haiti oder Cuba nochmals einzugreifen, eine starke Wirkung in der mittel- und südamerikanischen Staatenwelt haben. Entgegen steht dem Glauben an nordamerikanische Uneigennützigkeit natürlich die Erinnerung an ähnliche Verzichtperioden unter früheren Präsidenten (z. B. Cleveland); und die Erfahrung, daß mit der Gewährung der Unabhängigkeit die Aufhebung bestehender Flottenstationen nicht verbunden zu sein pflegt. Die Vereinigten Staaten können die Zufahrtswege zum Panamakanal militärisch nicht aus der Hand geben; damit wird aber die Unabhängigkeit sowohl der Großen Antillen, wie Panamas und Nicaraguas immer etwas Fragwürdiges bleiben.

Ein Vorgang von recht erheblicher Bedeutung ist der Staatsbesuch Roosevelts in Kanada, der für Juni geplant ist. Dieser Besuch ist der erste, den ein amerikanischer Präsident beim britischen Generalgouverneur in Kanada und seinem kanadischen Ministerpräsidenten abstattet. Er soll den Zustand von Frieden und Freundschaft,

der längs der ausgedehntesten unbefestigten und unverteidigten Landgrenze der Erde besteht, im öffentlichen Bewußtsein unterstreichen, und gleichzeitig einige Wirtschaftsfragen, vor allem aber das große Problem des Lorenzstrom-Ausbaus, einer Lösung näher bringen. Nur völlig Ahnungslose werden auch aus diesem Anlaß von einer Lockerung des britischen Reichsgefüges sprechen.

Im Inneren der Vereinigten Staaten ist das Jahr 1936 ein sogenanntes „politisches" Jahr, da im Herbst die Präsidentenwahl stattfindet. Bis jetzt spricht alles für eine glatte Wiederwahl Roosevelts, der dann die nächsten Jahre hindurch sich der größten Aufgabe widmen kann, die vor ihm liegt: der Anpassung der Bundesverfassung an die veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und der Durchführung einer umfassenden Sozialreform in einem Kolonialland, das aufgehört hat, Kolonialland zu sein.

Zwischen Niederschrift und Korrektur dieses Berichts scheint sich — mit seiner Abreise nach Djibuti — zum mindesten das persönliche Schicksal des abessinischen Kaisers vollendet zu haben. Damit hat die italienische Offensive in Afrika das erste Großziel erreicht — und die Politik der Völkerbundmächte (vor allem Englands) nähert sich der unvermeidlichen Krise. Sir Samuel Hoare kehrt ins britische Kabinett zurück — und zugleich scheint in Frankreich der rechte Flügel der Radikalsozialisten das Zünglein an der Waage der Innenpolitik zu werden — was die Regierungsmöglichkeiten der durch das Vordringen der Kommunisten in sich geschwächten Linken nicht verbessern wird. So verlieren die Mächte des Westens an Gewicht — es ist ein erstaunlicher Wandel, der sich seit dem Sommer des vorigen Jahres vollzogen hat. „Europe as melting-pot" ist die bezeichnendste Überschrift von jenseits des Atlantischen Ozeans...

Daß in allen europäischen Staaten — vor allem in den kleinen — die Unruhe ständig steigt, ist bei den Entwicklungen der letzten Monate begreiflich. Es gibt nur wenige europäische Staaten, deren Politik eine andere Bezeichnung verdient als die des von der Hand-in-den-Mund-Lebens. Kein sehr beruhigendes Gefühl angesichts der unabsehbaren Katastrophen, die technisch durch die Nervenkrise einer einzelnen Regierung ausgelöst werden können.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Für den indopazifischen Gesamtraum macht das Zusammentreffen einer Reihe von günstigen Einblicksmöglichkeiten für die letzte Berichtsperiode Indien zum aufschlußreichsten Augenpunkt. Diese Berichtsperiode reicht in ihrer natürlichen Abgrenzung von dem für Japan geopsychisch typischen, blutigen Aschermittwoch über die Rückwirkung des deutschen 7. März auf den ganzen Mittleren und Fernen Osten bis zur Neubildung des japanischen Kabinetts unter Hirota (mit den Vertrauensmännern der Heerpolitik: Baron Hiranuma an der Spitze des Geheimen Staatsrats und Arita des Außenamts), und zu der Strahlung der italienischen Erfolge Tana-See—Gondar und Quorum—Sarda in die Osterpause.

Die günstigen Einblicke ergaben sich durch die Ausreise des neuen Vizekönigs von Indien, Lord Linlithgow, und seine Aussprache mit Gandhi, als erste Voraussetzung eines erfolgreichen König-Kaiser-Besuchs in Indien im Herbst 1937 (nach dem Boykott durch die Kongreßpartei 1922), durch die Rückkehr Pandit Jawahar Lal Nehrus nach fünf Monaten Europa und seine vorherigen weltpolitischen Aussprachen mit dem leider in Mitteleuropa nicht überall richtig eingeschätzten und als Machtträger gewürdigten Subhas C. Bose; durch den Stimmungsfehlschlag der Völkerbund-Werbereise von Pelt; durch eine scharfe Indisierungs-Militäraussprache; durch indische Auslandberichte und endlich durch einen geopolitisch höchst wichtigen Vortrag von Radha Kamal Mukerjee über die bevölkerungspolitische Bedeutung der beständigen Stromverlagerungen in Bengalen.

Gewiß erreichen diese Verlagerungen nicht die ungeheure Tragweite, wie sie Hwangho und Yangtse durch Laufveränderungen und Hochwasser im Bereich der „Gelben Erde" gewinnen; aber das Zusammenwirken von Ganges und Brahmaputra unter dem Einfluß des neuen Tista-Inmana-Systems darf doch daneben gewiß nicht unterschätzt werden; vor allem hängt die Zukunft eines Welthafens, wie Kalkutta, davon ab.

Welthäfen müssen sich an ein Auf und Nieder ihres geopolitischen Zustands gewöhnen: man braucht nur an Vancouver — 1792 entdeckt — zu denken, das — vor 50 Jahren noch ein halbwilder Uferstreif — heute sein 50jähriges Stadtjubiläum feiert mit 300000 Einwohner, aber dem Hafenleben von einer halben Million. Das sind also keine unerhörten indopazifischen Wertwandlungen von Lagen. Singapore hat ähnliche erfahren und sollte lange Zeit wieder aufgegeben werden. Aber wer Kalkutta kannte, hatte schon vor dem Weltkrieg den Eindruck von einer Art Altersschrumpfung (Arteriosklerose) der Wasser- und Verkehrswege, wie in West- und Zentralbengalen überhaupt. Das wird nicht besser, wenn der Ganges südostwärts wandert und zwei Fünftel eines früher von ihm belebten Deltagebiets dem Dschungel und der Malaria überläßt — wie Mukerjee ihm nachrechnet.

Zurücksinken von Kalkutta aber trifft sowohl die ozeanische Fremdmachteinwirkung auf Indien, als auch Bengalen, seinen volkspolitisch zahlenwuchtigsten Landesteil gleichen Schrittes.

Vorläufig aber dürften es noch geraume Zeit die bengalischen Hindu sein, deren Gehirne der volkspolitischen Dynamik Indiens Richtung und Vertretung geben — trotz aller Begünstigung der „Minderheiten", der Muhamedaner, Radschputen und Sikhs (vor allem auch beim Offiziersersatz in Dehra-Dun, als Vorstufe zur „Indisierung" des Heeres). Das berechtigt zu ihrer geopolitischen Würdigung.

„Die zwei für die indische Jugend als Idole im Vordergrund stehenden Köpfe sind Pandit Jawahar Lal Nehru und Sj. Subhas Chandra Bose: beide mit demselben vaterländischen Opfergeist und Idealismus begabt" („Amrita Bazar Patrika", 17. 3. 1936, S. 8 — wo auch des zweiten berühmte Pariser Rede über „Indien als Hintergrund vieler Weltübel" im Wortlaut steht). So dürfen wir sie wohl als geopolitische und ethnopolitische Träger der nächsten Geschlechtsfolge indischer Dynamik sehen, wie wir Benoy Kumar Sarkar längst als soziopolitischen Antrieb und Anzeiger achten lernten (vgl. B. K. Sarkar: „India's Advances in Industrialism during the Period of the Depression". N. M. Ray-Chowdhury, Calcutta, 1936 — zuerst als Vortrag bengalisch in Chittagong — mit höchst wichtigen Angaben auch über Deutschlands, Japans und der USA. Haltung und Stellung im indischen Handel).

Tiefes Mißtrauen gegen den Völkerbund („für alle aufrecht denkenden Inder ein Klüngel selbstsüchtiger Imperialisten, die nie auch nur den kleinen Finger rühren wollen und können, um Indien zu helfen"), dessen Sendling Pelt von Subhas C. Bose als „Indien höchst abgeneigt" gezeigt wird; Abneigung gegen Fremdgewalt und Imperialismus in jeder, auch britischer und französischer Form, starkes Vertrauen in die Einheit und Selbstbestimmung Indiens sind die Leitmotive.

K. L. Gauba warnt am Schluß einer Rede (mit dem Ziel, den Militäretat scharf herabzusetzen, was mit 79 gegen 46 Stimmen gebilligt wird) „die indische Regierung vor aufziehendem Kriegsgewölk, bei dessen Ausbruch ein unzufriedenes Indien ihr keine Hilfe leisten werde".

Deutlicher noch zeigt Subhas C. Bose in Paris im Palais de Mutualité die Achilles-Ferse: „Die neue Konstitution ist eine große Enttäuschung für Indien gewesen." „Indien ist unzweifelhaft weltüber eine Hilfe des Imperialismus gewesen ist schuld an der Schöpfung des britischen Reichs" — wenn auch gewiß passiv!

Im Flugzeug mit der Asche seiner verstorbenen, dann wie eine Heilige von einem Trauerzug von 40000 im Ganges versenkten Frau nach Indien zurückgekehrt, berührt Jawahar Lal Nehru, der gewählte Kongreßpräsident, zuerst in Jodhpur nach 5 Monaten in Europa indische Erde (10. 3. 1936 mit der Dutch Air Mail). Die Bürger von Jodhpur begrüßen ihn, halten ihm die Gleichgültigkeit des Natio-

nalen Kongresses gegen die Völker der Fürstenstaaten vor und hoffen, daß er es besser machen wird. Antwort: „All-Indien ist ein Leib und kann nicht in ein indisches Indien und ein britisches getrennt werden. Jahrhundertelange Bande sind unscheidbar, und wenn Indien glücklich gedeihe, würden die indischen Staaten sein Schicksal teilen." „Was sind die kühnsten Träume des Pan-Germanismus", des „100-Millionen-Volks" gegen diese heute von seinem anerkannten Führer öffentlich auf 360 Millionen erstreckten Wünsche? Dabei gibt es einen Maharadscha und einen britischen Residenten mit R. A. F. Flugplatz in Jodhpur!

Welche geopolitisch widersinnigen Strukturzustände durch die Fürstenstaatenverträge mit India-Campagnie und später Britenreich innerhalb der so eindeutigen indischen Großumgrenzung erhalten bleiben, dafür gibt ein Beispiel die Groteske der Europareise des Erben des Nizam von Hyderabad, Enkels des letzten türkischen Kalifen — mit Pan-Islam „Prestige", Anwärters auf 16 Millionen Untertanen, ein Vermögen von 1200 Millionen RM., die Goldminen von Golkonda und einige 50 Paläste, Schlösser und Festungen.

„Der getreue Verbündete der Britischen Regierung" — so lautet seines Vaters, während der „Mutiny" erworbener Nebentitel, der künftige des Thronerben, den außer der mohammedanischen Staatspolizei des größtenteils hinduistischen Hyderabad noch je zwölf der besten britischen und französischen Detektive vor „kidnapping" schützen müssen, wenn er zu seinen osmanischen Verwandten an die Riviera fährt.

Im nationalen Indien der Zukunft harren auf diesem Gebiet noch viele Fragen der Lösung, die jetzt schon Manchen Kopfzerbrechen machen, namentlich den britischen Indienminister vom Dreinreden in Mitteleuropas Clearing abhalten könnten.

„Obwohl die Mannszucht blinden Glauben und vorbehaltlosen Gehorsam fordert. verlangt Indiens heutige Lage keine mechanischen und willenstoten Sepoys, sondern denkende und lebendige Soldaten" (Jawahar Lal Nehru bei der Eröffnung des II. Freiwilligen Schulungslagers in Motinagar). „Eine Zeit wird kommen, da das ganze Land wie ein wohlgeschulter Mann um des Landes willen schaffen wird." — „Die Herzen hoch! Noch zeigt das Land ein schlafendes Gesicht; ihr aber müßt wach sein, dem Ruf des Landes zu folgen, wenn er ergeht."

Dann trafen sich in Neu-Delhi Alter und Jugend, Gandhi und der Pandit, in der indischen Führung und sollen sich vorerst auf ein Kompromiß geeinigt haben, das der neue, Mitte April landende Vizekönig Lord Linlithgow vorfinden wird. Ein zum Nachdenken einladender Weg führt ihn von Marseille durch das Ost-Mittelmeer, am Widerhall italienischer Erfolge von Gondar, Tana-See, Ashangi-See, Sarda vorbei durch das frischbefestigte, waffenstarrende Aden, nach Bombay, auf den sorgenvollsten, heikelsten Herrenposten der Weißen Rasse — nächst seinem König.

„Unruhig liegt das Haupt, das trägt die Kron'!" — „Seit England die indische Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, hat es keinen Seelenfrieden mehr gekannt." So beginnt „Amrita Bazar Patrika" einen Leiter: „In Fear of Japan" — die an Stelle

der einstigen Russenfurcht als mögliche Räuber Indiens getreten sei. Fast gleichzeitig (am 13. 3. 1936 vor der Lancashire-Kommission in Canberra-Australien ausgestoßen) ertönt von Australien her, der größten, rein pazifischen Dominion, der Schreckensruf: „Complete annihilation" des britischen Textilgeschäfts, wenn das japanische so weiterblüht.

Zum Glück hat man von Singapore aus die durch die Welt trompeteten japanisch-siamesischen Anschläge auf den Kanal von Kra mit seinen ca. 120 Millionen Baukosten dementieren können. Niemand denke daran! Aber ruhig schläft man auch auf dem Gummi- und Zinnkissen von Malaya nicht.

Ist die „Interessengemeinschaft der westlichen Demokratien" ein ausreichender Trost für den Alarm durch alle Mächte der Erneuerung, die „Have-not's", die an die Ruhestätten der Besitzenden pochen, manchmal — wie Italien und Japan — stoßen? Aber unter Demokratie versteht je nach Ort und Raum jeder etwas anderes! Erinnere man sich doch an Radha Kamal Mukerjees berühmtes Buch: „Democracies of the East", oder Bernards: „Imperium et libertas" (wobei alles auf ein „aut" oder „et" ankommt)! Oder prüfe man Dr. Beni Prasad: „The Democratic Process" (Oxford Univers. Press, Humphrey Milford, 301 S., 7 Rp.). Da sagt der gute Professor aus Allahabad: „Die demokratische Regierungsform im wahrsten und besten Sinn existiere nirgends!" Ja, wir hören doch von Paris, von Manchester, von Washington, daß sie dort bestände? Nun leugnet sie der Inder sogar für Australien, das „Land der Arbeiterherrschaft", und nennt den eigenen Vizekönig einen Diktator und die Demokratie „mehr Wunsch als Wirklichkeit" überhaupt.

„Militarismus hat die konstitutionelle Entwicklung von Japan, Italien und China gehemmt und sich mit anderen Faktoren verbündet, um den Republikanismus in Südamerika in vielem seiner Verwirklichung zu berauben. Er hat oft den Lauf einer Revolution umgebogen, die ausbrach mit dem ausgesprochenen Ziel, die Volksherrschaft aufzurichten." So steht bei Prasad auf S. 129 geschrieben!

Aber hörten wir nicht, der Weltkrieg sei geführt, um die Welt sicher für Demokratie zu machen? Nun klappt es nicht einmal in der Neuen Welt; wieviel schwerer in der uralten Indiens und Chinas, namentlich solange die Vertreter ihrer Erneuerung in einer solchen Traumwelt leben.

Die ungeheure Gefahr eines plötzlich möglichen Heraustretens solcher Träumer in die Wirklichkeit zu zeigen, die vor Indien noch liegt, und der China das Glück eines nun fünfundzwanzigjährigen Bürgerkriegs verdankt, haben wir uns so eingehend mit gewiß edlen und idealistischen Gedankengängen befaßt.

Versteht man in solcher Umwelt, warum Japan vor großen persönlichen Opfergängen nicht zurückschreckt, um seinem starken, nun bald zweitausendsechshundertjährigen Staatsgefüge Zersetzungs- und Erneuerungswehen zu ersparen: sei es auf die Gefahr hin, in der Welt der Scheindemokratie für rückständig zu gelten und ihren Kollektivveranstaltungen fernzubleiben. Haben Kellogg-Pakt, Genf und Haag

Äthiopien geschützt oder nicht? — so fragt man drüben kühl und sachlich; und verfolgt aufmerksam, welche Wirkung Präsident Roosevelts einundzwanzig Briefe an die amerikanischen Staatsoberhäupter zur Wiederbelebung panamerikanischer Gefühle und Verantwortungen haben werden. Auch dieses Spiel ist in der Neuen Welt leichter als in der Alten! Das Spiel mit Pan-Ideen!

Immerhin würde es umgekehrt für die Beurteilung der indopazifischen Gesamtdynamik von höchstem Wert sein, zu erfahren, wie China und Indien die gewaltsamen Vorfrühlingsvorgänge der japanischen Wehrpolitiksverjüngung sehen. Aber dabei ist zu berücksichtigen, daß beide schwer der insularen Geschlossenheit des Vorgangs aus der ihnen eigenen anderen Auffassung von Demokratie und ihrer kontinentalen Geisteshaltung gerecht werden können; und daß man in Indien dazu neigt, aufgezwungenen, außenbürtigen, landfremden, verhaßten Militarismus einer auswärtigen Kolonialmacht mit dem eigenständigen, innbürtigen und durch und durch nationalen Wehrgeist Japans zu vermengen.

So wird Indien weit eher Chinas Leidensweg gehen müssen, als rechtzeitig den Machtweg Japans finden, dessen notwendige Grundlage es nicht begreift (vgl. Chaman Lal: „What caused revolt in Japan", „Amrita Bazar Patrika", Calcutta, 8. 3. 1936).

Eher schon kommt man von China aus den wahren Gründen des Unterschieds näher, wie „The Peoples Tribune", Shanghai, 16. 3. 1936, in „Observations und Commentaries" beweist, namentlich bei „The next war — when and why" und „Military men and Militarists", wo die tapfere Rundfunkansprache des japanischen Botschafters Saito in Washington über die Wehrpolitik seines Reichs gewürdigt wird. Aber erschütternd ist, was man im gleichen Heft von Dr. Lim Boon-Keng über „Neurastenia Sinica: its cause and cure" liest, als Antrittsvorlesung der Universität Amoy (17. 2. 1936). Aus dem ärgsten Schaukeln in den Abgrund zwischen unverstandener westlicher Demokratie und sehr gegenständlichem Kommunismus, „gegen dessen Gift Sun Yat Sen das chinesische Volk durch Natur und Überlieferung immun glaubte", „hat im letzten Augenblick Wehrgeschick und Führerkraft Chiang Kai Sheks ‚in den wesentlichen Teilen gerettet'". — „Noch aber ist die Krankheit nicht geheilt." — Als ihre Symptome werden geschildert:

1. Paralyse des in Sinn und Gedankengut verwahrlosten Nationalgefühls.
2. Fehlen der Zusammenarbeit in der Volksgemeinschaft.
3. Stocken und Entwicklungshemmung im sozialen Gemeinleben.
4. Unwirksame Regierung aus Mangel an Widerhall und Volksaufklärung.
5. Gier und Selbstsucht der Amtswalter, die keine Diener am Volksganzen sind.
6. Verwahrlosung der Erziehung, Verfall der Volksbildung.
7. Wirtschaftsniederbruch und Massenverarmung.
8. Fehlen echten Führertums, so daß Bürgerkrieg und Wehrmißbrauch unvermeidlich werden.

9. Verfall der Vaterlandsliebe, als Folge falscher Erziehung, von Kulturverfall und fehlender Zusammenarbeit zwischen Volk und Staatsgewalt.

10. Schwächliche Außenpolitik, weil die Regierung ihre wankende Grundlage und die unzulänglichen Wehrmittel kennt.

Das ist eine schlimme Aufzählung von Übeln, die der chinesische Patriot seinem einst so großen, durch vier Jahrtausende im Kulturzusammenhang unerschütterten Volk, einem Fünftel der Menschheit, vorrechnet; und „Vorbeugung" und „Heilung" sind leider weniger überzeugend angebahnt und nachgewiesen, als der Tatbestand der Volkserkrankung.

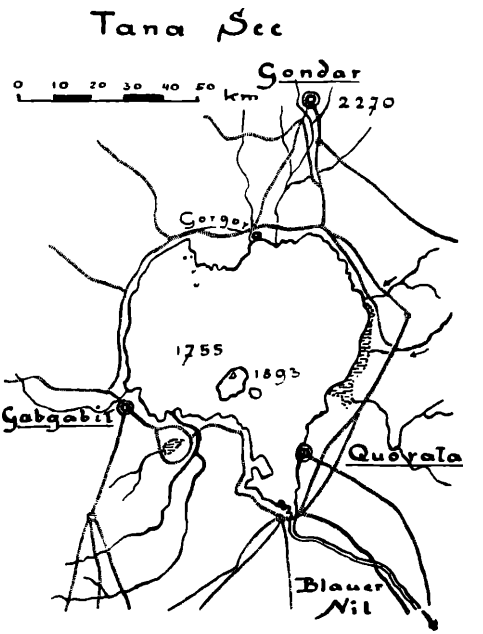
Jeder Heilweg fordert Anlauf, Entsagung, Opfer, Verzicht. Es ist ein Glück, wenn sie, wie in Japan, ein einzelner Stand starkwillig auf sich nimmt; ein noch selteneres, wenn schicksalsgesandte Führer mit Nachtwandlersicherheit Heilwege ertasten. Auf jeden Fall ist es nützlich, zu sehen, in welche geopolitischen Zersetzungszustände auch zahlenstarke Völker in weiten Räumen geraten können, wenn solche Führer oder Stände fehlen, oder nicht stark genug für ihre Sendung sind, oder auch nur zu spät gehört werden, wie so oft in der Tragik der Geschichte!

SPÄNE

Zur Geopolitik des Tana-Sees

Der kühne Zug des jungen Faschisten Starace in die Umwallung des Tana-Sees über Gondar, der seinen Namen geopolitisch verewigt, mit dem Griff an die westliche Zufuhrlebensader Gondar—Ghedaref—Gallabat—Kassala (wo die Italiener schon einmal waren!) bringt die Frage des Wasserschlosses für den Sudan am Blauen Nil erneut vor die Weltöffentlichkeit.

Das weite Seebecken, sechsmal so groß wie der Bodensee, achtmal so groß wie der Gardasee, mit seinen 3060 qkm (nach andern 3630 qkm), verhältnismäßig flach, um 100 m tief (75 m gemessen), ist in seiner hydrotechnischen Bedeutung, die allein ihm der Duce für England und Ägypten zuerkannte, aus politischen Wirkungsgründen überschätzt worden. Der „Blaue Nil", „Abai" (der Große) der Abessynier, „Bahr el Azrah" der Araber, entführt dem See beim Austritt rund 109 cbm und bringt im Durchschnitt 1936 cbm, also das Zwanzigfache, nach Chartum, so daß 86% seiner Wasserkraft und Fülle von unterwegs kommen. In einer Höhenlage von 1755 m von mäßigen Erhebungen umgeben, die im Süden deutlich vulkanischen Charakter tragen und den Sperriegel aus Lavaströmen verursachten, der das Staubecken schuf, ist die Seelandschaft weit untervölkert, wenn sie auch einige alte Kulturdenkmale: Klöster, „Hauptstadtleichen", wie Debrà Tabor, und Gondar in ihrer weiteren Umrahmung enthält.



Alles weitere geht aus der Skizze hervor, die bei dem Zeitungslärm um den See unsern Lesern willkommen sein mag. K. H.

***: Bauerntum und Geopolitik

Zum Geleit!

Mit welcher Achtung und Freude bescheidene, langjährige Träger des Gedankens geopolitischer Schulungs-Notwendigkeit und der geopolitischen Forderung Rudolf Kjelléns solchen Anregungen, wie dem Aufsatz „Bauerntum und Geopolitik" (Odal; H. 11, Mai 1936) gegenüberstehen, das beweisen sie am besten dadurch, daß sie ihn abdrucken. Aber darüber hinaus betonen Herausgeber und Schriftleitung der „Geopolitik", daß sie mit dem Bauerntum insbesondere darin einig sind, daß es nicht angeht, die Rolle der Bühne, des Bodens, des Raums über die des Helden stellen zu wollen.

Nur kann auch der reinste, trotzigste Held seine Rolle nicht durchführen, wenn er schon im ersten Akt in eine ihm unbekannte Versenkung fällt oder nicht aus der Kulisse findet. Die wichtige Aufgabe, die möglichst vollendete Kenntnis der Weltbühne für den einzelnen Helden, sein Volk und seine Rasse als ihnen dienende Kraft zur Verfügung zu stellen, — die nimmt mit ihren etwa 25 % voraussehbarem Anteil am Weltgeschehen, auf ihrer geographischen Grundlage die Geopolitik als ihr Arbeitsfeld in Anspruch. Das muß sie wieder und wieder betonen, um Mißverständnisse zu meiden. So weit geht ihre Fähigkeit zur Voraussage über das, was einem Mann, einem Volk und einer Rasse auf diesem oder jenem Boden und Raum möglich ist, und was nicht.

In einem solchen Verhältnis der Überlegenheit des Wissens und Kennens gegenüber dem Unberatnen steht jeder Bauer auf seinem ihm wohlvertrauten Grund und Hof, sollte jeder Staatsmann auf seinem Reichs- und Volksboden stehen. Darüber hinaus müßte er Nachbarn und die Nachbarn seiner Nachbarn ähnlich in ihren Volkskörpern auf ihrem Grund und Boden kennen. Mehr will eine recht ins Ganze eingefügte Geopolitik nicht lernen und nicht lehren. Das ist ihr ganz genug. Aber es ist sehr viel!

K. Haushofer. K. Vowinckel.

„Nationalsozialismus ist nichts anderes als angewandte Rassenpflege!" So erklärte Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, auf dem Reichsparteitag 1933. „Rassenfrage stellt die Achse alles politischen Denkens des Nationalsozialismus dar", so schließt R. W. Darré seinen Nachweis über Blut und Boden als Grundgedanken des Nationalsozialismus in dieser Zeitschrift.

Aus tiefstem innersten Glauben, aus dem Blut selbst ist dieser Gedanke entstanden und geprägt worden. Er formt das Weltbild des Nationalsozialisten, und das geschichtliche Geschehen bedeutet für ihn Schicksal des eigenen Blutes und Volkes, seiner Auseinandersetzung mit andersartigem Blute und mit den mannigfaltigen Einflüssen der Umwelt. Dieser Gedanke ist deshalb auch die Richtschnur der deutschen Bauernpolitik. Er muß allen Betrachtungen und Bestrebungen, die sich mit dem Wirken und Schaffen, den Zuständen und dem Schicksal der Völker

beschäftigen, zugrunde liegen. Ein Ziel und viele Wege. Dies gilt auch für das Verhältnis des Menschen zum Boden und zum Raum; wobei unter Boden am besten das Stück Erdoberfläche verstanden wird, mit dem der einzelne nach dem Gesetz seines Blutes in irgendeinem Verhältnis steht, während der Raum jenen Teil der Erde darstellt, der eine Gruppe Menschen mit ihrem Boden zusammenschließt. Deshalb wird der einzelne besonders mit seinem Boden tief und untrennbar verwachsen können, während die Gruppe sich mehr dem Raume verbunden fühlt. Ist nun die Gruppe wesensgleich und sich dessen bewußt und wird selbst zusammengehalten durch die festeste Verbindung von Blut und Boden, durch Bauerntum und Menschen von bäuerlicher Herkunft und mit bäuerlichem Denken, dann erst entsteht die Gleichung Blut und Boden gleich Volk und Raum.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß der Boden und der Raum der Verwurzelung und der Vereinigung der einzelnen Menschen stets Vorschub geleistet hätten. Man hat es mit Recht als Merkmal der nordischen Rasse bezeichnet, daß sie im Kampf mit dem Boden und seiner Überwindung groß geworden ist, daß der Bauer nordischer Herkunft einen oft wenig fruchtbaren und klimatisch ungünstigen Boden, daß er Sümpfe und Waldesdickichte in fruchtbare Äcker und Weiden verwandelt hat; und der Raum hat mit seinen durch Gebirge und Gewässer gebildeten natürlichen Landschaften sich dem Zusammenschluß der Menschen eines Blutes entgegengesetzt und Bestrebungen unterstützt, Sonderbildungen an Stelle der völkischen Einheit ins Leben zu rufen.

Wichtig ist deshalb die Betrachtung des Raumes für die Vergangenheit und für die Zukunft eines jeden Volkes, also für seine Geschichte und seine politische Lenkung. Unwillkürlich erscheint das Wort Geopolitik vor unseren Augen. Es wurde allerdings unter einem anderen Gesichtspunkt durch den schwedischen Staatswissenschaftler Rudolf Kjellén um das Jahr 1900 in die Wissenschaft eingeführt; als Geopolitik bezeichnete er die Lehre vom Staatsgebiet, von der räumlichen Seite des Staates zum Unterschied von der nationalen, der wirtschaftlichen, der gesellschaftlichen und verfassungsrechtlichen.

In Deutschland faßte man unter Geopolitik nach dem Kriege alle die notwendigen und begrüßenswerten Bestrebungen zusammen, die nachwiesen, daß, sehr im Gegensatz zu den Engländern, den deutschen Staatsmännern und dem deutschen Volke der Mangel an geographischem Verständnis bei der Beurteilung und Führung der Politik geschadet hat, und die schilderten, welches Schicksal vom geographischen Standpunkt aus gesehen unserem Volke durch das Friedensdiktat von Versailles bereitet worden war: die ungeheure Verlängerung der Grenzen, die Losreißung Ostpreußens vom übrigen Reiche und die Mißgestaltung unseres Staatsgebietes. Dadurch wurde die Geopolitik in Deutschland in weiten Kreisen bekannt. Es begann die große Zeit des Raumes, und gern bediente man sich in Rede und Schrift geopolitischer Hinweise und Wendungen. Dieser Siegeszug machte es der Geopolitik

schwer, eine richtige Stellung zu den anderen Faktoren und Kräften der Geschichte und Politik zu finden.

Das Publikum wurde mit einer Fülle von Deutungen überschüttet, und mit vollem Recht findet sich im ersten Heft des neuen Jahrganges der Zeitschrift für Geopolitik ein Bekenntnis, daß über das Wesen der Geopolitik so viel gestritten worden sei, daß sich die geopolitische Literatur buchstäblich zu einem Haufen zu türmen beginne. Jedem Deutschen seine eigene Geopolitik, manchem sogar mehrere!

Es ist der Geopolitik bis jetzt nicht gelungen, über sich selbst Klarheit zu gewinnen, und bei den Versuchen hierzu ist sie teilweise auf wunderliche Abwege geraten. Man muß dies bedauern wegen ihrer Verdienste um die nationale Aufklärung und Erziehung. Auch die deutsche Bauernpolitik, als die stärkste Trägerin des Blut-und-Boden-Gedankens, würde eine Festlegung des Begriffes Geopolitik begrüßen. Das bisherige Ergebnis der Auseinandersetzung mit den geschichts- und staatsbildenden Kräften muß aber von der deutschen Bauernpolitik abgelehnt werden.

Die deutsche Bauernpolitik lehnt entschieden die Behauptung R. Hennigs ab[1]), die in der Umwelt, also auch im Raum, die ausschlaggebende Kraft sieht. Für ihn sind die psychischen Rasse- und Charaktereigenschaften der Völker eine Folge der zufälligen Beschaffenheit der Umwelt, des Umraumes. „Die vielgerühmten Charaktereigenschaften eines Volkes und einer Rasse sind die Produkte der Erziehung durch die Natur. Anpassung an die jeweiligen Zufälligkeiten der natürlichen Umgebung konnte selbst die rassischen Charaktereigenschaften entstehen lassen und ausbilden." Kein vernünftiger Mensch wird den Einfluß des Raumes „bagatellisieren", und eine artgemäße Umwelt wird die Anlagen einer Rasse entwickeln, eine ungünstige sie verkümmern oder die Rasse gar selbst zugrunde gehen lassen. Der Raum kann auslesend wirken, aber nie rasseerzeugend. Erstaunlich ist oft die Widerstandsfähigkeit einzelner Rassen gegen den Einfluß neuer Räume. Die aus der Wüste stammenden Juden wurden niemals Seefahrer wie ihre phönizischen Nachbarn, ebensowenig wie die aus der Steppe kommenden Türken, obwohl sie den Raum der Griechen erobert hatten. Das deutsche Bauerntum im Banat und in Rußland bewahrt seine Eigenart durch hundert bis zweihundert Jahre hindurch und widerlegt die Behauptung Hennigs, daß eine neuartige Umgebung innerhalb weniger Generationen weitgehend die seelischen Eigenschaften einer Nation verändern könne. Daß Goten, Vandalen und andere germanische Völker im Mittelmeer durch das weichere Klima entnervt und verweichlicht und dadurch staatlich ausgelöscht worden seien, ist lediglich eine Behauptung. Nicht durch den Raum als solchen, sondern durch die Mischung mit der dort wohnenden zahlenmäßig weit größeren Bevölkerung hat eine Ausmerze des germanischen Blutes stattgefunden. Nicht nur

1) *Die wir veröffentlichten und gegen die wir, wie gegen die materialistische Deutung der Geopolitik überhaupt, im Januarheft dieses Jahrgangs Stellung nahmen. Die Schriftleitung.*

der Raum und das Klima, sondern der Mensch hat hier rassetötend gewirkt. Wer allerdings die Züge der Kimbern und Teutonen und die der Hunnen und Araber auf die gleichen Ursachen und die gleichen Ziele zurückführt und nicht die raumformende Kraft der Rasse kennen will, wer Bauerntum und Nomaden als Folge der zufälligen Beschaffenheit der Umwelt sieht, kann kaum ernst genommen werden.

Die Erklärung, daß die Geopolitik die Lehre von der Erdgebundenheit der politischen Vorgänge sei, wird immer noch wiederholt. Letzten Endes ist ja alles Tun und Handeln „erdgebunden", wenn aber zwischen erdgebundenen, d. h. geographischen, und zwischen in rein menschlichen Verhältnissen ruhenden Ursachen unterschieden wird und nur den erdgebundenen Vorgängen im engeren Sinne eine Dauerwirkung beschieden sein soll, so muß die deutsche Bauernpolitik auch diese Erklärung ablehnen, da sie in Blut und Volk die entscheidenden Kräfte sieht und ihnen deshalb die anhaltendste und tiefste Wirkung zuschreibt. Wenn seitens der Geopolitik ausgerechnet wird, daß nur ein Viertel der Fragen menschlicher Entwicklung aus den erdbestimmten Ursachen abgeleitet werden kann, so kann die deutsche Bauernpolitik die heldische Seite des Menschen und sein und seiner Rasse Gegensatz zur Umwelt nicht als Ergänzung der geopolitischen Betrachtungsweise ansehen, sondern ordnet umgekehrt diese den aus der Natur des Menschen und der Rasse hervorgehenden Beweggründen unter.

Wer im Blute und im Volke die entscheidenden Kräfte der Geschichte sieht, wird deshalb auch mit der Behauptung der Geopolitik, die erdgebundenen und erdbestimmten politischen Vorgänge voraussagen zu können, wenig anfangen können. Auch die erdgebundenen Ursachen wirken sich erst aus, wenn das Volk und seine Führer ihre Vollstrecker werden, und selbst bei klaren geopolitischen Verhältnissen mag niemand die nähere und fernere Zukunft des staatlichen Schicksals mit einiger Bestimmtheit voraussagen, wenn er nur den Raum betrachtet und nicht das in ihm wirksame Volk. Und es ist gut so. Denn wenn tatsächlich die rasch anwachsende Schar der Geopolitikbeflissenen, die sicherlich über einen reichen Schatz von Kenntnissen verfügen, durch ihre politische Voraussicht Staatsmänner würden, so würden wir in Bälde eine Inflation an politischen Köpfen erleben, die unterzubringen und ihrer Fähigkeit entsprechend zu beschäftigen einige Schwierigkeit bereiten möchte. Daß natürlich der Staatsmann geographische Kenntnisse, genau wie geschichtliche und volkswirtschaftliche, besitzen muß, ist eine Selbstverständlichkeit.

Die deutsche Bauernpolitik hat kein Verständnis dafür, wenn nur dem Raum geheimnisvolle Kräfte und Wirkungen zugeschrieben werden. Es mag sein, daß es sich bei diesen Wendungen zuweilen um rednerische Figuren handelt und daß man Selbstverständlichkeiten durch eine poetische Einkleidung schmücken will. Der Raum hat kein Eigenleben, nur die in ihm lebenden Menschen können durch Erkenntnis seiner Eignung ihn wirken lassen. Der Staat entwickelt sich nicht nach einer immanenten Raumgesetzlichkeit, sondern nach der Kraft und dem Willen

des Volkes. Die Grenzlandschaften Deutschlands, wie die Schweiz und die Niederlande, wurden nicht infolge des fehlenden Raumgesetzes „abgetriftet", sondern trotz eines solchen. Durch die Zerrissenheit unseres Volkes infolge einer unserem Blute fremden und feindlichen dynastischen Politik schrumpfte der Umfang des Deutschen Reiches zusammen. Nicht durch seine geographische Gestaltung wurde Thüringen in soundso viele „Vaterländer" zerrissen, sondern durch die privatrechtliche Auffassung des deutschen Fürstentums von Land und Leuten, und andere nicht von Bergen durchzogene Landschaften, z. B. die welfischen und die askanischen Herzogtümer, haben ein ähnliches Schicksal gehabt. Nicht durch Räume, mögen sie noch so groß sein, wird ein Volk bedroht, sondern nur durch die Bewohner dieses Erdabschnittes. Die verschiedene geographische Bedeutung einzelner Gegenden und Punkte kommt erst zur Geltung, wenn ein Volk sich dieser bewußt wird und sie in den Bereich seines Handelns einbezieht. Die Schlüssel zu den verschiedenen Meeren bedeuten nur etwas, wenn sie im Besitz einer Macht sind, die von ihrem Hausrecht Gebrauch machen kann.

Es ist eine wichtige Aufgabe der Geopolitik, dem Wandel in der Bedeutung des Raumes durch den Willen und die Tatkraft der Menschen nachzugehen. Die geographischen Großräume, ob Land oder Meer, werden nur durch den Menschen wirksam, wie z. B. das Mittelmeer zur Römerzeit. Solange die Völker in diesen „Großräumen" sich wirtschaftlich und politisch befehden, sind diese nur Wunschträume oder Hilfskonstruktionen zur leichteren Einordnung der Vorgänge im Leben der einzelnen Staaten.

Das Bauerntum muß vor allem die Idee der Eigengesetzlichkeit des Raumes und die Raumdynamik bekämpfen, da diese Auffassung geeignet ist und wohl auch dazu benutzt wird, um durch Betonung dieser Raummystik die Einheit und die Vereinigung gleichen Blutes zu hemmen und zu zerstören. Würde sich das deutsche Volk diesen geheimnisvollen Raumgesetzen unterwerfen, so würde ein Teil nach dem Ostraum, der andere nach dem Mittelmeerraum, ein dritter nach dem Donauraum und ein vierter vielleicht nach dem Nordseeraum blicken. Das Raumgesetz schriebe ihnen dann den Zusammenschluß mit den anderen Bewohnern dieser Räume vor, zum Beispiel Ostdeutschland mit Polen und Russen, den Deutschösterreichern mit den Ungarn und Slawen, und eine saubere Einteilung „in die von der Geographie als Wesenheit anerkannten Räume" würde an Stelle der Gliederung der Erde nach dem Willen und den Gesetzen der Völker treten. Das deutsche Bauerntum wird dieser Gefahr nicht unterliegen; denn so ehrfürchtig es auf die wirklichen Geheimnisse des Blutes und damit des Geschehens schaut, lehnt sein nüchterner Sinn alle Magie ab.

Von Kjellén übernahm die Geopolitik die Auffassung vom Staat als Lebensform, Lebewesen, vom organischen Staat und vom Staatsorganismus, während die deutsche Bauernpolitik sich an die Beurteilung des Führers hält: „Wir Arier vermögen uns

unter einem Staate nur den lebendigen Organismus eines Volkstums vorzustellen, der die Erhaltung dieses Volkstums nicht nur sichert, sondern es auch durch Weiterbildung seiner geistigen und ideellen Fähigkeiten zur höchsten Freiheit führt." Für das deutsche Bauerntum ist außerdem das Wort des Reichsbauernführers ausschlaggebend, „daß durch den inneren Zusammenhang eines Volkes mit seinem Gebiet und mit seiner staatlichen Organisation die Eigenart des Staates entsteht, daß er dadurch sein lebendiges Gepräge erhält, d. h. aus einem Problem der Organisation ein lebensvoller Organismus wird".

Findet sich ein Volk im Staat zusammen, so wird das für das Volk von ungeheurer Bedeutung sein, und dann wird dieser Staat eine Lebensform werden, nicht an sich, sondern eine Lebensform des Volkes. Der Nachweis der organischen Natur des Staates wird meist durch Vergleich mit dem Einzelwesen geführt. Aber schon bei der Geburt hapert es, denn die Gründung der Tschechoslowakei zum Beispiel, des Freistaates Danzig usw. kann man schwerlich als einen organischen Vorgang ansehen. Das meiste Kopfzerbrechen bereitet aber das Wiedererstehen eines Staates wie Polen, nachdem er gestorben war. Sieht man aber im Volk den Organismus, im Staat nur seine Erscheinungsform, dann versteht man die Wiedergeburt dieses Staates, weil sein Träger, das polnische Volk, am Leben und sich seiner Zusammengehörigkeit bewußt blieb.

Dieser organische Staat soll ähnliche geheime Kräfte wie der Raum haben, die, unbeirrt durch etwaige tief einschneidende Änderungen in der Staatsstruktur, besonders in der Außenpolitik gleichmäßig wirken sollen. R. Walther Darré weist im Zusammenhang mit dem oben angeführten Ausspruch über den Staat auf einen sehr wichtigen Umstand hin: die Bedingtheit des Staates durch die außerhalb seiner Grenzen wirkenden Kräfte mannigfacher Art. Durch die zwangsläufige Auseinandersetzung mit diesen Kräften und mit der gesamten Umwelt jenseits der Grenzen, die nicht von den Wandlungen innerhalb eines Staates abhängig ist, konnte die Vorstellung einer von der Führung des Volkes und der Verfassungsform unabhängig wirkenden Staatsidee aufkommen und damit der Gedanke von dem Eigenleben des Staates.

Wohl herrscht in der Welt noch vielfach diese Idee vom „Gotte Staat", dem alles dienen muß und der alle beherrscht. Der Faschismus huldigt dieser Anschauung, und sie wird besonders dort gepflegt, wo kein Volk, sondern eine Nation lebt, wo an Stelle des Gefühls für die Gemeinsamkeit des Blutes die Sprachgemeinschaft und Gemeinschaft der Gesittung oder sonst eine Ersatzgemeinschaft getreten sind, und wo man versucht ist, völkischen Minderheiten anderer Art durch Lockung und durch Gewalt den Stempel einer gemeinsamen, mitunter erst kürzlich organisierten Nation aufzuprägen.

Die Geopolitik hat besonders in früheren Jahren sich vielfach mit fremden Staaten beschäftigt und damit den Blick des deutschen Volkes verdienstlicherweise geschärft und auf die weite Welt gerichtet. Schon ein Blick auf die unserem Staate unähnlichen Bildungen, wie etwa die Tschechoslowakei, die Vereinigten Staaten, die Schweiz und Belgien mit ihren organisierten Nationen hätten warnen müssen, die Geopolitik als die Lehre vom Staat als Lebewesen zu bezeichnen. Für den Nationalsozialismus und damit für die deutsche Bauernpolitik ist der Staat an sich niemals ein Organismus, und deshalb gibt es für sie auch keine Wissenschaft von ihm als einen Organismus.

Eine eigenartige Lösung des Versuches, sich mit den geschichteschaffenden Kräften auseinanderzusetzen, bedeutet schließlich das Bestreben eifriger Geopolitikjünger, alle diese Kräfte unter dem Namen Geopolitik zusammenzufassen. Zunächst begnügte man sich, die von Kjellén als die Naturseite des Staates bezeichnete Raum- und Volksseite unter dem Namen Geopolitik zusammenzufassen, die in eine Raum- und Volkskunde geteilt wurde. Dann aber wurde Geopolitik zur nationalsozialistischen Staatsauffassung, nationalsozialistischen Staatslehre und Staatswissenschaft erhöht. Sie soll eine alle die Wissenschaftszweige ordnende und einende Stellung einnehmen; sie wird zur „Brückenwissenschaft", zur Weltanschauung, die das Wissen ordnet, erklärt. Eine weitschweifige Auseinandersetzung ist hier nicht nötig. Bis zur „nationalsozialistischen Staatslehre" hat die Geopolitik noch einen weiten Weg.

Ein ernster Versuch der Geopolitik, als ordnende „Wissenschaft" über dem Ganzen zu schweben, würde sie ihres eigentlichen Inhaltes berauben und sie zerstören. Tatsächlich ist es meistens anders. Trotz aller Betonung der Universalität gleitet die einzelne Untersuchung mit Vorliebe auf rein geographische Gedankengänge ab, und Karte und Skizze bleibt ihr liebstes Kind.

Will man der Geopolitik den richtigen Platz anweisen, so muß man von dem Gedanken von Blut und Boden ausgehen. Als Grundlage des Bauerntums ist er die Grundlage des Volkes und all seines Denkens, Tuns und Handelns. Alle Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen, werden durch diesen Gedanken des Blutes geeint und geordnet.

Das Rüstzeug der Geopolitik ist die Geographie; sie selbst hat kein eigenes Wissensgebiet und ist damit selbst keine Wissenschaft, sondern eine Betrachtungsweise; ein Weg zur Erkenntnis. In diesem Sinne spricht auch Darré von den Arbeiten der Geopolitik, die den Einfluß des Raumes auf die geschichtlichen Vorgänge untersuchen (Odal III, Heft 11, Seite 795).

Die Geopolitik hat die Aufgabe, den Einfluß der von der Geographie erkannten Tatsachen auf das Volk und all seine Äußerungen und auf den Staat, gleichviel, ob er Lebensform des Volkes oder nur eine Organisation ist, in der Vergangenheit, Gegenwart und für die Zukunft zu betrachten und zu untersuchen. Ihr eröffnet sich damit ein großes und noch unerforschtes Feld der Tätigkeit, und sie kann hier zur

Erkenntnis der von Blut und Boden sich aufbauenden Geschichte im weitesten Sinne des Wortes beitragen.

Die Geopolitik darf dann allerdings nicht auf dem Standpunkte stehen, der kürzlich in der Zeitschrift für Geopolitik geäußert wurde: „Der Boden ist etwas Unveränderliches, und infolgedessen sind auch seine Wirkungen auf den Menschen etwas Bleibendes." Sie wird sich im Gegenteil mit dem Wandel der Raumbedeutung befassen; sie wird festzustellen haben, daß die in der Vergangenheit maßgebenden räumlichen Faktoren heute anders einzuschätzen sind. Die Geopolitik, die sich gern des Begriffes „Gesetz" bedient, wird zum Gesetz der abnehmenden Raumbedeutung kommen, abnehmend nicht nur durch die ungeahnte Entwicklung moderner Technik, sondern mehr noch durch die Wiederbesinnung gemeinsamen Blutes auf seine Zusammengehörigkeit, über Flußsysteme und -gräben und Gebirgsmassen hinweg, auf die Volksgrenzen an Stelle der Strukturgrenzen der Naturlandschaft. Sie nimmt damit den Gedanken des auch von ihr anerkannten Geographen Alexander Supan auf, der die Entwicklung der Menschheit als den siegreichen Kampf der Volks- und Nationalpolitik gegen die Territorialpolitik sah.

Eine Betrachtung unter diesem Zeichen leistet für die Geschichte und Politik des eigenen Volkes und für die Erkenntnis und die Regelung der zwischenvölkischen Beziehungen Wertvolles.

Geschichte unseres Volkes heißt Bezwingung und Überwindung des Raumes. Schon die Bildung der großen deutschen Stämme bewegte sich in dieser Richtung. Erst als das Stammesgefühl mit der Ausbildung der Teilherrschaften abnahm, erhielten viele räumliche Elemente das Gewicht und die Bedeutung, von der man noch heute sprechen hört. Die Überwindung des Stammes- und Länderpatriotismus durch den nationalsozialistischen Volks- und Rassegedanken wird deshalb die Geopolitik wirksam fördern durch den Nachweis von der wechselnden und sich wandelnden Bedeutung der bisher oft für schicksalsbestimmend gehaltenen Raumeigentümlichkeiten.

Sieht die Geopolitik den tiefsten Sinn der innerdeutschen Raumordnung im Zusammenwachsen des Volkes, der Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums, so wird sie als wichtigstes Ziel die geographischen Vorbedingungen feststellen, die die Vermehrung des Bauerntums und seine Ansetzung in siedlerischen Hohlräumen begünstigen. Ihr Anspruch, das geographische Gewissen des Volkes zu sein, richtet ihr Augenmerk auf die geopolitisch gefährdeten Zonen des Deutschen Reiches, damit dort geographische Schwäche durch Stärke des Blutes aufgewogen werden kann.

Der Aufsatz Prof. Konrad Meyers im Märzheft dieser Zeitschrift weist nach, wie durch den materialistischen und kapitalistischen Wirtschaftsgeist wirtschaftlich verödete Räume und tote Winkel entstanden. Das Streben nach einer neuen Raumgestaltung, einem gleichmäßig aufgegliederten Raum wird an den natürlichen Raumgestaltungen nicht achtlos vorübergehen. Wo es möglich und dienlich ist, werden sie

Berücksichtigung finden; aber die Geopolitik sollte beweisen, daß größer als die Raumgestalterin Natur der Raumgestalter Mensch ist.

Die deutsche Geopolitik wandte sich zuerst — dies ergab sich aus Zeit und Lage — der Außenpolitik zu und hat hier neue Zusammenhänge aufgezeigt. Durch den Nachweis in Wort und Karte, wie häufig und stark räumliche Ziele, Meeresküsten und Gegengestade, natürliche Grenzen und Flußmündungen die Politik bestimmten, hat sie die geschichtliche Unübersichtlichkeit ordnen helfen. Das Wissen um das Festhalten vieler Staaten an geopolitischen Zielen auch heute noch läßt uns ihre Außenpolitik verstehen. Italien sieht in Österreich das Glacis vor den Alpen, wie Österreich bis zum Jahre 1866 im Königreich Sachsen ein Glacis vor seiner Erzgebirgsgrenze gegen Preußen sah.

Gewinnung und Beherrschung geopolitisch wichtiger Punkte und Gegenden ohne und gegen den Willen ihrer Bewohner gehört zum Wesen des Imperialismus, unter dessen Auswirkungen die Welt noch heute seufzt. Die Hochschätzung des eigenen Blutes und die Achtung und die Anerkennung des anderen Volkstums macht es uns unmöglich, uns eine geopolitische Zielsetzung zu geben. Kein Gegengestade und keine Flußmündung vermag uns zu verlocken, fremdes Volkstum zu unterjochen. Vielmehr stellt der Nationalsozialismus dem Imperialismus die friedliche Zusammenarbeit gegenüber, und besonders die deutsche Bauernpolitik ist auf dem Wege, sich mit dem wahrhaft europäischen Bauerntum zu verständigen, sich gegenseitig zu unterstützen und so einen wirklichen europäischen Frieden in die Bahn zu leiten.

Die Geopolitik wird also der Außentätigkeit des deutschen Bauerntums und der Außenpolitik des deutschen Volkes nicht das Ziel setzen, aber ihr den Weg bereiten helfen. Denn die Art der Zusammenarbeit wird durch die geographische und geopolitische Lage der einzelnen Staaten mitbestimmt; also durch die von Klima und Boden mitbestimmte Wirtschaftsweise eines jeden Bauerntums und durch die Lagerung der einzelnen Staaten zueinander und besonders zum deutschen Lebensraum in der Mitte Europas.

Wie die deutsche Bauernpolitik nicht Selbstzweck ist, sondern eine Dienerin des deutschen Volkes, wird auch die Geopolitik nur in der Unterordnung unter den Gedanken des Blutes, der Rasse und des Volkes ihre richtige Stellung finden und in diesem Dienste ihr Bestes leisten können.

Wolfgang Scheibe:

Die Formkräfte der Landschaft II

IV. Die Grundzüge der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit

Die Aufgabe, die vielfältigen Wirkungsweisen landschaftlicher Formkräfte zu umschreiben, läßt zunächst die Frage entstehen nach dem Ansatz für die Behandlung des Gesamtproblems. Es scheinen hierfür zunächst verschiedene Möglichkeiten zu bestehen, doch gilt es den Anfang dort zu finden, von wo aus in wirklichkeitsentsprechender gedanklicher Fortführung die weiteren Fragen zur Darstellung gebracht werden können. Das Problem muß an seiner Wurzel angefaßt werden.

Die Wurzel — in des Wortes ureigenster Bedeutung — des Verhältnisses von Landschaft und Volk liegt in der elementaren Gegebenheit, daß die Landschaft den Menschen trägt und nährt, daß sie sein Nahrungs- und Wohnraum, kurz gesagt, sein Lebensraum ist, von dessen Lebensgehalt er einen Teil bildet. Diese einfache und scheinbar selbstverständliche Tatsache muß am Anfang einer grundsätzlichen Ausführung behandelt werden, denn aus ihr ergeben sich die weiteren Probleme der Geopolitik: die Fragen der geographischen Lage und der Grenze, der Bevölkerung und der Siedlung, des Stammestypus usw. Immer bildet für das völkische Landschaftsproblem die Frage nach dem unmittelbaren oder mittelbaren Nahrungs- und Wohnraum die innere Voraussetzung. Doch tritt hierzu noch eine zweite, die geistig-seelische Form des völkischen Verhältnisses zur Landschaft, durch die die landschaftlich-volkliche Lebenseinheit in Wahrheit erst begründet ist.

a) Die natürliche landschaftliche Lebenseinheit

Die Landschaft ist Nahrungs- und Wohnraum — diese Tatsache als Ausdruck der Naturgebundenheit des völkischen Lebens läßt sich durch einen kurzen Blick auf die weitere Natur der Landschaft verdeutlichen —, das Wort „Natur" in der ganzen Mächtigkeit seiner Bedeutung genommen, in der es einst Goethe unter dem Eindruck der Herderschen Philosophie in seiner Skizze „Die Natur" verwandte. Die Oberfläche der Erde ist keine tote, starre „anorganische" Masse, sondern wir müssen sie ansehen als die mit Kraft und vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten erfüllte Grundlage alles irdischen Lebens. Die Erde ermöglicht und trägt eine Vegetation, die sich im regelmäßigen Rhythmus der Jahreszeiten entfaltet, blüht, Frucht trägt und stirbt. Boden und Klima stehen in engem, sich bedingenden, teils einseitigem, teils wechselseitigem Verhältnis zueinander und sind die Grundfaktoren alles Lebens — dessen Wesen und Ursprung uns freilich unbegreifbar und unausdenkbar ist, das wir aber in seinen Bedingungen erforschen können. Das sich entfaltende Leben der Natur entspricht immer jeweils der besonderen Art des Bodens und des Klimas,

die ihrerseits wiederum in weiteren allgemeinen geologischen und geographischen Zusammenhängen stehen. Jede Pflanzenart setzt zu ihrem Wachstum bestimmte Boden- und Klimaverhältnisse voraus, unter denen sie allein gedeihen kann. Ändert sich einer dieser Faktoren in einem ihren Lebensbedingungen nicht entsprechenden Sinn, so verkümmert die Pflanze oder stirbt völlig ab, falls ihr nicht eine irgendwie geartete Metamorphose möglich ist.

Das gleiche gilt von der Tierwelt, die in entsprechender Weise an Boden und Klima gebunden ist und sich durch den Pflanzenwuchs der Landschaft, der als Nahrung dient, in einer teils unmittelbaren, teils mittelbaren Abhängigkeit von den Landschaftselementen befindet. Nur in bestimmten Landschaftszonen finden sich bestimmte Tierarten, die zugrunde gehen oder sich bis zu einem gewissen Grade anpassen können, wenn sie in eine andere Landschaft versetzt werden. Die Assimilation, die sich in der äußeren Gestalt, in der Lebensweise, in den Organen und Funktionen vollzieht, kennzeichnet gerade die ganz unmittelbare Gebundenheit an die Landschaft. Sie betrifft im wesentlichen immer die drei Gesichtspunkte des klimatischen Schutzes, der Ernährung und des aktiven und passiven Verhältnisses zu den anderen Lebewesen der Landschaft.

Der Naturwissenschaftler kann diese Zusammenhänge noch weiter bis in die Einzelheiten hinein zeigen, und er wird dabei immer verdeutlichen können, was unserer Landschaftsvorstellung ganz selbstverständlich ist: die unmittelbare Einheit zwischen der Landschaft und dem sich in ihr entfaltenden Leben. Aus Anschauung und Bild kennen wir die Landschaften der Erde und erfassen sie als in sich geschlossene mit naturgesetzlicher Notwendigkeit bestimmte „Landschaften", wobei dieser Begriff bereits als Kategorie der Einheit verwandt wird. Den klimatischen Zonen, den Höhenlagen, den Bodenarten und weiteren geographischen Bedingungen entsprechen jeweils bestimmte Gesamtlandschaften, und wahrscheinlich wie die Palme in Deutschland, ist der Eisbär in anderen als Eisgebieten. Wir sagen: diese Pflanze, dieses Tier finden dort nicht die Lebensbedingungen, die sie benötigen, und wenn auch künstliche Verpflanzungen vorgenommen werden können und man in einem Landschaftsgebiet eine neue Pflanzung, z. B. den Weinbau, „einführt", so hat doch jede Versetzung ihre Grenze, kann nicht von bestimmten Lebensbedingungen der angestammten Landschaft befreien und bedeutet somit nie eine Durchbrechung des Gesetzes von der Einheit des landschaftlichen Lebens.

Wir haben den Ansatz zur Kennzeichnung der landschaftlichen Lebenseinheit bei der Pflanzen- und Tierwelt genommen, um so die Unterlagen der Gebundenheit deutlich zu machen, in der sich nun auch der Mensch gegenüber der Landschaft befindet. Er gehört in diese Lebenseinheit der Natur hinein, sie ist sein natürlicher Lebenskreis, sie ist das Ganze, in dem er Teil ist, so wie er Glied der Ganzheit seines Volkes ist. Sein Dasein untersteht in entsprechender Weise den Gesetzlich-

keiten der Landschaft, unter denen Pflanze und Tier sich befinden. Man stellt immer wieder fest, daß sich der Charakter einer Landschaft und die Wesensart des in ihr lebenden Menschen in stärkster Weise entsprechen; jede Interpretation und Darstellung eines Volks- oder Stammescharakters wird das Bild der betreffenden Landschaft als Hintergrund kennzeichnen und dann in den verschiedensten Beziehungen bei der Erklärung von Einzelzügen in Gestalt und Wesensart, in Wohn- und Lebensweise Bezug nehmen auf die Bedingungen des landschaftlichen Raumes: auf seine Lage und Eigenart, auf sein Klima, seine Oberflächengestalt, seinen Pflanzenwuchs und seine Tierwelt und auf die Wirkungen und Aufgaben, die von diesen Landschaftselementen natürlicherweise ausgehen. Bei Stämmen, die sich auf Wanderschaft begeben und neue Wohnsitze gründen, ist die Gebundenheit an den angestammten landschaftlichen Raum manchmal so lebensbedingend stark, daß die Verpflanzung Tod und Untergang bedeutet. Wenn bei Wandlung und Absterben verpflanzten Volkstums gewiß auch rassische Faktoren vor allem wirksam sind, so sind sie dies doch auch unmittelbar durch die Landschaftsveränderung. Die Assimilationsfähigkeit und ihre Grenze zeigen sich wie in der Tier- und Pflanzenwelt, so auch in der menschlichen Welt des Lebens der Stämme und Völker.

Die Gebundenheit an den landschaftlichen Raum und die Tatsache einer inneren Veränderung durch landschaftlichen Wechsel lassen sich nicht nur aus der Geschichte der Stämme und Völker, sondern auch durch Beobachtungen am Einzelmenschen verdeutlichen, der häufig genug in merkwürdiger Weise verkümmert, wenn er in eine ihm fremde und ihm nicht gemäße Landschaft versetzt wird. Ihm fehlen dann bestimmte Lebensbedingungen, die über die gewohnte Nahrung und Arbeitsart hinaus auch gerade die seelischen Momente der Landschaftsgebundenheit betreffen. Es würde ein naturwidriges Experiment sein, den Nordseefischer im Schwarzwald siedeln zu wollen, und häufig wird im Alltag die Bemerkung ausgesprochen, daß man in einer bestimmten Gegend nicht leben möchte oder leben kann. Ein Sonderfall, der diese innere Bedeutung der Landschaft für das menschliche Leben ebenfalls verdeutlicht, ist der Wechsel vom Land in die Stadt, der geistig-seelische Wesensveränderungen grundsätzlicher Art hervorruft, bei denen man heute immer wieder auf die Feststellung gelenkt wird, daß sie bis in die Tätigkeit der biologischen Funktionen hineinreichen oder vielmehr gerade in deren Veränderung ihren entscheidenden Ursprung haben.

Wir brauchen die Lebenseinheit Landschaft—Mensch an dieser Stelle nicht weiter auszuführen, müssen sie aber durch die Bezeichnung ihrer Grenze in ihrer spezifischen Eigenart im Gesamtzusammenhang der Natur näher kennzeichnen. Nicht wie das Wachstum der Pflanze entfaltet sich das menschliche Dasein im landschaftlichen Raum, nicht wie das Tier ist es in seinem Handeln und Verlauf durch ewig gleichbleibende Kräfte des Instinktes geleitet, sondern Lebenswille, Vernunft und spon-

tane Aktivität vermögen eine relative Freiheit von den Bindungen an die Landschaft herzustellen, die, in das seelische Leben hineinreichend, in der Freiheit des sittlichen Handelns ihren stärksten Ausdruck erhält. Durch Erfindung und Tat vermag der Mensch sich vor Einflüssen der Natur mit künstlichen Mitteln zu schützen, er vermag sie bis zu einem gewissen Grade zu wandeln, und er ist auf dem Wege, sie sich in vieler Beziehung immer mehr dienstbar zu machen und zu nutzen. Nie lassen sich entsprechend den Beobachtungen am pflanzlichen und tierischen Leben Gesetze aufstellen über absolute Zusammenhänge von Landschaften und Menschengruppen. Sie werden immer im Allgemeinen und relativ bleiben, und wir werden nur beobachten können, wie Landschaft und Volk in charakteristischer Weise übereinstimmen, wie in einem bestimmten Landschaftsraum sich völkische Lebenskräfte erhielten und zur Blüte kamen, wie sie in einem anderen zugrunde gingen, und wie rassische Kraft und geschichtliche Stunde ursächlich als Faktoren gleichwertig mit in Erscheinung treten.

b) Boden — Ernährung — Volk

Die Grundlage der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit bildet die Ernährung des Volkes durch das ihm zur Verfügung stehende Land. Damit ist das Bauerntum als die Urform völkischen Lebens und als seine ewige natürliche und lebensnotwendige Grundlage gekennzeichnet[1]). Wir werden auch immer wieder festzustellen haben, daß bei ihm die Verbundenheit zur Landschaft am stärksten ist. Der Bauer befindet sich in der unmittelbaren Abhängigkeit von Boden und Klima, sein Leben und seine Arbeit sind von ihren Kräften bestimmt und er selbst ist dadurch in seinem Wesen geformt. Der Wert dieser Landschaftsunmittelbarkeit des Bauernstandes wird uns gerade heute ganz besonders deutlich, da wir angesichts offenbarer bevölkerungspolitischer Gefahren gerade in ihm die Quelle wirtschaftlicher, biologisch-bevölkerungspolitischer und geistig-seelischer Erneuerungen erkennen.

In dem Verhältnis des Volkes zu seinem Raum bildet der Bauer das Bindeglied, denn er ist der das Volk ernährende Stand, und die Einheit des Volkes zu der Ganzheit seines landschaftlichen Raumes ist durch ihn bestimmt. Für das Volk in seiner Gesamtheit lautet dann die lebensnotwendige Frage, durch die ihm der Raum Sein oder Nichtsein bedeutet: Kann das zur Verfügung stehende Landgebiet als Nahrungs- und Siedlungsraum genügen? Dabei hängen Nahrungs- und Siedlungsraum unmittelbar zusammen, denn Siedlungsraum ist letztlich nur so viel vorhanden, als Nahrungsmöglichkeiten gegeben sind. Das Verhältnis der Bevölkerung in seiner Anzahl und in der Höhe seines kulturellen

1) Wir können an dieser Stelle von dem Nomadendasein von Hirten- und Jägerstämmen absehen, die das Freigewachsene und Vorgefundene nehmen oder rauben und weiterwandern, um sich in neuen Gebieten Nahrung zu suchen.

Lebensanspruchs zu dem ihm zur Verfügung stehenden Raum ist die geopolitische Lebensfrage. Als Hans Grimm seinem großen politischen Roman den Titel „Volk ohne Raum" gab, griff er mit dieser Formulierung die in einer geschichtlichen Stunde dringend gewordene Lebensfrage auf und wies auf einen entscheidenden Ursprung der Not.

Damit ist es offenbar, daß in dieser Frage eine der wichtigsten Ursachen aller geschichtlichen Bewegungen gelegen ist. Wenn der Notfall eintritt, wenn einem Volke der genügende Lebensraum fehlt und ein Überdruck der Bevölkerung entsteht, so wird es Maßnahmen ergreifen müssen, um einen Ausgleich zu schaffen. Die Lösungen werden inhaltlich verschieden sein, der rassischen Kraft, der geschichtlichen Lage und der inneren geistigen Verfassung des Volkes entsprechend. Neben Auswanderung, neben Krieg und neben Landerweiterung durch Kolonien bestehen die Möglichkeiten der Intensivierung der Landwirtschaft, der Innenkolonisation, der Neulandgewinnung und Urbarmachung und einer systematischen Raumordnung, wie sie heute im neuen Deutschen Reich in praktischer und systematischer Weise in Angriff genommen werden.

Wir sind der Meinung, daß in den Kräften des Bodens eine der entscheidenden Grundlagen des völkischen Lebens liegt und daß hier die Wurzel alles geopolitischen Denkens zu suchen ist. Dabei grenzen wir uns ab gegen eine auf vergangenen Anschauungen fußende Theorie, die eine abstrakte weltwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft der Völker für zweckentsprechend hielt, bei der sich die einzelnen Völker auf eine ihren Verhältnissen entsprechende Wirtschaftsform, auf Industrie oder Landwirtschaft spezialisieren sollten, wobei dann die wechselseitige Abhängigkeit auf dem Weltwirtschaftsmarkt zugleich die Gewähr für einen durch die Wirtschaftsvernunft diktierten Frieden darstellen sollte. Die Einsicht in das Wesen der Völker, die gleichsam als Überorganismen aus dem Boden, auf dem sie stehen, ihre Lebenskraft und ihre Nahrung gewinnen und in erster Linie gewinnen müssen, steht dieser Konstruktion entgegen, die wir hier nicht ausführlicher zu widerlegen brauchen. — Doch wäre es demgegenüber nun wieder eine billige konstruktive Romantik, wollte man die Entwicklung und den heutigen Stand industrieller Produktion und weltwirtschaftlicher Verflechtung einfach als bedeutungslos und aufhebbar hinstellen und sich aus den tatsächlichen weltwirtschaftlichen Formen zurückziehen. Daher ist es notwendig, das völkische Verhältnis zur Landschaft nun auch von dem Gesichtspunkt der Bedeutung der Bodenschätze aus zu beleuchten, die ja immer die Vorbedingung industrieller Wirtschaft und des Handels sind.

c) Industrielle Werthaftigkeit des Bodens

Der Boden hat eine ursprüngliche und primäre Werthaftigkeit für den Menschen durch das, was auf ihm wächst. Der frühe Zustand des systemlosen Verbrauchs des

Freigewachsenen wurde in der Agrarwirtschaft ersetzt durch die planmäßige Nutzung des Bodens. Einen völlig anderen Charakter der Werthaftigkeit haben erst später bestimmte Landgebiete durch ihren Gehalt an Bodenschätzen und industriellen Rohstoffen erhalten, die nun einer aufkommenden Technik und Industrie ihre unerhört einschneidende und das Leben innerlich und äußerlich umgestaltende Entwicklung ermöglichten. Hier liegt ein zweites Element der landschaftlich-volklichen Verbundenheit, das völlig andersartige politische Auswirkungen zeitigt als das agrarische.

Die offenbarste Wirkung einer neuen Wirtschaftsform, die in der Gewinnung von Bodenschätzen, ihrer industriellen Verarbeitung und ihrer handelsmäßigen Beförderung nach den Orten ihres Verbrauches besteht, ist auf dem bevölkerungspolitischen Gebiete gegeben. Es entstehen neue Stände des wirtschaftlichen Lebens, für die eine besondere Art des landschaftlichen Wertcharakters im Vordergrund ihres Interesses, ihres Denkens und ihrer Arbeit steht. Die Landschaft als organisch wachsende Natur ist für sie in den Hintergrund getreten, sie empfinden sie nicht mehr nur unmittelbar als Ernährungs- und Lebensgrund, sondern vorwiegend unter dem Gesichtspunkt ihrer Bodenschätze und industriellen Rohstoffe. Jetzt sind völlig neue Wohnmöglichkeiten gegeben. Im agrarischen Gebiet findet eine organische, den Bodenerträgnissen entsprechende Verteilung der Bevölkerung statt, immer ist nur ein bestimmter Grad der Dichte der Besiedlung möglich, jetzt findet geradezu ein Zwang zur Menschenzusammenballung statt, es bilden sich Städte und Großstädte und sammeln sich zu Industriebezirken. In ihnen können Hunderttausende ihr Brot finden, es findet ein Steigen der Gesamtbevölkerung im Staate statt, wobei jedoch immer wieder die wirtschaftliche Abhängigkeit von außervölkischen Gebieten nur schwer abzuwenden sein wird.

Ein neuer Bereich von Anlässen für politische Bewegungen ist in der industriellen Werthaftigkeit einzelner Landschaftsstriche gegeben. Landgebiete, die besonders dringlich benötigte Rohstoffe bergen, bekommen einen unverhältnismäßig hohen Wert und werden Objekte politischer Kalkulationen und Maßnahmen. Auch hier wird das für den agrarischen Gesichtspunkt geltende Prinzip wirksam werden, die Erfüllung des Rohstoffbedarfes durch die Auswertung eigener Rohstoffquellen zu sichern und bei deren Ungenügen in fremden Erdteilen Rohstoffquellen, die der eigenen Industrie unumgänglich sind, zu erwerben. Auch durch neue Möglichkeiten synthetischer Ersatzstoffherstellung wird diese Tendenz nicht aufgehoben, und die Fragen einer Kolonialpolitik erhalten vor allem als Rohstoffquelle, abgesehen von den obenerwähnten bevölkerungspolitischen Motiven, eine lebenswichtige Bedeutung.

Ein Rückblick geschichtlicher Besinnung muß verdeutlichen, daß diese geopolitischen Fragen der industriewirtschaftlichen Werthaftig-

keit des Bodens unmittelbar mit dem allgemeinen Lebensanspruch der Völker verkoppelt sind. Mit der Steigerung der Bedürfnisse und der wachsenden Fähigkeit, sie zu erfüllen, differenziert sich das Leben und weiten sich die Völker über ihre Grenzen aus. Man muß sich einmal den Kulturprozeß verdeutlichen, den Plato im zweiten Buch seines Hauptwerkes „Der Staat" in seinen Grundzügen dargestellt hat. Ein Zustand minimalsten Bedürfnisses bei einer kynischen, selbstgenügsamen Lebensweise ist als Anfang einer Entwicklung zu denken, die in der Steigerung der Bedürfnisse und ihrer Befriedungsmittel besteht. Wenn der Zustand bäuerlicher totaler Selbstversorgung ein ursprünglicher ist, so hat doch die Entwicklung den Weg der Arbeitsteilung genommen; es sind neue kulturelle Bedürfnisse und mit ihnen neue Gebrauchsgegenstände auf Grund technischer Erfindungen entstanden. Jeder Schritt zu einer neuen kulturell-zivilisatorischen Entwicklungsstufe hat auf geopolitischem Gebiet seine Konsequenz gehabt. Dem Negerstamm ist der Goldgehalt seines Landgebietes ursprünglich ebenso gleichgültig, wie dem Menschen der Steinzeit das Eisenerz unter seinen Füßen. Erst in dem Augenblick, wenn man die Rohstoffe zu verarbeiten versteht und die Erzeugnisse gebraucht, gewinnt der Boden, der Schätze in sich birgt, eine wirtschaftliche und politische Bedeutung. Kali war bedeutungsloses Abraumsalz, bevor man seine Bedeutung als Düngemittel erkannt hatte, und Erdölgebiete lagen unbegehrt, bis die Erfindung des Explosionsmotors sie zu weltwirtschaftlich höchst wichtigen Gebieten machte. Im Gang des geschichtlichen Lebens läßt sich dieses Motiv des Zusammenhangs der technischen und kulturellen Steigerung mit den Räumen, die Bodenschätze enthalten, in ihrer wechselseitigen Bedingtheit und in ihren Auswirkungen verfolgen. Industrie, Außenhandel und Kolonialpolitik sind durch die großen lebenswichtigen Rohstoffgebiete bestimmt, deren Gewinnung, Sicherung und Ausnutzung Aufgaben der Staaten im Lebensinteresse ihrer Völker sind.

d) Die geistige Lebenseinheit von Volk und Landschaft

Die Frage, die diesem gesamten Abschnitt zugrunde liegt, lautet: Welches sind die Grundlagen der elementaren Bindung des Volkes an die Landschaft? Die Antwort mußte den Nahrungsstoff und damit die Wirtschaft in den Vordergrund stellen, und doch ist mit dem Begriff der „Wirtschaft" das hier waltende Gesetz nicht erfaßt. Denn der elementare Trieb ist nicht das Wirtschaften, sondern ist der Wille der Rasse zur Erhaltung des Lebens und zur Erhaltung und Steigerung der Art. Diesen Trieb- und Willensrichtungen dient die Politik, für die die Wirtschaft nur eines der Mittel ist, diese berechtigten Lebensinteressen des Volkes zu erfüllen.

Daß der rein materielle Gesichtspunkt als Ansatz zur Kennzeichnung der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit nicht zu genügen vermag, soll nunmehr durch den Hinweis auf die geistigen Kräfte bewiesen werden, die sich von Mensch

und Volk auf die Landschaft richten. Deren Erwähnung mag an dieser Stelle unerwartet kommen (ihre Hervorhebung führt wieder über das eingangs gezeigte Bild der „natürlichen" landschaftlichen Lebenseinheit hinaus), aber es ist eben doch nicht so: „ubi bene, ibi patria", sondern vom Menschen aus besteht ein unmittelbares Verhältnis zu seinem Land, das nicht von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten der Nützlichkeit bestimmt ist, sondern von höheren geistigen Motiven. Der Bauer ist seinem Land innerlich verbunden, es ist ihm nicht nur materieller, sondern auch ein geistig-seelischer Besitz, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hängt und demgegenüber er sich als Glied in der Generationenfolge seines Geschlechtes verantwortlich fühlt. Das Bild des eigenen Landes begleitet den Menschen in die Ferne — „Heimatliebe" ist einer der Begriffe, der dieses starke geistige Verhältnis des Menschen zu dem ihm angestammten Boden bezeichnet. Günstige materielle Lebensbedingungen im Ausland werden abgeschlagen, weil die Sehnsucht nach dem Heimatland, nach der Landschaft, zu der man innerlich gehört, stärker wirkt, als der Reiz der üppigen Fremde.

Wie der einzelne von einem Heimatgefühl getragen ist, in dem das Landschaftsverhältnis immer entscheidend mitwirkt, so hat auch das Volk als Ganzes von seinen eigenen Landschaftsgebieten innerlich Besitz ergriffen. Sein Volkstum und seine Landschaft sind ihm geradezu identisch, sein „Reich" ist ihm sein „Land"[1]). Durch Volkstum und Kultur sind ihm im Laufe der Geschichte Landschaftsgebiete seelische Werte geworden, die geistiges Eigentum sind. Es gibt für ein Volk in dem ihm angestammten Lebensraum keinen „neutralen" Boden, der ihm ausschließlich nüchternes Objekt praktisch-wirtschaftlicher Erwägungen sein könnte, sondern aller Boden ist von nationalen-geistigen Empfindungen durchdrungen. Die Tatsache, daß ein Stück Boden vom Blute der Verteidiger der Heimat getränkt ist, läßt es ihm „heilig" sein. Die Grenzen „bluten" und ein Schmerz ergreift das ganze Volk, wenn ein Stück vom Volkskörper abgerissen wird. So ist das gesamte Landschaftsgebiet eines Volkes inhaltlich erfüllt von den geistigen Kräften völkisch-nationaler Bindungen und Verpflichtungen, durch die erst eigentlich die volklich-landschaftliche Lebenseinheit in ihrer ganzen Mächtigkeit bezeichnet ist.

Wir müssen nun aber um des geschichtlichen Verständnisses willen diesen Gesichtspunkt, der heute für unser durch den Nationalsozialismus neu erwachtes völkisch-landschaftliches Empfinden so entscheidend ist, noch ergänzen. Denn es zeigt sich — gerade auch in der Geschichte des deutschen Volkes, daß die geistigen Verbindungsfäden zur Landschaft nicht immer nur zum eigenen bewohnten Raum führen, sondern in manchen Epochen Verknüpfungen zu fremden Landschaften herstellen, die schwerwiegende politische Auswirkungen haben. Außer-

1) Vgl. Rudolf Kjellén, „Der Staat als Lebensform" (4), 1924, S. 46.

halb des eigenen Volksraumes liegende fremde Länder hatten eine so starke Bedeutung, daß sie die politischen Wege der Staatsführung bestimmten. Die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters richtete sich nicht aus wirtschaftlichen Motiven nach Italien, sondern weil auf dem italischen Boden die Idee des Imperiums entstanden war und man glaubte, daß man die Idee des „Reiches" erst dann erfüllt haben würde, wenn man auch den Boden, auf dem sie sich als römische Weltmacht einmal verwirklichte, selbst im Besitz haben würde. Gleichzeitig wurde dieses Rom auch der Mittelpunkt der christlichen Welt, und da das Reich nur als ein „heiliges", getragen von der christlichen Mission κατ' ὅλην γῆν denkbar war, so war die Einbeziehung der kirchlichen Metropole in das Reich auch von dieser Seite her das Ziel vieler politischer Aktionen durch Jahrhunderte. Aus den Kräften des christlichen Glaubens heraus war es möglich, daß wiederholt Ritterheere des Abendlandes Kreuzzüge unternahmen, um das Land zurückzuerobern, in dem der Gründer der Religion gelebt hatte. Fern vom eigenen völkischen Landgebiet, im Morgenlande, von fremden Menschen bewohnt und wirtschaftlich ohne Bedeutung — war es doch „heiliges Land", weil in ihm der Glaube entstanden war, der sich dann in alle Welt hinaus verbreitet hatte. Der innere Besitz seines Ursprunglandes wurde gefordert. Wenn auch noch andere Motive dabei wirksam waren, so ist doch nicht zu leugnen, daß hier eine von geistlichen Kräften des Glaubens getragene Verbundenheit mit einem völkisch fremden Lande vorhanden war, eine Bindung, die zu bedeutungsvollen politischen Bewegungen führte. Es wurden Heereszüge unternommen, bei denen einmal ein Kaiser sein Leben verlor, während sein Herzog einer heimatlichen Raumpolitik diente, einer Politik, zu der wir uns heute wieder in erster Linie bekennen.

Fortsetzung im Juniheft.

Bruno Rauecker:

Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik I

„Jedes Volk arbeitet nach seiner Art. Der Griff, womit es die Arbeit anfaßt, der Blick, mit dem es das Wesen der Arbeit erkennt, das Maß, nach welchem es Fleiß, Talent und Erfolg wertet, sind Urkunden seiner tiefsten Charakterzüge." Mit diesen Sätzen leitet W. H. Riehl eine Schrift ein, die erstmals im Jahre 1861 veröffentlicht wurde, als das Ergebnis von Gesprächen mit dem bayrischen König Maximilian II., wie der Verfasser im Vorworte selbst dankbar bemerkt.

Die Riehlsche Schrift ist bis in die neueste Zeit hinein weithin unbeachtet geblieben, obgleich sie den für die Arbeitsforschung grundlegenden Versuch unternimmt, das Wesen der Arbeit aus dem Volksgeist zu begründen. Das ist angesichts der materialistischen Bewertung der Arbeit durch den Marxismus nicht weiter verwunderlich. Wie sollte der ethische, der

völkische Gehalt der Arbeit einer Bewegung bewußt geworden sein, die den Wert der Arbeit nur nach den in ihr enthaltenen Arbeitsstunden bemaß! Aber auch die bürgerlichen Sozialpolitiker und Soziologen haben hierin versagt. Arbeit: das war ihnen ein Mittel zum Lebensunterhalt, ein Problem der gesellschaftlichen Organisation, der sozialen Beziehungen, der Hygiene, der Leistungssteigerung, der wirtschaftlichen Prosperität, des nationalen oder internationalen Wettbewerbs, vielleicht noch der Formveredelung — nur nicht der völkischen Artung. Daß in ihr urtümliche Kräfte der Volksseele zum Ausdruck kommen und nach Entfaltung ringen — das blieb einem Zeitalter fremd, das sich im wesentlichen in der Problematik einer mechanischen Lebensordnung erschöpfte. Schlägt man die Lehrbücher der Nationalökonomie, der Sozialpolitik, der Arbeitswissenschaft und Arbeitsforschung der letzten Jahrzehnte auf, so findet man zwar zahllose Darstellungen der Wirkungen der Arbeitslohn-, Arbeitszeit- und der sonstigen Umweltbedingungen auf den Arbeitsprozeß zahlreiche Abhandlungen über die hygienischen, psychischen und physischen Elemente der Arbeit — von den völkischen oder geopolitischen Bedingtheiten der Arbeit jedoch ist kaum jemals die Rede.

Auch das Internationale Arbeitsamt, dessen Aufgabe die Vorbereitung Internationaler sozialpolitischer Vereinbarungen ist und das die wirtschaftlichen, erzeugungs- und sozialpolitischen Voraussetzungen solcher Vereinbarungen in hunderten von dickleibigen und langatmigen Bänden untersucht hat, ist an der Frage vorbeigegangen, ob und inwieweit internationale Übereinkommen an den geopolitisch-völkischen Unterschieden in der Arbeitsorientierung ihre Schranken finden. Wenn die Zahl der internationalen sozialpolitischen Übereinkommen im letzten Jahrfünft von Jahr zu Jahr geringer geworden ist, wenn die Arbeit der Internationalen Arbeitsorganisation immer unfruchtbarer wurde, so trägt hieran nicht nur die zunehmende Selbstbesinnung und Selbstbestimmung der Völker die Schuld, nicht nur die Auflösung der Weltwirtschaft in zahllose Glieder, sondern ebensosehr die Abneigung der Erwerbstätigen gegen eine zwischenstaatliche Arbeitsordnung, die auch dann vereinheitlichen wollte, wenn die Voraussetzungen hierfür nicht gegeben waren, weil Volks- und Arbeitsart der Völker dieser Vereinheitlichung widersprachen. So war es z. B. vollkommen abwegig, dem Orientalen, dem Arbeiter in Persien oder im Fernen Osten, zu schweigen von der schwarzen Rasse, zu einer gleichen oder doch ähnlichen Arbeitsdauer veranlassen zu wollen wie den Europäer. Selbst im engen europäischen Rahmen ist eine Schablonisierung der Arbeitszeit angesichts der völligen Verschiedenheit der klimatischen, der technischen, organisatorischen Arbeitsbedingungen wie der nationalen oder stammesbedingten Unterschiede in der Arbeitseinstellung, im Arbeitsgeist unmöglich. Nach 17 Jahren ist deshalb das in Washington 1919 auf der zweiten Internationalen Arbeitskonferenz einstimmig angenommene Übereinkommen über die Einführung der 48stündigen Arbeitswoche oder des 8-Stundentages von den wichtigsten Industriestaaten auch heute noch nicht ratifiziert worden. Soweit es ratifiziert ist, enthalten die Ausführungsbestimmungen der einzelnen Länder so viele Ausnahmebestimmungen, daß vom 8-Stundentag bzw. der 48-Stundenwoche praktisch nicht sehr viel mehr übrigbleibt.

Um eine Wiederholung eines solchen Leerlaufes zu vermeiden, erscheint es notwendig, die Forschungsergebnisse der Geopolitik als der Lehre von den Bedingungen des Raumes und von der körperlichen und geistigen Artung des Volkes für die Gestaltung der Sozialpolitik nationaler wie internationaler Art weit mehr als bisher nutzbar zu machen. Sollen sozialpolitische Normen von den Völkern ertragen werden, so

müssen sie der Artung dieser Völker entsprechen oder sie werden in kürzester Zeit von dem Lebenswillen dieser Völker wieder beseitigt. Auch in der sozialen Gesetzgebung der Völker muß das Gesetz beachtet werden, „nach dem sie angetreten".

Unternimmt man es nun, die sozialpolitische Gesetzgebung der einzelnen Völker auf diese Forderung hin zu untersuchen, so stellt man bei einer genaueren Analyse an den Einrichtungen und Maßnahmen sozialer Art trotz aller zeitbedingten Mechanisierung, Schablonisierung und marxistischen Vereinheitlichungs- und Nachahmungssucht selbst heute schon weitgehende Beziehungen zwischen den räumlichen und den volkhaften Einflüssen einerseits und der Gestaltung der sozialen Verhältnisse andererseits fest.

Am deutlichsten erkennbar ist der Zusammenhang zwischen den Raumbedingungen und dem Wirtschaftswillen bzw. den sozialen Beziehungen, der von Haushofer, Maull u. a. in zahlreichen Untersuchungen immer wieder betont worden ist.

Ein Volk zum Beispiel, das freien Zugang zum Meere hat, wird zu Abenteurertum und Entdeckerfreude weit stärker neigen als ein Binnenvolk. Das gleiche gilt für ein Volk in einem weiträumigen Lande. Die Größe der Vereinigten Staaten zum Beispiel hat den Pioniertypus, den Grenzertypus des Nordamerikaners, wo nicht hervorgebracht, so doch weitgehend gefördert; das weite Waldland im Norden Finnlands ist für den Siedlerwillen der Finnländer entscheidend gewesen.

Auch die Bodengestalt wirkt auf die seelische Grundhaltung eines Volkes ein. Der deutsche Wandertrieb zum Beispiel wird von der Unübersichtlichkeit und Vielgestaltigkeit des deutschen Bodens ebenso stark beeinflußt, wie umgekehrt die Seßhaftigkeit des Franzosen von der Übersichtlichkeit und verhältnismäßigen Einförmigkeit des französischen Landes. Die Üppigkeit des süditalienischen Bodens wiederum war eine der wesentlichsten Ursachen für das dolce far niente-Ideal des Italieners, während umgekehrt die karge Herbheit der brandenburgischen Landschaft die Aktivität des preußischen Menschen weitgehend gefördert hat. Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit des Slowenen sind veranlaßt durch die Unergiebigkeit des Karstgebirges, während der Phantasiereichtum und der Hang zur Verschwendung bei den unmittelbar angrenzenden Kroaten nicht zuletzt durch die Weite und Fruchtbarkeit der Ebene begründet erscheint, in der sie wohnen.

Wie auf die Wirtschafsgesinnung, so wirkt der nationale Raum auch auf die Gesellschaftsordnung ein: mittelbar durch die Rückwirkung der Wirtschaftsgesinnung auf die Einstellung des Volkes zur sozialen Frage und unmittelbar durch die „Chancen", die der Raum den Erwerbstätigen bietet.

Die bis vor kurzem noch „unbegrenzten Möglichkeiten" des nordamerikanischen Raumes zum Beispiel sind einer der Hauptgründe für die bisherige Vorherrschaft des individualistischen Prinzips in der Sozialordnung der Vereinigten Staaten. Wie stark die Einwirkung dieses Prinzips auch heute noch auf die Gestaltung der amerikanischen Sozialordnung ist, konnte man bei der Entscheidung des obersten Bundesgerichtshofes über die Verfassungsmäßigkeit der NRA.-gesetze erst unlängst feststellen. Auch die Ungültigkeitserklärung von Tarifverträgen, die durch den Bundesgerichtshof als Verstöße gegen die von der Verfassung gewährleistete persönliche Freiheit bis in die letzte Zeit hinein wiederholt gekennzeichnet worden sind, ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit der das liberalistische Prinzip sich in der amerikanischen Sozialordnung trotz der Krise immer wieder behauptet hat.

Kennzeichnend für den Zusammenhang zwischen Raum, Boden und Wirtschaftsgesinnung sind auch die französischen Verhältnisse. Die für die Aufrechterhaltung des mittleren und kleineren Besitzes günstige Beschaffenheit des französischen Bodens verstärkt von der wirtschaftlichen Seite her den Subjektivismus des Franzosen ganz außerordentlich. Umgekehrt ist die Industrialisierung Deutschlands durch die Ungunst der Bodenbeschaffenheit mitverursacht. Die sozialen Spannungen, die sich hieraus ergaben, sind zum größten Teil geopolitisch bedingt.

Ebenso wie der Raum ist das Klima für die Sozialordnung einer Nation von größter Bedeutung. Tropenklima und Polarwinter üben einen arbeitslähmenden, Lufttrockenheit, Bewegtheit und Frische des kontinentalen Klimas einen arbeitsfördernden Einfluß aus (Hellpach).

Das klimatische Optimum der Arbeitszeit ist demnach für die einzelnen Länder verschieden. Hieraus ergeben sich wiederum Schwierigkeiten für die internationale Vereinheitlichung der Arbeitszeitgesetzgebung.

Ein unmittelbarer Zusammenhang besteht auch zwischen der Landschaft und der Sozialordnung eines Landes. So weisen zum Beispiel die Hochlandvölker ein durchweg sehr viel reicheres Phantasieleben auf als die im allgemeinen nüchterneren Bewohner der Ebene. Das zeigt sich in ihrer künstlerischen Betätigung, in ihren religiösen Vorstellungen, wie auch in ihren gesellschaftlichen Wunschbildern.

Von tiefgehender sozialer Bedeutung ist auch der Charakter der Landschaft als „Erholungsraum". In dem Maße, in welchem die Verstädterung fortgeschritten ist, in welchem für die breite Masse der Bevölkerung der unmittelbare Kontakt mit dem Boden verlorenging, ist die Notwendigkeit einer Regeneration der physischen und psychischen Kräfte eines Volkes aus dem Lande vordringlicher geworden. Die zunehmende Verstädterung aber ist ihrerseits ein Ergebnis der raumpolitischen Situation eines Landes: von der Ertrags- und Konkurrenzfähigkeit eines Landes hängt es ab, wieviele seiner Bewohner sich noch von der Scholle ernähren können, bzw. in den städtischen Gewerben, in Handel, Industrie und Verkehr ihren Unterhalt suchen müssen.

Von allen europäischen Staaten steht Deutschland aus raumpolitischen Gründen an der Spitze der Länder mit zunehmender „Verstadtlichung". Das Verhältnis von Stadt- und Landbevölkerung hat sich hier im Laufe der letzten 50 Jahre völlig umgekehrt. Wenn auch die Agrarpolitik der Reichsregierung im wohltuenden Gegensatz zu früher auf eine durchgreifende Reagrarisierung gerichtet ist, auf die Festigung und Sicherung des Bauernstandes, auf die Rücksiedlung aufs Land und auf eine gerechtere Verteilung von Grund und Boden, so können doch die Versäumnisse der früheren Zeit restlos nie wieder gutgemacht werden. Dazu ist die Industrialisierung Deutschlands zuweit fortgeschritten, Millionen Menschen leben von ihr, die in der Landwirtschaft auch bei einer noch so weitgehenden Erschließung und Fruchtbarmachung neuer Siedlungsgebiete nicht würden untergebracht werden können. Die Verstädterung wird bestenfalls gemildert werden können, beseitigt, rückgängig gemacht werden kann sie nicht. Andererseits aber erfordert die Aufartung des Volkes eine beständige Erneuerung der seelischen und physischen Volkskräfte aus Boden und Landschaft. Deshalb sind die Siedlungs- und Kleingartenbestrebungen und Wochenendfahrten, Ferienkolonien, Arbeitslager, Jugendherbergen, die Wehrsportübungen der SA. und SS. im Gelände usw. ein unentbehrliches Mittel der Volkserneuerung.

Allein: es hieße die Autonomie des Geistes leugnen, wollte man die Sozialordnung einer Nation lediglich aus den Gegebenheiten von Raum, Klima und

Landschaft begründen. Neben ihnen wirken ebenso nachdrücklich der einer Rasse eigentümliche seelische Gehalt wie auch die geistige Grundanlage auf die Sozialordnung ein. Dabei können die seelischen Grundkräfte durch die Vorherrschaft von Zeitideen zeitweilig verschüttet oder doch verdrängt werden; der Geist ist dann der Widersacher der Seele. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn die Sozialordnung durch abstrakte Staatstheorien maßgebend beeinflußt wird und hierbei der Volksbegriff zu kurz kommt. Alle Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises sind seit der Renaissance von abstrakten Staatsideen beherrscht worden, und erst der Durchbruch des Nationalprinzips beginnt sie von diesem Zwang jetzt allmählich wieder zu befreien. Man kann dreierlei Grundauffassungen vom Wesen des Staates hierbei voneinander unterscheiden: das individualistisch-atomistische Staatsprinzip, das autoritäre und schließlich das organische Staatsprinzip.

Dem erstgenannten Prinzip entspricht eine Sozialordnung, in der die Idee der persönlichen Freiheit auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens so weitgehend wie möglich verwirklicht ist. Es ist die Sozialordnung des Wirtschaftsliberalismus. Dem autoritären Staatsprinzip wiederum entspricht eine Sozialordnung, in der die Wirtschaft und Gesellschaft entscheidend vom Staate gelenkt oder doch beeinflußt werden. Mit dem organischen Staatsprinzip schließlich korrespondiert eine Sozialordnung, in der die Verantwortung für die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, wenngleich unter der Oberleitung des Staates, getragen wird von hierzu besonders gebildeten, vom Staate mehr oder weniger unabhängigen Einrichtungen.

Die Vorherrschaft des individualistisch-atomistischen Staatsprinzips im 19. Jahrhundert, das uns seiner Gegenwartsnähe wegen besonders angeht, hat zu einer im wesentlichen liberalen Sozialordnung, zu einer Ent-bindung der gesellschaftlichen Beziehungen von allem autoritären Zwang geführt. Die Sozialpolitik des 19. Jahrhunderts, die die äußere Erscheinungsform dieses geistigen Tatbestandes ist, ist in der Mehrzahl der Industriestaaten gekennzeichnet durch die Bemühungen, die Wirtschaftssubjekte selbst zu Trägern der sozialen Ordnung zu machen und lediglich durch staatliche Rahmengesetze das Maß und die Art dieser Fürsorge vorzuschreiben. Das gilt für die Arbeiterschutzgesetze, wie es für die Sozialversicherung gilt, in deren Einrichtungen der Staat sich nur insoweit einschaltet, als es an leistungsfähigen privaten Trägern der Fürsorgeeinrichtungen fehlt. Nur Deutschland bildet hierbei eine Ausnahme, aus Gründen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Diese liberalistische Einstellung zu dem gesamten Fragenkomplex, der sich aus den sozialen Beziehungen ergibt, änderte sich erst im Krieg und durch den Krieg. Die — wiederum geopolitisch beeinflußten — kriegswirtschaftlichen Bedürfnisse zwangen den Staat, in die Ordnung der Wirtschaft mit starker Hand einzugreifen.

Preisbildung, Lohnbildung, Arbeitsnachweis, Arbeiterschutz usw. werden durch besondere Verordnungen der Militärbefehlshaber geregelt. Es ist ein Beweis für den tiefgehenden Einfluß, den der liberale Gedanke selbst noch während des Krieges auf die Sozial- und Wirtschaftsordnung ausgeübt hat, daß selbst die Militärbefehlshaber vor dem Erlaß ihrer sozialpolitischen und wirtschaftlichen Vorschriften sich des Einverständnisses der sozialen Parteien versicherten und ihnen die Durchführung ihrer Verordnungen weitgehend überließen — so weitgehend, daß die sozialen Parteien, die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände am Ende des Krieges beinahe noch die einzigen intakten Träger der sozialen Ordnung waren.

Das hatte zur Folge, daß nunmehr von seiten dieser Parteien ein Wettrennen um den Einfluß auf den Staat und seine Gesetzgebung einsetzte. Die politische Geschichte der Nachkriegszeit ist in allen Industriestaaten gekennzeichnet durch den Kampf der mächtigen, mächtig gewordenen organisierten sozialen Gruppen um die Beherrschung des Staates.

Erst der Durchbruch der ganzheitlichen Staatsauffassung macht, zum mindesten in einer Anzahl von Industriestaaten, in Verbindung mit dem wachsenden Widerwillen gegen die Eigensucht und den Machtmißbrauch seitens der sozialen Gruppen, diesem Zustand ein Ende. Sie erzwingt die Unterordnung der wirtschaftlichen Interessen und Interessenten unter den autoritären Machtwillen des nunmehr von parlamentarischen Einflüssen und Einflüsterungen befreiten Staates, vielfach unter gleichzeitiger Eingliederung der von den Interessenten geschaffenen Organisationen in den staatlichen Verwaltungsapparat. Im faschistischen Italien werden die Korporationen, im bolschewistischen Rußland die Gewerkschaften zu Trägern der staatlichen Sozialpolitik, in Deutschland wird der ständische Aufbau vorbereitet in der Absicht, die Stände unter der Oberaufsicht des Staates weitgehend zu Trägern der Sozialpolitik zu machen. Selbst in den demokratischen Ländern des Westens: in Frankreich, in England, in den Vereinigten Staaten setzt sich unter dem Druck der Weltkrise eine autoritäre Regelung der Sozialordnung durch, von der wir allerdings noch nicht wissen, ob sie endgültig sein wird oder nur eine Notmaßnahme darstellt.

Fortsetzung im Juniheft.

Der Deutsche Raum

ADOLF WELTE:

Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930 II

3. Möglich war diese Entwicklung nur bei der hohen technischen Reife unserer Kultur und der geistigen Bereitheit zur Zusammenballung in großen Massen, zur Loslösung von den natürlichen Lebensgrundlagen. Die Grundlegung dieser neuen Haltung beruhte zunächst durchaus auf englischem Geiste. Der moderne Empirismus und die Aufklärung John Lockes steht am Anfange dieser Entwicklung, Bentham mit seinem schrankenlosen Utilitarismus, seiner Volkswirtschaftslehre im Sinne der „freien Wirtschaft", der technisch-händlerisch-kapitalistischen Wirtschaftsauffassung hat sie zur Höhe geführt. In England ist die Lebensform des abgelaufenen Jahrhunderts geschaffen worden, England dankt ihrer frühen Ausbildung in vieler Hinsicht seinen Vorsprung vor den übrigen Mächten, denn das neue Wirtschaftsprinzip hat in erstaunlich kurzer Zeit die Erschließung der Welt vollzogen. Etwa um die Zeit, die wir als Ausgangspunkt unserer Untersuchung gewählt haben, hat dieses Prinzip auch auf dem Kontinent langsam Eingang gefunden, und es scheint, als ob die germanischen Völker dafür besonders empfänglich gewesen seien. Denn das germanische Mitteleuropa hat die neuen Ideen rascher aufgenommen und zielbewußter durchgeführt als das romanische West- und das slawische Osteuropa. In der Bereitstellung der technischen Hilfsmittel und der Organisationsformen des modernen Verkehrs und der Großwirtschaft hat sich der Deutsche in der Folge dem Engländer sogar überlegen erwiesen.

Es gab von Anfang an weitsichtige Männer, die der neuen Entwicklung nicht ohne Sorge gegenüberstanden. Zu ihnen gehörte Karl Ritter, der 1824 aus Paris nach Hause schrieb: „Es ist ein Ungeheueres, eine solche große Stadt! Eine solche Weltstadt ist das künstlichste Produkt der Geschichte!" (11). Von Ernst Moritz Arndt sind die prophetischen Sätze überliefert: „Wenn diese Menschen, welche die Städte, die städtischen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künste schaffen, das einzige Gewicht in der Waagschale des Staates wären, so müßte er durch Überfluß an Geist und geistigen Trieben überwippen; er müßte durch den ewigen Wechsel und durch zu viele Reibungen der Kräfte zerstört werden. Die Welt würde wie ein Warenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menschen würden wie Waren, der Staat wie eine Rentnerei und die Staatsaufgaben wie Rechenexempel behandelt werden" (12). 1828 ist in Leipzig ein Schriftchen von C. A. Weinhold erschienen mit dem Titel: „Über das menschliche Elend, welches durch Mißbrauch der Zeugung herbeigeführt wird" und in dem unter Gesichtspunkten, die unseren rassebiologischen gleichen, die Folgen der übermäßigen Verstädterung, der Industrialisierung und freien Wirtschaft betrachtet werden. Aber solche Urteile waren Ausnahmen.

Im allgemeinen begrüßte man allenthalben die neue, stürmisch fortschreitende Entwicklung als einen der größten Fortschritte der Menschheit und stand staunend vor ihren Leistungen. Namentlich die Volkswirtschaft, die sich ausgiebig mit den Bedingungen für die Zusammenballung der Wirtschaft und solcher riesiger Menschenmassen befaßte (13), kam trotz mancher Mängel, die sie feststellte — am ehesten sah man die sozialen Probleme —, zu einer Bejahung dieser Wirtschafts- und Lebensformen. „Die Großstadt bewirkt eine soziale Auslese, kraft deren sie das höchste, was die Nation an geistiger und wirtschaftlicher Energie aufzuweisen hat, in sich vereinigt. Außerdem hat das Großstadtleben auf dem Gebiete der Technik, der Wissenschaft und Kunst, wie der sozialen Wohlfahrtspflege ungeahnte Kräfte entbunden" (13). Auch A. Weber hebt in seinem Buch über die sozialen Probleme der Großstadt die großen wirtschaftlichen Vorteile besonders hervor, die in der Möglichkeit weitgehender Arbeitsteilung und den großen Kapitalakkumulationen liegen (14). Die großen Menschenanhäufungen waren ja vielfach direkt die Voraussetzung für die Bildung großer Industrien durch Absatz- und Arbeitsorientierung. Es war nur natürlich, daß die Bejahung, die Hochachtung der Wirtschafts- und Lebensform, die die Welt in knapp einem Jahrhundert erobert und erschlossen hatte, so lange dauerte, solange diese noch Aufgaben großen Stils zu lösen hatte. Der Weltkrieg brachte nun für Mitteleuropa, das in der Ausbildung dieser Formen mit am weitesten fortgeschritten war, eine weitgehende Ausschließung von diesen Aufgaben, die Weltwirtschaftskrise zeigte auch allgemein die Grenzen, die ihnen gestellt sind. Die Idee des sicheren, unbegrenzten Fortschrittes, die nach immer weiterer Konzentrierung und Rationalisierung gedrängt hatte, war damit gebrochen. Der Fortschritt im rein Wirtschaftlichen und Materiellen, für den einzelnen wie die Nation, der für ein Jahrhundert der Inhalt unserer Zivilisation gewesen war, hatte seine werbende Kraft verloren. Es kann heute auch eine seiner wesentlichsten Voraussetzungen, das überstarke Volkswachstum als treibender Motor, als abgeschlossen gelten, ja wir befinden uns schon im Stadium der Rückwärtsentwicklung. Das kommt neben der katastrophal zurückgegangenen Geburtenzahl (15) auch darin zum Ausdruck, daß die meisten unserer Großstädte nur noch ein sehr langsames Wachstum zeigen, viele im Verlaufe der letzten Jahre sogar eine kleine Abnahme aufweisen, wie Berlin, Hamburg, Leipzig, Hannover, Nürnberg, Wuppertal, Chemnitz, Gelsenkirchen, Bochum, Altona, Krefeld, Karlsruhe, Mühlheim, Hindenburg, Harburg, Ludwigshafen. Fünfzehn deutsche Großstädte hatten 1913 bereits einen Sterbefallüberschuß. Damit begann man aber auch auf die ernsten Verfallserscheinungen zu achten, die sich in steigendem Maße zeigten und in erster Linie auf die Loslösung der städtischen Millionenmassen, und zwar nicht nur der Proletarier-, sondern fast aller städtischen Berufs- und Bevölkerungsschichten, vom nährenden Mutterboden und den natürlichen Lebensformen zurückzuführen sind. Der Übergang zur Großstadt hatte eine Scheidung von Grundbesitz und Kapital zur Folge wie nie zuvor

und damit eine Vermaterialisierung nicht nur der Wirtschaft, sondern des ganzen Lebens. Man sah, wie weit durch die Wurzellosigkeit und diese Vermaterialisierung der Verfall der Familie und vieler Bindungen in Sitte und Tradition schon gediehen war, wie die Zerstörung des geistigen und kulturellen Lebens immer weiter fortschritt, da die Menschen seelisch den technischen Errungenschaften und den um sie aufgehäuften Bildungsgütern nicht mehr gewachsen waren, wie die jedes Haltes beraubte „Massenseele" den utopischen Idealogien und Verheißungen volksfremder Elemente verfiel und ein unberechenbarer Faktor im Staatsleben wurde, da es nicht recht gelungen war, ihren Willen dem nationalstaatlichen Gesamtwillen einzuordnen. Die schwerste Gefahr aber offenbarte sich darin, daß von den Städten aus die biologischen Grundlagen des Volkskörpers ins Wanken gerieten und eine Umschichtung der Gesellschaft im Sinne der Gegenauslese, der „Herrschaft der Minderwertigen" und der „Drohung des Kulturumsturzes", um zwei Schlagworte zu gebrauchen, sich anbahnte (16).

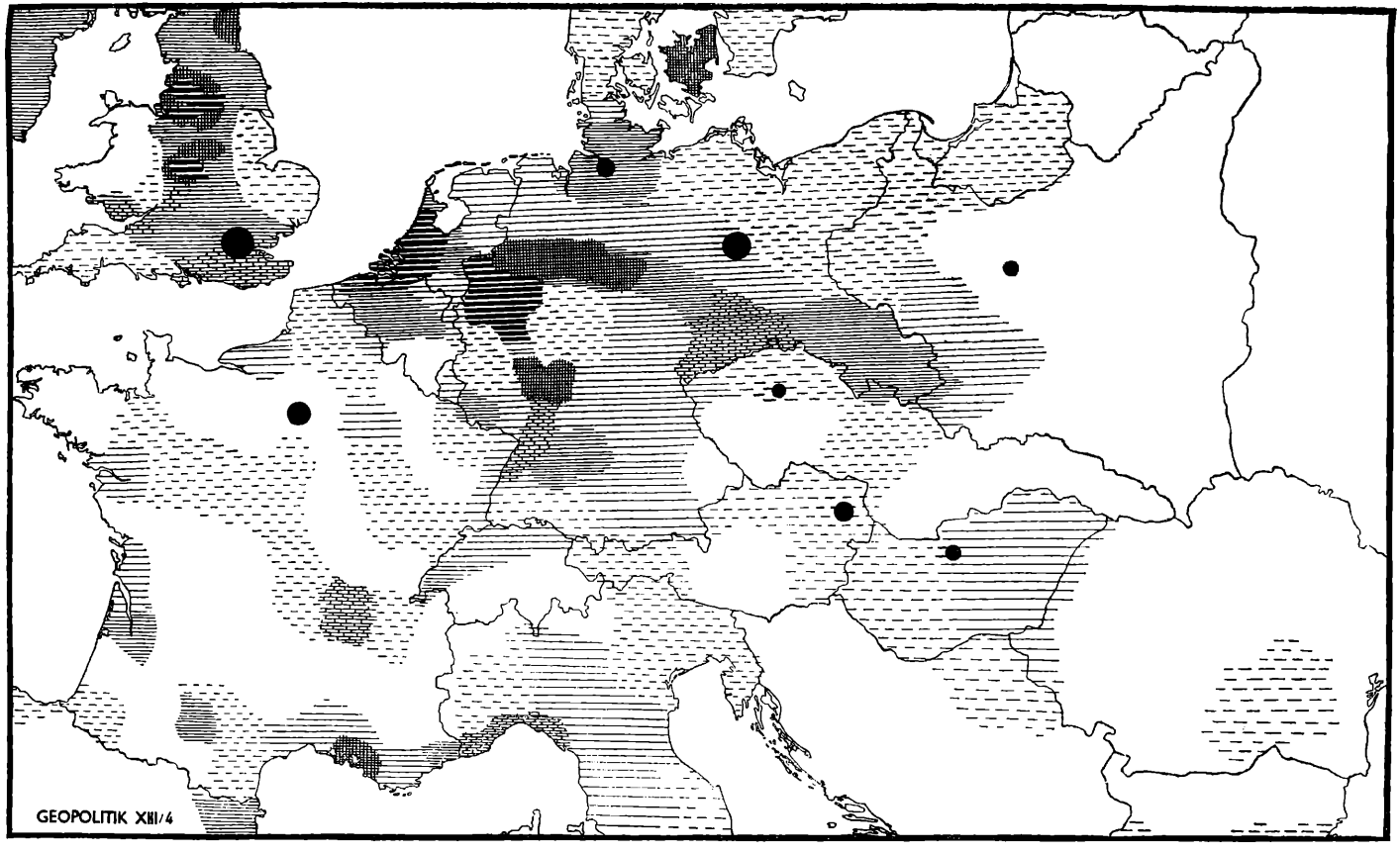
Die fortschreitende Konzentrierung des Gewerbes und der Menschen in der Stadt hatte von Anfang aber auch das Land in Mitleidenschaft gezogen. Wir wissen aus zahlreichen Spezialuntersuchungen und zeitgenössischen Klagen, wie in Niederösterreich und Obersteiermark die Kleineisenindustrie verfiel, wie im Spessart, der Frankenalb, dem Fichtelgebirge die Hammerwerke verödeten, im Allgäu die Nagelschmieden stille standen, wie die berühmte Hausleinenindustrie der Rhön zugrunde ging und die schlesischen Weber in bittere Not gerieten, wie die Köhlerei und Pottaschesiederei, die Glashütten, die Papier-, Öl-, Loh-, Farbmühlen, die kleingewerbliche Tuchmacherei und Töpferei, die Holzschnitzerei und Dutzende anderer Gewerbezweige und Handwerke, die einst über das ganze Land verteilt und fast in jedem größeren Dorfe vorhanden waren, ihrem Ende entgegengingen. Die Frächterei und das ganze alte Verkehrsgewerbe hört mit den Eisenbahnen auf. Das alles hat auch auf das Bauerntum, mit dem diese Gewerbe ja eng verbunden waren, auf das tiefste zurückgewirkt. Ehemals blühende Kulturen wie der fränkische Weinbau verfallen, weil die Arbeitskräfte in die Städte abwandern, wo sie besser und leichter verdienen; im ganzen Alpengebiet sinkt die obere Siedlungsgrenze, Hunderte von Bauernhöfen werden aufgegeben, in Almen oder in Wald umgewandelt (17). Auch in unseren Mittelgebirgen geht die Bauernschaft zurück und selbst in bodenfruchtbaren und klimabegünstigten Bauernländern wie den fränkischen Gauflächen gibt es Dutzende von Dörfern, die in steter Bevölkerungsabnahme begriffen sind, nachdem sie seit dem ausgehenden Mittelalter ihre Einwohnerzahl fast unverändert erhalten und auskömmlich ernährt hatten. In Frankreich und England sind die gleichen Erscheinungen noch viel ausgeprägter als in Deutschland; sie sind dort auch besser untersucht (18). Seit 1882 hat sich die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten im Deutschen Reich nicht nur relativ, sondern auch absolut gemindert; sie ist von 15,9 auf 13,7 Millionen gefallen. In Deutschland wurde durch diese Be-

wegung vom Lande zur Stadt, die nicht nur „Landflucht" war, sondern häufig wirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprach, das Schwergewicht des rheinischen Westens immer mehr betont. Der Osten hatte von der Ostseeküste bis zu den Alpen fast nur Wanderungsverluste, ein ständiger Menschenstrom ging nach Westen in die Großstädte und Industriereviere; das augenfälligste Zeichen dieser Bewegung sind die Polenkolonien im Ruhrgebiet. Selbst im agrarischen Bayern war die Verknüpfung mit den Rheinlanden viel enger geworden als die traditionellen Verbindungen mit dem Osten und Südosten. Wir wissen aus unseren Archiven, wie stark noch im 18. Jahrhundert der Zug der mainfränkischen Auswanderer nach Böhmen und Ungarn ging; dann wandte sich der Strom nach dem Westen, nach Mannheim-Ludwigshafen, nach Frankfurt-Hanau, dem Ruhrgebiet und nach Übersee. Die Rheinlande, einst das stärkste Menschenüberschußgebiet für den deutschen Osten, holten nun umgekehrt die Menschen wieder zurück aus dem Osten. Es ging damit auch die politische Blickrichtung des deutschen Volkes nach dem Osten verloren.

Stadtbildung, „freie Wirtschaft" und Verflechtung in die Weltwirtschaft, aufs engste miteinander verbunden, haben aber auch zurückgewirkt auf die wirtschaftliche und geistige Haltung des Bauerntums. Die alte Volksordnung in ihrem festen Bestand, die bäuerliche Lebensform in ihrer strengen Geschlossenheit, wie sie noch aus den Schilderungen W. H. Riehls auf jeder Seite zu uns spricht: „es ruht eine unüberwindliche konservative Macht in der deutschen Nation, ein fester trotz allem Wechsel beharrender Kern — und das sind unsere Bauern" oder „der Bauer bewahrt durch die Form seiner Arbeit sich selber als einen Stammhalter unserer echtesten nationalen Altertümer in Stamm und Siedlung, Sitte und Sprache. Er zeigt uns die Grundlage der Volkspersönlichkeit, ruhend, gebunden, im naiven Instinkte waltend. Und diese Ruhe ist nicht tot, sie ist nur vergleichsweise Ruhe; unter der scheinbar erstarrten Hülle der bäuerlichen Sitte webt dennoch wiederum ein leises Leben und schiebt ganz stille auch diese beharrende Volksgruppe vorwärts" — auch diese Ordnung war in einer unablässigen politisch-sozialen Auflösung begriffen. Auch das Bauerntum war in vielen Gebieten auf dem Wege durch die städtisch-liberale Wirtschaftsauffassung sich zu wandeln. Der Bauer wurde „Ökonom", der sein Tun nach den vorwiegend wirtschaftlichen Gesichtspunkten der „Rentabilität" einstellte, die ursprüngliche Lebensgemeinschaft des Bauernhofes und Dorfes ging verloren (19).

Das alles führte im Laufe des Jahrhunderts von 1830 bis 1930 zu dem Zustand, vor dem Ernst Moritz Arndt einst gewarnt hatte, daß nämlich das Bauerntum in weiten Teilen Mittel- und Westeuropas seine zentrale Stellung im Leben der Nation verlor und vollständig überwuchert wurde von der industriell-städtischen Gesellschaft. 1882 entfielen auf die Landwirtschaft im Deutschen Reiche nur noch 40% der Gesamtbevölkerung, 1933 gar nur mehr 21%.

Das Zahlenverhältnis der beiden so sehr verschiedenen Bevölkerungsgruppen zueinander zeigt unsere Karte 3. Dieses Zahlenverhältnis ist natürlich noch nicht



Stadtbevölkerung unter 15% d. Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung 15—30% der Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung 30—40% der Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung 40—50% der Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung 50—60% der Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung 60—70% der Gesamtbevölkerung

Stadtbevölkerung über 70% der Gesamtbevölkerung

Ausdruck dafür, wieweit die städtische Lebensauffassung tatsächlich herrschend ist, wieweit namentlich auch ihre schweren Schädigungen für die Allgemeinheit sich ausgewirkt haben. Die geschilderten Verfallssymptome unseres großstädtischen Lebens sind ja natürlich nicht überall in gleichem Ausmaße vorhanden. Wir haben nicht nur einzelne Großstädte, die in ihren Lebenserscheinungen noch weitgehend gesund und relativ bodenständig sind, sondern auch solche Industriereviere wie etwa das Saargebiet. In Holland z. B. ist das Verhältnis von Stadt und Land in vollendeter Weise eingespielt. Einerseits fehlen den Städten die extreme Verproletarisierung, die Auswüchse der Industrialisierung weitgehend, auch schon im rein Äußerlichen, dem Stadtbild, andererseits ist das Bauerntum trotz weitgehender Rationalisierung und Spezialisierung seiner Wirtschaft und Eingliederung derselben in das Weltwirtschaftssystem keineswegs entwurzelt, sondern in Glaube und Sitte noch fest verankert. Umgekehrt hat der Stadtgeist in weiten Teilen Frankreichs die gesamte Bevölkerung erfaßt, hat dort alle Anzeichen der Verstädterung gebracht, obwohl die städtische Bevölkerung zahlenmäßig weit in der Minderheit ist gegenüber der ländlichen. Trotzdem gibt eine solche Karte demjenigen, der sich der Grenzen ihrer Ausdrucksmöglichkeiten bewußt bleibt, ein gutes Bild der Verstädterung Mittel- und Westeuropas. Sie zeigt weitgehende Übereinstimmungen, aber auch Abweichungen von der Karte der Städteverteilung für das Jahr 1930; sie sind beide bezeichnend. Die Mittelmeerküste, England und Mitteleuropa, dieses namentlich in seinem rheinischen und mitteldeutschen Streifen, erscheinen weitgehend verstädtert, der ganze Osten und Südosten dagegen als unverstädtert trotz seines starken Anwachsens der städtischen Bevölkerung. In Erstaunen setzt namentlich der geringe Grad der Verstädterung in Oberitalien, wenn man sich die Zahl und Größe der Städte in diesem Raume vergegenwärtigt. Das Anwachsen der ländlichen Bevölkerung hat hier weitgehend Schritt gehalten mit dem Anwachsen der Städte.

4. Für Mittel- und Westeuropa ist die Verstädterung eines der dringendsten Probleme geworden, denn auf die Dauer erweist sich nur das als fest und lebensbeständig, was organisch in seinem heimischen Boden verwurzelt ist. Erst in der allerjüngsten Zeit hat man einsehen gelernt, daß gegen die Entwicklung des abgelaufenen Jahrhunderts, die man noch vor kurzem als Fortschritt begrüßt oder doch wenigstens als unvermeidlich hingenommen hatte, nicht nur etwas geschehen könne, sondern auch etwas geschehen müsse. Die Erfahrungen hatten zu deutlich gezeigt, daß die Industrialisierung zu unbekümmert um ihre Auswirkungen für die Allgemeinheit hochgezüchtet wurde, daß namentlich die hypertrophische Städtebildung und Städteerweiterung in dem Maße, in dem sie erfolgte, nicht gesund und auch nicht notwendig war. Schwere Anschuldigungen gegen die „Maschinenkultur" und „Kohlenzivilisation", gegen die ödesten Großstädte, die man mit Namen wie „Parasitopolis", „Pathopolis", „Nekropolis" belegte, und Vorschläge zu ihrer Auflockerung sind zuerst bezeichnenderweise in England erfolgt (Geddes, Branford).

Es sind daraus die Bestrebungen der Landesplanung hervorgegangen, die aufbauen auf dem Grundsatz, daß das Wirtschaftsleben und das Leben überhaupt im Einklang stehen müsse mit der Ausstattung der einzelnen Räume und ihren gegenseitigen Ergänzungs- und Austauschmöglichkeiten. Die gesamten wirtschaftlichen Fähigkeiten einer Landschaft zu ermitteln und planmäßig einzusetzen, ungesunde Entwicklungen stufenweise rückgängig zu machen, ist ihr Ziel. Auf dem Kontinent sind im Ruhrgebiet und Mitteldeutschland die ersten Landesplanungsverbände seit längerem schon ins Leben getreten. Der Sieg des Nationalsozialismus hat, vorläufig wenigstens in Mitteleuropa, diesen Bestrebungen die nötigen geistigen Voraussetzungen und das Ziel auf weite Sicht gegeben, er hat ihnen neue Energien größten Ausmaßes zugeführt.

Denn was ist der Nationalsozialismus anderes als eine grandiose Planung! Eine Planung allerdings nicht nur des Lebensraumes mit allen in ihm ruhenden Kräften und Möglichkeiten, sondern auch der gesamten körperlichen, geistigen, sittlichen Energien der Menschen, die ihn bewohnen bis zur Eingliederung auch des letzten Volksgenossen in die Erfordernisse der neuen Volksgemeinschaft, um durch das Zusammenwirken beider das Leben der Nation auf neue gesundere Grundlagen zu stellen und zu neuen großen Leistungen zu befähigen. An Stelle der Lehre vom Untergang des Abendlandes, an Stelle der unwirksam gewordenen Idee des wirtschaftlichen Fortschrittes um jeden Preis, ist der umfassendere und tiefere Glaube an einen Neubau des Abendlandes auf den Grundlagen von Blut und Boden getreten. Das oberste Ziel des Nationalsozialismus ist das Gedeihen des Volkes. Eine der notwendigsten Voraussetzungen dazu ist die Beseitigung der übermäßigen Industrialisierung und des einseitigen Übergewichtes der großen Städte über das Land, die uns das vergangene Jahrhundert hinterlassen hat. Die Zeit der stürmischen Großstadtbildung und Großstadtausdehnung ist zweifellos abgelaufen, eine Rückbildung im Sinne einer allmählichen Reagrarisierung scheint sich anzubahnen. Es gilt, sie planmäßig zu fördern durch Stärkung der bäuerlichen Grundlagen unseres Volkes und unserer Volkswirtschaft, durch Schaffung neuen Bauerntums. Gewerbe und Industrie und die damit beschäftigten Menschen dürfen in Zukunft nicht mehr in der Großstadt zusammengeballt werden; neben der Stärkung des Bauerntums muß eine „Entstädterung", eine „Vergewerblichung" des Landes einhergehen. Der Nationalsozialismus wird diese Aufgabe lösen, denn wo die Notwendigkeit dazu erkannt und der Wille dazu vorhanden ist, da finden sich auch die Mittel und Wege. Die Ablösung des Dampfes durch die Elektrizität wird die Umstellung erleichtern.

(1) Fr. Burgdörfer, Die Wanderungen über die deutschen Reichsgrenzen im letzten Jahrhundert. Allg. Statist., Archiv, Bd. 20, 1930. — (2) W. Christaller, Die zentralen Orte in Süddeutschland. Jena 1933. — (3) K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. 1921 ff. — (4) J. G. Kohl, Reisen in England und Wales. Leipzig 1844. (5) H. Spethmann, Das Ruhrgebiet. Berlin 1933. (6) Vgl. die Kartenfolgen „Zwei Jahrtausende Oberschlesien" und „Deutsche Arbeit in Oberschlesien. Oberschlesien 1831 und heute", heraus-

gegeben vom geograph. Institut d. Univ. Breslau. (7) H. Overbeck, Die Saarwirtschaft um 1800. Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte. 1934, 3. Saaratlas. Gotha 1934. (8) G. Röllig, Wirtschaftsgeographie Sachsens. Leipzig 1928. (9) R. Lütgens, Die deutschen Seehäfen. Karlsruhe 1924. (10) G. Kapp, Die Unterweser und ihr Wirtschaftsraum. Bremen 1929. (11) Cramer, Karl Ritter. 2. Bd., S. 177. (12) Zitiert nach der Zeitschr. f. Geopolitik, 1934, 12, S. 662. (13) A. Weber, Industrielle Standortslehre. 2. Aufl. Tübingen 1923. — K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen 1913. Bes. die Abschnitte 10, 11, 12. — (14) A. Weber, Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Leipzig 1918. (15) Fr. Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Berlin 1934. (16) S. Passarge, Landschafts- und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten. Hamburg 1922. — L. Stoddard, Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen. Deutsch. München 1925. — E. Jung, Die Herrschaft der Minderwertigen. Berlin 1927. — Fr. Burgdörfer, Zurück zum Agrarstaat? Berlin 1934. — H. F. K. Günther, Die Verstädterung. Berlin 1934. (17) In Obersteiermark allein im Jahre 1904/05 727 Höfe, im Ennstal im Jahrhundert der Industrialisierung über 300, d. h. 25% aller Höfe. (18) P. M. Roxby, Rural depopulation in England. London 1917. (19) G. Ibsen, Das Landvolk. Hamburg 1933.

Büchertafel

Verschiedenes

A. E. Jensen: Beschneidung und Reifezeremonien bei Naturvölkern. Strecker u. Schröder Vlg., Stuttgart 1933, 188 S., mehrere Karten, RM. 11,—.

Eine volks- und kulturkundliche Untersuchung, die auch dem Geopolitiker mannigfache Anregungen über räumliche Beziehungen von Kulturformen zu geben vermag.

Gerhard Ellert: Karl V. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien 1935.

Arnold Krieger: Das Blut der Lysa Gora. Rowohlt-Vlg., Berlin 1935.

Richard Boleslawski: Polnische Ulanen. Propyläen-Vlg., Berlin 1935.

Kurt Erich Rotter: Die letzte Leidenschaft. Augartenverlag, Wien 1934.

Wenn wir einige uns zugegangene Romane an dieser Stelle nennen und würdigen, so geschieht es, weil sie ihrem Wesen nach politische und wissenschaftliche Probleme in dichterischer Form berühren. Ellert, die junge deutsch-österreichische Verfasserin biographischer Romane, die sich besonders mit ihrem „Attila" bereits einen Namen als Darsteller großer Gestalten gemacht hat, hat sich mit ihrer neuesten Veröffentlichung an eine der größten und seltsamsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte gewagt. Und mit Erfolg! Wenn die Verfasserin sich auch mehr der Zeichnung der menschlichen Züge des Weltbeherrschers Karl V. widmet, so geht doch durch ihr ganzes Buch die politische Leitidee dieses Herrschers: die Einkreisung Frankreichs zwischen Deutschland und Spanien. Gerade darum scheint uns dieser Roman so wertvoll, weil er eine der größten abendländischen Ideen in der Schilderung ihres Trägers mitverkörpert.

„Das Blut der Lysa Gora" führt an einen andern Schauplatz: an das polnisch-deutsche Mischgebiet im Nordosten und in die Zeit vor dem Kriege. Eine Dichtung, die die ganze Tragik und Eigenart des Grenzkampfes im Osten aufleben läßt und damit zu den leider seltenen Erscheinungen der deutschen Literatur zählt. Wir möchten diesen Roman in jeder Hinsicht als ostdeutsches Epos dem Grimmschen „Volk ohne Raum" an die Seite stellen.

Die Erzählung von Boleslawski geht den Schicksalen einer polnischen Ulanenabteilung im Kriege nach. Ein Kriegsbuch und doch mehr — wird doch das Ringen des Polentums um seinen Staat und die seltsame Rolle der Kämpfer eines zwischen den politischen Fronten des Weltkrieges stehenden Volkstums lebendig. Etwas unbefriedigend ist allerdings der Schluß: er gibt keine Aufklärung über die weiteren Schicksale der „Ulanen" — nur andeutungsweise verrät sich der Sinn ihrer eigenartigen Geschicke.

Das Buch von Rotter — einem jungen deutsch-österreichischen Dichter, der sich schon die Öffentlichkeit erringen konnte — ist ein Führerroman aus den Bergen, unpolitisch, und doch irgendwie der Ausdruck der im Auslandsdeutschtum ringenden Kräfte; ein Bekenntnis der jungen Generation in dichterisch gestalteter Form.

Rupert von Schumacher.

Rupert von Schumacher: Volk vor den Grenzen, Schicksal und Sinn des Außendeutschtums in der gesamtdeutschen Verflechtung. 277 S., 13 Abbildg., 6 Kartensk., Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Wenn auch zahlreiche Untersuchungen geschichtlicher oder kulturpolitischer Art über das Auslandsdeutschtum vorliegen, so fehlte es doch bisher an einer zusammenfassenden geopolitischen Darstellung der Probleme des „Volkes vor den Grenzen". Rupert von Schumacher, selbst ein Auslandsdeutscher, hat uns nun in seinem Buch „Volk vor den Grenzen" aus geopolitischer Schau heraus ein Werk geschenkt, das in einer klaren und fesselnden Sprache die Geschichte des Auslandsdeutschtums in lebendiger Verbindung mit dem Schicksal des Reichs und in steter Berücksichtigung der Dynamik des gesamteuropäischen Geschehens darstellt. Dank dieser geopolitischen Fragestellung gelingt es dem Verfasser, den Kampf des Auslanddeutschtums als ein Glied des gesamtdeutschen Lebenskampfes zu betrachten und die bevölkerungspolitischen, wirtschaftlichen und seelischen Beziehungen zwischen den Binnendeutschen und den Auslanddeutschen in seltener Klarheit aufzuzeigen. Neben dem weitgespannten Wissen des Verfassers ist stets die starke Anteilnahme des Herzens spürbar; das gibt dem ganzen Buch bei aller Sachlichkeit einen eigenartig packenden Charakter. Der Leser fühlt sein eigenes Schicksal hineingestellt in das gesamtdeutsche Schicksal, sich selbst mitverwoben in den Kampf der Außendeutschen. Dies aber ist der tiefere Sinn des Werkes, das nicht nur dem Wissenschaftler eine Fülle von Anregungen und neuen Gedanken gibt, sondern das auch jedem Volksgenossen durch seine fesselnde Gestaltung der Probleme aufzurütteln vermag, und so verstehen wir die Worte Rupert von Schumachers: „Binnen- und Auslanddeutschtum gesondert voneinander zu betrachten ist danach unmöglich. Zu eng ist die Verflechtung. Das eine ist aus dem andern geworden. Das eine entscheidet das Schicksal des andern. Die deutsche Geschichte in ihrer Gesamtheit aufzusuchen und aus einer gesamtdeutschen Wertung des Vergangenen das wertvolle Gut einer gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung für die Zukunft zu gewinnen, ist deshalb erste Aufgabe und zugleich Voraussetzung für die letzte erkenntnismäßige Durchdringung des auslanddeutschen Problems und die erste Korrektur einer zur Gewohnheit gewordenen Methode der Betrachtung des Auslanddeutschtums als Ding an sich. Hier beginnt der dornenreiche Pfad zur Totalität des Volkes, an dessen Anfang die Notwendigkeit schmerzlicher Einsichten, an dessen Ende der Aufbruch in eine neue Ära steht." Gustav Fuhrmann.

Wilhelm Hausenstein: Wanderungen auf den Spuren der Zeiten; Kasimir Edschmid: Italien. Lorbeer, Leid und Ruhm. Beide im Societäts-Verlag Frankfurt a. M. 1934.

Die beiden gleichzeitig im selben Verlag und in ähnlicher Ausstattung, mit maßvollem, gut gewähltem Bildschmuck erschienenen Bände haben auch innerlich viel Gemeinsames. Was Hausenstein in seinem Vorwort sagt, daß er sein Buch als den ersten Baustein zu einer geplanten „ästhetischen Geographie" betrachte, gilt für beide; auch „daß der Ausdruck ästhetisch gewiß nicht in dem verdünnenden Sinn gemeint sei, den er im Lauf der letzten Jahrzehnte mußte bedeuten und ertragen lernen; vielmehr in jenen ursprünglichen griechischen Wortverstand, der mit *Αισθησισ* besagte, was wir mit ‚Wahrnehmung', mit ‚Wahrhaben', ‚Innewerden', also mit schauender Erkenntnis und erkennendem Schauen meinen."

Wenn man einen Vergleich zwischen den beiden Künstlern des schauenden und erkennenden Wanderns und Reisens anstellt und nach Unterschieden sucht, wird man wohl sagen können, daß bei H. die Betonung etwas mehr auf der landschaftlich-künstlerischen Seite, bei E. auf der geschichtlich-dramatischen liegt. Für das besondere Interessengebiet unserer Zeitschrift ist also E. noch ergiebiger, wenn auch in beiden Büchern für den Kundigen in und zwischen den Zeilen reiche geopolitische Anregungen zu finden sind. H.s landschaftliche Schilderungen sind oft von eindringlicher Kraft und Feinheit; und die Verflechtung mit der geschichtlichen Vergangenheit blickt überall durch. Kabinettstücke aus der engeren Heimat des Rezensenten, die er deshalb besonders zu würdigen weiß, sind etwa Mühldorf und Passau, Andechs und Altenstadt, um nur einige hervorzuheben.

E. versteht es meisterlich, die schicksalsmäßige Verbundenheit unserer deutschen Kaisergeschichte mit der italienischen Kulturlandschaft eindringlich und oft erschütternd herauszustellen, so z. B. im Zusammenhang mit dem letzten Zug Kaiser Heinrichs VII., dem trügerischen Aufleuchten seines Sterns in der treuen Stadt Pisa und seinem Hinsterben an einer der klimabedingten Krankheiten, die vor ihm schon manchen deutschen Helden hinweggerafft hatten, in dem Städtchen Buonconvento zwischen Siena und Rom, das E. mit wenig Strichen bildhaft vor dem inneren Auge erstehen läßt. Wie hat er auch die einstige glänzende Verkehrslage von Pisa und Ravenna und die daraus folgende meerbeherrschende Stellung der beiden nun so verschlafenen Städte geschildert, oder wie ist z. B. auf S. 24 (um nur noch ein Beispiel zu nennen) als Hintergrund der Figur des Colleoni um sein Denkmal in Venedig die ganze Verflechtung der Meerstadt mit dem Nahen und Fernen Orient angedeutet und die Entwicklung ihrer einzigartigen politischen Kultur daraus abgeleitet.

Für den, der dem Zauber Italiens auf den Spuren seiner Vorfahren nachzugehen verlockt ist, wie für den, der in der deutschen Heimat ureigenes Kulturgut und fremde Einflüsse kennenlernen und voneinander scheiden will, sind die beiden Werke eine reiche Fundgrube.

K. Haushofer.

Dr. Gertraud Wolf:

Rütger Essèn: „Schwedens Verbundenheit mit der Welt"

Von Rütger Essèn, dem bekannten schwedischen Schriftsteller, ist in Lindfors Verlag ein bedeutungsvolles neues Werk erschienen: „Schwedens Verbundenheit mit der Welt", das in allen politisch interessierten Kreisen, vor allem auch in den deutschen, größte Beachtung finden sollte.

Der Verfasser will seinem Volke eine Darstellung seiner neuesten Geschichte geben, weil, wie er sehr richtig hervorhebt, nur wenige Menschen den weiten Blick und die Erfahrung besitzen, um aus dem, was scheinbar geschieht, das zu erkennen, was wirklich geschieht. Gegen seine Nation erhebt er den schweren Vorwurf, daß sie ihren Zusammenhang mit der Außenwelt kaum beachtet habe, und bezeichnet eine Überwindung dieser Gewohnheit als Lebensfrage des schwedischen Volkes.

Er schildert den Gang der Ereignisse von der Jahrhundertwende bis zur jüngsten Gegenwart und „aus volkserzieherischen Gründen", mit besonderer Betonung des außenpolitischen Geschehens. Wir lernen die wirtschaftliche Struktur des Landes kennen; der allgemeine Aufschwung der Weltwirtschaft bis 1907 wirkt auf die schwedische Volkswirtschaft so fördernd, daß die Lage der arbeitenden Klasse sich langsam bessert und die Auswanderung nachläßt. Bei den innerpolitischen Streitfragen spielt u. a. der Kampf um das Allgemeine Stimmrecht, das erst 1907 eingeführt wird, eine große Rolle. Eine lange Reihe von Parteikämpfen und Regierungen zieht an uns vorüber, deren Tendenz, mit vielen Schwankungen, schließlich nach links geht. Der Einfluß der Krone wird immer geringer, die Entwicklung führt zur Demokratie. 1911 bis 1914 tritt die Verteidigungsfrage in den Vordergrund. Der Balkankrieg wirft seine Schatten bis hinauf zum Norden, und zum ersten Male seit hundert Jahren beginnt man in Schweden sich über die politische Lage zu beunruhigen. Droht eine Gefahr von Rußland? Die Wahlen von 1914 bringen einen starken Erfolg der Rechtsparteien, welche den Wahlkampf unter dem Motto „Verstärkung der Verteidigung" geführt haben, und der Reichstag nimmt eine neue Heeresordnung an. Außer der Unionsfrage, die 1905 durch Niederlegung der norwegischen Krone durch den schwedischen König ihren Abschluß fand, war keinerlei Außenpolitik gemacht worden. Nun reißt der Weltkrieg das Land mitten in das weltpolitische Geschehen; man will die Neutralitätspolitik durchführen, aber die Ereignisse sind stärker. Bald zwingt schwerer Mangel an lebensnotwendigen Dingen zum Frontwechsel. Schweden muß der Entente Teile seiner Handelsflotte zur Verfügung stellen und erhält dafür Lebensmittel. Hätte sich Schweden in

den Jahren der völkischen Wirren, der staatlichen Auflösungen und -gründungen für eine geschickte, aktive Außenpolitik entschließen können, wäre dann vielleicht das von den Bolschewisten schwer bedrängte Finnland wieder zu Schweden zurückgekehrt, dem es bis 1805 angehörte, und die strategisch so ungemein wichtigen Ålandsinseln, die durch Volksabstimmung sich einmütig für Schweden erklärten, wären wohl unter dessen Souveränität gekommen, statt unter diejenige des tatkräftigen Finnlands. Wie stark würde dann Schwedens Lage an der Ostsee sein!

Essèn schließt mit dem Hinweis, daß Schwedens Schicksal von Europas Schicksal nicht getrennt werden kann.

Das ausgezeichnete, 521 Seiten umfassende, auf eingehendem Quellenstudium beruhende Werk, das mit einer Fülle vorzüglicher Photographien und interessanter, politischer Karrikaturen ausgestattet ist, sollte jeder, der an unserem Zeitgeschehen Anteil nimmt, lesen. Und nicht nur das schwedische Volk wird daraus manche ernste Lehre ziehen, auch dem deutschen sei es warm empfohlen; es wäre sehr zu begrüßen, wenn eine, vielleicht gekürzte, Übersetzung in deutscher Sprache erschiene.

Die diesem Heft beigegebenen Werbeblätter der Firmen Walter Busch Sohn, Solingen, Gildemeister & Ries, Bremen, des Verlages Deutsche Wochenschau und den Prospekt des Verlages Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau über Moeller van den Bruck empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 4035

Soeben erſcheint

die politiſche Geographie des Weltluftverkehrs

Die Luftwege der Erde

Von Walther Pahl

Mit 25 Karten Kartoniert RM 3.80

Der Ausbau des Luftſtraßennetzes zu einer den ganzen Erdball umſpannenden Luftkette wird nicht nur wirtſchaftlich, ſondern auch politiſch zu ganz neuen Beziehungen und Raumordnungen führen. In dieſem Buche findet der gegenwärtige Stand des Weltluftverkehrs in ſeinen Grundlinien und Verzweigungen eine erſte ſyſtematiſche Darſtellung unter verkehrsgeographiſchen und politiſch-geographiſchen Geſichtspunkten. – Die Luftwege verwandeln die weiteſte Ferne in nächſte Nachbarſchaft. Sie können aber auch aus dem entfernten Feind eine unmittelbar drohende Gefahr machen. Das Zeitalter der Luftfahrt leitet ein Zeitalter der „totalen Mobilmachung" der Erde ein!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

PAUL EBERT:

Geopolitische Betrachtungen am Skagerrak-Tage

Am 31. Mai dieses Jahres jährt sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem, beim diesigen Grau hereinbrechender Dämmerung, in den rauhen Gewässern des Skagerrak, die beiden mächtigsten, bestgeführten und bestbemannten Flotten der Welt, unter dem rasenden Feuer schwerster Schiffsgeschütze aufeinanderprallten.

Wäre dieser Zusammenstoß nur wenige Stunden früher erfolgt, hätte also diese, an Wucht der eingesetzten Kampfmittel, wie an Zahl und Schulung der Kämpfer riesigste Seeschlacht der bisherigen Menschheitsgeschichte restlos durchgeschlagen werden können, dann würde voraussichtlich der große Krieg, wie auch die Entscheidung des 31. Mai 1916 ausgefallen wäre, sein Ende um zwei Jahre früher gefunden haben. Die Welt aber würde heute, so oder so, ein anderes Gesicht zeigen.

Es ist müßig, im einzelnen phantastisch auszumalen, welche Züge dieses Antlitz dann tragen würde. Es genügt für uns die Feststellung, daß im ganzen Verlaufe des Weltkriegs nicht eine einzige Granate von See her auf deutschen Boden gefallen ist — in England war das anders —, und daß, dank der sicheren Behauptung der Seeherrschaft in der Ostsee und vor den deutschen Nordseeküsten, die lebenswichtige Zufuhr schwedischer Erze ohne Unterbrechung durchgeführt werden konnte. Angesichts dieser Tatsache gehört sehr wenig Phantasie dazu, eine Vorstellung von den Folgen im Falle einer entscheidenden deutschen Niederlage am 31. Mai 1916 zu gewinnen. Der umgekehrte Fall, also der Zusammenbruch, oder auch nur die nachhaltige Erschütterung des Fundaments britischer Weltherrschaft, spottet schlechthin jedem Vorstellungsvermögen.

Es liegt für unser deutsches Volk eine erschütternde Tragik darin, daß der unerforschliche Machtspruch des allweisen Schöpfers aller Dinge die Entscheidung damals verhindert hat. Denn der Verlauf der nach kurzer Dauer durch die Nacht abgebrochenen Hauptkampfhandlungen zeitigte, ungeachtet einer Überlegenheit der englischen Flotte über die deutsche von mehr als zwei zu eins, so überragende Erfolge auf deutscher Seite, daß die sehr wohlbegründete Aussicht eines entscheidenden deutschen Sieges bestand. Den britischen Schiffsverlusten von 113000 Tonnen standen nur 60000 Tonnen deutsche Verluste gegenüber, 6700 gefallenen Briten nur 2400 Deutsche.

Noch überzeugender wirkt die heute auch in England freimütig zugegebene Tatsache, daß in der einleitenden Phase der Schlacht fünf deutsche Schlachtkreuzer zehn der neuesten Großkampfschiffe der britischen Flotte besiegten.

*

Ein durch die Erfahrungen von Jahrtausenden gestützter Lehrsatz der Kriegskunst sieht in dem Moment der Überraschung die stärkste Gewähr für den Sieg.

Wirksame Überraschung trat aber, zugunsten der Deutschen, am Skagerrak mehrfach in Erscheinung:

1. Die deutsche Taktik erzielte, wie das dreimal durchgeführte, schwierige Manöver der Gefechtswendung erwies, eine so überraschende Beweglichkeit der Gefechtslinie, daß der britische Flottenchef Jellicoe beim Abbruch der Tagschlacht, nach einer Wendung vom Feinde ab, nicht nur die Fühlung mit dem Gegner, sondern auch die einheitliche Führung der eigenen Streitkräfte verloren hatte.

2. Die Erfolge der deutschen Artillerie übertrafen, infolge der wirksameren Munition und der durch ein überlegenes Schießverfahren erzielten besseren Treffergebnisse, bei weitem die der britischen.

3. Die deutschen Schiffe waren zweckentsprechender durchkonstruiert als die gleichalterigen britischen. Das äußerte sich hauptsächlich in der fast unverwüstlichen Schwimmfähigkeit der neueren deutschen Einheiten. Es war, wie Jellicoe berichtete, für ihn aber auch eine unangenehme Überraschung, als er erkennen mußte, daß es seinen Schiffen der „Queen Elizabeth"-Klasse nicht gelang, bei höchster Fahrt den Abstand von der deutschen „König"-Klasse zu vergrößern.

Am folgenden Tage, dem 1. Juni, war dem britischen Flottenchef eine günstige Gelegenheit geboten, die Schlacht wieder aufzunehmen. Gleichwohl zog es der tapfere und bewährte Admiral, entsprechend den ihm von der Admiralität gegebenen Richtlinien vor, dem Risiko durch den Rückmarsch zur heimatlichen Basis aus dem Wege zu gehen.

Deutschland jubelte ob der glänzenden Bewährung seiner jungen Flotte. In England raunten beklommene Stimmen vom „schwarzen Tage der englischen Geschichte". Eine so tiefgehende seelische Beeindruckung des zähen und unerschrockenen, im Verlaufe wechselvollen Aufstiegs erprobten englischen Volks mochte in Deutschland Erstaunen hervorrufen, weil hier die Schulung für weltpolitische Zusammenhänge und Rückwirkungen fehlte. Der untrügliche geopolitische Instinkt der Engländer aber empfand deutlich die symbolhafte, die tatsächlichen Geschehnisse weit überflügelnde Bedeutung des 31. Mai 1916 als Wendemarke für die bis dahin unbestrittene Weltherrschaft des britischen Imperiums.

Mit unerhörter Tatkraft, oft wenig wählerisch in seinen Mitteln, hatte England, seit Francis Drakes Raubzug rund um den Erdball und seit dem Untergange der spanischen Armada, vor annähernd vierhundert Jahren, sein Weltreich aufgebaut, und, in erbittertem Ringen, der Reihe nach die Konkurrenten rücksichtslos zerschmettert, die das britische Welthandelsmonopol anzutasten wagten.

Britischer Staatskunst war es immer gelungen, festländische Verbündete sich dienstbar zu machen. Es sei hier nur daran erinnert, daß Indien für England, nicht zuletzt durch die Siege Friedrichs des Großen, erkämpft wurde.

Als die „Made in Germany"-Waren auf dem Weltmarkte sich, wider alles Erwarten, gegen britische Erzeugnisse durchsetzten, sollte die Einkreisungspolitik

König Eduards VII. nach diesem oft bewährten Schema politischen Handelns Abhilfe schaffen; wobei als wirtschaftliche Parole für England das „business as usual" gelten sollte.

Die Heldentaten deutscher U-Boote, Hippers kühne Vorstöße, Graf Spees Sieg bei Coronel, die verwegenen Fahrten deutscher Kreuzer und Hilfskreuzer und „Skagerrak" brachten ein jähes Erwachen aus Englands Machttraum. Und, als die größte Flotte der Welt am 1. Juni 1916 vom Skagerrak heimwärtsdampfte, hatte Englands bis dahin schier phantastische Seegeltung den Gipfelpunkt ihrer stolzen Bahn schon überschritten, die Kurve senkte sich abwärts.

*

Der Unfriedensvertrag von Versailles gab den Rahmen für ein verhängnisvoll verändertes Weltbild. Es zeigte sich, daß den Krieg nicht nur die Mittelmächte verloren hatten, sondern daß auch England mit einem empfindlichen Machtverluste daraus hervorgegangen war. Im Flottenabkommen von Washington war es genötigt, dem riesigen Zuwachse der USA. an Seegeltung durch Anerkennung der Flottenparität Rechnung zu tragen. Auf dem Weltmarkte aber sah es sich einem neuen, äußerst leistungsfähigen Konkurrenten gegenüber, der schließlich 1936 die Benachteiligung seiner Seerüstung, die er noch in Washington hinnehmen mußte, beiseiteschob: Japan!

Der Bestand und die Sicherheit des britischen Imperiums beruhen auf der Flotte; nicht weniger aber auf deren militärisch befestigten und mit allen Hilfsmitteln wohl ausgestatteten Stützpunkten. Mag Englands Flotte auch die unbedingte Überlegenheit über jeden Gegenspieler, auf die sie vor dem Weltkriege Anspruch erhob, heute eingebüßt haben; das den Erdball umklammernde, engmaschige Netz maritimer Stützpunkte ist, als gebietender Garant britischer Weltherrschaft, unerreicht geblieben.

Gleichwohl hat auch die Machtausstrahlung der britischen Überseestützpunkte durch die seit 1914 gewaltig geförderte Erweiterung des Kriegsgebiets nach der dritten Dimension — Unterwasserkrieg einerseits und Luftkrieg andererseits — eine sehr fühlbare Beeinträchtigung erlitten. Denn die sichere Verbindung mit der Heimat, der Hauptbasis also des Seekrieges, auf die, bei längerer Kriegsdauer, kein Überseestützpunkt verzichten kann, ist heute durch Unterseeboote empfindlich gefährdet. Liegt aber ein maritimer Stützpunkt im Bereiche größerer feindlicher Luftstreitkräfte, dann vermag er seine Aufgabe als unbedingt sicherer Ruhe- und Ausrüstungshafen für die eigenen Seestreitkräfte nicht mehr hinreichend zu erfüllen.

Als eindringliches Beispiel für beide Fälle sei, aus den Erfahrungen der jüngsten Zeit, hier nur Malta angeführt, das, im Höhepunkte der britisch-italienischen Spannung, von den britischen Hauptkampfeinheiten geräumt wurde.

Daß diese Erschütterung des Hauptstützpfeilers britischer Seemacht im Mittel-

meer Englands Verbindung mit seinem Besitz in Indien stark beeinträchtigt, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Wir glauben, daß, schon durch diesen flüchtigen Rückblick, die überwältigende symbolhafte Bedeutung des Skagerrak-Tages als Wendemarke britischer Seegeltung und Weltmacht hinreichend gekennzeichnet ist. Die Wurzeln geopolitischer Wertung reichen aber noch tiefer:

Hatte ein tragisches Geschick das vollkommene Durchschlagen der Schlacht und damit den winkenden, kriegsentscheidenden Sieg der deutschen Waffen verhindert, so liegt, von noch höherer Warte gesehen, eine nicht minder erschütternde Tragik darin, daß am Skagerrak die beiden besten, in allen Vorzügen, aber auch den Schwächen der gemeinsamen Rasse einander ebenbürtigen Exponenten des Germanentums in gigantischem Ringen einander gegenübertraten.

Der Scharfsinn des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler, der besonders in seinen kristallklaren geopolitischen Gedankengängen offenbar wird, hat deutlich erkannt, daß das politische Erdbild der Gegenwart eine ernste Erschütterung des erdumspannenden britischen Weltreichs nicht verträgt. Er hat daher, mit dem ihm eigenen, offenen Freimute, für England die Lebensnotwendigkeit einer überragenden Flotte nachdrücklich anerkannt. Gleichzeitig hat er aber, im deutsch-englischen Flottenabkommen, das durch eine lange Seegrenze und dringende überseeische Belange begründete Mindestmaß deutscher Seerüstung, in Höhe von fünfunddreißig Prozent der englischen, durchgesetzt und, an anderer Stelle, den Anspruch auf Kolonien ausdrücklich vorbehalten.

Anläßlich der zwanzigsten Wiederkehr des Skagerrak-Tages wird in Laboe, am Eingange zur Kieler Föhrde, das Ehrenmal feierlich eingeweiht werden, das treue Marinekameradschaft den gefallenen Brüdern errichtete. Ehrfürchtig senken sich die Flaggen der vorbeifahrenden Kriegsschiffe vor dem gewaltigen Turmbau, der, in Form des kühn ragenden Bugs eines Wikingerschiffs, die trutzige Parole „Seefahrt tut not!" symbolisch-sieghaft verkörpert.

Die Kriegsmarine hegte die Absicht, den vornehm denkenden, einstigen Gegner, Admiral Viscount Jellicoe of Scapa zu dieser Feier einzuladen, da er den Wunsch geäußert hatte, die junge Trägerin der Tradition vom Skagerrak kennenzulernen. Das Schicksal hat es anders gefügt: Scheer und Jellicoe, die beiden Flottenchefs, Hipper und Beatty, die beiden gegnerischen Führer der Schlachtkreuzer in manchem harten Strauß, zogen hinauf nach Walhall. —

Möge der wagemutige Wikingergeist, der von diesem Ehrenmale ausstrahlt, der am Skagerrak in lodernder Flamme emporschlug, das deutsche Volk in allen seinen Gliedern durchdringen und ihm den Blick schärfen für die geopolitischen Zusammenhänge des grandiosen, von Adolf Hitlers Meisterhand gelenkten Geschehens, das wir alle täglich miterleben.

FRIEDRICH-WILHELM FERNAU:

Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens

Handel und Krieg haben beide dieselben Wurzeln. So leitet man historisch die Entstehung des friedlichen Handels aus dem kriegerischen Raub her: bei gleichstarken Gegnern wird aus der Beute ein friedlicher Tausch, der Tausch aber ist das Urbild jedes Handels. Diese Zusammenhänge erklären es, daß alle starken, großen Handelsnationen auch immer sehr streitbar gewesen sind. Der Kaufmannsadel der Beduinen, der die arabische Expansion geleitet hat, die großen Kämpfe der Hansa und der Niederländer, die blühenden Herrschaften der italienischen Stadtstaaten sind Zeugen eines kriegerischen Kaufmannsgeistes. Gleich großen Feldherren haben auch große Handelsherren immer raumpolitisch gedacht und gehandelt. So bestand die Handelspolitik des Merkantilismus darin, daß jeder Staat sich ein eigenes Wirtschaftsgebiet zu sichern trachtete, das er mit der Waffe gegen fremdes Eindringen verteidigte. Der Staat, der eigentlich diese handelspolitischen Grundsätze in der Praxis nie aufgegeben hat und immer mit der Waffe bei der Hand war, wenn es galt, den eigenen Handel zu schützen, ist Großbritannien; so war das merkantilistische England, so das freihändlerische und so ist in verstärktem Maße die englische Handelspolitik seit der Abkehr vom Freihandel. Immer hieß der Leitsatz der britischen Handelspolitik: Sicherung der Bezugsquellen und der Absatzmärkte gegen die übrige Welt. Nur die Mittel dazu haben nach der Zeitströmung gewechselt. Als die britische Flotte und die britische Industrie die absolute Überlegenheit in der Welt innehatten, konnte man Navigationsakte und Zölle entbehren und auf der ganzen Welt einkaufen und verkaufen. Der Freihandel entsprach dem britischen Interesse in der Weltlage des 19. Jahrhunderts. Nun kann man den Freihandel als ein raumgelöstes Wirtschaftssystem bezeichnen. Denn er setzt den ganzen Erdenraum unterschiedslos als einheitliches Wirtschaftsgebiet voraus, sein Ideal einer Weltwirtschaftslandschaft ist die Monokultur, die nur das ihrer geographischen Struktur am besten Entsprechende produziert und im übrigen auf den Austausch auf dem Weltmarkt angewiesen ist. Nur zwei Vorbedingungen gestatteten es England, auf raumwirtschaftliche Erwägungen zu verzichten und zum Freihandel überzugehen: das waren das fast absolute industrielle Monopol und die unbestrittene Seeherrschaft, die England nach 1815 innehatte. Sobald diese beiden Voraussetzungen erschüttert wurden, mußten sich die Gesetze des Raumes in der großbritannischen Handelspolitik wieder langsam durchsetzen. Kaum ein Jahrhundert lang konnte sich England seiner absoluten Handelsvormacht erfreuen. Dann begann sich das Gefüge der Weltwirtschaft, auf dem das britische Wirtschaftsreich ruhte, zu ändern. Die Industrialisierung der Welt nimmt England immer mehr

die Sicherheit des Absatzes seiner Industrieerzeugnisse. Auf der anderen Seite sind England ernsthafte Gegner auf den Weltmeeren entstanden, so daß die britische Flotte die Sicherheit der Handelswege nicht mehr so klar gewährleisten kann wie früher. Mit der Erschütterung der britischen Seeherrschaft und Industrievormacht und mit dem Zerfall der internationalen Arbeitsteilung entspricht der Freihandel nicht mehr dem englischen Lebensinteresse. In langsamer Anpassung hat England nach einer neuen, der veränderten Weltlage entsprechenden Handelspolitik gesucht. Folgerichtig mußten sich dabei die Eigenarten des britischen Raumes wieder Geltung verschaffen, nachdem sie beinahe ein Jahrhundert infolge einer ungemein günstigen Weltlage in den Hintergrund getreten waren.

Es ist kein Zufall, daß die ersten Anregungen zu einer Wendung in der Handelspolitik aus der Geistesrichtung des Imperialismus hervorgingen; denn der Imperialismus, der erst später zu einer wirtschaftspolitischen Richtung wurde, war ja ursprünglich eine Reaktion auf die rein wirtschaftliche Denkweise des liberalen Bürgertums. Er wies das englische Volk wieder auf seinen Lebensraum und die Kulturidee der angelsächsischen Rasse hin. Von hier aus führte dann leicht der Weg zu raumwirtschaftlichen Erwägungen. Der erste, der die wirtschaftspolitischen Folgerungen aus den imperialistischen Gedanken zog und Abkehr vom Freihandel offen verlangte, war Joseph Chamberlain, von 1895—1901 Staatssekretär für die Kolonien. Er sah das Ziel noch im Empire Free Trade, wobei England Industrie, Finanz und Handel stellen sollte, die Kolonien aber Rohstoffe und Agrarprodukte. Aber die Ankündigung von Agrarzöllen führte die Wählermassen 1906 den freihändlerischen Liberalen zu, und die Schutzzollpolitik der Dominien ging über die Gedanken einer reinen Ergänzungswirtschaft innerhalb des Empire hinweg. Der Imperialismus führte den Engländern die Bedeutung des Raumes für die Wirtschaft nur in der Theorie vor. Erst das praktische Beispiel des Weltkrieges, als sich das Freihandelsland plötzlich einer in mehrere gesperrte Wirtschaftsräume geteilten Erde gegenüber sah, konnte die Engländer zu einer Änderung ihrer Handelspolitik veranlassen. So wurden 1915, 1921 und 1925 recht weitgehende Zollgesetze beschlossen, aber erst nach der großen Krise von 1931 ging England zu einem geschlossenen Zollsystem und im Anschluß daran zu einer Neuordnung seiner Handelsbeziehungen über. England hat die von ihm bis dahin verfolgte autonome Zollpolitik mit reiner Meistbegünstigung aufgegeben und ist neue Wege in der Handelspolitik gegangen.

Als durch die Abschließung und Eigenentwicklung der nichtbritischen Märkte der freie Weltmarkt wieder in einzelne Wirtschaftsräume auseinanderzufallen drohte, mußte die britische Handelspolitik, die bisher die ganze Welt als den Wirtschaftsraum des englischen Volkes betrachtet hatte, sich raumwirtschaftlich orientieren, d. h. die einzelnen Länder nach ihrer Bedeutung für die englische Volkswirtschaft differenzierend behandeln. Es läßt sich daher in der neuen britischen Handelspolitik das Bestreben erkennen, vermittels handelspolitischer Maßnahmen für England ein Wirtschaftsgebiet zusammenzufassen bzw. aufzubauen, das dem Raumdenken des Engländers entspricht. Bei systematischer Einreihung der einzelnen in den letzten Jahren getroffenen Maßnahmen hebt sich das klare Bild einer englischen Großraumwirtschaft zum mindesten in Umrissen heraus. Grundlage und Ausgangspunkt ist ein in sich einigermaßen ausgeglichener Binnenmarkt. Auf der Binnenmarktordnung baut sich das Empire als eine Genossenschaft eng miteinander verbundener, aber auch in sich selbst einheitlicher Volkswirtschaften auf. Um das

Empire wieder legt sich ein „äußerer Ring", der die wirtschaftlich und räumlich besonders eng mit England verbundenen Länder der nichtbritischen Welt umfaßt. Zum Schluß kommen die Wirtschaftsbeziehungen zu den anderen großen Räumen der Welt, den Industriestaaten des europäischen Festlandes, den USA., Japan und dem Fernöstlichen Markt und der UdSSR. Dieses aus einer systematischen, nicht zeitlichen Überschau der Vorfälle gewonnene Schema soll nun kurz mit den wichtigsten Tatsachen ausgefüllt werden.

Die Binnenmarktordnung zeigt sich wohl als das schwierigste Problem, das nur ganz vorsichtig verwirklicht werden kann. Denn hier gilt es, die durch fast hundertjährigen Freihandel weitgehend raumgelöste britische Wirtschaft wieder in ein angemessenes Verhältnis zu ihrem Heimatraum zu bringen. Nachdem in der Agrarpolitik schon die Kriegswirtschaft und einige Maßnahmen der Labourregierung sich von freihändlerischen Grundsätzen losgelöst hatten, wagte es erst der konservative Landwirtschaftsminister Elliot, ganz neue Wege einzuschlagen. Er ist der Ansicht, daß die alte Freihandelszeit unwiederbringlich verloren ist, und sieht in einer Neuregelung der Landwirtschaft den grundlegenden Schritt, die englische Volkswirtschaft wieder in engere Beziehung zum englischen Boden zu bringen und den Zerfall in Monokulturgebiete möglichst weit rückgängig zu machen. So erging als das bis heute entscheidende Gesetz der neuen Agrarpolitik die Agricultural Marketing Bill vom 30. 5. 1933, welche einen großen Teil der englischen Landwirtschaft aus der freien Marktwirtschaft herauslösen will. Es ist deutlich, daß den Elliotschen Plänen ein ausgesprochener raumwirtschaftlicher Zug innewohnt. — In der britischen Industriewirtschaft zeigen sich erst Ansätze zu einer Umbildung. Während hier von dem Organisationsproblem in den großen Exportindustrien abgesehen werden kann, ist der Neuaufbau von hauptsächlich auf den Binnenmarkt angewiesenen Industriezweigen (Chemie, Kunstseide, Automobile, Elektroindustrie) für unser Thema von Wichtigkeit. Denn in der Umsiedlung dieser Industrien nach dem Süden des Landes, mehr ins Innere, kommt der Zusammenhang von Raum und Wirtschaft zum Ausdruck. Die Binnenmarktpflege in Industrie und Landwirtschaft bedeutet eine völlige Abkehr von bisherigen Thesen. Der Freihandel kannte keinen Unterschied zwischen Binnenmarkt und Ausland, für ihn war die ganze Welt ein Markt, wobei auch Zölle nur als regionale Preisunterschiede wirkten. Nun gibt es aber für England noch einen größeren Binnenmarkt; denn es gibt ja auch ein „größeres Britannien". Dem Empire wandte sich daher die britische Handelspolitik in verstärktem Maße zu. Seit dem Auftreten Chamberlains ist die Diskussion um den Empire-Großwirtschaftsraum nicht verstummt. Doch während die Dominien schon lange Präferenzzölle für das Mutterland eingeführt hatten, konnte sich England erst 1919 entschließen, seinerseits die Dominien bevorzugt zu behandeln. Aber da England nur industrielle Schutzzölle hatte, die Dominien aber hauptsächlich Agrarprodukte nach England ausführten, blieb das Zentralproblem der Empire-

politik, die Vorzugsbehandlung der dominialen Agrarprodukte auf dem englischen Markt, ungelöst. Erst als England mit einem geschlossenen Schutzzollsystem 1932 auf der Reichskonferenz von Ottawa erschien, konnte an eine engere Ausgestaltung der Wirtschaftsbeziehungen innerhalb des Reiches gedacht werden. Die Einzelheiten des Vertragswerkes von Ottawa sind mehrfach in dieser Zeitschrift geschildert worden. Als Resultat läßt sich kurz sagen, daß grundsätzlich der Gedanke einer Wirtschaftseinheit des Empire gegenüber der übrigen Welt gesiegt hat. Nur über die Verwirklichung gehen die Ansichten auseinander. Abgesehen von den reinen Freihändlern, wie Sir Herbert Samuel, ist da die Richtung des Lord Beaverbrook, welche für das Empire Schutzzölle nach außen und Freihandel im Innern fordert, also die Pläne Chamberlains genau wieder aufnimmt. Dem steht die Ansicht Walter Elliots gegenüber, der den Freihandel auch innerhalb des Empire ablehnt und für eine allseitige wirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Reichsglieder eintritt. Das führt dann zu dem Gedanken einer Reichsplanwirtschaft, wie sie der Australier Bruce vertritt. Ganz am anderen Ende stehen schließlich die „Kleinengländer", die ähnlich wie die Freihändler von einer Empire-Großraumwirtschaft nicht viel wissen wollen. Die Verträge von Ottawa liegen etwa in der Mitte zwischen den Anschauungen Chamberlains und Elliots, sie sind sehr elastisch gehalten und lassen einer Revision offenen Spielraum, die denn auch schon oftmals gefordert worden ist. Nimmt man zu der Handelspolitik noch den Ausbau der imperialen Verkehrswege und den großen Reichsverteidigungsplan, so wird es klar, daß England das Empire zu einem einheitlichen Lebens- und Wirtschaftsraum ausbauen will. Als das schwierigste Problem der neuen britischen Reichsgestaltung zeichnet sich dabei die Einfügung der großen, von alten Kulturvölkern bewohnten Gebiete, wie Ägypten und Indien, ab.

Es ist keineswegs so, daß England handelspolitisch die ganze Welt nun in Empire- und Nichtempireländer einteilt. Auch in der nichtbritischen Welt macht England Unterschiede und bindet eine Reihe von Ländern wirtschaftlich enger an sich, um einen „äußeren Ring" von Klientelstaaten um das Empire zu legen und so den englischen Wirtschaftsraum noch zu erweitern. Während es in Lateinamerika die großen britischen Kapitalsinteressen sind, die diese Länder an England binden, tritt das räumliche Moment in der britischen Handelspolitik im Ostseeraum deutlich zutage. Der Ostseeraum, d. h. Skandinavien und Baltikum, wird geographisch als die gegebene Ergänzung für Großbritannien angesehen; die Vorderfront Englands ist dem Eingang in die Ostsee zugekehrt. Das gemeinsame dänisch-angelsächsische Reich unter Knut dem Großen und die Wegnahme der dänischen Flotte 1801 sind ja aus dieser geopolitischen Tatsache bis zu einem gewissen Grade zu erklären. Im Zuge dieser Einstellung schloß England gleichartige Handelsverträge mit den skandinavischen Staaten im Jahre 1933 ab, denen 1934 Verträge mit den baltischen Staaten folgten. Alle diese Verträge sicherten England eine starke wirtschaftliche

Stellung im Nord- und Ostseeraum. Den Schlußstein dieser handelspolitischen Offensive bildete der neue polnisch-britische Handelsvertrag vom Februar 1935. Ebenfalls in die Reihe des „äußeren Ringes" sind die Länder des Nahen Ostens zu stellen. Neben dem indonesischen Raum mit Singapore ist der Nahe Osten heute die entscheidende Stelle des Empire geworden. Die britische Handelspolitik hat hier einen Ausgleich mit dem wirtschaftlichen Nationalismus der orientalischen Völker herbeizuführen. So befinden sich gegenwärtig die englisch-ägyptischen Beziehungen im Stadium einer Neuordnung. Weiter versucht England die wirtschaftlichen Fäden zwischen seinen arabischen Einflußgebieten zu vertiefen. Andererseits zeigt der neue türkisch-britische Handelsvertrag, wie weit England dem Nationalismus im Orient heute entgegenkommt und wie es die einzelnen Räume auch handelspolitisch verschieden wertet. Nimmt man zu den genannten Ländern noch einige mit England eng verbundene Staaten, wie Holland, Portugal und Griechenland, so ist der „äußere Ring" um das Empire geschlossen.

*

Die räumliche Abgrenzung der britischen Wirtschaftsinteressen ist natürlich nicht so scharf, wie es in diesem Schema dargestellt werden mußte. Denn noch immer erstrecken sich die Handelsbeziehungen Englands über die ganze Welt, und selbst wenn England wollte, würde ein Abbruch dieser Beziehungen mit unabsehbaren Gefahren für die englische Wirtschaft verbunden sein. Im allgemeinen ist eine gleiche Geschlossenheit wie bei der Errichtung einer Großraumwirtschaft in der englischen Handelspolitik gegenüber den anderen großen Wirtschaftseinheiten nicht zu erkennen. England befindet sich hier in Defensivstellung mit dem Wunsche, das Handelsvolumen möglichst hoch zu halten, ohne die Vorteile eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes zu opfern. So mußte England die Verträge mit den Industriestaaten des festländischen Europa an seine Schutzzoll- und Empirepolitik anpassen, was besonders im Falle Frankreichs zu einem ernsthaften Handelskonflikt führte. Gegenüber den USA. ist England in der Handelspolitik vorläufig abwartend, seine große Passivität im Handel mit USA. gibt England eine starke Stellung. Es scheint hier erst einmal eine Klärung in den inneramerikanischen Verhältnissen und in der Schuldenfrage zu erwarten. Gegenüber der abwartenden Ruhe im atlantischen Bereich hat der britische Handel im pazifischen Raum schwere Kämpfe zu bestehen. Im Fernen Osten kämpfen der englische, amerikanische und japanische Handel um die Märkte, und seit dem Jahre 1931 hat Japan eine Exportoffensive eingeleitet, die schließlich die englische Politik zu Abwehrmaßnahmen auf den Plan rief. So wurde im Dezember 1933 das japanisch-indische Abkommen von 1904 gekündigt, und im Januar 1934 unterzeichnete Japan ein neues Baumwollabkommen mit Indien. Ferner kontingentierte England die Einfuhr von Baumwoll- und Kunstseidenwaren in die Kolonien. Im Verlauf des handelspolitischen Abwehrkampfes gegen Japan zeigte sich, daß das britische Indiameerreich schon eine gewisse wirtschaftliche Eigengesetzlichkeit bekommen hat. Im Mai 1934 fuhr der australische Außenminister Latham zu Wirtschaftsverhandlungen nach Tokio; denn Japan ist Großabnehmer für australische Wolle und Weizen. Und erst vor kurzem hat Südafrika die Errichtung eines Handelskommissariats in Batavia für das Gebiet von Karatschi bis Yokohama bekanntgegeben. Ebenso wie England zur Abwehr fremden wirtschaftlichen Eindringens in den Indiameerraum entschlossen ist, scheint es zu einer realpolitischen Verständigung über den chinesischen Markt bereit zu sein; das geht u. a. aus dem Mandschureibericht der britischen Industriedelegation hervor. — Im Verhältnis zu Sowjetrußland ergab sich die Notwendigkeit einer Anpassung an die Ottawaverträge. Denn Rußlands Rohstoffexport konkurriert mit der Ausfuhr der Dominien, was die sog. Russenklausel von Ottawa bereits berücksichtigt hatte. Das Ergebnis langer Verhandlungen war ein neuer britisch-russischer Handelsvertrag von 1933,

der eine Anerkennung der Russenklausel von Ottawa durch Rußland brachte. Vorläufig wird aber wohl die Rohstoffkonkurrenz Rußland—Empire das Bild der Handelsbeziehungen weiter bestimmen.

*

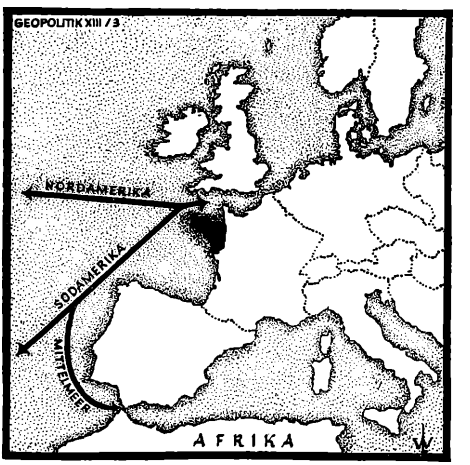
Verfolgt man die britische Handelspolitik seit der Abkehr vom Freihandel weltüber, so kann man die Raumwirtschaft als einen ihrer Gesichtspunkte deutlich erkennen. England kann nicht mehr auf der ganzen Welt unterschiedslos Handel treiben, sondern muß die Wirtschaftsgebiete nach ihrer Bedeutung für die eigene Volkswirtschaft abgrenzen und verschieden werten. Die Agrarpolitik Elliots und die Empirepolitik sind die praktischen Auswirkungen des raumwirtschaftlichen Gedankens in der neuen englischen Handelspolitik. Danach ist der Kern des britischen Großwirtschaftsraumes die heimische Produktion und ihre Möglichkeiten. Der Gedanke einer reinen Arbeitsteilung im Empire ist heute überholt, man kann das Verhältnis zwischen den einzelnen Reichsgliedern vielleicht am besten als genossenschaftlichen Imperialismus bezeichnen. Gegenüber der nichtbritischen Welt ist das raumwirtschaftliche Prinzip entschieden und rein nur in dem Ring von Ländern betont, den sich England währungs- und handelspolitisch um das Empire gelegt hat. Bis zur Weltwirtschaftskonferenz war England Anhänger der Meistbegünstigung. Erst nach deren Scheitern verkündete Runciman im Unterhaus, daß die Beziehungen zu den einzelnen Handelspartnern differentiell, d. h. raumwirtschaftlich, geordnet werden sollten. Wenn man Sicherung von Absatz und Bezug als alleinigen Leitfaden englischer Handelspolitik seit den Tagen der Königin Elisabeth annimmt, so sieht England in der heutigen Weltlage sein Interesse nur gewahrt dadurch, daß es die Gesetze des Raumes, die in der Freihandelszeit vernachlässigt werden konnten, wieder zur Geltung bringt.

Schließlich soll hier noch geprüft werden, inwiefern die allein beständigen Faktoren Raum und Volk der Änderung der englischen Handelspolitik die nötigen Grundlagen liefern. Das raumpolitische und -wirtschaftliche Gesetz, nach dem England angetreten ist, ist das ozeanische. England und sein Handel können nur vom Ozean aus verstanden werden. Englands Handel ist immer von der Küste, vom Meer aus, vorgedrungen. Die großen Festlandsmassen hat er nie erobert. Auch die neue Handelspolitik folgt diesem Raumgesetz; die englische Politik gegenüber dem Ostseeraum ist das beste Beispiel dafür. Auch sonst sind die Länder, in denen England handelspolitisch besonders tätig ist, durchweg Küstenländer (Argentinien, Portugal). Demgegenüber hat England in dem Handel mit großen Kontinentalländern, wie USA., Rußland, Inner-China, nicht denselben Erfolg. Schon bei vorwiegend kontinentalen Ländern, wie der Türkei und Iran, zeigen sich Schwierigkeiten. Überhaupt tritt an der Umrandung des Indiameerreiches die natürliche Grenze einer erfolgreichen englischen Handelspolitik deutlich in Erscheinung. In dieses Gebiet stößt der Handel des festlandbestimmten Rußland und Japans vor. Solange Englands Handelsreich wirklich ein „Ozeana" bleibt und sich in die Kon-

tinente hinein nicht verirrt, kann es als vom Raume aus gut fundiert gelten. Wenn man daher die Aussichten der englischen Handelspolitik und ihres Wirtschaftsgebietes beurteilt, muß man sich immer vor Augen halten, daß Englands Handel Überseehandel und sein Reich vom Meeresraum aus entstanden ist; dann erscheint die scheinbare geographische Verstreutheit des englischen Handels und Reichs gar nicht so sinnlos, wie sie einem in kontinentalen Räumen denkenden Beobachter erscheinen mag. Für uns Deutsche jedenfalls wird es ratsam sein, auch weltwirtschaftlich mit dem britischen Empire als einer gewissen Einheit zu rechnen und die Wirksamkeit der neuen Außenhandelspolitik Englands nicht zu unterschätzen. Gerade weil sie geopolitische Gesichtspunkte so weitgehend berücksichtigt, wird ihr ein Erfolg nicht versagt sein.

GERHARD VON TEVENAR:
Volk und Raum der Bretonen

Wenn die inneren Probleme des französischen Staatsraumes seit einer Reihe von Jahren auch in der deutschen Öffentlichkeit aufmerksame Beachtung finden, so verdanken sie dies zu allererst den Lebensäußerungen jener Heimat- und Autonomiebewegungen, in denen sich heute alle die völkischen und landschaftlichen Elemente zum Worte melden, die der zentralisierende Verwaltungsstaat seit 1789 seiner uniformen Einheit glaubte zum Opfer bringen zu müssen. Der elsässische Autonomistenprozeß von Kolmar und die Sprengstoffdemonstrationen bretonischer Nationalisten ließen zum erstenmal auch weiteren Kreisen deutlich werden, daß diese vielzitierte und vielgepriesene nationalstaatliche Einheit doch wohl nicht ganz ohne Fehl und Makel sei. Eine solche Vermutung rät ganz von selbst zu einer näheren Untersuchung dieser landschaftlichen Bedingtheiten und muß den neutralen Beobachter notwendigerweise ebenso an raumpolitische Probleme wirtschaftlicher, kultureller und strategischer Prägung heranführen wie in die verwirrende Buntheit der mittelalterlichen Geschichte Westeuropas [1]).



Die europäische Verkehrslage der Bretagne

1) Hier sei vor allem auf die kürzlich bei Kohlhammer, Stuttgart, erschienene Arbeit von Dr. K. Pleyer: „Die Landschaft im neuen Frankreich" verwiesen, die dem Verfasser leider noch nicht vorgelegen hat.

Die Karte Frankreichs zeigt auf den ersten Blick die besondere, von allen natürlichen Vor- und Nachteilen begleitete Lage der bretonischen Halbinsel im westeuropäischen Raum: finis terrae (Département Finistère!) und abgelegener Schlupfwinkel, bietet sie ihren Bewohnern einen besseren Schutz vor den Völkerwanderungskriegen als das übrige Gallien und ist also dazu angetan, diese von der galloromanischen Übergangsentwicklung zum Frankenreich eher abseits zu halten. Zugleich aber auch Brücke des Festlandes zur britischen Inselwelt, wird sie lange Zeit Spielball und Streitobjekt zwischen der englischen und französischen Krone, wird sie schließlich im Zeitalter des Weltverkehrs zu einem von der Natur selbst angewiesenen Vorposten und Ankerplatz Europas für die Neue Welt jenseits des Meeres. Für die gegenwärtig mangelhafte Ausnutzung dieser guten Verkehrslage sind, wie wir sehen werden, besondere Umstände verantwortlich zu machen. Sie macht es jedoch bereits begreiflich, daß die Bretagne eine merkwürdigere Rolle in Frankreichs politischer Entwicklung spielen mußte als Picardie, Auvergne oder selbst die Provence. Bedenkt man weiter, daß dieser mit dem heutigen Holland, Belgien oder Dänemark etwa gleich große Raum während zweier Jahrhunderte eine volkreiche Einwanderung bretonischer Inselkelten erfahren hat, die ihm Namen und Sprache gaben, so wird man sich angesichts etwa der Beispiele von Irland und Finnland kaum noch wundern, wenn es morgen für Frankreich in dem gleichen Maße eine bretonische Frage geben wird, in dem es heute für Italien eine Südtiroler und für Rumänien eine Siebenbürger Frage gibt.

Wir finden eine Sonderstellung dieses Raumes schon in vorkeltischer Zeit, die auf seinem Boden megalithische Kult- und Gräberstätten in einer Fülle häuft, wie sie das Abendland sonst nicht mehr aufzuweisen hat. Die vorchristlichen Jahrhunderte keltischer Besiedlung zeigen einen regen Handelsverkehr zwischen Britannien und Gallien, vermittelt vor allem durch das die heutige Südbretagne bewohnende Seefahrervolk der Veneter, das schließlich von Cäsar vollständig zugrunde gerichtet (56 v. Chr.) und mit dem übrigen Gallien der Romanisierung und „Pazifizierung" anheimgegeben wird. Die fränkischen Eroberer bemühten sich vergeblich, das Land völlig zu unterwerfen, und selbst Kaiser Karl mußte sich mit einer bretonischen Mark zwischen Rennes und Nantes begnügen, deren Bedeutung durch die Ernennung seines Paladins Roland zu ihrem ersten Markgrafen nur unterstrichen wird. Im siegreichen Kampf mit dessen Nachfolgern gelingt es den Bretonen, ihre staatliche Einheit und ihre Freiheit nach außen in einem eigenen Königtum zu sichern und schließlich ihre Siedlungen sogar bis weit in das Gebiet der Normandie, Vendée, Maine und Anjou vorzutreiben. Auch der Kirche wird es nicht leicht gemacht, die zur Häresie neigenden Bretonen in die römische Ordnung zu zwingen. Erst die Normannenstürme zerstören das reiche Land so gründlich, daß es sich nur noch als Herzogtum unter der freilich oft recht fragwürdigen Lehnshoheit der französischen Krone von diesem Schrecken erholen

kann. Der Hundertjährige Krieg findet die Bretagne bald auf englischer, bald auf französischer Seite und lehrt sie rasch, aus dieser Lage ihre Früchte zu ziehen. So erklärt sich die hohe wirtschaftliche Blüte des Landes unter seinen letzten Herzögen im 15. Jahrhundert, wo Schlösser, Häfen, Bergwerke und Druckereien fast schneller aus dem Boden wachsen als in Frankreich. Ein Bretone führt die ersten Kolonisten nach Kanada, und die Fischer und Händler von St. Malo, Morlaix und Nantes werden von den spanischen Küsten bis nach Neufundland gut bekannt. In einer weitgespannten Bündnispolitik suchen sich die Herzöge auf England, Spanien, auf Burgund, Flandern und Habsburg zu stützen, um den Annexionswünschen der französischen Könige zu entgehn. Doch als der andere große Feind der Krone, Karl der Kühne von Burgund, der schlauen Politik eines Ludwig XI. erlegen ist, vermag auch eine Heirat der letzten bretonischen Herzogin mit Maximilian von Österreich dem Lande die Freiheit nicht mehr zu retten: der König erzwingt sich selbst die Hand der Erbin und vollzieht 1532 unter feierlicher Garantie der provinziellen Sonderrechte seine Einverleibung.

Als französische Provinz erfährt es dann jene Zurücksetzung und Vernachlässigung, die ihm den Ruf eingebracht hat, rückständig und barbarisch, d. h. unfranzösisch zu sein. Allein seinen militärischen Wert wußte Paris zu schätzen: die bretonischen Soldaten und Häfen spielen bei den zahlreichen französischen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts eine große Rolle. Richelieu selbst übernahm eines Tages die Regierung der Provinz und baute dort den Kriegshafen von Brest. Dieser etwas einseitige Wertakzent führte in späterer Zeit zwangsläufig zu einer Schrumpfung in der Entwicklung von Wirtschaft und Handel, deren Hochblüte des 19. Jahrhunderts nun vor allem Bordeaux, Cherbourg und Le Havre zugute kommt. So verfügt die Bretagne heute (außer zwei Hauptstrecken) nur über veraltete Kleinbahnen, nur einen modernen Fischereihafen und ein völlig unzureichendes Kanalsystem, während z. B. die vielversprechenden Eisenvorkommen bei Châteaubriant noch nicht im geringsten erschlossen sind. Die bevorzugte Behandlung der südfranzösischen Gebiete und eine rücksichtslose Importpolitik haben die gegenwärtige Krise für den bretonischen Bauern und Fischer ganz besonders stark fühlbar gemacht. Die Regierung hat nicht nur selbst die Anlage eines großen transatlantischen Kopfhafens, der gegenüber Cherbourg dem Passagierverkehr einen Zeitgewinn von einem halben Tag hätte bringen können, verabsäumt, sondern ebenso dem Amerikaner P. Morgan die Konzession von L'Aberwrach verweigert, wo dieser die Festlandsbahnen an den Nordatlantikschnellverkehr heranzuführen plante. So dient noch heute die denkbar günstige Reede von Brest, wo deutsche Ingenieure einmal behaupteten, den Hamburger Hafen dreimal unterbringen zu können, aus militärischen Rücksichten weder der Seeschiffahrt noch auch dem Luftverkehr. Erst kürzlich wurde auch der Endhafen der Südamerikalinien von St. Nazaire nach Bordeaux verlegt.

Wenn auch gewiß bei alledem der Eigennutz der einflußreichen Industrie anderer Gebiete den Ausschlag geben wird, so kann man sich doch des Eindrucks nicht ganz erwehren, als empfinde die Pariser Regierung nicht nur in wirtschaftlichen Fragen gewisse Hemmungen gegenüber den fünf bretonischen Départements; es mag das auf deren immer noch fremdartigem, nicht ausreichend assimiliertem Charakter mitberuhen. Die bäuerliche Volksstruktur und vielleicht auch ein vielen Kelten eigener Hang zu träumerischer Resignation scheint dazu beizutragen, daß die heimischen Wirtschafts- und Kulturinteressen bei den zentralen Behörden ausgesprochen unzureichend vertreten sind. Es entbehrt daher auch nicht einer gewissen Logik und Brutalität, wenn im Jahre 1925 der französische Kultusminister öffentlich erklären konnte: „Im Interesse von Frankreichs sprachlicher Einheit muß die bretonische Sprache verschwinden!"

Hier stoßen wir auf das wichtigste Problem der bretonischen Gegenwart. Hatte das 19. Jahrhundert im Zeichen eines Herder und Humboldt allenthalben in Europa den Beginn romantischer Heimatbewegungen gebracht, die man in Frankreich gemeinhin mit dem Sammelnamen des Regionalismus zu bezeichnen pflegt, so traf das in ganz besonderem Maße für die Bretagne zu. Ein LeGonidec, Brizeux, Villemarqué, Pitre-Chevalier, LaBorderie, ein Châteaubriand, Lamennais und Renan führen sehr bald eine Blütezeit bretonischer Dichtung und Forschung herauf und bezeichnen zugleich mit schwärmerischen Bardenfeiern und keltischen Kongressen die Wiedergeburt eines nationalen Volksbewußtseins, das der unerbittlichen Assimilierungspolitik der Dritten Republik zwangsläufig unbequem werden mußte. Hatte die Revolution mit dem Bretonen Cadoudal den royalistischen Widerstand gegen Paris entfacht, so kam es neben zahlreichen regionalistischen Kulturbünden noch vor dem Kriege zu einer Vereinigung junger Nationalisten, die sich nicht scheuten, sogar eine staatliche Trennung von Frankreich als das letzte mögliche Mittel zur Erhaltung des Volkstums ihrer Heimat gutzuheißen. All diese Bestrebungen mußten mit dem Weltkrieg zunächst an Gewicht verlieren angesichts der Tatsache, daß das Land 240000 Söhne für Frankreichs Sache opferte, d. h. durchschnittlich doppelt soviel wie die Franzosen selbst. Doch da die Bretonen an der Front wirklich geglaubt hatten, für das Recht der kleinen Völker gegen die Unterdrücker zu kämpfen und zudem zum erstenmal die sprachliche und völkische Kluft spürten, die sie vom Lothringer oder Provençalen trennte, so gingen die Träger der Volkstumsbewegung nach dem Kriege mit doppeltem Eifer an ihr Werk, das ihrer Heimat Recht und Freiheit im weiten Rahmen Frankreichs bringen sollte. Die Tätigkeit der regionalistischen Vereine nimmt wieder zu, ohne jedoch irgendeinen greifbaren Erfolg einzubringen. Es entstehen verschiedene Gruppen junger Patrioten, die in Wort und Schrift die Mißwirtschaft des Zentralismus geißeln. Immer unhaltbarer erscheint der Zustand, daß in den Schulen die Kinder, die in den Pausen wie zu Haus bretonisch sprechen, hart bestraft

werden, daß Gymnasiasten wohl arabisch oder annamitisch, nicht aber die Sprache ihrer Heimat als Nebenfach wählen dürfen, obwohl inzwischen z. B. in der Provence das bodenständige Idiom ausgiebig in den Schulen Platz gefunden hat. Zahlreiche politische Blätter und wissenschaftliche Kreise führen den Kampf um das Recht des eigenen Volkstums immer weiter. Bei den Ministern und im Parlament bleiben jedoch alle Vorstellungen ohne Gehör. Als erste beginnt die Kirche die Zeichen der Zeit zu sehen: sie läßt in einem bestimmten Umfang in Predigt und Unterricht Bretonisch zu.

Obwohl im Laufe des letzten Jahres etwa 120 Gemeinden und drei Départementsräte (Finistère, Côtes-du-Nord und Morbihan, was etwa der noch bretonisch sprechenden Bretagne entspricht) eine Petition für die Einführung der Heimatsprache im Volksschulunterricht angenommen haben, halten die Behörden unerbittlich an ihrer Verbannung fest. So muß es wundernehmen, daß diese Sprache nicht nur noch lebt — sie wird von beinah $1\frac{1}{2}$ Millionen, d. h. etwa der Hälfte aller Bretonen gesprochen —, sondern tagtäglich neue Entfaltung erfährt und neben wissenschaftlichen Werken auch schon Übersetzungen u. a. aus Shakespeare, Grimm oder Rilke ihr eigen nennt. Damit scheint die Zeit vorüber zu sein, wo das Bretonische, wie ehedem Irisch, Finnisch oder Flämisch, noch zum minderwertigen Bauerndialekt abgestempelt werden und wo die kulturelle und wirtschaftliche Eigenart eines Landes der zentralen Bürokratie zum Opfer fallen konnte.

Es darf jedoch aus diesen Umständen im gegenwärtigen Augenblick nicht der falsche Schluß gezogen werden, es stehe eine große Umwälzung unmittelbar bevor; schon die Tatsache, daß sich die bretonische Heimatbewegung (zum Unterschied z. B. von der elsässischen) bis heute auf der Plattform des Parlaments noch kaum hat bemerkbar machen können, deutet darauf hin, daß selbst die Bedeutung etwa der bekannten politischen Zwischenfälle anläßlich der 400-Jahresfeier zur Annexion nicht leichtfertig überschätzt werden darf. Dennoch rückt die Möglichkeit näher, daß dieses durch seine Sonderlage so begünstigte bretonische Volk eines Tages eine Mitwirkung bei der Erschließung seines Raumes und seiner Wirtschaft von Frankreich fordern wird, wie sie die stammverwandten Iren mit Erfolg von Großbritannien haben fordern können [1]).

---

1) Von neuerem Schrifttum zur bretonischen Frage sei hier genannt: E. Durtelle de St. Sauveur: Histoire de Bretagne, 2 Bde., Paris-Rennes 1935; M. Duhamel: La question bretonne dans son cadre européen, Rennes 1932; M. Guieysse: La langue bretonne, Rennes 1936; M. Planiol: Le malaise breton (in: La Revue Universelle, Paris, Januar-Februar 1934); R. Barbin: L'autonomisme breton, 2 Bde., Poitiers 1933/34; M. Zur: Der bretonische Regionalismus in Frankreich (Dissertation), Breslau 1930.

Außerdem die wertvollen bretonischen Monatsschriften „Gwalarn" (Brest) und „Stur" (Rennes).

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:

Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei I

Der neue Staat Mandschukuo ist der Fläche nach einer der größten Staaten der Erde, umfaßt er doch ein Gebiet, das jenem der Länder Deutschland, Frankreich, Belgien und Tschechoslowakei zusammengenommen entspricht; seine Bevölkerung beträgt schon heute mindestens 34 Millionen und ist durch natürliche Vermehrung und ständige Zuwanderung im raschen Wachsen begriffen, so daß er auch bevölkerungspolitisch immer mehr den Charakter einer Großmacht erhält. Einschließlich der dem Großen Chingan vorgelagerten, als wirtschaftliches, politisches und strategisches Vorfeld dienenden, hauptsächlich von Mongolen bewohnten Barga, die schon ein Stück der Mongolei ist, kann man die raumpolitische Lage des Staates eine ideale nennen. Ist dieser doch mit seinen zentralen Ebenen wie ein riesiges Becken, das fast allseitig randlich von waldreichen Gebirgszügen umrahmt wird und im Südwesten das gewaltigste Bauwerk der Welt, die alte Kultur- und Völkerscheide der Großen Mauer als — heute allerdings nur symbolische — Grenze gegen China hat. Klare Fluß- und Seegrenzen fassen zu drei Vierteln das Staatsgebiet zusammen, allerdings ohne natürliche Scheiden zu sein. Die Natur hat diesem Raume alle notwendigen Gaben verliehen, um zu einem starken und eigenständigen Staate zusammenzuwachsen — alle bis auf den Menschen! Kaum ist die Hälfte seines anbaufähigen Landes in Kultur genommen, noch ist ein Viertel seiner Fläche mit wertvollen Wäldern übergrünt, kaum sind seine reichen Kohlen- und Eisenschätze erschlossen. Mindestens achtzig Millionen Menschen können und werden in Zukunft hier leben und schaffen. Aber gibt es hier einen eigenständigen Staat und kann und soll sich ein eigenständiges Volk hier entwickeln?

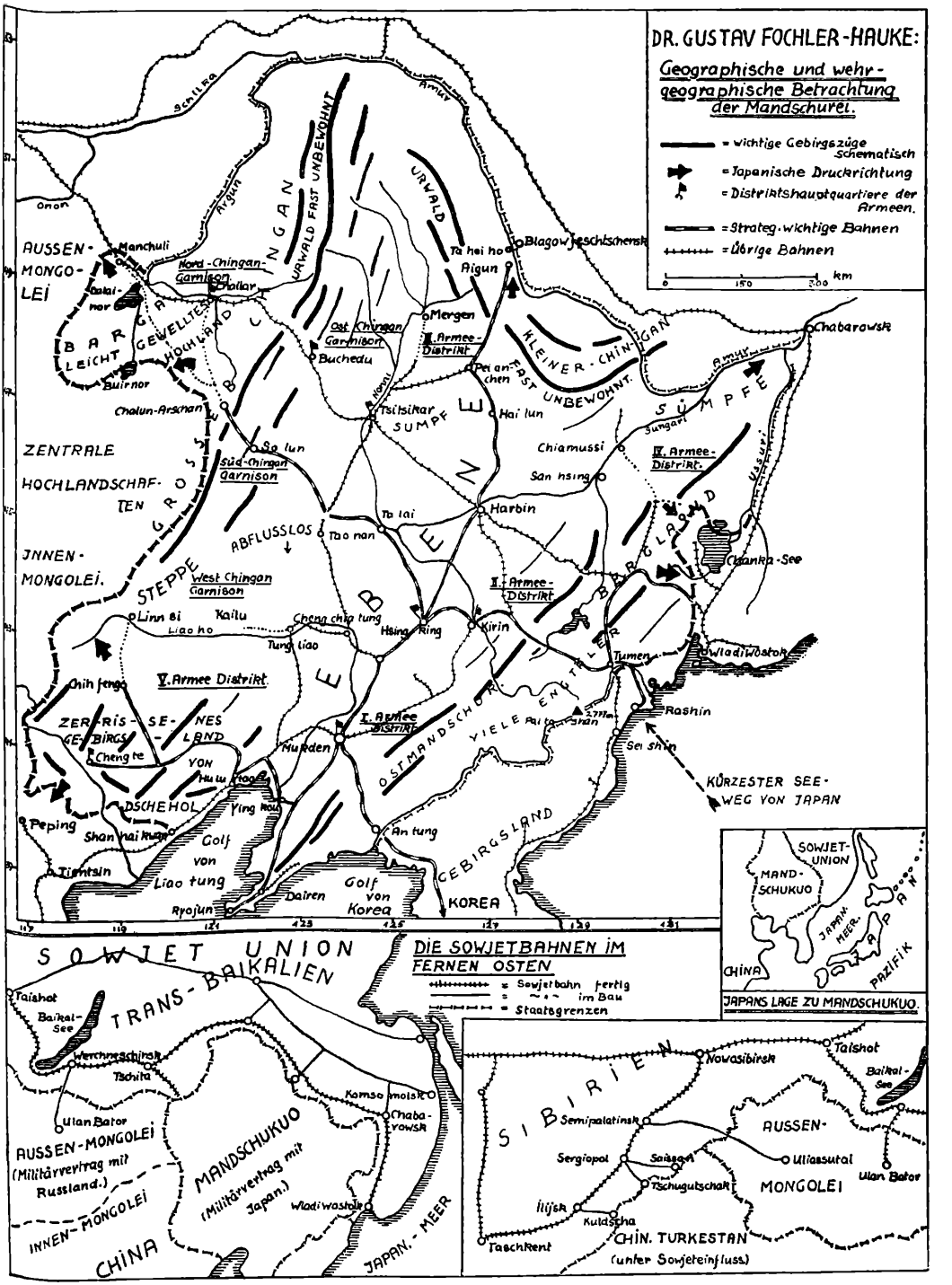
Die Mandschurei ist seit jeher ein Rückzugs- und Sammelraum für Eroberervölker gewesen, aber die Völker, die in ihr lebten, haben niemals hier Weltgeschichte gemacht oder eine weltbedeutende kultürliche Entwicklung angebahnt, sondern sie sind immer aus diesem Kraftherd ausgebrochen, um jenseits weltgeschichtlich bedeutsame Umwälzungen einzuleiten. Die tungusischen Stämme, die hier als Reiter und Hirten die Steppen durchstreiften, sie haben immer wieder dem großen, alten Kulturvolk im Südwesten neues Blut und neue Kraft geschenkt, aber es war ihnen nie vergönnt, eine arteigene kultürliche Reife zu erleben. Die Pohai und Moho, Liao Chin und Yuan, sie alle erhoben sich blitzschnell zu Macht und zu gewaltiger Kraftentfaltung, und sie alle verloren ihr Blut und ihre Eigenart in dem kunstvollen, riesigen Spinnennetz der chinesischen Kulturgemeinschaft oder in der Zersplitterung im unbewältigtem Raume. Und in unserer Zeit stirbt eines der kraftvollsten Völker aus, das je sich im ostasiatischen Raume in das Licht weltgeschichtlichen Geschehens hervorwagte, das Volk der alten Mandschus, einst, im 17. Jahrhundert, von

Nurhachi aus widerstrebenden Stämmen machtvoll geeint und kurz darauf als herrische Kriegerschar das altersmüde chinesische Reich erobernd und seinen Umfang zum größten je erreichten zusammenschmiedend und ausdehnend. In den Zügen des heutigen Kaisers Kang Te von Mandschukuo, in dessen Adern das Blut mandschurischer Vorfahren fließt, soll eine große Ähnlichkeit mit dem Ahnherrn Nurhachi bestehen; aber, wenn dieser Kaiser sich als Mandschu fühlt, dann hat er kein artverwandtes Volk um sich, sondern fremdes, in dem das letzte Mandschublut versiegt. Nur einige Gelehrte sprechen noch das Mandschurische und ein paar steinalte Bauern auf dem Lande, nur noch ein paar hunderttausend Frauen tragen die mandschurische Haartracht, aber auch sie geben unter dem Anfluten der chinesischen Masse immer schneller diese letzte Erinnerung an stolze Vergangenheit auf. Vergeblich hatten die Kaiser der Mandschudynastie von Peking aus Gesetze erlassen, die helfen sollten, wenigstens das Stammland, die Steppen jenseits der Großen Mauer, dem Eroberervolke zu erhalten. Noch ein kaiserliches Dekret von 1803 sagt: „Das Land jenseits der Mauer von Shanhaikwan ist ein wichtiges für die Mandschus. Die Chinesen dürfen es nicht betreten und nicht besiedeln, denn auf ihm beruht die Lebenskraft der Mandschubanner." Aber mit dem Verfall der Dynastie verloren diese Gesetze ihre Wirkung, die besten Kräfte der Mandschus strömten nach China und gingen dort im Chinesentum auf, und die Massen der chinesischen Siedler, die immer unaufhaltsamer durch die Tore der Großen Mauer und über den Golf von Tschili nach den mandschurischen Steppen und in die mandschurischen Wälder wanderten, sie wurden die Herren des Landes, das solch stolze Erobervölker hervorgebracht.

Wie kommt es, daß in diesem einheitlichen und fruchtbaren Landraume zwischen den Waldgebirgen ewige Unrast weilte und nach kurzem Sammeln ein immer neues Entleeren einsetzte? Die in den Wald- und Sumpfgebieten der Nordmandschurei wohnenden Jagd-, Fischer- und Sammelvölkchen — von denen heute noch die geringen Reste der Solonen, Dauren, Orotschonen und Golden übriggeblieben sind —, sie haben wegen immer verhältnismäßig kleiner Zahl und der Ungunst der natürlichen Verhältnisse sowie durch den Mangel an kultürlicher Befruchtung infolge großer Abgeschiedenheit es niemals vermocht, größere Räume staatspolitisch zusammenzuschließen; die Steppenbewohner, wie die Khitan und Mandschus, verfügten zwar zweifellos über große politische Energien, aber als Nomaden und Halbnomaden entfalteten sie weniger ihre Schöpferkraft in einer stetig sich entwickelnden Kultur, sondern stießen in plötzlichen Wallungen dem Kulturgefälle entgegen nach dem reicheren, kulturhohen Süden und Südwesten vor und unterwarfen sich das nach Blüteperioden wenig widerstandsfähige, in männlich-kriegerischer Hinsicht verweichlichte China. Wie einst das verweichlichte Rom durch die germanischen Eroberer neue politische und kulturschöpferische Kraft erhielt, die Eroberer aber blutlich und geistig allmählich der Aufsaugung unterlagen, so hat auch China

immer wieder neue Kräfte durch Aufsaugung naturnaher Eroberervölker erhalten und gerade nach diesen fremdvölkischen Wellen immer wieder neue Blütezeiten erlebt.

Als mit dem Verströmen des Mandschublutes selbst noch unter der Mandschuherrschaft in Peking der chinesische Ackerbauer die weiten Steppen der Mandschurei mit dem Pfluge erschloß, da schienen zum ersten Male die Grundlagen für eine weniger schwankende Macht- und Kulturentwicklung des Landraumes gelegt zu sein. Zweifellos würde das mandschurische Chinesentum auch ohne die heute zerstörend und gestaltend zugleich wirkenden Kräfte der — auf europäisch-amerikanischen Ideologien aufgebauten — chinesischen Revolution von 1911 den kulturbewußten Zusammenhang mit dem Stammlande bewahrt haben. Aber es begannen sich doch, trotz aller Familienbande mit der alten Heimat, bestimmte Gegensätze zu dieser auszubilden, die zwar so gut wie keine kultürliche, aber eine gewisse charakterliche Angleichung an das nomadisch-kriegerische Mandschutum bewirkten, um so mehr, als mit der zahlenmäßig immer stärkeren Zurückdrängung der Mandschus auch Chinesen in Mandschubanner eingereiht bzw. in eigenen Schutzbannern zusammengefaßt wurden. Die Weite des neuen Landraumes und die Notwendigkeit der Verteidigung erweckten in dem von der Heimat her an eine kleinbäuerlich-händlerisch-verbeamtete Gesittung gewöhnten Kolonialchinesen der Mandschurei freiere, herrenmäßigere, ungebundenere Instinkte, während andererseits in den vielen Tausenden, die sich widerrechtlich in der Mandschurei niedergelassen hatten und denen es nicht gelungen war, ihre Landnahme den herrschenden Bannern gegenüber zur Anerkennung durchzusetzen, eine auflehnende Gesinnung entstand, die sich in Selbstschutz und in Angriffskampfhandlungen, aber auch in Bandenwesen kundtat; das mandschurische Bandentum hat in diesen alten Kolonialchinesen seine Ahnen. Wäre diese Entwicklung lange genug vor sich gegangen, so würde es nicht ausgeschlossen gewesen sein, daß dieses Kolonialchinesentum sich geistig so weit vom Stammvolk abgesondert hätte, so daß sich aus ihm eine neue Nation — ähnlich wie es bei der amerikanischen der Fall war — sich hätte bilden können. Und vielleicht wäre dann einmal dieses herrenmäßig-kriegerisch-verjüngte Chinesentum der Mandschurei ebenso erobernd nach China zurückgedrungen, wie einst die tungusischen Völker über die Große Mauer einbrachen und wie heute das japanische Inselvolk vorwärtsschreitet. Letztlich sind es die Brandungswellen des Geistes der weißen Völker gewesen, die mittelbar eine ganz andere Entwicklung bedingten, indem weniger durch den Anmarsch westlicher Heere und Flotten als durch das Eindringen westlicher Ideen das wieder einmal morsch gewordene chinesische Gefüge zersprang und durch die Revolution von 1911 über ein Chaos der Weg zu neuer Zukunft frei wurde. Von den durch unablässige Bürgerkriege und auch durch verwahrloste Verwaltung bedingten Verheerungen gequälten Stammlande strömten immer neue Millionen chinesischer Bauern in die durch keinerlei kaiserliche Dekrete


DR. GUSTAV FOCHLER-HAUKE:
Geographische und wehrgeographische Betrachtung der Mandschurei.
= wichtige Gebirgszüge schematisch
= Japanische Druckrichtung
= Distriktshauptquartiere der Armeen.
= Strateg. wichtige Bahnen
= Übrige Bahnen
150
300 km
AUSSEN-MONGOLEI
INNEN-MONGOLEI
ZENTRALE HOCHLANDSCHAFTEN
GROSSES CHINGAN
KLEINER CHINGAN
URWALD FAST UNBEWOHNT
SUMPFLAND
ABFLUSSLOS
STEPPE
OSTMANDSCHURISCHES HÜGELLAND
GEBIRGSLAND
ZERKLÜFTETES BERGLAND
Manchuli
Hailar
Nord-Chingan Garnison
Ost Chingan Garnison
Süd-Chingan Garnison
West Chingan Garnison
Buir nor
Chalun-Arshan
Buchedu
Mergen
I. Armee-Distrikt
Tsitsikar
Pei an chen
Hai lun
Ta hai ho
Aigun
Blagowjeschtschensk
Chabarowsk
Amur
Sungari
Ussuri
Chiamussi
San hsing
IV. Armee-Distrikt
Harbin
Ta lai
Tao nan
Linn si
Kailu
Liao ho
Cheng chia tung
Hsing king
Kirin
II. Armee-Distrikt
Tung liao
Chanka-See
Wladiwostok
Tumen
Rashin
Sei shin
KÜRZESTER SEEWEG VON JAPAN
Chih feng
V. Armee Distrikt
ZERKLÜFTETES BERGLAND
Cheng te
Hu lu tao
DSCHEHOL
Ying kou
Peping
Shan hai kuan
Tientsin
Golf von Liao tung
Dairen
Ryojun
Golf von Korea
Mukden
I. Armee Distrikt
An tung
KOREA
2744 m
Pai tou shan
SOWJET UNION
TRANS-BAIKALIEN
Taishet
Baikal-See
Werchneudinsk
Tschita
Ulan Bator
Kamsomolsk
Chabarowsk
AUSSEN-MONGOLEI (Militärvertrag mit Russland.)
MANDSCHUKUO (Militärvertrag mit Japan.)
INNEN-MONGOLEI
CHINA
JAPAN.-MEER
Wladiwostok
DIE SOWJETBAHNEN IM FERNEN OSTEN
= Sowjetbahn fertig
= im Bau
= Staatsgrenzen
SOWJET-UNION
MAND-SCHUKUO
JAPAN. MEER
CHINA
PAZIFIK
JAPANS LAGE ZU MANDSCHUKUO
SIBIRIEN
Novosibirsk
Taishet
Baikal-See
Semipalatinsk
Sergiopol
Saissan
Tschugutschak
Ilijsk
Kuldscha
Taschkent
AUSSEN-MONGOLEI
Ulias sutai
Ulan Bator
CHIN. TURKESTAN
(unter Sowjeteinfluss)

mehr verschlossene Mandschurei, und durch diese riesigen und so überaus rasch vor sich gehenden Bevölkerungsverschiebungen wurden in dem älteren Kolonialchinesentum die Ansätze zu einer mehr herrenmäßig-kriegerischen Charakterentwicklung hinweggeschwemmt von den nur auf Boden- und händlerischen Erwerb ausgehenden Neusiedlern; und gerade in der Südmandschurei, in der sich einst das freiere Chinesentum hatte entfalten können, wurden die Landräume nun schnell in dichter Besiedlung ausgefüllt. Gleichzeitig wurde aber auch wieder die enge Verbindung mit dem Mutterlande aufgenommen und die Mandschurei nun so eigentlich volks- und kulturpolitisch an China angeschlossen, was immer auch für fremde Machteinwirkungen folgen sollten. Mit den neuen Siedlern waren auch die neuen nationalchinesischen Gedanken in die mandschurischen Steppen vorgedrungen.

Schon um die Jahrhundertwende war die Mandschurei durch die immer stärker werdenden russisch-japanischen Vorstöße in den Gesichtskreis der Weltpolitik gerückt worden. Als immer noch verhältnismäßig kultur- und menschenarmer Landraum wurde sie ringsum in den Machtkreis ungleich stärkerer Um- und Neubildungen einbezogen; von Nordwesten her schob sich das imperialistische Rußland in unersättlichem Ausdehnungsdrange auf der Suche nach einem eisfreien Hafen für seinen riesigen Fernostbesitz vor und legte Schienenstränge durch die fruchtbaren, weitgedehnten Steppen auf der Suche nach Bodenschätzen, Befestigung der Macht und wirtschaftlichem Gewinn. Aber dieses Rußland hatte nicht die weite Sicht und den folgerichtigen Zukunftsplan, der notwendig gewesen wäre, um die neue Einflußzone fester an sich zu binden; und es fehlte ihm auch der Menschenstrom und der Wille, diese fruchtbaren, der weißen Besiedlung so günstigen Ebenen und Waldgebiete für das eigene Volk zu erobern. Die überspannte Machtpolitik, der tragende Ideen fehlten, half nur der riesigen ostasiatischen Bevölkerungsmasse leicht und schnell neue Räume zu dichter Durchdringung zu übereignen. Mit dem Anschwellen der Bevölkerung stieg nicht nur der wirtschaftliche Wert des Raumes zwischen Amur und der Halbinsel von Liautung, sondern es wuchs auch die Gefahr der Flankenstellung der russischen Wachstumsspitze gegenüber dem anderen großen Gegenspieler Japan, das sich unterdessen — ebenfalls ausgelöst durch westlich-amerikanischen Einfluß — in erstaunlicher Schnelligkeit zu einer Großmacht entwickelt und auf das Festland vorgeschoben hatte. In den blutigen Entscheidungsschlachten des Krieges von 1904/05 wurde ein neuer Schicksalsabschnitt der Mandschurei besiegelt. Schien sie nach dem Überquellen chinesischen Menschenstromes anfangs auch politisch immer enger an das von der mandschurischen Fremdherrschaft befreite China angeschmiedet zu werden und hatte sie bereits in diesem Sinne ihre Eigenständigkeit verloren, so war sie nun, einst Ausgangsraum großer Reichsgründungen, zum Schlachtfeld und zur Überschneidungsfläche fremder Macht- und Interessenkämpfe geworden. Mit der Verdichtung der Bevölkerung und dem industriellen Ausbau unter weiterhin russischer Leitung im Norden und japanischer Planung im Süden, mit der

Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und der Ausbeutung von Wäldern und Minen war nicht nur ein wachsender Wohlstand der Bewohner und eine Steigerung der Kaufkraft verbunden, sondern gleichzeitig mit diesen Vorgängen das Interesse der großen Kolonialmächte gewachsen; auch diese legten Gelder in neuen Unternehmungen an und gründeten immer neue Handelsniederlassungen, betrachteten die Mandschurei keineswegs als russisch-japanische Interessensphäre, sondern als einen Teil des schwachen China und machten ihre Wünsche in dieser Hinsicht in der berühmten Forderung nach der „Offenen Tür" kund, ohne allerdings — ungleich der beiden Hauptspieler — für eine entsprechende machtmäßige Unterbauung ihrer Wünsche zu sorgen. Als dann nach der russischen Revolution der zaristisch-imperialistische Einfluß durch einen bolschewistischen verdrängt wurde, da trat eine ganz neue Veränderung größter Tragweite insofern ein, als nun Rußland und Japan sich nicht mehr nur als wirtschaftlich und politisch Beutehungrige gegenüberstanden — und stehen, sondern als die großen Todfeinde gänzlich widerstrebender Weltbeherrschungsideen. Die Mandschurei und die umrandenden Länder wurden nun für den Kreml die Vor- und Minenfelder für ihre revolutionären Umstürzungsabsichten im Sinne der „proletarischen Weltrevolution zur Erlösung der geknechteten Massen" in Ostasien. Das stärkste Hindernis für diese wühlenden Kräfte aber ist zweifellos Japan, das nach innerer Erneuerung in Pflege konservativer Kräfte eine „Revolutionierung" der farbigen und insbesondere der ost- und südasiatischen Völker und eine Vorherrschaft über eine panmongolisch-panmalayische Machtzone anstrebt.

Schon im russisch-chinesischen Konflikt trat klar hervor, daß China heute nicht imstande ist, sich außerhalb der Kernzone durchzusetzen. Es verlor in diesem Konflikt nach kurzem Widerstand, und noch heute zeugen die zerschossenen und verbrannten Haus- und Stationsreste zwischen Manchuli und Hailar von der russischen Bombertätigkeit. Die Herrschaftszeit der chinesischen Condottieri Tschangtsolin und seines Sohnes Tschanghsüliang konnte nur vorübergehend sein, waren doch die treibenden Kräfte der Umwelt ungleich stärker. Japan war sich nicht nur der Schwäche Chinas und der unentschlossenen, handlungsunfähigen Politik der Weltmächte bewußt, es war sich auch klar darüber, daß der Sowjetstaat infolge seiner inneren Schwierigkeiten und der widerstreitenden Ergebnisse der Fünfjahrpläne noch keineswegs imstande sein konnte, kriegerische Auseinandersetzungen zu wagen und zu ertragen, als es nach reiflicher Vorbereitung und blitzschnell die sogenannten drei Nordostprovinzen und später noch Dschehol in seinen Machtbereich eingliederte und in einen von ihm kolonialmäßig zu verwaltenden Staat zusammenfaßte.

Was bedeutet nun die Mandschurei für China? Für die Gegenwart ist sie zweifellos nicht für China lebenswichtiges Gebiet, sondern eine Frage der nationalen Ehre und des „Gesichtwahrens". Trotz Verluste der beachtlichen Zolleinnahmen seit Gründung des neuen Staates ist das Verlorengehen von praktischen, wirtschaft-

lich-verwaltungstechnischen Aufbaugesichtspunkten für China eher als eine Erleichterung anzusehen, denn in dem riesigen chinesischen Reichskörper wartet eine solche Fülle von dringenden Fragen auf die Lösung durch die nationale Regierung in Nanking, daß in größerer Entfernung vom Kernraum Macht- und Wirkungskräfte einfach derzeit nicht im erforderlichen Maße eingesetzt werden können. Doch in nationaler Hinsicht ist der Verlust der drei bzw. vier Nordostprovinzen zweifellos ein Rückschlag von großem Gewicht, als er weiten Bevölkerungskreisen auf lange das Vertrauen in die Kraft der Kuomintang-Partei und die Regierung in Nanking erschütterte und innenpolitisch zu neuerlichen Zerwürfnissen führte. Und gar bald begann man auch zu erkennen, daß mit der Preisgabe der Mandschurei keineswegs die chinesisch-japanische Spannung gelöst sein konnte, daß nun der japanische Ausdehnungsdrang nicht nur nicht zum Stillstand gekommen, sondern in ein neues, viel weiter reichendes Stadium eingetreten war. Auch Japan geht nun folgerichtig den Weg, den alle Völker und Machtströme genommen haben, die sich hier sammelten, den Weg zu weiterer Ausdehnung von der Randlage des Kontinentes her gegen die ansaugenden Kultur-, Wirtschafts- und Machtherde des Inneren. Die Mandschurei beziehungsweise die sie beherrschenden Kräfte mußten immer aus der Randlage vorstoßen, um nicht im politischen Sinne zur Bedeutungslosigkeit verurteilt und dauernder Beunruhigung im Norden und Westen ausgesetzt zu sein. Die weiträumigen Machtgebilde Ostasiens machen bei der hier besonders stark ausgeprägten „Tendenz der wachsenden Räume" (Ratzel) selbst einem solch großen und wohlabgerundeten Raume wie es der neue Staat ist — bzw. seinen Beherrschern — unmöglich, sich der Beschränkung zu unterwerfen.

Wie weit ist nun Japan in der Mandschurei die Stabilisierung seiner Macht gediehen, und mit welchem Erfolge hat es seine wirtschaftlichen Pläne durchführen können? Offiziell herrscht Kaiser Kang Te, der unter dem Leitwort „Wangtao", d. h. „Königlicher Weg" (besser noch: der Weg des segenbringenden Herrschers) seinem Volke — bzw. den Völkern der Mandschurei — vorleben und es führen will. Das neue fünffarbige Banner — gelb, rot, blau, weiß, schwarz — soll allen großen Volksteilen der Mandschurei, den Mandschus, den Mandschuren (Chinesen), Japanern, Koreanern und Mongolen eine gleichmäßige und gerechte Fürsorge anzeigen. In dem Aufruf, den Kaiser Kang Te anläßlich seines Besuches beim japanischen Kaiser in Tokyo veröffentlichte, ruft er seinen Untertanen zu, daß sie immer bemüht sein sollten, eine feste und dauernde Grundlage für die Zusammenarbeit der zwei Nationen (Mandschukuo und Japan) zu schaffen, damit der Friede der Welt und die Wohlfahrt aller gewahrt blieben. Über diese Aufrufe hinaus sorgt die eine Nation, nämlich die japanische dafür, daß die Mahnworte des mandschurischen Kaisers in Erfüllung gehen und die Grundlage der Zusammenarbeit wirtschaftlich, politisch und geistig tatsächlich geschaffen wird. In überraschend kurzer Zeit wurde mit Hilfe japanischer Finanzfachleute und durch Zuströmen japanischen

Kapitals das Währungschaos, das bis 1932 in der Mandschurei geherrscht hatte, beseitigt, eine stabilisierte Währung geschaffen und eine gewisse Angleichung an die japanische vollzogen. Dadurch wurde nicht nur das Vertrauen der Bevölkerung in die neue Regierung gestärkt, sondern überhaupt erst die Grundlage für die weitere wirtschaftliche Entwicklung und für den beherrschenden Einfluß der japanischen Wirtschaftsinteressen geschaffen. Eine nicht minder wichtige und noch schwerere Leistung war die innere Befriedung, das heißt die Ausrottung des Banden- und Freischärlertums, die, hauptsächlich dank rücksichtslosen Vorgehens und mutigen Einsatzes japanischer Truppenteile und japanischer Gendarmerie und nur zum geringeren Teile mandschurischer Hilfe, heute schon beachtlich fortgeschritten ist. Die Unruheherde wurden umzingelt, die Stützpunkte der Staatsgegner verbrannt und die Gefangenen zum Großteil hingerichtet. Wenn man im Jahre 1932 noch eine halbe Million bewaffneter Staatsfeinde zählte, so gibt man deren Anzahl gegen Ende 1935 mit 30—50000 an. Durch strenge Bewachung der Bahnanlagen und Sicherung der Strecken mit Panzerzügen hat auch die Verkehrssicherheit zugenommen, wenn auch immerhin selbst auf der Hauptstrecke Hsinking—Tumen im Vorjahre noch drei schwere Überfälle zu verzeichnen waren. Späher der japanischen Militärbehörden, als die gekaufte Chinesen, Russen und Koreaner dienen, haben Angaben gesammelt, laut welchen von den noch verbliebenen bewaffneten Staatsfeinden etwas mehr als ein Drittel gewöhnliche Banditen und der Rest je zur Hälfte Kommunisten und antijapanische, nationalchinesisch eingestellte Freischärler sein sollen. Durch die immer stärkere Durchdringung auch der kleinen und kleinsten Orte mit japanischem Machteinfluß, geraten die staatsfeindlichen Elemente in eine immer bedrängtere und unhaltbarere Lage, so daß bei friedlicher Entwicklung ihre gänzliche Ausrottung sicher ist. Japanische Statistiken geben die Verluste der japanischen Armee- und Polizeikräfte seit dem Konflikt von 1931 in der Mandschurei mit über 12000 Toten und etwa 60000 Verwundeten an. Das Banditen- und Freischärlertum ist heute keine Gefahr mehr für den Bestand des Staates.

Der Ausbau des Verkehrsnetzes wurde mit außerordentlicher Energie in die Wege geleitet und schon heute sind die 1933 in einem Zehnjahresplan vorgesehenen Bahnlinien zu über zwei Drittel fertiggestellt, während die Anlage wirklich ganzjährig brauchbarer Autostraßen noch geringe Fortschritte aufzuweisen hat. Während im Winter der gefrorene Boden die riesige mandschurische Ebene zum ungehinderten Verkehrsfeld macht, ist im Sommer auf den vom Regen aufgeweichten Lockerböden größtenteils Autoverkehr noch heute unmöglich. Der Neubau der Bahnhauptlinien geschah vorwiegend bislang nach rein strategischen Gesichtspunkten und erst jetzt kann man darangehen, durch Anlage von Stichbahnen wirtschaftliche Gegebenheiten und Notwendigkeiten in Betracht zu ziehen.

Ein untrügliches Zeichen für die Festigung des neuen Staates und gleichzeitig für den schon weit vorgeschrittenen Umbau in eine Art zweites Korea ist die nun

langsam in die Wege geleitete Abschaffung der japanischen Sonderrechte; man will dadurch nach außen eine weitere größere Selbständigkeit des Staates vortäuschen und die Grundlage für die Abschaffung aller nichtjapanischen Sonderrechte schaffen. Für die Japaner ergibt sich daraus kein Nachteil mehr, da bereits die Regierungs-, Polizei- und Militärbehörden sowie alle Verwaltungsorgane genügend mit Japanern durchsetzt und vollkommen unter japanischer Herrschaft sind. Alle großen industriellen und Handelsniederlassungsneugründungen sind ausschließlich von Japanern gegründet und von Japanern geleitet. Es ist japanischerseits immer weniger notwendig, die wahre Lage zu verschleiern. Allmonatlich werden Tausende von russischen und chinesischen Bahn- und Staatsangestellten entlassen und durch Japaner ersetzt. Die Staatsaufträge fließen zum größten Teil nur noch japanischen Firmen zu, Tausende von japanischen Geschäften entstehen in den größeren Städten, schon aber auch in kleinen Orten mit der Zunahme der japanischen Beamten auch in diesen. Die Chinesen behaupten, daß die Japaner eher eine halbe Stunde weit laufen, um in einem japanischen Laden ein Streichholz zu kaufen, als dies im nächstgelegenen chinesischen Stand zu tun. Aber auch die Chinesen bevorzugen ihre eigenen Geschäfte, wenn auch in diesen die japanischen Waren immer mehr überhandnehmen. Leider hat sich auch ein großer Schwarm von dunklen Elementen aus Japan nach der Mandschurei ergossen, die hier ihren unsauberen Geschäften leichter nachgehen zu können glauben. Viele Bestechungsfälle sind in der letzten Zeit in japanischen Beamtenkreisen in der Mandschurei vorgekommen, doch die hohen japanischen Stellen setzen sich energisch für eine Säuberung ein. Wie heute das japanische Großkapital vollkommen das Wirtschaftsleben beherrscht (wurden doch seit 1931 über eine Milliarde Yen in der Mandschurei investiert, so daß man gegen Ende dieses Jahres das Anschwellen des japanischen Anlagekapitals auf über $2^1/_2$ Milliarden schätzt), so tritt auch der japanische Kleinkaufmann und Unternehmer in immer schärferen Wettbewerb zum einheimischen chinesischen. Weitblickende japanische Kreise wünschen diese Entwicklung etwas abgedämpft zu sehen und fordern eine tatsächliche wirtschaftliche Gleichberechtigung und einen vorsichtigeren Verwaltungsumbau, da sie mit Recht die Gefahren eines zweiten Korea heraufkommen sehen.

Wie wenig man heute ausländische Anfechtungen Mandschukuos fürchtet, lassen die zahlreichen Erklärungen anläßlich der Anwesenheit ausländischer Wirtschaftskommissionen erkennen. Es heißt da häufig, daß man sich zwar freue, wenn die anderen Staaten ihre bisherige falsche Politik einsähen, der neue Staat es aber nicht notwendig habe, um Anerkennung zu buhlen. Es wird darauf hingewiesen, daß Mandschukuo bislang nicht an andere Staaten zwecks Wirtschaftsvereinbarungen herangetreten sei, sondern daß jene sich von selbst um Abschließung von Handelsverträgen bemühten. Die wahre Sturzflut von Wirtschafts- und Handelskommissionen, die sich besonders in der letzten Zeit um den mandschurischen Handel be-

müht hätten, ließen wohl schließen, daß man nun doch in den fremden Staaten mit einer langen Lebensdauer von Mandschukuo rechne. Tatsächliche Anerkennung des Staates haben bislang ausgesprochen: Japan, San Salvador und der Vatikan — letzterer, um die vielen Missionsstationen nicht in eine unhaltbare Lage zu bringen. Man sieht ferner alle Staaten, die mit Mandschukuo irgendeinen Vertrag abgeschlossen haben, als solche an, die praktisch die Anerkennung ausgesprochen hätten, wie: Die Sowjetunion (Vertrag über den Verkauf der ehemaligen Ostchinesischen Bahn, Fischerei- und Flußregulierungsabschlüsse), Estland (erwähnte 1934 in einem vorläufigen Handelsvertrag mit Japan das Wort „Mandschukuo"), Deutschland, Holland, Polen (Verträge über Postgeldüberweisungen). Wenn nun auch die Machthaber des neuen Staates glauben, auch wirtschaftlich den anderen Staaten gegenüber zurückhaltend sein zu können, so ist das doch, vor allem in Hinblick auf Deutschland, den größten Kunden des wichtigsten Ausfuhrartikels, der Sojabohne, vielleicht eine Täuschung. Wenn dem Übelstand der empfindlich zurückgegangenen Bohnenausfuhr nicht bald abgeholfen werden kann, dann müssen sich schwere Erschütterungen in der Wirtschaftslage der Bauern einstellen, die 85 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmachen und auf deren gesicherter Lage und steigerungsfähigen Kaufkraft schließlich auch ein Großteil der japanischen Wirtschaftsinteressen in der Mandschurei beruht. Die gewaltigen Auslagen für den Sicherheitsdienst und den Verkehrsausbau können vorläufig noch ohne zu starkes Anziehen der Steuerschraube zum Teil durch gewinnbringende Monopole bestritten werden. Die Salz-, Bergwerks-, Öl- und Opiummonopole bringen große Summen ein. Zur Zeit der liederlichen chinesischen Generalsherrschaft waren zwar die Opiumgewinnung und der Opiumhandel offiziell verboten, doch Geldgier und Geldbedarf der örtlichen Machthaber hatten das Verbot wirkungslos gemacht. In dem neuen Staate darf nun Opium angebaut und geraucht werden soviel als man will, die Hauptsache ist die Monopolabgabe. Das Opiumrauchen hat wieder einen außerordentlichen Umfang angenommen, und das kleinste Dorf besitzt behördlich genehmigte Opiumkneipen. Man sieht es wahrscheinlich nicht ungern, wenn die chinesische Bevölkerung geschwächt wird. In dem neuen japanischen Buch über die Provinz Dschehol wird sogar die Opiumgewinnung bestimmter Verwaltungskreise besonders rühmend hervorgehoben.

Wie die gesamten politischen und wirtschaftlichen Umstellungen in der Mandschurei sich auf die Handels- und Einfuhrmöglichkeiten der nichtjapanischen Länder auswirken werden, läßt sich noch nicht klar überblicken; die „Offene Tür" ist natürlich schon zu einem Spalt zusammengeschrupft, der sich je nach den japanischen Interessen zusammenziehen oder erweitern kann. Wie in jedem Staate, dessen industrieller Aufbau vorwärtsgetrieben wird, werden sich auch gerade in den nächsten Jahren nicht ungünstige Wirtschaftsaussichten für das Ausland in Spezialmaschinen bieten — wie Einrichtung von Kohleverflüssigungsanlagen, Mühlen-

anlagen, Zementfabriken u. a. — und hochwertige Einzelartikel werden sicher auch in Zukunft in einigem Umfange abgesetzt werden können. Chemische Erzeugnisse, Heilmittel und Optik dürften in immer stärkerem Ausmaße von Japan geliefert werden, da einerseits besonders hochwertige Artikel infolge der Armut der Massen weniger in Frage kommen, andererseits die wissenschaftlichen Institute unter ihren japanischen Leitern und Unterdirektoren die Aufträge natürlich möglichst japanischen Firmen und japanischen Erzeugnissen zukommen lassen werden. Die nichtjapanischen Berater im Post- und Bahnwesen bzw. im Zolldienst werden in kurzer Zeit vollkommen entlassen worden sein. Besonders schwierig hat sich auch nach Gründung des Staates die Lage der großen europäischen Bauunternehmer gestaltet, die früher im freien Wettbewerb großen Einfluß auf die Durchführung von öffentlichen Bauten, Bahnen und neuen Anlagen in Arsenalen (z. B. in Mukden) hatten, heute jedoch fast ganz von japanischen Unternehmern ausgeschaltet sind. Diese Unternehmer haben aber vielfach die Werkstoffe aus ihrem Heimatland bezogen, so daß auch durch die veränderte Lage in dieser Hinsicht ein Zurückdrängen der ausländischen Wirtschaftseinflüsse eingetreten ist. Besonders die ungeheuren Summen, die für den Ausbau der Hauptstadt Hsinking aufgewendet werden, fließen so gut wie ganz japanischen Unternehmern und japanischen Werkstofflieferanten zu. Viele der großen ausländischen Firmen haben bereits ihre Niederlassungen geschlossen, und durch den dauernden Zustrom japanischen Kapitals verlieren auch die ausländischen Banken immer stärker ihre Wirkungsmöglichkeit, vor allem auch mit dem Zusammenbrechen der Geschäftshäuser und Unternehmer russischer Emigranten. Auch die Europäern gehörenden Hotels befinden sich in stärkster Krise, da einerseits japanische überall aus dem Boden schießen, andererseits immer weniger Europäer Geschäftsreisen unternehmen.

Am stärksten wurden und werden wohl durch die japanische Festsetzung in der Mandschurei die russischen Emigranten betroffen, von denen zwar vorübergehend einige tausend im schlecht bezahlten und gefährlichen Bahn- und Straßensicherungsdienst Unterkunft fanden, die selbständigen Unternehmungen sowie Angestellte der Verkehrsgesellschaften jedoch immer mehr vor dem Nichts stehen. Die etwa 45 000 Sowjetrussen, die seinerzeit infolge des Sowjetanteils an der sog. „Ostchinesischen Bahn" als Beamte, Angestellte, Ärzte, Kaufleute und Techniker u. ä. in der Nordmandschurei sich niedergelassen hatten, sind nach dem Verkauf dieses Anteils sämtlich entlassen und abgefunden worden und zu mindesten vier Fünftel nach der Union zurückgekehrt. An diesen Sowjetrussen hatten aber auch die Emigranten verdient, vor allem die Kaufleute; nun, nach dem Abzuge der Roten, brechen immer mehr Geschäfte der Weißrussen zusammen, da ja die Masse der letzteren selbst wegen der großen Armut als Käufer nur eine geringe Rolle spielt. Ein deutlicher Beweis für das Zusammenbrechen der russischen Wirtschaftsstellung, die sich ja in Harbin konzentrierte, ist die Auflassung der jüdischen Geschäfte, die einen Groß-

teil des Klein- und Großhandels in Harbin innehatten. Noch leuchten die Zwiebelkuppeln der russischen Kirchen beherrschend über Harbin, aber immer rascher verschwinden die russischen Züge aus dem Antlitz dieser seltsamen Stadt heimatloser Weißer, und schlichte Holzgiebel japanischer Tempel gehen da und dort der Vollendung entgegen.

Die maßgebenden Stellen des neuen Staates, das heißt die japanischen Beamten und Berater, bauen ein sorgfältig durchdachtes System der Werbung und Beeinflussung aus, um möglichst eindringlich und nachhaltig die Massen im beabsichtigten Sinne lenken zu können; damit verbunden ist ein wohlorganisiertes Überwachungswesen, das die Aufgabe hat, alle staatsfeindlichen Strömungen rechtzeitig aufzudecken und die Beeinflussungsversuche durch feindlich gesinntes Ausland zu unterbinden. In den Schriftleitungen der Zeitungen sitzen nur staatstreue Elemente, und von den staatlichen Werbungs- und Nachrichtenstellen werden bei wichtigen Ereignissen politische und kulturpolitische Aufsätze mit befehlsmäßigem Wunsche um Abdruck den Schriftleitern zur Verfügung gestellt. Die Zensur ist sehr streng, und ihre Fäden liegen selbstverständlich in japanischen Händen. Auch die ausländischen und ganz besonders natürlich die chinesischen Zeitungen werden einer Prüfung unterzogen. Im Rundfunk ist allgemein nur der Empfang japanischer und mandschurischer Sendestellen erlaubt, und Kurzwellensendungen dürfen nur von wenigen „Gesinnungsgetreuen" aufgenommen werden. Diese Maßnahmen richten sich hauptsächlich gegen Beeinflussungsversuche durch China und die Sowjetunion. Anläßlich der chinesischen Studentenkundgebungen gegen die von Japan aufgezogene „Unabhängigkeitsbewegung" in Nordchina durften in den Zeitungen der Mandschurei nur solche Nachrichten darüber erscheinen, die alle diese Kundgebungen mißbilligten und sie als von Kommunisten aufgezogen darstellten. Beflaggt darf nur in den Staats- und japanischen Farben werden, wobei alle Staatsgebäude und öffentlichen Unternehmungen beide Flaggen zeigen müssen. Große Aufmerksamkeit schenkt man auch der Einführung neuer Schulbücher, in denen besondere Kapitel über das Wesen des neuen Staates und seine „Geburt aus dem freien Willen der Bevölkerung", über „mandschurische" Geschichte, Kultur und Sprache enthalten sind. Durch die allgemeine Einführung der Bezeichnung „mandschurisch" für alles, was mit der chinesischen Bevölkerung, Sprache, Geschichte und Kultur in der Mandschurei zusammenhängt, will man im Mandschureichinesentum allmählich das Bewußtsein einwurzeln, daß es vom Chinesentum des Stammlandes etwas ganz Verschiedenes sei. Bei den amtlichen Angaben heißt es in bezug auf Chinesen hier nicht mehr, daß sie chinesisch, sondern daß sie „mandschurisch" sprechen. Man will sozusagen — auch in Europa macht man ja ähnliche Versuche — einen „mandschurischen Menschen" erschaffen, aber hier wie dort kann man derartige künstliche Auseinanderreißungsversuche natürlicher Zusammenhänge als letztlich zum Scheitern verurteilt betrachten. Ein gewaltig aufgeblähter Polizei- und

Geheimpolizeidienst sorgt für eine ununterbrochene Bespitzelung, deren Ausmaß einfach unglaublich groß ist. Die Leiter sind natürlich Japaner, wie auch in jedem Eisenbahnzug japanische Geheimpolizisten mitreisen, die allerdings selbst von Ausländern überwiegend auf den ersten Blick zu erkennen sind, u. a. auch deshalb, weil sie sich großenteils chinesisch kleiden. Ausländer werden besonders im Auge gehalten, was ja auch bei den kommunistischen Wühlversuchen unerläßlich ist. Im allgemeinen spielt man die einzelnen Volksgruppen — Chinesen, Koreaner, Russen — gegeneinander aus; auch Japaner werden überwacht, da ja viele staatsfeindliche Elemente sich aus Japan nach der Mandschurei begeben haben, in der Annahme, hier leichter tätig sein zu können. Durch Bestechung halbverhungerter oder gewissenloser Emigranten ist gerade unter den Weißrussen die Verräterei überaus groß. Als im Herbst 1935 Kaiser Kang Te der Stadt Harbin einen Besuch abstattete, da bereitete ihm eine streng ausgesuchte Schar von Erwachsenen und Kindern einen „jubelnden Empfang", während Hunderte von Weißrussen und Tausende von Chinesen für einige Tage hinter Schloß und Riegel verschwanden.

Während fast überall in der Welt heute das Bestreben im Gange ist, Minderheiten aufzusaugen, so betreiben die Japaner hier eine entgegengesetzte Politik, allerdings nicht aus rassischen Erwägungen, sondern mit rein politischer Zielsetzung. Man weiß heute, daß selbst bei größerem Erfolg der japanischen Ansiedlung in der Mandschurei, als es bisher der Fall war, die Japaner immer in einer zahlenmäßig vollkommen zurückstehenden Minderheit gegenüber dem fast 90 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmalenden Chinesentum bleiben werden. Doch hofft man, diese geringe Zahl der Japaner wettzumachen einerseits durch ihre herrschende soziale, politische und wirtschaftliche Stellung, andererseits durch militärisch ausgerichtete, ländliche japanische Ansiedlungen, also durch eine besondere geopolitische und wehrpolitische Stärkung des Japanertums. Allerdings ist erfahrungsgemäß die werbende Kraft der japanischen Kultur und Gesittung Mongolen und Chinesen gegenüber so gering, daß diese militärischen Ackerbaukolonien nicht vielleicht die Wirkung haben können wie etwa früher die chinesischen im Westen und Süden Chinas, die dort die umwohnenden Fremdvölker in die chinesische Kultur- und Sprachgemeinschaft einzuschmelzen vermochten.

An den mittleren und höheren Schulen ist das Japanische bereits überwiegend als Hauptlehrfach eingesetzt worden, und es wird auch sonst für alle, die im öffentlichen Leben stehen, zur unerläßlichen zweiten Sprache werden, wie seinerzeit das Russische in der Nordmandschurei, dessen Einfluß man energisch auf allen Gebieten zurückdrängt. Russische Sprache und russische Kultureinflüsse sollen sobald als möglich aus der Mandschurei entfernt werden. Mit dem Aussterben der älteren Generation wird auch dieses Ziel erreicht sein, falls die politische Lage sich nicht ändert. Die russische Herrschaft hatte in der Nordmandschurei einen verblüffend starken Einfluß in Lebensgewohnheiten, Sprache und Bauweise auf das städtische

Chinesentum ausgeübt und selbst die Vorliebe gebildeter und ungebildeter Chinesen für russische Frauen gesteigert, so daß man Tausende von Mischehen findet; letztere wurden durch den Frauenmangel unter den Chinesen der Mandschurei, wie er auch hier als Erscheinung kolonialer Frühzeit noch vorhanden ist, sowie durch das Elend russischer Flüchtlinge, ferner durch das geringere Rassebewußtsein der transbaikalischen russischen Emigranten gefördert.

Das Russentum der Mandschurei, außer ländlichen Nachkriegsansiedlungen in der Nordbarga ganz überwiegend städtisch, will man dort sozial vollkommen abhängig machen und wirtschaftlich und sozial mit dem Massenchinesentum auf eine Stufe drücken, wie sogar offene Artikel in japanisch beeinflußten Zeitungen verkünden. Die Zusammenfassung der russischen Emigranten im „Büro für die Angelegenheiten russischer Emigranten", das den japanischen Militärmissionen untersteht, ist bereits zum Großteil vollzogen. Die Arbeitsvermittlung wird künftig nur über dieses Büro gehen, dessen Gesichtspunkte sodann der Eingeschriebene zu vertreten hat. Die Stimmung unter den Weißrussen ist angesichts dieser Vorgänge denkbar düster. Die besseren und vorausschauenden Teile versuchen, sich auf dem Lande anzusiedeln, doch fehlen die Mittel so gut wie ganz; die wenigen noch besitzenden Emigranten, wie der Ataman Semenoff, der im Bürgerkriege Reichtümer zusammenscharrte, haben kein Interesse, ihren armen Landsleuten zu helfen. Sie verfolgen hochfliegende Pläne, arbeiten zusammen mit den japanischen Stellen und erträumen sich schon mit japanischer Hilfe als hohe Beamte und Staatsmänner eines „autonomen russischen Fernen Ostens". Der größte Teil der verstädterten Russen hat auch weder Kraft noch Lust, ein schweres Leben auf dem Lande zu führen, trotz Hunger und Elend in der gegenwärtigen Lage. Tausende reisen mit den letzten Habseligkeiten nach China, in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden, und vermehren nur das Elend in den nord- und mittelchinesischen Großstädten, in denen — wie in Schanghai, Tsingtau und Tientsin — bereits wahre russische Elendsviertel vorhanden sind. Viele der Jugendlichen unter 16 Jahren haben von der Möglichkeit, nach der Sowjetunion zu gehen, Gebrauch gemacht, da sie einfach „heim" wollten, ganz gleich, was für Verhältnisse sie dort erwarten könnten. Die russischen Selbsthilfeorganisationen sind zersplittert, Not, Elend, Hunger, Kälte, Selbstmord und Bettelei sind mit dem Russentum der Mandschurei verknüpfte Begriffe geworden. Die wenigen, die noch trotz aller Not und Aussichtslosigkeit stark geblieben sind, helfen, wissenschaftlich forschen und kulturpolitisch wirken, sie sind als wahre Helden eines Kampfes zu würdigen, der mit der russischen Erschließungsarbeit, die trotz aller ihrer Schattenseiten Großartiges leistete, begann, und heute einem tragischen Ende entgegengeht, dem Verklingen eines weißen Kulturvorstoßes im überquellenden Raume der gelben Rassen.

(Fortsetzung im Juliheft.)

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Krisenerscheinungen der britischen Reichspolitik müssen im Mittelpunkt der Berichterstattung für einen Monat stehen, der nach der Einnahme von Addis Abeba durch die Italiener und der vorhergehenden Flucht des abessinischen Kaisers an äußeren Ereignissen nicht allzu reich gewesen ist.

Der Zusammenbruch Abessiniens hat sich in den letzten Wochen vor Beginn der Regenzeit schneller und gründlicher vollzogen, als die meisten, auch die bestunterrichteten politischen und militärischen Beobachter annahmen. Mit der Ausrufung des Imperiums hat sich Italien selbst eine weitgespannte Grenze gesetzt, hinter die nicht mehr zurückgegangen werden kann. Das italienische Selbstbewußtsein ist in bemerkenswerter Weise gestiegen; der neutrale Beobachter wird geneigt sein, zu sagen: In einer Weise, die durch die bisherigen militärischen Leistungen auch des siegreichen Abessinien-Feldzugs keineswegs völlig begründet oder gar vor der Geschichte bewiesen ist. Zunächst aber haben die anderen Mächte mit diesem erheblich gestiegenen italienischen Selbstbewußtsein zu rechnen.

Auf der anderen Seite aber zeigt sich die Krise der britischen Reichspolitik darin, daß die Krise des britischen Prestige in der übrigen Welt sehr viel weiter fortgeschritten ist als die Krise des britischen Selbstbewußtseins. Chinesischer Spott bezeichnet England als den Tiger, der seine Zähne verloren hat. Solche Tiere pflegen reizbar zu sein; es ist auch nicht empfehlenswert, sie am Schwanz zu zupfen. Es könnte sein, daß sich ihr Groll trotz der Verminderung ihres Gebisses in einem ärgerlichen Prankenschlag entläd. Fragt man sich aber, ob ein Vorgang wie das Telegramm Starhembergs an Mussolini noch vor einigen Monaten möglich gewesen wäre, dann hat man den besten Gradmesser für den Absturz in der Bewertung britischer Kraft, der sich allenthalben auf der Welt vollzogen hat. Auch die gegenwärtige Form des Palästina-Konflikts, dessen latente Gefahr wir schon mehrfach noch in Zeiten scheinbarer Ruhe aufgezeigt haben, wäre niemals möglich gewesen ohne den britischen Prestigeverlust der letzten zwei Monate. Die Erschütterung der britischen Stellung macht sich im ganzen asiatischen Bereich fühlbar; sie geht weit darüber hinaus: Wenn heute der südafrikanische Kriegsminister mit weitgespannten Plänen zur Reichsverteidigung nach London gereist kommt, wenn sich Australien plötzlich für ein großes Programm des Neubaus von Kreuzern interessiert, so sind auch das Folgen der britischen Abessinienschlappe. Die ganze Gefahr der Edenschen Völkerbundspolitik offenbart sich heute: jene feine Unterscheidung zwischen britischer Eigenpolitik und Politik des Völkerbundes, vertreten durch seine federführenden Großmächte, rächt sich jetzt. Man war geneigt, die möglichen Erfolge des Völkerbundes auf englisches Konto zu schreiben. Heute

versucht England vergeblich zu verhindern, daß man eine Niederlage des Völkerbundes für eine britische Niederlage hält. (Woher unter diesen Umständen die Union der Völkerbundligen und insbesondere ihr britischer Zweig den moralischen Mut nähme, durch mutwilliges Annehmen von Resolutionen weitere Fensterscheiben einzuwerfen, fragt man sich vergeblich.)

Die Welt außerhalb Englands hat die Schwierigkeit der britischen Reichspolitik früher gesehen als England selbst. Erst in den allerletzten Tagen des Mai begann sich die Krise der britischen Geltung in der Außenwelt in eine Krise der britischen Führung im Inneren umzusetzen. Es ist dabei nicht ohne ironischen Reiz zu sehen, wie dieselben Kräfte der Konservativen Partei, die im Jahre 1922 wegen zu langen Festhaltens an der Lloyd-George-Koalition von Baldwin in die Wüste geschickt wurden — Austen Chamberlain, Winston Churchill, Sir Robert Horne —, jetzt ihrerseits dem alternden Baldwin wegen schwankender Führung der MacDonald-Koalition das Leben schwer machen. Nicht nur in Spanien sagt man zuweilen, daß Rache ein Gericht sei, das man kalt genießen muß.

So ernst die Krisenerscheinungen im britischen Reichsgefüge auch sein mögen — man sollte sich davor hüten, sie für dauernd oder gar für tödlich zu halten. Ein britischer Staatsmann, der vor kurzem auf jenes chinesische Wort vom Tiger, der seine Zähne verloren habe, zu sprechen kam, schloß daran nicht ohne drohenden Unterton die Bemerkung, der Tiger sei damit beschäftigt, sich neue Reißzähne anzuschaffen; es könne sein, daß mancher sie noch zu spüren bekomme, der jetzt über ihren Mangel spotte. Auch die Rede, die Großadmiral Sir Roger Keyes in Malta gehalten hat, ist ein Anzeichen dafür, daß England nicht daran denkt, zu resignieren. Bei der eigentümlichen britischen Wehrverfassung bedarf es freilich einer gewissen Zeit und vor allem einer einheitlichen Propaganda, um das britische Volk in Harnisch zu bringen. Bis zu diesem Zeitpunkt kann freilich manches verloren sein, was nur mit großen Anstrengungen wiedergewonnen werden kann. Aber es darf daran erinnert werden, daß England noch jeden großen Konflikt seiner Geschichte mit einer Serie von Niederlagen begonnen hat. Das war im napoleonischen Zeitalter nicht anders als im Krimkrieg, im Burenkrieg nicht anders als 1914. Der Rückzug von Mons und Saint Quentin war die Voraussetzung der Kitchenerschen Millionenarmee. Man vergesse nicht, daß zwei Jahre Weltkrieg nötig waren, bis die allgemeine Wehrpflicht in England durchgesetzt werden konnte.

In der Zwischenzeit ergibt sich allerdings die schwierige Frage, wie das Gesicht gewahrt werden kann. Fragen der „Prozedur" treten dabei manchmal in peinlicher Weise in den Vordergrund. Abessinien ist noch immer Mitglied des Völkerbundes. Der abessinische Vertreter sitzt in Genf am Ratstisch. Solange er dort sitzt, wird man auf die Anwesenheit von Baron Aloisi verzichten müssen. Wer aber soll nach dem Vorangegangenen dem Vertreter Abessiniens sagen, daß er unwillkommen sei? Was geschieht, wenn der Negus in eigener Person am Genfer See erscheint?

Es gibt Kräfte der französischen Politik, die gerne bereit wären, dem Negus eine stattliche Zahl von Millionen guter Franken in die Hand zu drücken, wenn er zu einem rechtlichen Verzicht sich bereit finden ließe. Wenn aber der Negus Haltung bewahrt? Wie soll man den Weg finden, die Sanktionen aufzuheben? Welche südamerikanischen Staaten mit erheblichem italienischem Bevölkerungsanteil werden den Anfang machen? Welche Staaten werden dem Beispiel Guatemalas folgen und ihren Austritt aus dem Völkerbund erklären, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, einen Grund dafür anzugeben? Mit welchem Gefühl innerer Sicherheit kann man an das Deutsche Reich Rückfragen stellen, die sich auf den Völkerbund, auf die kollektive Sicherheit und die Unteilbarkeit des Friedens beziehen? Viele Fragen bleiben ohne Antwort.

Inzwischen aber bricht in Palästina eine Bewegung los, die sich ebensosehr gegen die Juden wie gegen die doppelzüngige britische Politik wendet. In unserem Bericht im Aprilheft hatten wir zur Palästina-Frage folgendes geschrieben:

„Kaum weniger interessant als die ägyptischen Verhandlungen sind die Auseinandersetzungen über die Verfassung von Palästina. Der Gouverneur von Palästina hält den Zeitpunkt für gekommen, eine stärkere Beteiligung der Bevölkerung an der Verwaltung in Gestalt eines halbparlamentarischen Systems einzuführen. Eine solche repräsentative Körperschaft würde selbstverständlich kaum anders zusammengesetzt werden können, als daß die Araber darin stärker vertreten wären als die Juden. Die Araber sind nun einmal die ansässige und zahlenstärkere Bevölkerung, die Juden ein Element junger Einwanderer. Angesichts der von der englischen Regierung geplanten „Gefährdung der jüdischen Nation" erhebt sich nun ein gut organisierter Sturm nicht nur der Zionisten, sondern alles dessen, was das Judentum in der britischen Öffentlichkeit mobilisieren kann. Dies aber geschieht, obwohl man weiß, daß damit ein britisches Reichsinteresse verletzt wird. Es ist bekannt, daß der Vizekönig von Indien mit Rücksicht auf die indischen Mohammedaner eine Berücksichtigung der arabischen Wünsche dringend befürwortet. Hier wird ein Konflikt jüdischer Interessen mit dem britischen Reichsinteresse sichtbar; wer immer in angelsächsischen Ländern an der Internationalität des Judentums und an der begrenzten Treue der Juden gegenüber ihren Gastvölkern zweifelt, hat hier einen hübschen Beitrag im eigenen Haus. Kein Wunder, daß die westliche Presse darüber so schweigsam ist. In Deutschland haben wir keinerlei Anlaß, an diesem Schweigen teilzunehmen!

Die Rückwirkungen dieser Auseinandersetzungen in Palästina sind in der ganzen arabischen Welt zu beobachten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Denkschrift des Emirs von Transjordanien an das englische Auswärtige Amt, der versteckt, aber vernehmbar mit einer völligen Umstellung der arabischen Politik droht, wenn im vorderen Orient dauernd gegen die Wünsche der arabischen Führerschicht gehandelt werde. Die Methoden der französischen Herrschaft in Syrien wer-

den in diesem Zusammenhang allmählich zu einer schweren Belastung nicht nur der französischen, sondern auch der britischen Reichspolitik. Transjordanien ist sowohl als Durchgangsgebiet der großen Ölleitung wie als Bare gegen Saudi Arabien (Frage von Maan und Akaba) unentbehrlich. England kann es sich nicht leisten, Transjordanien in die Arme Ibn Sauds zu treiben. Auch von diesen Vorgängen ist seltsam wenig in den so wohl unterrichteten „Times" zu lesen. Auch hier haben wir kein Interesse an gleicher Schweigsamkeit."

Inzwischen hat auch die britische Presse notgedrungen ihre Schweigsamkeit aufgegeben. In den letzten Monaten hatten sich die Araber davon überzeugen können, daß der jüdische Einfluß in London stark genug war, die wohlerwogenen Pläne des britischen Oberkommissars trotz ihrer Billigung durch den Vizekönig von Indien zu stören. Die Aussichten auf Selbstbestimmung in Palästina schwanden, die jüdische Einwanderung blieb. Jetzt erntet Lord Wauchope die bitteren Früchte eines Ackers, vor deren Saat er eindringlich gewarnt hatte. Nicht ihn trifft die Verantwortung für das, was jetzt in Palästina zur Aufrechterhaltung der britischen Machtstellung geschehen muß. Die Rückwirkungen auf Ägypten, auf Transjordanien und Irak, auf die indischen Mohammedaner, sind unübersehbar, wenn es nicht gelingt, die Ruhe in Palästina schnell und ohne großen Blutverlust herzustellen.

Weniger sichtbar, aber nicht weniger wichtig sind die Vorgänge im europäischen Spannungsfeld, die im Zusammenhang mit der Gesamtkrise des europäischen Staatensystems stehen. Die Gleichläufigkeit der Innenentwicklung in Spanien und Frankreich ist auffällig. Zugleich erhöht sich in Osteuropa Besorgnis und Wachsamkeit vor den neuen Mitteln der sowjetrussischen Außenpolitik. Ein Staat allein geht in gefährlicher Weise ohne jede Abweichung an dem zwischen Moskau und Paris gespannten Seil. Der Versuch, eine tschechische Reichsverteidigung mit den jetzt geplanten Mitteln durchzuführen, kann auf lange Sicht nur als ein Versuch zur Selbstvernichtung nicht nur des tschechoslowakischen Staates, sondern auch des tschechischen Volkes bewertet werden. Man darf sich in Prag nicht wundern, wenn Ungarn heute nach Sicherheit ruft, wenn Oberst Beck nach Belgrad reist.

* * *

Die Konferenz der Kleinen Entente in Bukarest hat an dem Bild Südosteuropas wenig zu ändern vermocht. Südslawien fühlt neben England am stärksten die Gefährdung durch den Erfolg Mussolinis. So ist man in Belgrad weniger denn je geneigt, der Prager Außenpolitik auf höchst gefährlichen Pfaden zu folgen. Versuche eines Ausgleichs zwischen Südslawien und Ungarn werden erkennbar, aus deren Gelingen manches Gute für den europäischen Frieden erwachsen könnte. Der Slowakische Rat aber wendet sich mit einer höchst eindrucksvollen Denkschrift und Karte gegen die Vorbereitung des russischen Aufmarsches im Karpathenland.

Die Hand Moskaus aber zeigt sich immer stärker in Westeuropa. Gewiß — man soll noch immer nicht den Grad der französischen Turbulenz überschätzen. Aber Léon Blum beginnt eine Regierung unter ähnlichen Vorzeichen wie manche deutsche Regierung kurz nach 1919. Eine Finanzkrise ersten Ranges wird kaum vermieden werden können; und der soziale Zustand Frankreichs ist zwar sehr viel besser als der Spaniens — aber doch weit zurück gegenüber anderen europäischen Ländern.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Im Heft V der „Geopolitik" ist bewußt in diesem Bericht das Schwergewicht auf Indien und die ungewöhnlich günstigen Beobachtungsmöglichkeiten dort über das ganze großasiatische Kraftfeld hin gelegt worden.

Alte und junge Stimmen wurden zu Gehör gebracht. Seitdem haben sich zu ihnen Taraknath Das mit einem neuen Buch: „Foreign Policy in the Far East" und die indische Kritik des Zwiegesprächs zwischen dem neu angekommenen Vizekönig, Lord Linlithgow, und dem Indienminister, Marquis Zetland, beim Abschiedsessen gesellt, und außerdem hat der Japaner Nohara mit einigem Hohn das westliche Schlagwort von der „Gelben Gefahr" in östliche Beleuchtung gerückt.

Bleibenden Wert hat vor allem, was er über Indiens schwankende Stellung und ungeheure Möglichkeiten auszusagen hat zwischen der Welt des Ostens, die es befreit sehen, und der Welt des Westens, die es möglichst lange behalten möchte.

Lord Curzon hatte das Vizekönigtum „eine Universität" genannt, „in der noch kein Schüler einen akademischen Grad gewann". Auch Lord Zetland hat die Dornen zwischen den Lorbeeren anerkannt, die auf jeden neuen Träger der höchsten Amtsgewalt weißer Menschen in der farbigen Welt warten. Aber er glaubte doch, die Legende von der unbedingten Loyalität des Riesenraumes im Jahr vor dem König-Kaiser-Besuch betonen zu müssen, den erst eine Aussprache mit dem alten Gandhi ermöglichen soll. Der neue Vizekönig hat Gelegenheit gehabt, die Größe und Schwere seiner Aufgabe vorher kennenzulernen. Er weiß auch: „daß dunkle, drohende Wolken von Furcht und Argwohn die Welt überlagern". — „Aber in allen Ländern sind zur Zeit mehr Männer und Frauen als je zuvor, die eines guten Willens zum Frieden sind" (25. 3. 36). Es kommt nur darauf an, daß sie einander finden. Das ist zwischen Ost und West an der Schwelle eines neuen Verfassungszeitalters für Indien nicht leicht — „zwischen sich mißtrauenden Welten"!

Wie sehr der Binnenaufbau Indiens noch im Gleiten ist, das beweist vielleicht am besten die Wiederauferstehung der natürlichen Landschaft Orissa mit ihren zuletzt etwa 63000 qkm und 5 Millionen rassisch verschiedenster Menschen.

Sie werden geopolitisch hauptsächlich durch niederschlagsreiche, schwer zugängliche Gebirge, sprachpolitisch durch den Gebrauch der arischen Oriyasprache zusammengehalten, waren aber unter einer sinnlosen politischen Zerteilung auseinandergefallen, obwohl sie bis ins 16. Jahrhundert, wenigstens in den Küstenlandschaften, einem einheitlichen Hindureich (Kalinga) angehört hatten und in Puri einen religiösen Mittelpunkt von Bedeutung besaßen.

Die Neugründung von Orissa wird etwa $9^1/_2$ Mill. Menschen auf einem Raum von der Größe Irlands umfassen und ist erst seit 1868, 1895, 1902 (Utkal Un. Conf.), 1919, dann 1924 angebahnt, vor allem vom Raja von Parlakimedi vertreten worden, der auch eine gute Überschau der Frage in der Mittwochnummer vom 1. 4. 1936 der „Amrita Bazar Patrika" (Calcutta) auf S. 13 gebracht hat.

Die Wiederverkörperung des Staates der Oriyarasse, die bisher auf vier Verwaltungseinheiten: Bihar und Orissa, Zentralprovinzen, Bengalen und Madras in $88^1/_2$ Mill. qm verteilt war, wurde ermöglicht durch die geopolitische Gunst ihres Kerngebiets an drei Stromlandschaften, aber auch durch ihr Festhalten an der arischen Rassenüberlieferung und der alten Oriyakultursprache, endlich das zähe Zusammenhalten der Bhaktalehre Gourangas, die mit ihrer Duldung, „Muhamedaner, Sikhs, Punjabis, Jats, Nepaler, die verschiedensten Kasten und Lehren umfaßte". Ihr im 15. Jahrhundert vom Ganges bis zum Caveri reichender Staat der Gangadynastie brach schon unter den Mahratteneinfällen zusammen und befand sich so bei der Neugestaltung der indischen Struktur 1759 und 1803 in der ungünstigsten Verfassung.

Lord Curzon war der erste, der von britischer Seite in großem Stil das Eigengewicht der 7 unter den 34 Millionen von Bihar und Orissa steckenden Oriyas, der $1^1/_2$ unter den 42 Mill. von Madras und der Minderheiten von je 300 000 bis 500 000 unter den 46 Mill. von Bengalen, den 14 der Zentralprovinzen ausspielte.

Das neue Land Orissa weiß vom Kleinfürsten bis zum letzten Lastträger genau, daß sich die Nachbarmillionen aufsaugend auf sie stürzen werden, sobald sie nicht mehr vom Gesamtaufbau des Reiches in ihrer Selbständigkeit erhalten werden. Aufsaugungszahlen werden uns vorgeführt: im Ganjamdistrikt in Madras sank die Zahl der Oriyas von 1901—1911 von 1 274 975 auf 958 661 innerhalb einer Gesamtaufwärtsbewegung der Bevölkerung von 1,7 Mill. auf 1,9 Mill.! Im Midnapurgrenzdistrikt in Bengalen sank die Zahl von 572 789 (1891) über 180 801 (1911) auf 142 107 (1921).

Das sind Vorgänge, die an das Schwinden der deutschen und ungarischen Bevölkerungszahlen in abgegliederten Räumen seit 1919 aus ähnlichen Ursachen erinnern. Im indischen Fall hat ein britischer Zensurbeamter, Malony, diesen Vorgang sehr offen den Rassenspannungen zwischen Oriyas und Telugu, wie der Beeinflussung der aufnehmenden Beamten durch sie zur Last gelegt. Mehr als ein halbes Jahr-

hundert schlief der Auftrieb des totgeteilten Volkes; dann brauchte er (zuerst von außen her, durch Sir Strafford Northcote, angeregt und erkannt) 80 Jahre, ein biblisches Menschenalter, bis er sich wieder durchsetzte, und eine Geschlechtsfolge, um von einzelnen Führern auf die Volksmasse überzuspringen. Die starke Hinterlandtiefe der Hochlandschaften, vereint mit der Kalinga-Reichsüberlieferung der Küstenstriche, bot dazu die nötige Raumunterlage, wie etwa der Karpathenbeckengedanke für Ungarn.

Raumweiten und Volksverbreitungszahlen erinnern in manchem an die Geopolitik der ungarischen Zerstückelung. Im riesigen Raumkörper Indiens hat sich eine verwandte Ungerechtigkeit ohne Beeinträchtigung der benachbarten Bildungen in lebenswichtigen Fragen befriedigend lösen lassen: ein Beweis mehr, um wieviel härter sich in engen Räumen die Sachen und die dahinter stehenden Reichsgedanken stoßen; aber auch, wie sehr das engräumige Europa dadurch gegenüber Asien, wie der Neuen Welt, gehemmt wird und sich dieser Hemmung bewußt werden müßte, um sie wenigstens in Anläufen zu größerer Verträglichkeit in der Enge zu überwinden.

Benoy Kumar Sarkar (unsern Lesern aus vielen, hier zumeist besprochenen soziologischen Werken von Rang bekannt) hat die soziologische Seite des indischen Raumgliederungsproblems in seinem neuesten Werk: „The Sociology of population" (Calcutta 1936, N. M. Ray-Chowdhury & Co., 3 Rp.) vergleichend in den Rahmen der Weltbevölkerungsfragen gestellt. Sechs Kurvenbilder des Lebenswillens sind angefügt; darunter fällt im Gegensatz zu den sinkenden der Westvölker das lange Ansteigen der indischen und japanischen Geburtenhäufigkeit (Tafel 3), bei Japan in Tafel 4 freilich auch die bis 1921 steigende Todeskurve auf; bei den Volkswachstumskurven gleichläufige Hebung der russischen und japanischen, zweimalige katastrophale Brechung der indischen, gleichläufige der deutschen und indischen beim zweiten Male.

Sehr lehrreich wird das Bild, wenn man die indischen Einzelländer mit Sarkar nach dem Grad ihres Vermehrungswillens zwischen die sonstigen kennzeichnenden Volksvermehrungsbilder der Welt einfügt, etwa in drei Stufen für die Periode von 1880 bis 1930. Dann liegt das vermehrungsfrohe Burma mit seinen 293% und Assam mit 79,2% sogar noch über Japan (74,1) und Großbritannien, dem Madras nahe kommt. Im Vermehrungstempo zwischen Italien und Deutschland oben und der Tschechoslowakei unten liegen Punjab, nahe mit dem indischen Gesamtdurchschnitt (39) — der freilich sehr auseinanderfällt —, dann Bengalen und Bombay. Eine bevölkerungspolitisch träge Gruppe bilden die Zentralprovinzen, das vorher untersuchte Bihar und Orissa und (noch hinter Frankreichs 11,3% zurückbleibend) mit 10,6% die „Vereinigten Provinzen" (United Provinces).

Es liegt nahe, dafür geopolitische und geomedizinische Gründe mit heranzuziehen und jedenfalls in so verschiedenem Lebenswillen im selben Großlebensraum

nahe nebeneinander eine Strukturerschwerung und Schwäche zu sehen, trotzdem nur 11% vom Urbanismus erfaßt waren (rund 39 Mill. städtische, rund 314 Mill. ländliche Bevölkerung in Indien; Bombay mit 22,5% verstädtert, Bengalen nur mit 7,3, Assam mit 2,3).

Es lag auf der Linie seines Gesamtschaffens, wenn Benoy Kumar Sarkar seinerzeit mit dem „Futurism of Young Asia", mit dem Ausprägen einer großasiatischen ablehnenden Haltung gegenüber dem „euramerikanischen" Weltherrschaftsgedanken dem am meisten kosmopolitisch denkenden Teil Jungasiens eine Art Bibel schuf. Es lag auf der Linie indischen Machtdenkens, daß sie viel allgemeingültiger werden mußte, als etwa die Auswertungsversuche mehr panasiatisch zweckbestimmter Bestrebungen, die von Moskau, von Tokyo ausgingen, zu denen man in China naturgemäß eine zweifelnde Stellung einnahm, je mehr man sich auf sich selbst besann. (Vgl. „The People's Tribune", Shanghai, April 1936, S. 115 ff. The „Pan-Asian" Panacea — worin General Matsui, ihr japanischer Vertreter, unter die Lupe genommen wird; oder „Transpacific", Tokyo, 26. 3. 36, S. 10 in dem Referat über die Gegenüberstellung der chinesischen und japanischen Kultur durch Dr. Kurt Singer, wozu er in hervorragender Weise befähigt war.)

Einstellung auf Zeit, Zeitlichkeit und absolute Bewegung der Japaner gegenüber der Einstellung auf Raum und Gleichgewicht der Chinesen scheinen dem Berichterstatter über Singer als ordnende Pole aufgefallen zu sein — wenn auch gewiß die Neigung zum Bewahren des Raums und zur Evolution darin in der japanischen Geschichte deutlicher hervortritt, wie der revolutionäre „Ko-Ming"-Mandatswechselgedanke vieler Dynastien unter häufigem Ausbreiten und wieder Zusammenziehen, oft mit Raumverlust bezahlt, in der chinesischen Reichsgeschichte.

Jedenfalls ist der vorbetont kulturpolitische Vergleich Singers zwischen den beiden ostasiatischen Leitkulturen voll von wertvollen neuen Ausgangspunkten und Anregungen; so etwa die Stellen über das beständige Bedürfnis des japanischen Tanzes nach neuer Innervation und seines im wesentlichen magischen Charakters, oder über Symmetrie in der chinesischen, reizvolle Asymmetrie in der japanischen Baukunst und beider Verhältnis zu kongenialer, wesensverwandter Landschaft. Hier wurde das eigenste Gebiet der Geopolitik betreten und behauptet: „Ganz große Kulturen entstünden nur, wo geniale Rassen kongenialen Boden erlangten. Beides sei in China wie Japan geglückt."

Welchen unabsehbaren Wert es für das Durchhalten eines Volkes unter schwierigen Umständen bei seinem Ringen um Raumgewinn haben kann, wenn eine weitaussehende raumpolitische Ideologie dafür den Boden bereitet hat, dafür hat doch wohl das entscheidende Vordringen Italiens auf Addis Abeba einen nachdrücklichen Beweis geliefert. Mit dem Bande „Eurafrica" von Paolo D'Agostino Orsini di Camerota (Rom 1934/36, Paolo Cremonese, 2. Aufl., 273 S., 17 geo-

politische Skizzen) halten wir eine solche vorbereitende geopolitische Leistung in der Hand. Sie stößt Tore zu einem völlig neuen kolonialpolitischen Stil auf, dem allerdings nur Völker mit großem Volksdrucküberschuß an hochwertigen, weiträumig denkenden Kulturträgern und mit ungewöhnlich straffem Aufbau, Mächte mit Erneuerungswillen, nicht bloßen Rentnerwünschen, gewachsen sein werden.

„Die Brücke Europas nach Afrika ist Italien. Sorgen wir dafür, es nicht zu enttäuschen: binnen und draußen der Grenzen!" schreibt Guido Corni in der Vorrede. Bisher hielten sich England und Frankreich für die Brückenwächter, und auch die beiden andern Südhalbinseln der Pyrenäen und des Balkan hatten eine namhafte Vergangenheit in dieser Überbrückungstätigkeit. Aber sein Wille hat Italien erneut in die vorderste Linie geführt: vor allem, weil es seit langem wußte, was es an Raumzielen wollte, durch eigene Niederlagen wie Siege anderer hindurch. Der Siegespreis war der unterworfene, lebenswichtige Raum. Er wird solch wissenden und wollenden Händen schwer wieder zu entreißen sein, und dann nur mit ganz großem Einsatz. England hat eine erste Runde um Afrika verloren und Frankreich sie nicht gewonnen. Beider Prestigeverlust, und ein Kaiserreich ist der Preis des schlechten und guten Spieles. Der Duce hat das gleiche Recht, seinem König die Kaiserkrone Äthiopiens auf das Haupt zu setzen, wie einst Disraeli das Diadem der Großmogule des Kaisar i. Hind für Victoria und ihre drei Nachkommen zu fordern, die es mit steigender Sorge trugen. „Unruhig schläft das Haupt, das trägt die Kron'!" begann „Amrita Bazar Patrika" einen Leitaufsatz, der die Furcht vor Japan mit der vor Rußland und Indien dreigesellte. Tritt Äthiopien unter Römerhand als viertes in den Bund?

Für das andere größte Sorgenkraftfeld der beiden Angelsachsenmächte, die angeblich darin etwas aneinandergerückt sind, den Großen Ozean, erscheinen zeitgerecht zwei grundverschiedene Hilfsmittel zur Untermalung eines etwa verblaßten Weltbildes: von J. Fairgrieve (der Geopolitik wohlvertraut!) und E. Young eine „Human Geography of the Pacific Lands" (London 1936, George Philip & Son, $2^1/_2$ Sh. mit 91 Textabbildungen), und die vierte, neubearbeitete Auflage des von Colin Ross vor 12 Jahren erschienenen Reisewerks: „Das Meer der Entscheidungen". Es war als solches freilich nicht neu entdeckt, sonst hätte nicht Jahre vorher die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" den Anstoß zu vieler wissenschaftlicher Arbeit in deutscher, englischer, französischer, japanischer und russischer Sprache gegeben — ganz abgesehen von den Seekriegsromanen, die schon längst durch die Weiten und die Inselkränze des Pazifik hinspielen.

Auf diesem Arbeitsfelde ist noch so viel zu leisten, daß Raum für Neues bleibt. Über Fairgrieve und Young konnte der Berichterstatter in „Petermanns Mitteilungen" schreiben, sie hätten eine ausgezeichnete, kurz gefaßte Schulgeopolitik des Pazifischen Ozeans geleistet, bei der — dem Zweck der Sammlung Philips entsprechend — Nordamerika und die pazifischen Dominien des Britenreiches stark

hervortreten — stark und zweckbestimmt! Ursprünglich und neu sind die geschickten, auf Bewegungswucht (Dynamik) abgestellten Stadtlageskizzen, dann die Gegenüberstellung der ostasiatischen Inselkränze (Sk. 1) und der „vier großen Halbinseln" (Sk. 12), wobei China und der Mandschurei etwas Gewalt angetan ist (wie ja sonst auch!), sich aber eine großzügige Gliederung der Randmeere ergibt. Vorbildlich ist das Ausnützen des Schwarzweißgegensatzes in den Skizzen und das Herausarbeiten der leitenden Züge im Text. Aber: „Chinese are One People" heißt es zwar; die Skizze 26 mit ihrer Vielsprachigkeit jedoch beweist die Schwierigkeit der Einigung. Fesselnd ist der Gegensatz der von den Landrändern aus gesehenen Fragen bei Fairgrieve-Young und der vom Meere her gesuchten Lösungen bei Colin Ross und mir.

Jedenfalls wird, als prominente Friedenssendung an US.-Amerika, zur Tagung des Institute of Pacific Relations im Juli nach Yosemite, Cal., im Auftrag des neuen Ministerpräsidenten K. Hirota eine Gruppe Japaner reisen, die auf starken Eindruck hin gewählt sind: Prinz F. Konoye, Oberhauspräsident; Graf K. v. Ishii, Geheimer Rat; K. Yoshizawa, mit einer reichen Genfer Außenminister- und Botschaftererfahrung; Baron S. Gô, Handelskammerpräsident und Wirtschaftsführer; S. Ikeda, Mitsuivertrauensmann und Ch. Kadono der Okura-Kp.

Gleichzeitig macht in einem Aufsatz voll liebenswürdigen Reizes der Botschafter in Deutschland, Graf Mushakoji, die wichtige Gestalt des neuen Kriegsministers, Graf Hisaichi Terauchi, seines Jugendgespielen, dem Abendland so sympathisch wie möglich: ein Miteinanderarbeiten, das Deutschland wie Japan gleich wertvoll werden kann — trotz aller Familienähnlichkeit des Generals mit seinem stark französisch beeinflußten Vater, dem langjährigen Kriegs- und Premierminister.

Noch liegt für die nächsten Olympischen Spiele, die ein starker Friedensanker werden könnten, die Wahl zwischen Tokyo und Helsingfors; die Schale scheint sich zu Tokyos Gunsten zu neigen, das dann gleichzeitig das dreitausendjährige Reich feiern könnte. Helsinki und Finnland haben nur 250 000 Einwohner der Feststadt, 4 Millionen des Gastlandes gegen die fast 6 Millionen der Hauptstadt eines Hundertmillionenreiches mit mehr als 70 Millionen seiner Stamminseln in die Waage zu werfen; dahinter steht für Japan die Hoffnung der Welt, der Gastgeber werde bis zum Feste dem Weltfrieden gewogen bleiben. Für ihn kann Japan zweifellos gefährlicher werden, als das liebenswürdige, wintersporttüchtige Finnland. Es ist also ein Tauziehen mit ungleichem Krafteinsatz; die Sowjets mit ihrer feinen Witterung beginnen bereits, von der notgedrungen guten Miene ihres fernöstlichen Nachbars Nutzen zu ziehen, so hoch auch beiderseits manchmal die Entrüstungswogen gehen. Zum Beispiel „Transpacific", 9. 4. 36, S. 10—12, Moskauer und mandschurische Nachrichten; oder „Iswestija" vom 3. 4. über die Ahnungslosigkeit, in der die japanische Regierung von der Kwantungarmee über wichtige Grenzreibungen, wie von Tamsykbulak vom 31. 3. gehalten werde. Aber

steht nicht in der Bibel, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte tut? In Rußland ist es zwischen Kreml und Komintern umgekehrt.

So ist „rechter Hand, linker Hand" alles vertauscht, wie bei den Westmächten auch. Daraus ergeben sich „Zwischenfälle".

HANS RABL:

Nah-Ost-Nachtrag [1])

Verfasser schrieb seinen Aufsatz des vorigen Heftes Mitte Januar; seitdem hat sich im Nahen Osten so viel ereignet, daß ein Nachtrag dringend notwendig geworden ist. Die Dardanellen-Frage (siehe Caucig im vorigen Heft) ist so weit gefördert, daß für den 22. Juni eine Konferenz der Beteiligten in Montreux angesagt werden konnte, auf der, kein Zweifel, in irgendeiner Form die territoriale Souveränität der Türkei ausgesprochen werden wird. Palästina befindet sich in offenem, Syrien in immer stärker spürbarem latentem Aufruhr — es lohnt sich doch, dem Nahen Osten noch einen Blick zuzuwerfen.

Um mit Palästinas kleinem Nachbarland Transjordanien zu beginnen: es ist ungeheuer bezeichnend, daß Emir Abdulla nicht ohne weiteres die Entlassung seines Landes aus dem Mandatsverhältnis forderte, sondern die Sache einigermaßen verklausulierte. Er verlangte in London die Freistellung Syriens nach irakischem Muster und den Anschluß seines Landes an Syrien; für den Fall, daß London nicht stark genug sei, das in Paris zu erzwingen, verlangte er dann an zweiter Stelle die Freistellung Palästinas und den Anschluß von Amam an Jerusalem. Sehr deutlich verriet der Haschimide, der Bruder weiland Feissals damit, daß die Ansprüche der Dynastie auf Damaskus immer noch nicht erloschen sind — und zugleich ebenso klar, daß die Araber Transjordaniens sehr viel lieber zu denen Syriens stoßen möchten als zu dem verjudeten Palästina.

Wieviel Juden heute in Palästina leben, ist nicht leicht festzustellen, die angegebenen Ziffern differieren zu stark; die Schätzung von 300 000, die wir vor einem Monat angaben, scheint sich als noch immer zu niedrig zu erweisen. Um so einprägsamer dürfte eine andere Zahl sein: die Juden haben im letzten Jahre zu den bereits in ihrem Besitz befindlichen 1200 qkm Land noch weitere 200 hinzuerwerben können; das scheint bei den 23 330 qkm des Mandats zwar nicht viel, wenn man aber bedenkt, wie viele davon Kulturland sind — oder wie wenig! — sieht man schon besser, wie stark in jedem Jahr tatsächlich das arabische Element von dem jüdischen zurückgedrängt wird, die legale wie illegale Immigration (die trotz dem kürzlich erlassenen auch für Begünstigung sehr strengen Gesetz dauernd steigt) wirklich den Bestand des Arabertums bedroht.

Das Arabertum, dessen wohl nicht erklärter, aber doch faktischer Führer der Großmufti Hag Amin Husseini selbst ist, hat bereits Ende Januar beim High Commissioner mit Deutlichkeit seine Forderungen angemeldet: 1. eine demokratische Regierung, 2. die Beendigung der jüdischen Einwanderung, 3. das Verbot des Landverkaufs an Juden. Man erhielt die einigermaßen zynische Entgegnung, die 1. Forderung sei bereits im Gesetzgebenden Rat erfüllt (und daran ändert wenig, daß später, am 2. Mai, das Kolonialamt die arabischen Führer zu Verhandlungen nach London bat, die die Zusammensetzung des Rats betreffen sollten); die 2. könne nicht gewährt werden, solange das Land aufnahmefähig sei, die 3. werde ja mit Ausnahme des Gebiets von Beerscheba ohnehin nur so weit gestattet, als dem Verkäufer genügend Land zum Unterhalt seiner Familie bleibe. Daß die Antwort darauf der arabische Generalstreik war, ist am Ende kein Wunder. Es dürfte den High Commissioner auch kaum überrascht haben, daß er sehr bald gezwungen war, reguläre Truppen einzusetzen; es ist eine ebenso einfache wie brutale Machtprobe, die

1) *Vgl. Rabl: Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung (Maiheft).*

sich abspielt; zu fragen bleibt nur immer und immer wieder, ob es im europäischen Sinn klug gewesen ist, daß die britische Mandatsverwaltung sich so ganz und gar den Juden in die Hände gegeben hat, ihre Geschäfte zu besorgen. Wir glauben fürchten zu müssen, daß diese Haltung in der ganzen islamischen Welt üble Früchte tragen wird; denn zwischen Briten und anderen Europäern zu unterscheiden ist nicht jedes Moslems Sache; und gerade einem Deutschen wird es ebenso sonderbar wie häßlich erscheinen, eines Tages für den Philosemitismus anderer Leute büßen zu müssen. Woher aber inzwischen Sir Herbert Samuel und sein angloamerikanisches Hilfswerk den Mut hat, jährlich 25 000 junge Juden aus dem ruhigen Deutschland herausnehmen und die Hälfte von ihnen in den Hexenkessel Palästina schicken zu wollen, können wir uns wirklich nicht erklären.

Diese Dinge greifen selbstverständlich auch nach Syrien über. Ob die Versprechungen des französischen Oberkommissars an die neue syrische Regierung, Syrien werde wirklich einen Staatsvertrag nach irakischem Muster erhalten und für den Völkerbund vorgeschlagen werden, von Wert sind, sei es was seine Verwirklichung oder was eine vorläufige Beruhigung der Syrier betrifft, muß abgewartet werden. Das prekäre „oder" der oben skizzierten Forderungen Emir Abdullas zeigt, wie viel oder wie wenig ernst arabische Führer sie nehmen. Inzwischen freilich hatten diese Versprechungen nur den einen Erfolg, daß auch das Libanongebiet sich rührte und für sich das gleiche forderte, was Syrien — vielleicht — eines Tages gewährt werden wird.

Kommen wir zu den unabhängigen Nah-Ost-Staaten, so sehen wir zunächst die bedeutende Tatsache, daß nicht nur der Irak-Saudié-Vertrag am 2. Mai formell unterzeichnet wurde, sondern sich Fäden nach Ägypten zu spinnen beginnen, was der Ägypten-Saudié-Freundschaftsvertrag vom 10. Mai ankündigt. Besieht man den Irak-Saudié-Vertrag näher, so ist man immer wieder überrascht, festzustellen, wie weitgehend er ausfiel: selbst gegenseitige Hilfe im Aufruhrfall ist angenommen, und daß Erziehungs- und Militärmissionen verabredet wurden, erstaunt danach kaum noch. Obgleich offiziell der Ägypter Ali Naher diesen Pakt vermittelt hat, ist es doch wohl richtig, diesen Vertrag als Vater des neuen saudisch-ägyptischen zu betrachten, und nicht umgekehrt.

Da wir bei Pakten sind: zwischen Rußland und Afghanistan wurde ein neuer, bis 1946 gültiger Nichtangriffspakt abgeschlossen; es gibt heute in Afghanistan wohl nur noch eine Stelle, die sich notgedrungen nach London orientieren muß: die neugegründete Staatsbank, die sich dem Sterlingblock angeschlossen hat. Die Sachverständigen aber, die man sich neuerdings zur Reorganisation der Landwirtschaft verschrieb, kommen wiederum aus Ägypten.

In der Türkei sind noch einige wirtschaftspolitische Ereignisse nachzutragen, die das Bild erst ganz runden: nun sind auch die Kohlengruben nach langwierigen Verhandlungen zwischen Regierung, Besitzern und Ottomanischer Bank nationalisiert worden. Und bei der Inbetriebnahme der „Kupferbahn" Feyzi Pascha—Malatia—Arghana—Diabekir wurde betont, daß diese Bahn erst dann ihren vollen Wert bekommen werde, wenn sie an die Bahnen des östlichen Nachbarstaates Anschluß erhalten habe.

Wir nannten in dieser kleinen Skizze Ägypten häufiger als in dem umfangreichen vorausgehenden Artikel. Dazu möchte es passen, daß unlängst in einem Interview Ministerpräsident Nahas Pascha äußerte, Ägypten werde „systematisch eine Politik der Annäherung an die Gesamtbewegung der islamischen Völker betreiben und dort einen Platz einnehmen, der der Tatsache gerecht werde, daß Ägypten das erste Land mit bewußt geführter nationaler Unabhängigkeitsbewegung im Orient war". Ein solcher Führeranspruch Ägyptens mag bestehen; daß er aber jemals Wirklichkeit zu werden vermöchte, bezweifeln wir sehr; noch nie hat Ägypten den Nahen Osten geführt, von dem es weit mehr als nur der Suezkanal trennt. Das natürliche Schwergewicht liegt, scheint uns, nicht in Afrika, sondern in den kleinasiatischen Hochebenen, dort, wo einst der Stern des Osmanischen Reiches aufgegangen ist.

Mit alledem — und auch mit unserem vorhergehenden Aufsatz — möchten wir in einem Punkt durchaus nicht mißverstanden werden: wir glauben keineswegs an eine Wiederauferstehung des vergangenen Osmanischen Reiches. So wenig jemals in Europa die mittel-

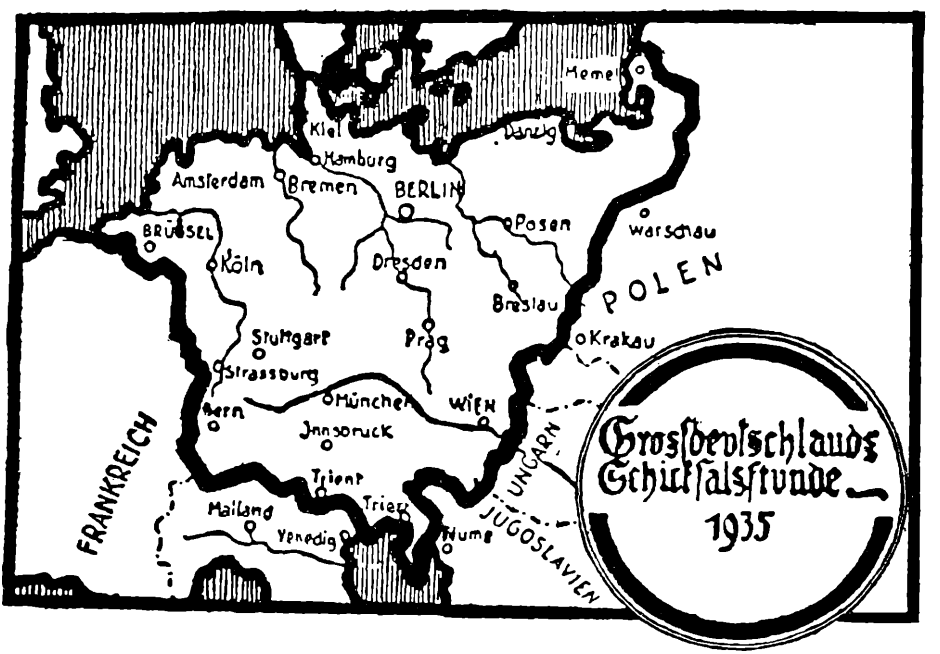
alterliche Form einer herrschenden Kirche wiedererstehen wird, unter deren Schutz und Aufsicht verschiedene Staaten ihr Leben fristeten, so wenig wird in Istambul je wieder ein Sultan-Kalif residieren. Wohl aber kann und wird aus dem vorderhand noch sehr losen Bund islamischer Nationalstaaten, den wir zu skizzieren uns bemühten, jener feste Block werden, den wir uns wohl auch für Europa wünschten: ein Block, der bei aller Eigenständigkeit der einzelnen doch unverrückbar fest sein wird im gemeinsamen Widerstand gegen jeden Feind von außen, gegen Bedrohung islamischer Weltanschauung, Vordringen fremder Rassen in das gemeinsame Gebiet. Damit wird christlicher Mission im Nahen Osten der Todesstoß versetzt werden — denn einzig der Islam ist dem Nahen Osten angemessen. Ob ein solcher fester Nah-Ost-Block eine Gefahr für Europa bedeutet, steht dahin, möglicherweise wird ihr seinerzeit begegnet werden müssen; sicher aber ist, daß eine klare Abgrenzung der Fronten hüben und drüben nur von Vorteil sein kann.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Emigranten fälschen Karten

Karten sind schon immer politische Kampfmittel gewesen. Man erinnere sich etwa an die Karten, die auf den Briefmarken Paraguays einen andern Besitzstand Paraguays zeigten als auf den Briefmarken Boliviens. Man erinnere sich an die immer und immer wiederholten Kartenbilder, die Ungarn herausgab, um die Zerstückelung seines Landes allen ungarischen Staatsbürgern einzuhämmern. Immer handelte es sich bei diesen Karten um Ziele der Völker, die diese Karten herausgaben und die auf den Karten bildlichen Ausdruck fanden. Diese eindringliche Wirkung des Kartenbildes ließ auch die Emigranten nicht ruhen. Sie fabrizierten eine Karte mit dem Titel „Großdeutschlands Schicksalsstunde", um die Staaten gegen Deutschland aufzuhetzen. Leider ist aber die Karte so mäßig ausgefallen, daß sie selbst im Ausland als Fälschung erkannt wurde. Lesen wir, was die schwedische Monatszeitschrift „NATIONELL SOCIALISM" in ihrer Mai-Nummer 1936 darüber sagt:



„Mit Vorliebe werden Berichte über deutsche Pläne der Annektierung von Österreich ausgestreut, ebenso riesengroße Angriffsvorbereitungen an der dänischen, schweizerischen, belgischen oder französischen Grenze. Immer wieder predigt man, daß Deutschland die Absicht habe, ein Großdeutschland durch Eroberung von Nachbarländern, ganz oder teilweise, zu schaffen. In der Weltpresse zirkulierte zu Anfang des vorigen Jahres eine Karte, die in Deutschland ausgegeben worden sein soll und das außenpolitische Programm der Regierung zeigen solle. Ganz abgesehen davon, daß man niemals solche Pläne, wenn man sie wirklich in Deutschland hegte, ausplaudern, noch viel weniger buchstäblich auf einem Kartenblatt allgemein zugänglich machen würde, zeigt es sich, daß die Landkarte eine ins Auge springende, plumpe Fälschung ist, so daß man sich wundern muß, daß Zeitungen mit auch nur ein wenig Achtung für publizistische Fairneß so etwas ihren Lesern auftischen können. In der Karte steht unten die Herausgeberfirma mit Karl Kurtius angegeben, eine in den Fachkreisen der ganzen Welt bekannte Firma, die jedoch ihren Namen Curtius schreibt. In dem Ring wird „Großdeutschlands" ganz richtig mit deutschem langem und kurzem s geschrieben, — aber mit einem kleinen s v o r dem großen und nicht umgekehrt, wie es richtig wäre. Außerdem hat das u die Form eines v bekommen, eine in romanischen Ländern bräuchliche Schreibweise, aber unbekannt in Deutschland. Und zu guter Letzt hat man München an die Donau verlegt! Die Bereitwilligkeit der Presse, diese von deutschen Emigranten erzeugten Lügen in Wort und Bild zu veröffentlichen, ist Deutschlands bittersten Feinden ein Mittel geworden, auf die öffentliche Meinung in ihrem Sinne einzuwirken; das kann eines Tages schicksalhaft werden." F.

Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild?

Die Kraft nationalen Fühlens und Denkens und damit die Kraft nationalen Wollens und Handelns wächst aus dem starken Erlebnis großer Geschichte. Unser Volk hat eine Geschichte voll übergroßer Leistungen und dennoch fehlt ein allen Deutschen gemeinsames Geschichtsbild. Der Rheinländer sieht und bewertet dieselben Ereignisse der Geschichte anders als etwa der Norddeutsche, der Bayer anders als der Ostdeutsche und alle zusammen wieder anders als der Österreicher. Hier rächt sich die allzu lange dynastische Zersplitterung, die im Lebensraum unseres deutschen Volkes ein Dutzend verschiedene Geschichtsbilder geschaffen und aufrechterhalten hat. Daß solche Zersplitterung des Geschichtsbildes den partikularistischen Neigungen Vorschub leistet, steht außer Zweifel. Daß solcher Partikularismus durch ein alle Deutschen umfassendes Geschichtsbild überwunden werden muß, ist ebenso selbstverständlich.

Diese Aufgabe ist, neben gar manchen andern, dem kürzlich errichteten „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland" gestellt worden. Zur Mitarbeit an diesem Institut ist auch der bekannte Wiener Historiker Heinrich Ritter von Srbik berufen worden. An diese Berufung knüpft nun Prof. Dr. Exelberger (Wien) in der „SCHÖNERN ZUKUNFT" vom 15. Dezember 1935 Betrachtungen, die man übersehen könnte, wenn sie nicht für manche Kreise typisch wären. Gerade weil sie es sind, fordern sie zur Stellungnahme heraus.

Exelberger begrüßt, daß die kleindeutsche zugunsten der großdeutschen Geschichtsbetrachtung immer mehr zurücktrete und schreibt in diesem Zusammenhange wörtlich:

„Der Aufbau einer wirklichen gesamtdeutschen Geschichtsauffassung ist nur möglich, wenn die Geschichte der Habsburgerkaiser und darüber hinaus der Donau-Doppelmonarchie in die Betrachtung einbezogen, recht gewürdigt und wieder als das gewertet wird, was sie bedeutet: als ungeheure, unersetzliche, rettende Leistung für das gesamte Deutschtum ...

Man kann die deutsche Geschichte nur verstehen, wenn man noch mehr als die Bestrebungen zur Errichtung eines deutschen Nationalstaats das Ringen um ein von den Deutschen getragenes, aber dem Anspruch nach universales, überstaatliches Reich als politisches Element der deutschen Geschichte sieht und versteht, daß gerade diese Reichsidee das deutsche Volk zum Höhepunkt seiner Macht- und Kulturentfaltung geführt hat. Diese Idee aber ist von den Habsburgern in besonderer Weise gepflegt und durch die Jahrhunderte getragen worden ...

Österreich, seine Geschichte, seine Wesensart, sein staatliches Wollen wird nie verstanden werden können, wenn man die Tatsache vergißt oder in ihrer Bedeutung verkennt, daß es durch so viele Jahrhunderte hindurch der Hort des alten deutschen universalen Reichsgedanken gewesen ist ...

Daraus erklärt sich, daß man in Österreich immer wieder den deutschen Charakter des Landes und des Staates betont ... den einheitlichen Nationalstaat aber n i c h t als die einzig mögliche politische Lebensform des deutschen Volkes anerkennen will. Denn im alten Reichsgedanken ist

wohl das Ideal nationaler Einheit als einer Einheit der Gesinnung und der großen Gesamtsendung des deutschen Volkes beschlossen, zugleich aber auch die Möglichkeit einer Doppel- oder Mehrstaatlichkeit gewahrt ...

Man ist in Österreich weiter, ebenfalls im Einklang mit dem alten Reichsgedanken, der Meinung, daß unter bestimmten Umständen Doppel- oder Mehrstaatlichkeit des deutschen Volkes sogar einen größern Reichtum in der Entfaltung der gottgegebenen Naturanlagen der deutschen Nation gewährleisten kann, als der nationale Einheitsstaat."

Daß Exelberger ein neues, größeres, alle Deutschen umfassendes Geschichtsbild fordert, ist gut. Daß er aber die Erfüllung dieser Notwendigkeit im bloßen Einbau habsburgischer Geschichtsbetrachtung und eines übervölkischen Geschichtsbildes mit Mehrstaatlichkeit des deutschen Volkes sieht, ist scharf abzulehnen. Im Grunde ist das nichts anderes, als Summierung von kleindeutschem und österreichischem Geschichtsbild bei gleichzeitiger Verewigung der staatlichen Zersplitterung.

Etwas Derartiges ist aber auch bei genauer Betrachtung völlig unhaltbar, denn der Staat ist seinem Wesen nach „Waffe des Volkes in seinem Lebenskampf" (Adolf Hitler). Der Staat ist gleichsam ein Schutzpanzer, den das blutgebundene Volk um sich legt, damit sein empfindliches und so vielfältig gegliedertes Leben geschützt und zur Entfaltung gebracht werde.

Gewiß, man kann Staaten auch anders sehen. Man kann sie z. B. als „übervölkische" Gebilde betrachten, die mehrere Völker umfassen. Daß man das kann, lehrt uns die Geschichte. Dieselbe Geschichte lehrt aber auch, daß all die übervölkischen, universalen Staaten, gerade weil sie übervölkisch waren, von Anbeginn den Keim des Zerfalls in sich trugen und um so eher zerfallen sind, je stärker das Eigenleben der umschlossenen Völker war. Beispiele gibt es dafür in Hülle und Fülle: das römische, das fränkische, die beiden habsburgischen, das napoleonische Mischreich.

Damit der Staat seine Aufgabe als Schutzpanzer des Volkes erfüllen kann, muß er notwendig Dauerhaftigkeit besitzen. Besitzt ein Staat keine stabile Dauerhaftigkeit, dann ist er von vornherein eine Fehlkonstruktion. Ein völkisch gemischter Staat, der grundsätzlich und von vornherein auf Beherrschung mehrerer Völker unter demselben Dach ausgeht, kann diese Dauerhaftigkeit eines echten Staates nicht haben; um so weniger, je mehr die einzelnen von ihm beherrschten Völker zum Bewußtsein ihres Eigenlebens gelangen. Auch das lehrt die Geschichte mit allergrößter Eindringlichkeit ... gerade am Beispiel des früheren Österreich-Ungarn. Dauerhaftigkeit besitzen aber auch jene Staaten nicht, die ein Volk in zwei oder gar mehrere Teile aufspalten und jedem Teil einen Staat erbauen wollen. Solche Volkssplitter können im allergünstigsten Falle Miniaturstaaten bilden, die im Spiel der Großen höchstens Marionetten sind, so daß am Ende nicht nur solche Zwergstaaten, sondern auch die von ihnen umhüllten Volkssplitter Schaden leiden. Auch dafür liefert die Geschichte und erst recht die Gegenwart Beispiele genug.

Kein Mensch, wer immer es auch sei, hat das Recht, ein Volk in Gefahr zu bringen, denn jedes Volk ist ein Glied im ewigen Schöpfungsplane Gottes. Der Mensch hat vielmehr die Pflicht, auch religiös gesehen, sein Volk gesund und lebenskräftig zu erhalten. Aus dem gesunden, lebenswilligen und lebenskräftigen Volke wächst dann auch jener Staat heraus, der der Art des Volkes gerecht wird, denn immer ist der Staat Spiegelbild des Volkes. Ein starkes Volk wird nur einen starken Staat dulden, ein müdes sich mit einem schwachen Staat begnügen; ein primitives Volk wird einen einfachen und ein hochentwickeltes Volk einen komplizierten Staat haben. Das Volk also mit seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Kräften, Neigungen und Fähigkeiten schafft sich den Staat, der seiner Art entspricht, nicht aber wird ein Staat im Verstande der Menschen konstruiert und dann vom laufenden Bande den Völkern geliefert.

Weil Volk und Staat korrespondierende Größen sind, weil im Mittelpunkte des Staatslebens und aller Fragen, die irgendwo und irgendwie mit dem Staate zusammenhängen, das lebendige blutgebundene Volk steht, darum darf dies Volk nicht erst in Stücke zerhackt und jedem ein Stäätchen gebaut werden. Im ganzen, ungeteilten Volk erst lebt die ganze, ungeteilte Eigenart und Kraft, die der Schöpfer dem Volke gab. Darum muß alles Fühlen, Wollen und Handeln auf das Volksganze ausgerichtet werden, damit am Ende dem Ganzen ein Staat erstehe, der wirkliches „Vaterhaus" für alle ist; auch für jene Söhne, die in der Fremde zu leben gezwungen sind.

Daß solches Denken in der Gemeinschaft aller Deutschen nicht bei allen Deutschen üblich ist, das ist bekannt. Daß es überall zur Selbstverständlichkeit werde, ist Inhalt jenes Erziehungswerkes, das der Führer selber als eine Aufgabe bezeichnete, die größer ist als der Kampf um die Macht. Daß heute Glieder des einst viel größeren deutschen Volks-

körpers abgesplittert sind und sich ihren eignen Staat bauten (Schweiz, Holland, Luxemburg), ist zwar eine geschichtliche Tatsache, mit der wir uns abzufinden haben, die uns aber nicht zu hindern braucht, das Schicksal auch dieser einstigen Glieder im Rahmen der großen volksdeutschen Geschichte zu sehen und Rückschlüsse für Gegenwart und Zukunft zu ziehen.

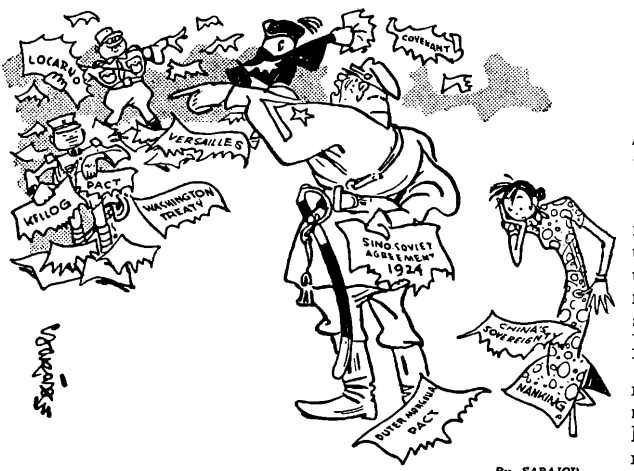
All das aber heißt im letzten Grunde: völkisch denken. Dies gesamtvölkische Denken allein kann Grundlage des neuen und umfassenden Geschichtsbildes sein. Richtig und umfassend genug verstanden, kann es dasselbe sein wie „großdeutsch". Wert oder Unwert geschichtlicher Vorgänge wird nicht bestimmt vom Wert oder auch Winzigkeit dieses oder jenes Fürsten — der aus allen Zusammenhängen gelöst vielleicht sogar „groß" gewesen ist —, sondern allein von der einzigen Frage: Hat das Wirken dieser oder jener Persönlichkeit, dieser oder jener Dynastie dem Volksganzen genutzt oder geschadet? Das kann im Einzelfall Verurteilung eines „Großen" und Hervortreten eines „Kleinen" bedeuten ... aber es ist die einzige und dabei die allein naturgegebene Betrachtung der Geschichte. Erst wenn sich solche Betrachtung und Bewertung der Geschichte durchgesetzt hat, kann unser Volk als Subjekt wie Objekt der Geschichte zu einem allen Deutschen gemeinsamen Erleben seiner Geschichte kommen und dort die Grundlage eines allen gemeinsamen Fühlens und Wollens finden. Erst in der Schaffung dieser Gemeinsamkeit liegt aber auch die Möglichkeit, das Volk, so wie es der Schöpfer erschaffen, rein und stark und lebenswillig zu halten. Der Kampf um das neue, bessere Geschichtsbild der Zukunft ist darum viel mehr als bloße Konjunktur: es ist Verpflichtung zuletzt auch aus religiösem Gesetz. H. F. Z.

Äußerster Winkel Europas, Bessarabien

Eines der am wenigsten bekannten Länder Europas ist Bessarabien, für Rumänien als Verteidigungsposition und als Schutz der Donaumündung unentbehrlich, von Rußland aus immer als Bedrohung des wichtigen Hafens Odessa angesehen. Wie ist die völkische Zusammensetzung des Landes? Wie ist die heutige innenpolitische Situation? Wie stellen sich Rußland und Rumänien in der immer noch akuten bessarabischen Frage? Hierüber gibt ein Aufsatz von Georg Runge in der Zeitschrift „OST-EUROPA" (Dezember 1935) Aufschluß, dem wir einige Stellen über die Bevölkerung und die innenpolitische Lage entnehmen:

„Als Bessarabien im Frieden von Bukarest (1812) zu Rußland kam, betrug seine Einwohnerzahl, nach den Schätzungen der russischen Beamten, etwa 240 000. Vier Jahre später — es handelte sich hierbei schon um den Versuch einer Volkszählung — wurde fast eine halbe Million Einwohner festgestelit, 1897 ist die Bevölkerung auf 1 935 000 angewachsen. Nach der rumänischen Volkszählung von 1930, deren Ergebnisse im einzelnen noch ausstehen, wird Bessarabien (dessen Größenumfang 44 422 qkm beträgt) von 2 863 400 Menschen bewohnt. Weder die russische noch die rumänische Nationalitätenstatistik dürften zuverlässig sein. Wenn man die zahlreichen zugewanderten Rumänen als fluktuierendes Element (Beamtenschaft mit ihren Familien, Militär usw.) abzieht, können die rumänischen Moldavaner höchstens 54% der Bevölkerung ausmachen. Für die nichtrumänischen Volksgruppen seien hier nur die gesicherten Mindestzahlen angegeben, die allerdings wesentlich höher liegen als die offiziellen rumänischen Angaben. Der nördliche Teil Bessarabiens ist überwiegend ukrainisch. Es handelt sich hierbei um Einwanderer aus Galizien und Wolhynien, die das Land im Laufe des 13. Jahrhunderts, gleichzeitig mit den Rumänen aus der Moldau, besiedelt haben. Die zahlenmäßig geringeren Gruppen im mittleren und südlichen Teil sind aus der russischen Ukraine eingewandert. Die Gesamtzahl der Ukrainer beträgt mindestens 420 000. Der mittlere Teil des Landes ist ganz überwiegend moldavanisch. Der Süden wird von etwa 80 000 deutschen Kolonisten besiedelt, deren Streusiedlungen (etwa 140 Ortschaften) sich bis in den mittleren Teil erstrecken. Ebenfalls im Süden der Provinz leben etwa 150 000 Bulgaren. Moldavanische Siedlungen sind im Süden nicht eben häufig. Die Großrussen, etwa 180 000, davon wohl gut die Hälfte Sektierer, bewohnen größtenteils auch den Süden. Dazu kommen etwa 290 000 Juden, die fast nur in den Städten und Marktflecken anzutreffen sind (in der Hauptstadt Kischinew, rumänisch Cisinau, bilden sie fast die Hälfte der Bevölkerung). Der Rest setzt sich aus etwa 20 000 Zigeunern, Armeniern, Griechen u. a. m. zusammen ... Die Position Rumäniens in Bessarabien ist, innenpolitisch gesehen, nicht eben günstig. Man wird nicht behaupten können, daß vor dem Weltkrieg nennenswerte Sympathien politischer Art für Rumänien in Bessarabien bestanden hätten. Die Masse der moldavanisch-rumänischen Bauern stand der nationalen Frage mit völliger Gleichgültigkeit gegenüber. Das hat sich auch bis heute noch kaum geändert. Ihr Interesse war lediglich auf Landgewinnung gerichtet."

Eine gutgläubige Zuschrift an den „MANCHESTER GUARDIAN" rühmt den Briten Rußland als eines der wenigen, sich an Verträge haltenden Völkerbundsmitglieder und preist es Indien als Nachbar an.



THOSE LITTLE SIGNATURES AND PACTS By SAPAJOU

China hat andere Erfahrungen gemacht und findet, daß der Sowjet-Raumgewinn auf seine Kosten mit mindestens 3 Millionen Quadratkilometer unter Bruch der verschiedensten Verträge seit 1924 immer noch Italiens Sammlungen zur Landerweiterung übersteigt; während bei „Locarno" doch der bescheidene Unterschied obwaltet, daß sich alles nur auf Deutschlands eigenstem Boden vollzog, was für die andern, in der Skizze dargestellten Symbole beim besten Willen nicht behauptet werden kann.

Wie sprach doch A. Lincoln, ein Ideal der Demokratie: „Man kann alle Leute einige Zeit zum Narren halten, und einige Leute alle Zeit, aber nicht alle Leute alle Zeit!" Beginnt auch für Moskau und die Stresa-Front eine Wahrheitsdämmerung mit „Sapajou" als Bannerträger? K. H.

Der Weg des Buddhismus über den Pazifik

Die Ausbreitung der Religionen über die Erde ist nicht nur eine Angelegenheit der Regionen selbst, sie hat auch eine überaus starke politische Bedeutung. Es genügt nur, an die Wichtigkeit der christlichen Missionen für die Herrschaft der weißen Rasse zu erinnern. So ist es wichtig, sich über die Veränderungen der Religionen, über die Missionsbewegungen und ihre Erfolge eingehend zu unterrichten. Die starke Tätigkeit der Missionare des Islams in Nordafrika, die von Japan getragene buddhistische Mission stellen politische Faktoren ersten Ranges dar. Über eine Tätigkeit der buddhistischen Mission, die wenig bekannt ist und die doch ganz außerordentliche Rückwirkungen auf dem politischen Gebiet ausüben kann, berichtet Professor Dr. Helmuth von Glasenapp, einer der besten Kenner des Buddhismus, in der Zeitschrift ATLANTIS (Heft 3, 1936). Er schreibt da: „... Die Annexion Hawais durch die Vereinigten Staaten (1898) hatte die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts in englischer Sprache und die Erteilung des amerikanischen Staatsbürgerrechts an alle in Hawai Geborenen zur Folge. Die hierdurch in die Wege geleitete Amerikanisierung der eingewanderten Japaner verstärkte sich in hohem Maße, als 1908 die Einwanderung weiterer Japaner gemäß dem ‚Gentlement's Agreement' aufhörte. Die 135 000 Japaner, die heute auf den Sandwich-Inseln leben, wären, gleich den meisten andern Einwanderern, nicht nur nach Sprache, Kleidung und Sitte, sondern auch in ihrem Glauben und Denken zu Amerikanern geworden, wären nicht von Japan aus starke Kräfte am Werk, um diese Auslandsjapaner der Heimat zu erhalten. Unter diesen Kräften steht die buddhistische Mission an erster Stelle. 1897 sandte der Nishi-Honganji-Tempel in Kyôtô die ersten ständigen Priester nach den Inseln, und bald errichteten auch die andern Sekten Missionsstationen. So entfalten denn heute die beiden Zweige der Shin-Schule, der Sôtô-Zweig der Zen-Sekte sowie die Jôdo-, Shingon- und Nichiren-Sekten in Hawai eine ausgedehnte Tätigkeit. Jn Oahu, Hawai, Maui, Kauai, Molokai und Lenai entstanden zahlreiche buddhistische Kultstätten, so daß heute 67 große Tempel und 259 kleine Andachtsstätten (shrinerooms) gezählt werden. Die Gesamtzahl der Buddhisten aller Sekten beträgt jetzt 128 000, das heißt mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ... Der Klerus stammt größtenteils aus Japan, da Seelsorgern nach den Einwanderungsbestimmungen keine Schwierigkeiten gemacht werden, doch gibt es schon eine Anzahl von in Hawai selbst geborenen Geistlichen, und seit 1926 werden jährlich zwei in Hawai beheimatete junge Japaner nach Kyôtô gesandt, um dort fünf Jahre lang die buddhistische Lehre zu studieren. Da

die heranwachsende Generation von Staats wegen in der englischen Sprache erzogen wird, ihre Verbindung mit der Sprache und Kultur Japans aber nur im Elternhaus und im Wege des Privatunterrichts erhalten werden kann, bestand natürlich die Gefahr, daß sie sich unter dem Einflusse der modernen Umwelt und der christlichen Missionare von dem Glauben der Väter abwenden würde. Mit dem ihnen eigenen Weitblick erkannten dies die buddhistischen Führer und faßten den Entschluß, die Lehre den modernen Bedürfnissen anzupassen. In einigen Tempeln werden deshalb zu bestimmten Zeiten Predigten in englischer Sprache gehalten, der Kultus ist durch die Verwendung der Orgel und Einführung des Gemeindegesangs amerikanisch-protestantischen Andachtsformen angepaßt und buddhistische Sonntagsschulen, Kindergärten, Spitäler und Wohltätigkeitsvereine treten in Wettbewerb mit solchen der verschiedenen christlichen Konfessionen. So entstand allmählich auf den Hawai-Inseln neben dem Mahâyâna in seinen verschiedenen Ausprägungen noch eine neue Form des Buddhaglaubens, der immer stärker die äußeren Züge amerikanischer Religiosität annimmt . . Die englisch sprechenden Buddhisten Hawais, von denen die Reformbewegung mehr oder weniger getragen wird, werden auf 60 000 geschätzt, das heißt fast die Hälfte aller japanischen Buddhisten der Insel; ihnen rechnet sich auch eine kleine Zahl von Europäern und Amerikanern und Angehörigen anderer Völker zu, welche sich durch Übernahme des ‚Pansil' (panca sila, ‚fünf Gelübde') als Buddhisten bekannt haben. Von Hawai aus ist der Buddhismus von den japanischen Einwanderern auch nach der Westküste Nordamerikas gebracht worden. Heute gibt es in San Francisco nicht weniger als drei, in Los Angeles sogar vier Missionsniederlassungen verschiedener Sekten . . ."

WOLFGANG SCHEIBE:

Die Formkräfte der Landschaft III

Gesamtgliederung des Aufsatzes:

1. Gesamtschau.
2. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins.
3. Die Formkräfte des geschichtlichen Lebens.
4. Die Grundzüge der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit.
5. Die Kräfte der landschaftlichen Raumgliederung.
6. Landschaft und Volkscharakter.
7. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur.
8. Die erzieherische Bedeutung der Landschaftsverbundenheit.

V. Die Kräfte der landschaftlichen Raumgliederung

Wenn im vorangehenden Abschnitt die Landschaft unter dem Gesichtswinkel ihrer inhaltlichen, materiellen und geistigen Wertbezogenheit auf das völkische Leben stand, so tritt sie nunmehr unter den ihrer Form und ihrer Gliederung. Die erste Frage: welche Bedeutung hatte die Landschaft durch ihren natürlichen Bodenertrag, soll ihre Ergänzung finden durch die zweite Frage: welche Bedeutung hat sie durch die ihr eigene Oberflächengestalt. Wie sich bei der ersten Frage die vielfältigsten politisch-völkischen Auswirkungen zeigten, die nach der Seite der seelisch-charakterlichen Formung an späterer Stelle noch weiter ausgeführt werden sollen, so werden bei der Beobachtung der landschaftlichen Raumgliederung unter dem politischen Gesichtspunkt wiederum die bedeutungsvollsten Auswirkungen zu kennzeichnen sein.

Wir müssen noch einmal einschränkend bemerken, daß wir in dem uns gesteckten Rahmen diese weitreichenden Fragen nur ganz elementar andeuten können. Doch bemühen wir uns, sie an der Stelle zu erfassen, von der aus sich die

natürliche gedankliche Weiterführung zu den Einzelfragen von selbst ergibt. Diese sollen durch den Blick auf das Ganze eine Erhellung erfahren. Wenn der Einzelfall sich an dieser oder jener Stelle infolge besonderer Verhältnisse dem Allgemeingesagten nicht unterzuordnen scheint, so braucht damit die Gültigkeit des allgemeinen Prinzips im ganzen noch nicht hinfällig zu sein.

a) Die landschaftliche Raumbildung

In einer dem Eingang des vorigen Abschnittes entsprechenden Weise führen wir zu dem besonderen nunmehr zu behandelnden Fragenkreis, indem wir die natürliche Aufteilung der freien Landschaft in eigen geartete Räume zunächst unabhängig von den sich daraus für den Menschen ergebenden Folgen hervorheben.

Die Oberfläche der Erde besitzt eine natürliche Gliederung. Aus den weiten Wassern der Meere ragt nur ein Drittel der Gesamtoberfläche als Land hervor. Das Land bildet die verschiedenartigsten Gestalten, die von bewegten Küstenlinien umgrenzt sind. Die Landgebiete selbst haben in sich eine Gliederung, die in erster Linie durch die Gebirgszüge gebildet wird. In weiten Bögen erheben sich diese über den Ebenen bis zu den Regionen des ewigen Schnees und trennen als mächtige Mauern die Landgebiete voneinander ab. Eisflächen, Wüsten, Steppen, Sümpfe, Urwälder und die heutigen Kulturlandschaften bilden weite, in sich abgeschlossene Landschaftsgebiete. Dabei stellt ein Wüstengebiet ebenso in sich einen einheitlichen landschaftlichen Raum dar wie eine Gebirgslandschaft oder eine Flußlandschaft. Diese Einheit umfaßt das gesamte sich entfaltende Leben und ist bestimmt durch die jeweilige Bodenart und die Besonderheit des Klimas.

Es kommt auf den Gesichtspunkt an, unter dem man die Landschaft betrachtet, wie weit man gerade einen landschaftlichen Raum als eine Einheit erfassen will. Die norddeutsche Tiefebene kann als eine einheitliche Landschaft gesehen werden, oder aber es können ihre einzelnen Teillandschaften hervorgehoben und somit das ganze Gebiet in kleinere Einzellandschaften aufgeteilt werden. Für den schärferen Beobachter gliedert sich schon allein die Küstenlandschaft in Streifen verschieden gearteten Landes. Je spezieller der Gesichtspunkt der Betrachtung ist, um so mehr wird sich die größere Einheit eines Landschaftsgebietes differenzieren.

Wir wollen aber an dieser Stelle nur nach den Faktoren der großen Landschaftsbildungen fragen und müssen dabei in erster Linie die Gebirgszüge hervorheben. Gebirge sind als grenzsetzende Mächte in der Landschaft gelagert. Wir stellen fest, daß die Landschaft auf der einen Seite eines Gebirgszuges einen anderen Charakter trägt als auf der anderen. Die Klimaverhältnisse sind andere, ebenso die Bodenverhältnisse und damit auch die Vegetation und Tierwelt. Gebirge bedeuten also Grenzen für die Landschaft selbst und gliedern diese in Räume. Wenn wir nun die Landschaften, in denen ihren Boden-

und Klimabedingungen entsprechend reicherer Pflanzenwuchs vorhanden und damit im Zusammenhang die Voraussetzung für menschliche Besiedlung gegeben ist, in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen, dann sieht man, daß diese Gebiete von den verschiedensten Arten natürlicher Grenzen umgeben sind und durch sie weitgehend ihren inneren Charakter haben. Meer und Gebirgszüge umschließen häufig einen Raum der Kulturlandschaft, und ebenso treten Wüsten und Steppen als landschaftliche Grenzen in Erscheinung. Das Landschaftsgebiet steht dann inhaltlich weitgehend unter den klimatischen Auswirkungen der es umgrenzenden andersartigen Landschaftselemente und ist somit in der Art seines Lebenscharakters in Vegetation und Tierwelt durch die Kräfte der Grenzlandschaft bestimmt.

Es kommt darauf an, sich bewußt zu halten, daß die Landschaftselemente, die für die menschliche Besiedlung, für Stammes- und Völkerleben, für Wirtschaft und Strategie als wirksame geopolitische Mächte in Erscheinung treten, schon für die Naturlandschaft selbst eine entsprechende Bedeutung haben, daß z. B. die vom Staat aus gesehen „natürliche" Grenze schon für die Natur der Landschaft selbst eine grenzsetzende und damit raumbildende Bedeutung hat. Natürliche landschaftliche Räume sind bereits vorhanden, einheitlich in sich und sich mehr oder weniger scharf voneinander abgrenzend. Ebenso klar aber muß man sich vor Augen halten, daß die Bedeutung solcher Raumtatsachen für den Menschen, für Stämme, Rassen und Völker nicht absolut ist, sondern in einer verschiedenartigen Beziehung zum Menschen und rassischen Energie steht: der Mensch kann sich vegetativ in den Raum einfügen, er kann ihn nützen, er kann ihn überfluten und scheinbar überwinden, aber auch seine Lebensauswirkungen vernichten.

b) Die politisch-völkischen Auswirkungen

Es ist ein immer wieder zu beobachtender Vorgang, daß landschaftliche Räume stammestum-, volkstum- und staatenbildende Kräfte ausstrahlen. Die Stämme haben sich einst in den in ihrer Form vorgegebenen Landschaftsräumen gleichsam eingenistet. Die natürlichen Grenzen schaffen eine Trennung von den Nachbarn und bedeuten einen natürlichen Schutz vor feindlichen Angriffen. In der einheitlichen Landschaft entwickelt sich aus deren Einheit und aus den gegebenen einheitlichen Aufgaben ein geschlossenes Stammes- und Volkstum. Auf einem natürlich umgrenzten und stark abgeschlossenen Landgebiet wird sich immer wieder auch die Tendenz zum staatlichen Zusammenschluß bemerkbar machen und zum Ziele führen (England, Italien). Wenn trotz verwandten Volkstums eine einheitliche Staatengründung aus irgendwelchen Anlässen nicht zustande kommt, so wird eine anders geartete Verkopplung häufig genug in Erscheinung treten (Skandinavien), falls nicht der eine der Staaten von vornherein eine zu geringe Machtbedeutung besitzt (Spanien, Portugal).

Die wichtigste politische Formkraft der geographisch-landschaftlichen Lage eines

Volkes ist darin zu suchen, daß diese ganz bestimmte Aufgaben stellt, dadurch Kräfte fordert und weckt, und daß in der gemeinsamen Erfüllung dieser Aufgaben eine bestimmte rassisch vorbestimmte Geartetheit und eine innere Verbundenheit gefördert wird. Immer sind es die gestellten Aufgaben, die sich als die stärksten Formkräfte des Lebens erweisen. Die durch ihre geopolitische Lage den Völkern gegebenen Aufgaben sind für ihr politisches Schicksal bedeutungsvoll gewesen und haben vielfach ihrer inneren charakterlichen Form zur Ausprägung verholfen.

Wenn wir allgemein die geographisch-politische Lage als Formelement hervorheben, dann ist mit der Tatsache zu rechnen, daß die Völker nur zum Teil und meist nur bis zu einem gewissen Grade von „natürlichen Grenzen" geschützt sind. Es bilden sich Reiche und behaupten sich auch, wenn ohne natürliche Grenze die politischen Grenzen des Volkstums und der Machtgruppierung im Laufe der Geschichte eine Mächtigkeit erhalten. Die „offene Grenze" stellt besondere Aufgaben und bringt einen erschwerten Lebenskampf für ein Reich wie das der Deutschen mit sich. Aber gerade diese erschwerte Aufgabe wird bei rassisch geeigneten Völkern in besonderem Maße Lebenswillen, Lebenskräfte und innere geistige Produktivität erwecken, die anderen Völkern, die von Natur geschützt sind, in diesem Maße versagt bleiben.

Wir müssen uns nun zurückwenden zur Einzelbeobachtung der völkischen Auswirkung der Landschaftselemente und betrachten noch einmal die natürliche Grenze, die ihre stärkste Wirkung durch ihre strategisch-militärische Bedeutung ausübt[1]). Gebirgszüge sind natürliche Schutzwälle und von fremder Macht nur schwer anzugreifende Sicherungen. Mächte des Raumes bedeuten selbst schon eine Waffe und sind allerstärkste Voraussetzung und Faktoren jeder militärisch-strategischen Inangriffnahme. Zu ihnen gehören auch außer den Gebirgen die Sümpfe und Binnenseen als Grenzen der Natur; klimatische Faktoren: Regenperioden, Dürre, Überschwemmungen und Winter können den Ausgang eines Krieges entscheiden.

Eine besondere Betrachtung fordert der Fluß. Er ist landschaftlich nur selten und auf das Volk bezogen nur unter besonderen Bedingungen eine natürliche Grenze der Raumgebiete. Er trennt nur bei einer großen Breite, und wenn die technischen Mittel seiner Anwohner ihn nicht zu überwinden vermögen und sich für sie nicht auch die einheitbildende Bedeutung geltend macht, die er für die Natur der Landschaft selbst in stärkstem Maße hat. Flüsse sind im geschichtlichen Leben der Völker ausgesprochen einheitbildende Kräfte gewesen. Die Bewohner auf den beiderseitigen Ufern stehen in Wechselbeziehung und Austausch zueinander, wobei die Schiffahrt eine starke Verbundenheit der Ufer herstellt, so daß die Uferbreiten der Flüsse einen Kultur- und Lebensraum bilden.

1) Vgl. Karl Haushofer „Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung", Berlin 1927.

Der Rhein ist nie Deutschlands natürliche Grenze gewesen, sondern vielmehr die Lebensader eines in Landschaft und Stammestum einheitlichen Lebensraumes. Auch die See erweist sich als kulturraumbildend. Schon in früher deutscher Geschichte standen die Küstenplätze der Ostsee in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung zueinander. Ebenso entstanden an den Küsten des Mittelmeeres Reiche, deren Entfaltung, Gestalt und Schicksal gerade durch das bindende Element des Wassers bestimmt war. Im Einzelfall kriegerischer Bewegung kann freilich ein Fluß als ein nur schwer zu überwindender Landschaftseinschnitt strategische Bedeutung erhalten, wobei dann — immer im Rahmen der allgemeinen kriegerischen Voraussetzungen, die in Rasse und Volkstum liegen — der Stand der technischen Rüstung und die Machtlage der betreffenden Kontrahenten zu beachten sind.

c) Natürliche Wege, Übergänge und Beherrschungspunkte

Die Merkmale der Kulturlandschaft sind der bebaute Boden, die Besiedlung mit ihren industriellen Schöpfungen und die Wege und Straßen, die Dörfer und Städte miteinander verbinden. Für die Entstehung der Straßen, des Geflechtes der Lebensadern menschlicher Kultur und der zentralen Knotenpunkte in Gestalt der Ortschaften und großen Städte enthält die natürliche Landschaftsgliederung die Grundfaktoren. Mit immer wiederkehrender Gesetzmäßigkeit nehmen Wege und Straßen einen bestimmten Verlauf. Die großen Wegführungen des Reiches sind durch die Jahrhunderte die gleichen geblieben, und an sie haben sich auch die Linienführungen der Eisenbahnen angelehnt. Es wuchsen die Städte an von der Landschaft her bestimmten Stellen. Wir versuchen, die hier waltenden Gesetzmäßigkeiten herauszuheben.

Die natürliche Tendenz der Wegstrecken des Verkehrs, ihre zwei Endpunkte, zwischen denen ein Austausch stattfinden soll, auf dem kürzesten Wege miteinander zu verbinden, erfährt durch den Charakter der Landschaft in ihrer Verwirklichung eine störende Beeinflussung. Unterschiede der Höhenlage, Berge, Flüsse, Seen, Moore stellen sich der Straßenführung in den Weg. Diese sind also gezwungen, sich einen Weg zu suchen, der *der kürzeste*, aber auch zugleich der *gangbarste* ist, wobei der erstere Gesichtspunkt zugunsten des zweiten häufig genug zurücktreten muß. So winden sich die Wege in den Flußtälern, sie machen Bögen um Berge und Seen und mühen sich unter Vermeidung zu erheblicher Höhenunterschiede und unter möglichster Ersparnis von künstlichen Anlagen eine gute Fahrbarkeit zu haben. Daß mit der wachsenden Technik in der Linienführung der Straßen Verbesserungen eintreten und daß man es versteht, frühere Hindernisse durch künstliche Anlagen zu überwinden und z. B. den Reichsautobahnen eine unerhörte Geradlinigkeit ihrer Führung zu geben, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Gebirge und Flüsse werden von den Wegen an den am leichtesten zu überwinden-

den Stellen genommen, an den Pässen und Furten. Oft gibt es nur wenig natürliche Übergänge, die meist schon vor langen Zeiten bekannt und benutzt waren. Die durch höher entwickelte Technik ermöglichten Übergänge der Tunnel und Brücken werden natürlicherweise auch an von Natur günstigen Stellen angelegt. Diese Übergänge: Paß und Furt haben für das Straßen- und Verkehrsnetz besondere Bedeutung dadurch, daß sie zwangsmäßig die Straßen und Wege zu sich hinlenken, die ihretwegen häufig weit umgebogen werden müssen, weil der Übergang über Gebirge und Fluß eben nur an einer bestimmten Stelle möglich ist. Strahlenförmig laufen die Wege an den Übergangsstellen zusammen. Während die Gebirgsübergänge als einsame Paßhöhen kaum Besiedlung ermöglichen, bilden von jeher die Übergangsstellen der Flüsse natürliche Ansatzpunkte für die Entstehung von Städten.

Städte sind siedlungsgeschichtlich eine sekundäre Erscheinung und in der deutschen Geschichte sind sie auch erst verhältnismäßig spät entstanden. In einem Bauernlande werden sich Ortschaften nur als Kernpunkte eines organischen Beziehungskreises des unmittelbar umliegenden Landgebietes bilden und in ihrer Größe immer einer natürlichen Beschränkung unterliegen. Mit dem Anwachsen des Volkskörpers, mit der (durch den jeweiligen Stand der Bodennutzung bedingten) Raumenge des Bauerntums beginnt das Zeitalter städtischer Geltung. Neben diesem natürlichen Wachstum wurden aus den Notwendigkeiten einer bestimmten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lage im beginnenden Mittelalter aber auch Städte im deutschen Raum künstlich geschaffen; ihr sehr langsames Anwachsen erfuhr erst in den letzten hundert Jahren eine rapide Beschleunigung. Die Ansatzpunkte für die Entstehung der Städte waren abgesehen von den Kernbildungen der Agrargebiete vor allem dort gegeben, wo einerseits Bodenprodukte und Bodenschätze als Verarbeitungsstoffe vorhanden waren (s. o.) und andrerseits dort, wo für Wirtschaft und Verkehr besonders günstige Bedingungen vorhanden waren. Diese sind in stärkstem Maße an den Flußläufen gegeben, die durch ihre leichten Verkehrsmöglichkeiten von jeher völkische Lebensadern gewesen sind. Sie werden immer an den Stellen entstehen, wo einerseits günstige Anlegeplätze sind — dies gilt in erhöhtem Maße auch für die Entstehung der Seestädte, die in den Buchten und Flußmündungen natürliche Häfen finden — und wo andererseits Furten den Straßen den Übergang ermöglichen. Diese somit landschaftlich bestimmten Punkte sind Halteplätze des Verkehrs und entwickeln sich natürlicherweise zu wirtschaftlichen Handelsplätzen. Je reger ihr Verkehr ist, je mehr z. B. gastwirtschaftliche Unterkünfte erforderlich werden, je mehr Gewerbe durch immer neuen Absatz Entwicklungsmöglichkeiten finden, um so mehr werden Ordnung, Recht und eine schützende Macht ausgebaut werden. Damit ist natürlich nur eine Seite des verwickelten und noch wenig erforschten Problems der Stadtbildung angedeutet. Es wäre jedenfalls einseitig, es nur von dieser Seite aus zu sehen: Städte ent-

stehen und wachsen nicht durch den „Verkehr", „Verkehr" entsteht nicht durch Verkehrswege. Die Erscheinungen des Wachstums im Volkskörper und der sozialen Umschichtung mit ihrem Gefolge von Stadtbildung und Wanderung sind nur verständlich, wenn rasse- und raumbedingte Faktoren zugleich betrachtet werden.

Für die militärische Macht des Staates haben Pässe und Furten entscheidende Bedeutung, denn sie sind ja nicht nur Übergänge für den reisenden Kaufmann, sondern auch für das ziehende Heer. Sie sind die schwachen Stellen der natürlichen Grenzen. Politik und Strategie werden daher die Tendenz haben, diese Übergangsstellen ebenso wie die Durchfahrtstore des Schiffahrtsverkehrs in ihren machtmäßigen Besitz zu bekommen. An den Pässen der Gebirge fanden große Schlachten der europäischen Geschichte statt, die Gewinnung eines Flußüberganges konnte Kriegszügen eine unerwartete Wendung geben. Flußübergänge mit ihren Städten sind in besonderer Weise Objekte des feindlichen Angriffs und suchen durch den Ausbau der Brückenköpfe die größtmöglichste Sicherheit zu gewinnen. Die Übergänge stellen natürliche Beherrschungspunkte dar, deren Besitz eine in weite landschaftliche Gebiete hineinragende politische Mächtigkeit gewährleistet.

Zum Verständnis der mittelalterlichen ebenso wie der modernen Kriegsführung muß der Begriff des landschaftlichen Beherrschungspunktes noch weiter ausgedehnt werden. Denn unter ihn fallen Höhen und Bergkuppen ganz allgemein, von denen aus ein Landschaftsgebiet oder eine wirtschaftlich und militärisch wichtige Straße des Landes oder Wasserstraße zu übersehen und durch die zur Verfügung stehenden Waffen zu beherrschen ist. Die Burgen entstanden an derartigen landschaftlichen Beherrschungspunkten — viele Städte wuchsen unter ihrem Schutz — und sie sind in dem Geschick und in der Güte ihrer Anlage Ausdruck eines natürlichen kriegerischen Landschaftsgefühls, das sich unter den heutigen Verhältnissen zu einer Wissenschaft der Wehrgeopolitik erheben muß[1]).

Wir glauben, daß wir mit den beiden Abschnitten über die Elemente der landschaftlich-volklichen Verbundenheit und über die Auswirkung der landschaftlichen Gliederung in knappen Umriß die grundlegenden Gesichtspunkte der Beziehung Landschaft — Volk umschrieben haben. Inhalt und Form der Landschaft geben zwei Gesichtspunkte der Betrachtung ab, die gewiß in ihren lebendigen Wirkungen auf das engste ineinandergreifen, deren Unterscheidung jedoch zwei einfache und zugleich fruchtbare Ansätze zur grundsätzlichen Behandlung des Gesamtproblems bilden. Nunmehr sollen unter Verwendung und durch Vertiefung des bisher Gesagten der Mensch und die Gemeinschaft in ihrer charakterlichen Eigentümlichkeit auf die landschaftlichen Kräfte hin untersucht werden, die bewirken, daß Wesen und Art, Siedlungs-, Lebens- und Arbeitsweise und Stammestum in bestimmten, typisch gekennzeichneten Weisen geprägt und geformt werden.

(Fortsetzung im Juliheft.)

1) Vgl. Karl Haushofer „Wehrgeopolitik", Berlin 1932.

BRUNO RAUECKER:

Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik II

Es soll nunmehr die Bedingtheit der Sozialordnung durch die natürlichen Gegebenheiten und Staatsprinzipien an einzelnen typischen Beispielen verdeutlicht werden.

Wesensgehalt und Charakter der französischen Sozialpolitik sind eindeutig bestimmt durch den subjektivistischen Grundzug der französischen Geisteshaltung. So wenig Staat wie möglich, so viel Gesellschaft als notwendig, im übrigen: laisser faire, laisser passer — das ist die Parole, von der seit den Physiokraten die gesamte französische Kultur, einschließlich der Wirtschafts- und Sozialordnung, beeinflußt ist.

Welche Rolle spielen hierbei die raumpolitischen und volkspsychologischen Ursachen?

Bodenbeschaffenheit und Klima ermöglichen einerseits, bedingen andererseits die Aufrechterhaltung der kleinbetrieblichen Produktionsnachweise in der französischen Wirtschaft. Bei der Betriebszählung im Jahre 1921 — die Verhältnisse werden sich mittlerweile kaum geändert haben — waren von 5 702 572 bäuerlichen Betrieben 4 853 963 = 85 % Kleinbetriebe von noch nicht 10 ha Flächeninhalt. Mehr als die Hälfte der Betriebe wurden von dem Besitzer und seiner Familie allein bewirtschaftet. Die Zahl der unselbständigen Personen in der französischen Landwirtschaft betrug im genannten Jahre lediglich 4 Millionen gegenüber 2 Millionen Selbständigen. Da die landwirtschaftliche Bevölkerung noch immer etwa 50% der französischen Bevölkerung überhaupt umfaßt, so bedeutet dies, daß etwa ein Drittel der französischen Bevölkerung noch immer damit rechnen kann, in der Landwirtschaft selbständig zu werden.

Auch im Gewerbe überwiegt der Klein- und Mittelbetrieb. Der Grund hierfür ist zu suchen in der Stagnation der französischen Wirtschaft einerseits — die wiederum bedingt ist durch die Stagnation der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse —, in der geschmacklich orientierten Produktionsweise andrerseits. Das französische Kunstgewerbe, die französische Mode haben jahrhundertelang den Weltmarkt beherrscht und beherrschen ihn zum Teil heute noch, teils infolge der Vorliebe weniger kultivierter Völker für die französische Geschmackskultur, teils infolge der besonders aktiven und raffinierten Auslandspropaganda der französischen Regierung.

Das bedeutet, daß die Aufstiegsmöglichkeiten zu selbständigen Unternehmerstellungen auch im französischen Gewerbe verhältnismäßig günstige sind. Jedenfalls können etwa zwei Drittel des französischen Volkes damit rechnen, im Laufe ihres Lebens aus ihrer Abhängigkeit und Unselbständigkeit einmal herauszukommen. Was dies für Art und Umfang der französischen Sozialpolitik bedeutet, liegt auf der Hand: Sozialpolitische Maßnahmen fordert nur derjenige, der sich vor den Übergriffen des anderen zu schützen wünscht.

Dementsprechend war die französische Sozialpolitik bisher dürftig entwickelt. Erst im Jahre 1930 ist nach jahrzehntelangen Kämpfen das Sozialversicherungsgesetz verabschiedet worden, beinahe 50 Jahre nach der Einführung der staatlichen Sozialversicherung in Deutschland. Frankreich kennt kein staatliches Schlichtungswesen, keine Arbeitsgerichte im deutschen Sinne, denn die Conseils de Prudhommes stellen lediglich Arbeitsgerichte und Schlichtungsinstanzen

im untersten Instanzenzuge dar. Auch steht dem Staate nicht das Recht zu, Schieds- und Schlichtungssprüche für verbindlich zu erklären. Frankreich war ferner der letzte europäische Großstaat, der die Koalitionsverbote für Berufsvereine aller Art aufgehoben hat. Während in Deutschland die Koalitionen der Arbeiter in den meisten Staaten bereits 1869 freigegeben wurden, hat Frankreich sich erst 1884 hierzu entschlossen. Soweit sozialpolitische Maßnahmen von Staats wegen durchgeführt wurden, tragen sie einen weitgehend subjektivistischen Charakter. Das gilt für die Sozialversicherung, wie es für den Arbeitsschutz gilt. Ausnahmen von der Regel sind in das Ermessen der Präfekten gestellt, die z. B. jederzeit befugt sind, die Arbeitszeit auf dem Verwaltungswege zu verlängern oder zu verkürzen, Anordnungen über die Sonntagsruhe, über den Ladenschluß zu treffen usw. Obgleich die Sonntagsruhe für offene Ladengeschäfte in Frankreich gesetzlich festgelegt ist, hält doch die Mehrzahl der Lebensmittelgeschäfte, Friseure usw. bis in den späten Abend hinein offen. Kennzeichnend für den subjektiven Einschlag in der französischen Sozialpolitik ist auch die Regelung der Gewinnbeteiligung. Frankreich ist das erste Land, in welchem die Gewinnbeteiligung schon frühzeitig durch Gesetz vorgeschrieben worden ist, so z. B. 1915 für die Produktionsgenossenschaften, 1919 für die Bergwerksbetriebe und 1921 für das Eisenbahnwesen.

Wenngleich in der englischen Sozialpolitik das Institutionelle eine weit größere Rolle spielt als in der französischen, so steht doch auch hier entsprechend der liberalen Grundeinstellung des Engländers der Gedanke der Selbsthilfe im Vordergrund.

Diese Abneigung der englischen Sozialreformer gegen staatsautoritäre Eingriffe in die Wirtschafts- und Sozialordnung ist aus der Abneigung des Engländers gegen feste und unwandelbare Prinzipien schlechthin zu erklären. Not to commit himself ist ein Wahlspruch aller Engländer, ist der Ausgangspunkt für ihre öffentliche wie private Moral. Austen Chamberlain hat diesen Grundsatz der Grundsatzlosigkeit auf einer Tagung des Völkerbundes im Jahre 1925 einmal folgendermaßen formuliert: „Wir schreiten vom Besonderen zum Allgemeinen, nicht vom Allgemeinen zum Besonderen." Sein Ministerkollege, der Premierminister Baldwin, sprach zur gleichen Zeit in einer programmatischen Rede von dem Prinzip der „Gradation", des Stufenganges, der schrittweisen Entwicklung, das für jeden Engländer verpflichtend sei.

Diesem Grundsatz entsprechend hat die sozialpolitische Bewegung und die politische Arbeiterbewegung in England sich niemals mit den Theorien des Marxismus befreundet, sich nie der Klassenkampflosung der Amsterdamer und Moskauer Internationalen verschrieben. Niemals sind in der englischen Sozialgeschichte Reformen von unten her gewaltsam erzwungen oder von oben her oktroyiert worden. Die Träger der sozialen Bewegung haben die Evolution stets der Revolution vorgezogen.

Mit der Vorliebe für Selbsthilfebestrebungen steht die zunehmende Verstaat-

lichung der englischen Sozialpolitik nur in einem scheinbaren Widerspruch. Entsprechend dem deutschen Vorbild ist in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zwar auch in England ein engmaschiges Netz staatlicher Sozialversicherungen ausgebaut worden, allein ihre Einrichtungen sind durch den Einbau der Selbstverwaltung ihres Zwangscharakters alsbald wieder entkleidet, „liberalisiert" worden. Das gilt insbesondere auch für die Arbeitslosenversicherung, deren Verwaltung den Gewerkschaften und ähnlichen Berufsverbänden vom Staate übertragen werden kann und auch in zahlreichen Fällen übertragen worden ist.

Auch in England ist der soziale Liberalismus raumpolitisch wie volkspsychologisch bedingt. Seine insulare Lage hat es England ermöglicht, schon frühzeitig die wichtigsten Erfindungen industriell auszuwerten, ohne hierbei durch feindliche Einfälle, durch Kriege im eigenen Land, gestört zu werden. Die frühzeitige Erwerbung von Kolonien, Dominions und anderen Einflußsphären gestattete es ihm, seine Überschußproduktion innerhalb der eigenen Interessensphären abzusetzen. Ist hierin die eine Wurzel des englischen Liberalismus zu sehen, so in der Aufnahme des Protestantismus die andere. Die ausdrückliche Betonung der persönlichen Freiheit als einer Gott wohlgefälligen Haltung hat der liberalen Grundeinstellung der englischen Bevölkerung vom 16. Jahrhundert ab einen mächtigen Auftrieb gegeben.

Völlig eindeutig ist auch der Zusammenhang zwischen der sozialen und geopolitischen Situation bzw. der geistigen Haltung der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Fruchtbarkeit des nordamerikanischen Landes, die Ergiebigkeit seiner Waldungen, seiner Wasserkräfte ist unerschöpflich. Von der gesamten Weltproduktion an Brennstoffen entfallen auf die Vereinigten Staaten rund 50%, bei Erdöl allein sind es über 80%, bei Kohle 44,5%! Die Vereinigten Staaten produzieren 37% des Weltgetreides, 31% der Textilien, 52,9% der Holzrohstoffe, 50,8% der Metalle. Die Vereinigten Staaten besitzen weiterhin mehr als die Hälfte des Weltgoldes. Angesichts der Weiträumigkeit des Landes und der billigen Bodenpreise spielte die Grundrente als Unkostenfaktor bis vor kurzem kaum eine Rolle, trotzdem freier Boden kaum noch vorhanden war. Der Kapitalzins ist gleichfalls von jeher sehr niedrig gewesen. Dementsprechend hoch konnte der Unternehmer- und Arbeitslohn sein. Der durchschnittliche Jahreslohn ist von 1917 bis 1927 von 579,14 Dollar pro Kopf auf 1253,93 Dollar gestiegen. Angesichts der raumbedingten Prosperity überstieg der Bedarf an Arbeitskräften bei gelernten Arbeitern bis zum Ausbruch der Krise im Jahre 1929 stets die Nachfrage, bei ungelernten Arbeitskräften hielten sich Angebot und Nachfrage zum mindesten die Waage. Dementsprechend günstig waren die Aufstiegsmöglichkeiten von unten nach oben. Die Zahl der Unternehmer und hohen Beamten, die auf der sozialen Stufenleiter bis zu den höchsten Sprossen aufgestiegen sind, ist größer als in irgendeinem anderen Lande. Die deutschen Gewerkschaftsführer, die im Jahre 1926 zum Studium der amerikanischen Arbeitsverhältnisse nach den Vereinigten Staaten gereist sind, haben diesen Tatbestand mit einem trockenen und einem nassen Auge konstatiert. „Die neue Welt", so meinten sie, „hat zwar auch nicht allen Habenichtsen unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet, aber die Zahl der erfolgreichen Glücksuchenden ist doch groß genug, um immer noch die Vorstellung wachzuhalten, daß jeder tüchtige Arbeiter, wenn ihm nur das Glück hold ist, eine höhere und womöglich gar die höchste Stufe der sozialen Leiter aus eigener Kraft zu gewinnen vermag." Ihrer marxistischen Einstellung entsprechend fügten sie mit Bedauern hinzu: „Das stärkere, vom Individuum ausgehende Selbstbewußtsein der amerikanischen Arbeiter (als Folge dieser

Entwicklung) ist sicher einer der Gründe, die der Entwicklung des Klassenbewußtseins nach europäischem Muster entgegenstehen."

Aus dieser individualistischen Einstellung des amerikanischen Arbeiters erklärt sich auch der im Vergleich zu europäischen Verhältnissen vollkommen andersartige Charakter der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung. Die gewerkschaftliche Organisation ist für den amerikanischen Arbeiter kein Selbstzweck, kein Gebilde höherer Ordnung, sondern lediglich ein Mittel zum Zweck der Verbesserung der wirtschaftlichen Position des einzelnen Mitgliedes. Hieraus erklärt sich auch die ungemein große Fluktuation in ihrer Mitgliederbewegung. Zwischen 1920—26 z. B. ging der Mitgliederbestand des amerikanischen Gewerkschaftsbundes von 4878740 auf 1275000 zurück, um dann bei Ausbruch der Krise wieder sehr rasch auf 3 Millionen anzusteigen.

Ist der raumbedingte Reichtum der Vereinigten Staaten die eine Ursache für den liberalistischen Geist der Sozialordnung, so ist der von den Pilgervätern übernommene Grundsatz der persönlichen Freiheit die andere. Er ist sakrosankt. Er wurzelt in dem Glauben der puritanischen Begründer des Staatswesens der Vereinigten Staaten, daß der Gleichheit aller Menschen vor Gott die Freiheit aller entsprechen müsse. „Der Ärmste hat ein Leben zu leben wie der Größte; jedermann der unter einer Regierung lebt, soll sich dieser Regierung unterstellen nur durch seine eigene Zustimmung", heißt es in Cromwells Protokollen und ähnlich in dem in der Kajüte der Mayflower entworfenen Staatsgrundgesetz, daß die Regierung ihre Macht ableiten müsse aus der Zustimmung der Regierten.

Dem Grundsatz der Freiheit und Gleichheit aller entspricht der Grundsatz der Selbstbestimmung. Jede Einschränkung der persönlichen Freiheit von Staats wegen ist deshalb von den obersten Gerichten der Vereinigten Staaten immer wieder als verfassungswidrig bezeichnet worden — wie die Erklärung der Rooseveltschen NRA.-Gesetze durch den Obersten Bundesgerichtshof für verfassungswidrig erst unlängst wieder bewiesen hat. Wie für das gesamte gesellschaftliche Leben im allgemeinen, gilt dies auch für die sozialen Beziehungen im besonderen. Der Versuch, dem Bund wenigstens die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Jugendlichen zuzugestehen, hat vor einigen Jahren zu einem schweren Verfassungskonflikt geführt, in dessen Verlauf die Mehrzahl der Staaten erklärten, daß die zentrale Regelung des Jugendschutzes eine „Erschütterung der Grundrechte" bedeuten würde.

Soweit sozialpolitische Schutzgesetze überhaupt erlassen worden sind, haben sie in den einzelnen Staaten einen völlig verschiedenen Inhalt. Während zum Beispiel in manchen Nordstaaten und einigen Weststaaten die Frauenarbeit, die Unfallverhütung und -entschädigung, ähnlich geregelt sind wie in den meisten europäischen Staaten, gibt es im Süden Staaten, in denen die Frauen noch die ganze Nacht hindurch arbeiten, die keine Entschädigung für Arbeitsunfälle und keine Fabrikinspektion kennen. In einigen Staaten ist die Verwendung von Kindern zur Fabrikarbeit schon vom 10. Jahre ab zulässig, in anderen wiederum erst vom 15. und 16. Lebensjahre ab. In den Staaten Alabama und Georgia und den beiden

Karolinas bildeten die Kinder unter 14 Jahren noch bis vor kurzem den vierten Teil der etwa 1 Million zählenden Arbeiterschaft. Es muß abgewartet werden, ob die im Prinzip von den gesetzgebenden Körperschaften kürzlich gutgeheißene Einführung einer Bundessozialversicherung nicht vom Bundesgerichtshof für verfassungswidrig erklärt oder von den einzelnen Staaten bei der Durchführung sabotiert werden wird.

Ein Musterbeispiel für die Vergewaltigung der Volksordnung und die Mißachtung der raumpolitischen Gegebenheiten durch abstrakte Staatstheorien stellt die Regelung der Sozialordnung im bolschewistischen Rußland dar. Obgleich Lenin im Jahre 1917 auf seiner Heimreise aus der Schweiz an seine russischen Freunde schrieb: „Rußland ist ein Agrarland . . . unmittelbar kann jetzt der Sozialismus in Rußland nicht siegen", hat er dennoch die abstraktesten marxistischen Prinzipien bei der Verwirklichung der bolschewistischen Staats- und Wirtschaftsordnung zur Geltung zu bringen versucht. Wie man weiß, mit negativem Erfolg. Er sah sich genötigt, dem individualistischen Prinzip in seiner „neuen ökonomischen Politik" („Nep") bereits vom Jahre 1921 ab wiederum weitgehende Konzessionen zu machen. In der Sozialpolitik kam dies zum Ausdruck in dem Rückgriff auf die Selbstverwaltung. An die Stelle der allgemeinen Staatsbürgerversorgung trat die gestufte Sozialversicherung, der Zwang zum Beitritt zu den Gewerkschaften wurde beseitigt, im Schlichtungswesen der Zwangsschiedsspruch ersetzt durch die Schlichtungssprüche der „paritätischen" Ausschüsse der Betriebsleitungen und der Gewerkschaftszelle. Der Akkordlohn wurde wieder eingeführt.

Wollte indessen der Bolschewismus seine Prinzipien nicht völlig verleugnen, so durfte er dem Individualismus keinen allzu breiten Raum verstatten. Nach Lenins Tode im Jahre 1924 setzte deshalb unter Stalin wieder ein rückläufiger Kurs ein. In der Sozialpolitik wurden die individualistischen oder halbindividualistischen Einrichtungen wieder zurückrevidiert, und die Schlichtung wird wieder zu einem Instrument der Staatsgewalt gemacht. Sie ist „kein Ausgleich zwischen im Wirtschaftsleben operierenden Gruppen mehr, sondern lediglich die rechtliche Form der Einigung zwischen zwei staatlichen Organen, deren Aufgabe — Arbeitspolitik und Wirtschaftsführung — miteinander kollidieren". Auch die Tarifverträge zwischen den Gewerkschaften und den Betrieben haben fortan nur mehr die Bedeutung von Ausführungsbestimmungen zu den die Gewerkschaften bindenden Richtlinien des obersten Volkswirtschaftsrates.

Eine abermalige Kursänderung setzte dann wieder im Jahre 1931 ein mit der „neuökonomischen Politik" Stalins, der „Neonep". In der Sozialpolitik wirkt sich der abermalige Einbau des individualistischen Prinzips zunächst in der Sozialversicherung aus. Das Gesetz vom 29. Februar beseitigt die Nivellierung der Versicherungsleistungen, gleichzeitig werden die Tarif- und Schlichtungsorgane angewiesen, das Leistungsprinzip wiederum stärker in den Vordergrund zu stellen, die Löhne werden auseinandergezogen, Stalin tritt öffentlich für die Schonung und Heranziehung der parteilosen Spezialisten ein.

Geopolitisch bedingt, d. h. im Wesen der russischen Volksseele begründet, erscheint in der russischen Sozialpolitik der Hang zur Übersteigerung, zur zwangsweisen Oktroyierung geglaubter, für wahr gehaltener Gesellschaftstheorien ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Gegebenheiten von Natur und Volk. „Rußland empfindet stets das Bedürfnis, das Maß zu überschreiten, bis an den Abgrund zu gelangen, sich über den Rand zu beugen, als wollte es die Tiefe ergründen und oft sogar, sich wie ein Wahnsinniger hineinzustürzen." (Dostojewsky.) Geopolitisch bedingt erscheint ferner der kollektivistische Charakter der bolschewistischen Sozialordnung insoweit, als die einzelwirtschaftlichen Fähigkeiten im heutigen Rußland gering entwickelt sind, und als andererseits das Hingabebedürfnis an überpersönliche, autoritäre Normen der religiösen Grundeinstellung des durchaus metaphysisch orientierten russischen Volkes entspricht. *(Fortsetzung im Juliheft.)*

Ludwig Neser:
Die Problematik des Geschichtsunterrichts

Jedermann kennt den Satz vom preußischen Schulmeister, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe. Man hat den Satz ob seiner Verallgemeinerung getadelt, und man hat ihm einen gefährlich tendenziösen Sinn unterschoben. Kritik und Tadel zeigen, daß er tiefer greift, als sonst manch gut geprägtes und treffendes Wort es tut. Er faßt in der Tat ein Problem an, das für den einzelnen Staat wie für die Beziehungen der Staaten untereinander von schlechthin ausschlaggebender Bedeutung ist: Hinter der gutmütigen Feststellung steckt die tiefe und reale Erkenntnis, daß mit dem Schulmeister, um bei diesem leider und zu Unrecht in Verruf gekommenen Wort zu bleiben, nicht so sehr der einzelne Lehrer als vielmehr der Staat selbst gemeint ist, der Staat, der erkannt hat, daß Entwicklung, Aufstieg und Bestand des Staates von dem größeren oder geringeren Bildungsgrad, d. h. von der „geistigen und moralischen Überlegenheit" des einzelnen Staatsbürgers, abhängt, und der daraus seine Folgerungen gezogen hat.

Dem Schulmeister, ob Lehrer oder Staat, sind dadurch, daß ihm die Erziehung, die Formung und Bildung des jugendlichen Menschen, in die Hand gegeben ist, außerordentliche Möglichkeiten geboten, aber auch ebenso große Verantwortlichekiten auferlegt. Kein Volk und kein Staat sind Dinge an sich. Sie stehen in ständig sich ändernden Beziehungen zu anderen Staaten und Völkern, und diese Beziehungen können und werden nicht nur freundschaftlicher Natur sein. Das liegt an den verschiedenen Interessen und an den verschiedenen Charakteren der einzelnen Völker. Um so wichtiger ist es, daß in dem Geschichtsunterricht, dem Schulfach, das über die Beziehungen und den Charakter der Völker unterrichtet, der Geist der Wahrheit und des Verständnisses obwaltet.

Die Geschichte gibt ja gewissermaßen einen Rechenschaftsbericht über Wesen, Art und und Betätigung eines Volkes. Die Geschichte beeinflußt aber auch durch den Geist, in der dieser Rechenschaftsbericht gehalten ist, die junge und die ältere Generation, ebenso wie sie als ausgewiesene Bilanz eines Volkes in der breiten Weltöffentlichkeit aufklärt und wirbt. Es ist deshalb nicht gleichgültig, in welcher Art Geschichte aufgefaßt und gelehrt wird, besonders da in der Darstellung nicht nur Daten und Geschehnisse, sondern auch das innere Leben, die Triebkräfte geistiger und moralischer Art eines Volkes zu Wort kommen.

Die Tragweite dieser Frage ist lange erkannt und vielfach geprüft worden. Die internationale Konferenz für Geschichtsunterricht dient nur diesem Zweck. Von der Carnegiestiftung für den internationalen Frieden wurde 1928 bereits eine „Enquête sur les livres scolaires d'après la guerre" eingeleitet. Die französischen Lehrerverbände haben sich dafür eingesetzt, die chauvinistischen Tendenzen aus den Geschichtsbüchern zu entfernen, und auch der Völker-

bund hat von Anfang an eine Kommission zur Prüfung gerade dieser Frage eingesetzt. Erst kürzlich wurde wieder von Völkerbundsseite die Forderung erhoben, darauf hinzuwirken, daß die Geschichte der Völker in den Geschichtsbüchern, die für die Schulen bestimmt sind, im Sinne des Verständnisses für die Eigenart und in gerechter Würdigung der Motive ihres Handelns dargestellt werden solle. Eine neuerliche Untersuchung soll festhalten, inwieweit dies Ziel erreicht sei.

Leider gehen Wunschziel und Wirklichkeit weit auseinander. Das zeigt in vorzüglicher, sachlicher und ruhiger Form eine Untersuchung von Dr. R. Hain: Deutschland im Lichte französischer Geschichtsbücher für den Schulunterricht (Erstes Beiheft zur Deutschen Wissenschaft, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1935).

Wenn Professor Pagès, Frankreich, auf der internationalen Konferenz für Geschichtsunterricht in Basel 1934 als französische Auffassung die These vertreten hatte, daß der Geschichtsunterricht auf der Schule nur wissenschaftlicher Unterricht sein solle, keine anderen Rücksichten als auf die historische Wahrheit nehmen und keine anderen Ziele zu verfolgen habe als wahrheitsgetreue Schilderung der Vergangenheit, daß der Geschichtsunterricht nicht der moralischen Ertüchtigung dienen, sondern der Vermittlung der objektiven Vorgänge dienen solle, so findet diese These in den von R. Hain aus den französischen Geschichtsbüchern gemachten Auszügen leider keine Bestätigung. Ein Satz aus dem am weitesten verbreiteten Volksschulbuch: Cours moyen et supérieur (Gauthier et Déschamps, herausgegeben von Aymard, 1931, p. 23) möge für viele andere das belegen:

L'Allemagne imposa à l'Europe la ruineuse et dangereuse „paix armée" — La guerre a eu pour principale cause l'orgueil allemand . . . Enorgueillie de sa richesse et de sa puissance elle (Deutschland) croyait qu'ayant la force, elle avait tous les droits. L'Allemagne trouva, en juillet 1914, l'occasion de faire une guerre qui, espérait-elle, devait lui donner la domination du monde.

Er zeigt die rein subjektive Auffassung des französischen Geschichtsbildes und führt zur Erkenntnis, daß offizielle Politik, d. h. „Aufrechterhaltung des Vertrags von Versailles, und geschichtliche Lehre in Frankreich immer noch aufeinander abgestellt sind. Der Versuch, der Lage Deutschlands gerecht zu werden, wird gar nicht gemacht".

Das ist nicht nur für die neueste Zeit gültig. Wenn man aus dem Lehrbuch von Malet und Isaac (17 et 18 siècles, Classe de seconde 1931) die Formulierung für den Sinn des Westfälischen Friedens herausgreift, so ergibt sich dasselbe Bild: p. 27:

Les traités de Westphalie étaient, en effet, une grande victoire française, non seulement parceque la France atteignait pour la première fois la frontière naturelle du Rhin, mais parcequ'ils rendaient impossible toute tentative d'unification de l'Empire et en sauvegardant „les libertés germaniques", réduisaient, politiquement, l'Allemagne à l'impuissance pour le plus grand profit de la France.

Die zwei Grundsätze französischer Politik, R. Hain nennt sie „Mythen", daß der Rhein Frankreichs natürliche Grenze sei, und daß Frankreich nur groß und einflußreich bleiben könne, wenn Deutschland niedergehalten würde, bilden den Grundstock der Geschichtslehre. Das ist die zweite Erkenntnis.

Eine dritte ergibt sich aus der Einstellung der Geschichtsbücher zu Souveränen, wie etwa Louis XIV., Napoleon I., Napoleon III. „Herrschsucht, Ehrgeiz und Eroberungssucht haben den Ruhmestitel des französischen Volkes, ein friedliches Volk zu sein, vernichtet." Die Regierungsform und die Person des Königs werden verantwortlich gemacht. „Der französischen Nation kommt eine Schuld an dem Kriege nicht zu. Das französische Volk greift nur zu den Waffen, wenn seine staatliche Existenz bedroht ist." Deutschland war 1914 nach französischer Auffassung nahezu eine absolute Monarchie. Daraus ergibt sich für den französischen Schüler, automatisch sozusagen, der Glaube an die Unschuld Frankreichs am Ausbruch des Weltkriegs. Wir sehen also hier eindeutig, daß die französische Geschichtsschreibung für die Schule im Dienste einer geschlossenen politisch-geschichtlichen Weltanschauung steht, die dem Durchschnittsfranzosen in Fleisch und Blut übergegangen ist (Hain, p. 37).

Eine vierte Erkenntnis, die unter vielen anderen die Untersuchung Hains ergibt, ist die, daß nach französischer Auffassung Deutschland, wie schon der erste zitierte Satz ausweist,

immer für Frankreich bedrohlich sein wird, daß Deutschlands Macht die Unabhängigkeit der anderen gefährde. Die deutsche Stärke diene der Ausbreitung der deutschen Macht, die französische dagegen lediglich dem Frieden und der Sicherheit. Deutschland sei gefährlich durch seinen kriegerischen Geist und seine dunkle Tatkraft.

Man muß den Darlegungen Hains im einzelnen folgen, um ein erschöpfendes Bild der in der Kriegspsychose steckengebliebenen französischen Auffassung zu bekommen und um ganz zu begreifen, daß auf einer solchen Basis eine Verständigung fast unmöglich ist. Solange die französischen Geschichtsbücher der Jugend ein solch einseitiges Bild Deutschlands vermitteln, schwindet jede Hoffnung auf eine offene und vertrauensvolle Zusammenarbeit der beiden Völker.

Man muß ja auch wissen, daß die französischen Geschichtsbücher nicht nur für den Schulgebrauch zugeschnitten sind, wie in der Regel die deutschen, sondern daß sie nach ihrem Umfang und nach ihrer ganzen Anlage als Lesebücher und Nachschlagebücher auch über die Schulzeit hinaus gedacht sind und nachwirken sollen. Die Ausgaben für die höheren Schulen, die bekannteste ist die von Malet-Isaac, enthalten auch Literaturangaben, um eine weitergehende Unterrichtung und eventuelle Weiterbildung zu ermöglichen und zu erleichtern.

Für den Geopolitiker ist die Untersuchung Hains von besonderer Bedeutung deshalb, weil sie zeigt, wie wichtig der durch die Schule vermittelte Lehrstoff für das Studium des Volksdenkens ist, als Quelle also, und wie wichtig es ist, die eigene Jugend mit allem Rüstzeug, gerade auch mit geopolitischem auszurüsten, um ihr Bild vom eigenen Land und Volk so reich und vielseitig zu gestalten, daß sie in der Lage ist, die fremde Auffassung mit besten und umfassenden Argumenten zurechtzurücken oder auch erfolgreich verteidigen zu können. Nicht umsonst ist gerade die auf Grund geopolitischer Erkenntnisse erfolgende deutsche Ausbildung dem französischen Schulmann so suspekt. Die auf der Basis gründlicher geopolitischer Erkenntnisse aufgebauten nationalen und völkischen Forderungen Deutschlands könnten sich eines Tages wahrhaftiger, plausibler und durchschlagender erweisen als die einseitigen, nur zu bestimmten politischen Zwecken aufgestellten, rein politischen Theorien, wie sie dem französischen Volke durch seine Geschichtsbücher vermittelt werden.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitischer Schrifttums-Bericht über den indo-pazifischen Raum

1. **W. K. Nohara: „Die Gelbe Gefahr, Japan und die Erhebung der farbigen Völker".** 215 S., 2 Karten, 2. Auflage. Union Deutsche Verlagsgesellschaft; Stuttgart, Leipzig, Berlin 1936.

Durch und durch dynamisch baut Nohara auf geopolitischem Grunde — von dem vor allem die beiden Karten: 1. des mongolischen Weltreichs; 2. der japanischen Festlandraum-Politik Zeugnis ablegen. Sein Buch und dessen unzweifelhafter Erfolg sind der notwendige Rückschlag auf die Übersteigerung des Schlagworts von der „Gelben Gefahr", das man vielfach ohne raumpolitische Prüfung ihrer Möglichkeiten und Unmöglichkeiten übernahm.

Geopolitisch von besonderem Wert ist die Zusammenfassung der „gelben Legende" von S. 9 bis 60 mit vielen, den meisten unbekannten, verbindenden Tatsachen; die Schilderung des Abringens der Kräfte in Sinkiang-Ostturkestan (S. 89 ff.); der Hinweis (S. 208) auf die Ölstärke des Islamkreises; und die in der Geopolitik so oft erwähnte Zukunftsbedeutung Indiens im knappen Umriß (S. 209) mit dem geopolitisch so wichtigen Hinweis auf das Gegenspiel der Innenstruktur, der indischen Fürstenstaaten, gegen die zusammenfassende Selbstbestimmungsbewegung.

„Die Möglichkeiten eines unabhängigen, nicht tributpflichtigen Indiens sind unabsehbar." So bestätigt ein kluger, weltpolitisch geschulter Japaner, was hier so oft aus Schriften von Taraknath Das, Reden von Jawaharlal Nehru, Wirtschaftsausblicken von Benoy Kumar Sarkar, Vorträgen von Subhas C. Bose, nachgewiesen wurde. Es ist die Achtung des japanischen „matter of fact"-Menschen vor der „geistigen Kraft", die in seinen Abschlußurteilen von S. 210 an als geopolitisch besonders bemerkenswert hervortritt.

„Diese unasiatische Weisheit (Indiens) —

unverdaut, wie sie notwendig in einem europäischen Magen bleiben muß — würde für den im Kampf stehenden westlichen Menschen ein gefährlicher Feind im Innern, für den Asiaten ein unschätzbarer Verbündeter sein." In diesem Sinn sind auch die Sowjetbünde Asiaten — wenn sie auch für den Japaner „westlich liegen". In seinem Abschluß enthüllt Nohara Hintergründe von überzeugender Weite!

2. **Taraknath Das: „Foreign policy in the Far East".** New York-Toronto, 1936: Longmans, Green and Co., 272 S.

War an Noharas „Gelber Gefahr" vielleicht das am meisten Fesselnde sein großzügiges Urteil über Indien zwischen Ost und West, so ergreift Das seinen Leser zunächst durch die Weite der Gesichtspunkte, mit der aus seiner amerikanischen Warte der landflüchtige indische Patriot das Abringen der weißen Weltmächte mit dem Fernen Osten betrachtet. Es ist weltweit gesehen, was er uns zu sagen hat. Herbert Wright hat in einem bedeutenden Vorwort das Lebensbild des Autors gezeichnet und seine Berechtigung zu so großen Horizonten erwiesen. „Eine Studie über Imperialismus und Nationalismus" ist der Untertitel; und in der Tat regiert die Einstellung zu den Problemen der asiatischen Selbstbestimmung und Unabhängigkeit und der nur dann möglichen Kooperation zwischen Ost und West alle Einzelteile des bedeutenden Buchs, das von der Stellung des östlichen Gemüts in der heutigen Welt seinen Ausgang nimmt. Es wäre von seinem Standpunkt eine Unterlassungssünde, wenn er nicht den Hochstand der Mohenjo-Daro-Kultur mit den eigenen Worten Sir John Marshalls belegt hätte (S. 3 ff.). Die schönen Worte auf S. 15 stammen von Tokugawa Jyeyasu, nicht von dem rauheren Toyotomo Hideyoshi, was nichts an ihrem Wertgewicht ändert. Dann folgt — nach einer Deutung der Leitzüge östlicher Politik (II) und der internationalen Gesamtpolitik (III) je eine Einzelbetrachtung der französischen (IV), der japanischen (V), der besonders unfreundlich betrachteten britischen (VI) und der anglo-japanischen Allianz. In einem VII. Stück werden die heutigen Probleme behandelt; in einem VIII. wird versucht, der schwankenden Fernostpolitik Franklin D. Roosevelts gerecht zu werden. Bei der Gesamtanlage sind die Sowjetbünde gut weggekommen, Deutschland zu schlecht (S. 226 ff. z. B.). Manchmal ist Papier mit schön klingendem Cant für Dynamik genommen worden, was bei langem Hinschauenmüssen auf ein Kraftfeld von außen her auch dem gut Unterrichten begegnen mag, zu denen Taraknath Das, eine ethische Kraft, zweifellos gehört.

3. Major **R. E. Cheesman: „Lake Tana and the Blue Nile".** London 1936, Macmillan & Co.; XIV u. 399 S.; 18 Sh., und

4. Major **Polson Newman: „Ethiopean realities".** London 1936, Allen & Unwin, $3^1/_2$ Sh., sind zwei flotte, lebendige Bücher zur äthiopischen Frage, in der Art, wie sie England immer noch schnell von Leuten, die an Ort und Stelle beschlagen sind, bei Verwicklungen zur Hand hat. Geradezu vermissen würde man

5. **Upton Close: „Behind the face of Japan".** London 1936: Hurst & Blakett, 18 Sh. — nicht unter der brandneuen Japan-Literatur zu sehen. Die volkspsychologischen und soziologischen Unterströmungen, noch mehr als der Volksdruck im ganzen und die wirtschaftliche Seite, werden herausgestellt. In Upton Closes publizistischer Art werden eine Reihe von Trägern von Japans „Mission" bildhaft dargestellt, von denen einige inzwischen schon als Opfer ihrer Auffassung dieser ihrer Mission von der Bildfläche verschwunden sind, wie der greise Finanzmann Takahashi und Admiral Saito. Mit geopolitischen Antrieben eng verknüpft sind die Kennzeichnungen von Katsu und Togo (Seerichtung Japans), Araki (Landheerpolitik), Matsuoka (Südmandschurische Bahn und Dazugehöriges); Toyama (Schwarzdrachenhintergründe). Das alles ist aufreizend und alarmierend aufgemacht, aber der Verlauf des Attentatmorgens zeigt, daß vulkanische Spannungen jähe Ausbrüche erwarten lassen.

6. **G. Stratil-Sauer: „Umbruch im Morgenland".** Leipzig 1935: Wolfgang Richard Lindner, 127 S., 1 Kte., 2.60 RM., ist für den Nahen Osten — auf Grund eigner Eindrücke und flotter Schrifttumsverarbeitung in sie — ein Bruder im Geiste jener dynamischen angelsächsischen Literatur, die mit aufgeschlossenem, hellem Sinn für das Kommende rechtzeitig Weckrufe ausstößt. Ein solcher ist der „Umbruch im Morgenland", aus dem immerhin ein Bündnisgefüge wie

das heutige emporschießen konnte. Den rühmlichen Straßenbauleistungen (ab S. 55) steht dabei als Passivsaldo etwa das Schicksal der Zuckerfabrik Kehrizeck bei Teheran als Hemmungstypp (S. 19) entgegen. Ernst ist der Ausblick auf das Los des Nomadismus im ganzen. Stratil-Sauer hat jedenfalls allen, die mit dem Nahen Osten zu tun haben, einen wertvollen Handweiser für dessen Umbruch geschenkt.

7. **Erwin Bälz: „Über die Todesverachtung der Japaner".** Herausgegeben von Erwin Toku Bälz. Stuttgart 1936: J. Engelhorns Nachf. Auf 46 Seiten drei gedankentiefe Nachlaßschriften mit Einführung von größtem völkerpsychologischen Wert und zeitgerechter, schlaglichtartiger Geltung.

Kaum ein anderer Auslanddeutscher hat so wie Erwin Bälz den innersten Kern, das von Jahrtausenden her auf Jahrtausende hin wirkende Wesen des Fremdvolks seiner Wahl erkannt und dem eignen Volk nahezubringen versucht — zur rechten Zeit. Daß er nicht zur rechten Zeit gehört, für die weltpolitische Zukunft seines Volkes ausgewertet wurde, ist gewiß nicht seine Schuld — wenn er auch kein Mann des Durchsetzens seiner volkspolitischen, seiner wissenschaftlichen Erkenntnis mit dem Ellenbogen war. Jetzt spricht er noch einmal mit einigen seiner ahnungsvollen, eben erst wieder bei dem blutigen Aschermittwoch in Tokio bewährten Niederschriften aus dem Grabe. Sie lehren, daß Bälz schon an der Jahrhundertwende, wie das Vorbeben eines Vulkanausbruchs, den Druck vom Grunde der Volksseele her ahnte, vorausfühlte und in seinen völkerpsychologischen Triebfedern erkannte: damit das höchste Ziel vergleichender politischer Völkerkunde. Es sollte sie durchdringen von der Geopolitik, ihrer Grundlage herauf bis in die feinsten Verästelungen menschlichen Willensausdrucks in Macht, Gesellschaft und Wirtschaft hinein. Das Streben danach führt im japanischen Fall zur Überwindung der Todesfurcht des einzelnen und seiner Leistungserhaltung im Gemeinschaftsleben der Nation, zu Todesverachtung als Volkserrungenschaft in Ehrung Verstorbener innerhalb der selbstverständlich gewordenen „metaphysischen Liebesgemeinschaft" des Gesamtvolks, also zu einem höchsten Erziehungsziel auch des Nationalsozialismus.

Das ist das Wesen und der Sinn dieser liebevollen Splittersammlung aus einem leider nicht zum Abschluß der Zusammenfassung gebrachten Nachlaß, an dem jedes Stück geretteten Werkstoffs eine Kostbarkeit ist.

8. **Max Hannemann: „Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten".** Justus Perthes, Gotha 1936, 4 Tab. i. Text u. 13 Tafeln, 62 S., Erg.-Heft Nr. 224 zu Petermanns Mitteilungen. Der zweite geopolitisch glückliche Griff des berühmten Sammelwerks in kurzer Zeit! In den vielen Fragestellungen des Grenz- und Auslanddeutschtums ist die nach der völkerpsychologischen Zugehörigkeit, Verteilung und Umweltabhängigkeit des US.-amerikanischen deutschstämmigen Bevölkerungsanteils eine der wichtigsten und am schwersten exakt zu lösenden Aufgaben. H. rechnet zunächst mit der Vorarbeit ab, gruppiert die Wanderwellen und ihre Ausmündung sehr geschickt und kommt zuletzt zu einer Gesamtzahl von etwa 21 Millionen bewußter deutscher Herkunft als Mindestzahl für 1920, so daß jeder vierte weiße Bewohner der USA. 1920 deutsches Blut in seinen Adern geführt habe (S. 60), wogegen freilich die Zahl der Deutschsprechenden mit nur 8,2 Mill. weit zurückhing. Unheimlich ist der hohe Verstädterungsgrad des deutschen Anteils am Bevölkerungsaufbau (S. 58, Taf. 13); überhaupt sollten die 13 Tafeln auch auf die aus ihnen hervortretenden gesetzmäßigen Ballungserscheinungen sehr sorgfältig gelesen und verglichen, nicht nur flüchtig durchgesehen werden. Sie spenden dynamische Aufschlüsse erster Ordnung und ruhen auf einer vornehm, eher verhüllten, als gezeigten umfassenden Verarbeitung eines ausgebreiteten, schwer faßbaren und spröden, ungleichartigen Stoffes. Fesselnd ist auch die Begründung der deutschen Schwerpunktslage im Nordosten (S. 13), mit dem pennsylvaniendeutschen und mohawkdeutschen Kerngebiet. Hier ist auf wenigen Seiten so nebenher eine geopolitische Untersuchung von hohem Rang entstanden, die vorbildlich genannt werden kann und mit Vorteil für Lehrabende und Übungen herausgezogen würde. Dieses Heft gehört in alle Ausbildungslager und Hörsäle, die mit grenz- und auslanddeutschen Problemen zu ringen haben. (Staatenweise Gruppierung!, strom- und flächenhafte Ausbreitung!, Wisconsin als deutschester Staat und Milwaukee als deutscheste Stadt der USA.; Siedelungs-Konstanz — um nur einiges aus dem reichen Inhalt für diese Zwecke zu berühren.)

9. **K. L. Baggesen: „Der Griff nach Indien".** Erlenbach-Zürich-Leipzig 1936, Rotapfel-Verlag, 300 S., 5 Bildtafeln, brosch. RM. 3.60, gebd. RM. 4.80, und

10. **Ernst Cordes: „Das jüngste Kaiserreich. Schlafendes-Wachendes Mandschukuo".** Frankfurt a. M. 1936, Societas-Verlag, 250 S., gebd. RM. 5.40, eine flotte Skizzenfolge von flüssiger Reportage bis zum schwersten weltpolitischen Gehalt, mit 32 ebenso flott gewählten Abbildungen.

Greifen die Inselreiche so selbstverständlich nach fremden Kaiserreichen, warum soll es die italienische Halbinsel mit ihrer Römer-Erinnerung nicht tun? — predigen solche Bücher. Und warum sollen plötzlich zugunsten der Besitzenden die Spielregeln des Erwerbs geändert werden! Das ist der tiefste Lehrgehalt dieser beiden, durch und durch vom Reiz der politischen Bewegung geleiteten Bücher von schlagender Gegenwartsnähe.

Baggesen beginnt seinen „Griff nach Indien" mit einem reizvollen Auftakt, in dem er zugleich die letzten Antriebe der zwei Hauptschöpfer des indischen Kaiserreichs von heute enthüllt: Clives Abenteuerlust und Warren Hastings brennende Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des Familiensitzes, und wenn er eine transozeanische Welt dafür in Brand setzen muß. Eigenwillig, wie sie begann, geht die Geschichte des Raubes der Selbstbestimmung von Indien weiter, mit rücksichtsloser Entschleierung der Motive, die zu allem eher als dem heute beliebten Völkerbunds-Cant passen, aber zeigen, was der Eigentrotz ganzer Männer nicht nur für ihre eigene Zukunft, sondern für den Weltwandel vermag. Arcot und Plassey sind gewiß zum Teil Glückspielerfolge Clives, aber von höchster Geisteskraft zum weltgeschichtlichen Erfolg weitergeführte, ebenso wie der Kampf gegen Mysore und die Niederwerfung des Aufruhrs in Benares im Leben von Warren Hastings. Beide Lebensbilder zeigen, was in schwankender Lage unbeugsamer Mut vermag, so hart der Durchschnitt seine Träger verurteilt.

Liegt bei Baggesen die Stärke in der Schilderung von Persönlichkeiten, die sich siegreich gegenüber einer wucht- und zahlenmäßig weit überlegenen Umwelt durchsetzen, so bei Ernst Cordes in einer überlegenen Umweltdarstellung von so lebendiger Kraft, daß sie sogar überlegene Menschen fast zu sehr in diese Umwelt taucht, wie Doihara „den Mann mit den Samtaugen", oder den gewiß nicht ganz unbedeutenden jungen Kaiser Kang Te, der eine der schwierigsten Rollen der Erde bis jetzt mit Glück gespielt hat. Der Untergrund, auf dem die unter so zwiespältigen Vorzeichen errichtete Kaiserpracht steht, wird von Cordes in „pointillistischer Manier" ausgezeichnet geschildert; seine ererbte Kenntnis des Fernen Ostens läßt ihn eben jeden Punkt so richtig setzen, daß zuletzt ein Monumentaleindruck daraus entsteht: freilich der eines reich veranlagten, aber durchaus nicht glücklichen Landes, das erst an einem Spalier von viel Mißtrauen („Passportfragerei allerwärts!") und Zwang aus dem Erbe eines Jahrhunderts voll Mißwirtschaft, Gewalt und Elend wieder aufgerichtet werden muß.

In dieser Aufrichtungsarbeit wird die enorme japanische Leistung nicht verkannt, freilich: „Viele Leute setzen schöne Uniformen mit Macht gleich ..." (S. 63!). Von solchen zugespitzten Werturteilen wimmelt das Buch! „Ein Himmel, der ebenso ahnungslos ist, was hier (in Hsinking) vor sich geht, wie die Seele der fleißig arbeitenden Chinesenkulis." Sind sie wirklich so ahnungslos? — die den Volksspruch erfanden: „China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen!" — Ob diese bis jetzt in viertausend Jahren erprobte Erfahrung ihre Kraft verloren hat oder nicht, das ist das entscheidende Problem der Mandschurei, des geistreichen Bandes von Cordes, wie aller ähnlicher Arbeit, so der des eben von dort heimgekehrten G. Fochler-Hauke, die wir mit Spannung und Vorfreude erwarten. Jedenfalls: „Woran andere Länder heimlich dachten, das hat Japan einfach getan" (S. 66). Nun tut es Italien ihm nach; und der Eisstoß einer neuen Weltverteilung, lange zurückgestaut, ist unaufhaltsam im Gange. Wer die Seelen der Völker darauf einstellen hilft, wie Cordes, und zeigt, was ganze Männer dabei tun können, wie Baggesen, was Briten früher dafür taten, der tut ein gutes Werk an Mitteleuropa. *(Fortsetzg. im Juliheft.)*

Einer Teilauflage des Juniheftes ist ein Werbeblatt des Verlages Ferdinand Enke in Stuttgart beigefügt, ferner der Gesamtauflage ein ausführlicher Prospekt über die Neuerscheinung des Kurt Vowinckel-Verlages, Heidelberg: Hummel-Siewert, Der Mittelmeerraum.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 4035

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIII. JAHRGANG 1936

1.

HEFT / JANUAR

Geopolitik im Deutschen Raum

Crämer: Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands
Schepers: Geopolitik der Raumordnung im Dritten Reich
Scheibe: Arbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtsein

Auseinandersetzung Hennig—Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik über Geopolitik und Rassenkunde

Constantini: Weltpolitik um Malta

Weshalb Späne? — Benötigen wir Kolonien? — Festungen als geopolitische Kraftfelder — Auslandsorganisationen — Historischer Atlas von China — Insulinde in der Defensiv

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unterständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Prof. Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIII. JAHRGANG / HEFT 1 / JANUAR 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

U. Crämer: Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands 1

H. Schepers: Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich 17

W. Scheibe: Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins 33

BERICHTE

A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 40

K. Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum 44

O. Constantini: Weltpolitik um Malta 50

SPÄNE 54

GRUNDFRAGEN

R. Hennig: Geopolitik und Rassenkunde 58

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg: Zur „notwendigen Klarstellung" von Richard Hennig 63

SCHRIFTTUM

H. K. Haushofer: Zonen des deutschen Landbaus 64

K. Haushofer: Geopolitischer Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum 65

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.10, bei Zahlung in fremder Währung

Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H. / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Professor Dr. Otto *Constantini*, Linz/Donau, Landstr. 35 — Privatdozent Dr. Ulrich *Crämer* (AfG), Weimar, Kaiserin-Augusta-Str. 5 — Dr. Albrecht *Haushofer* (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. H. K. *Haushofer* (AfG), Berlin W 10, Admiral-von-Schröder-Str. 24 — Dr. Karl *Haushofer* (AfG), Gen.-Major a. D., o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 — Professor Richard *Hennig*, Düsseldorf, Kaiser-Friedrich-Ring 8 — Unterfeldmeister Wolfgang *Scheibe* (AfG), Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes, Berlin N 24, Friedrichstr. 110/112 — Dr. Hansjulius *Schepers* (AfG), Referent in der Reichsstelle für Raumordnung, Berlin W 8, Preußenhaus.

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Zur Geopolitik des deutſchen Raumes

Vorträge und Karten der

Arbeitsgemeinſchaft für Geopolitik – Gruppe Zweibrücken

Aus den für Schulungszwecke ausgearbeiteten 30 Vorträgen und über 200 Karten werden in Ergänzung des vorliegenden Heftes empfohlen:

I. Vorträge:

1. Einführung in die Geopolitik
2. Grundlegendes zur Geopolitik der Deutſchen I
3. Grundlegendes zur Geopolitik der Deutſchen II

Jeder Vortrag koſtet bei koſtenfreier Zuſendung nur 70 Pfennig

Beſtellungen an: Dr. jur. Fritz Roth, Zweibrücken, Hofenfelsſtraße 38

II. Karten:

Lichtpauſen in Schwarz-Weiß-Manier im Format 70:100 cm

Beſtell-Nummern	Bezeichnung
23.	Das Reich unter Otto I. und heute
24.	Das Reich unter Heinrich VI. und heute
25.	Das Reich 1559 und heute
27.	Größte Ausdehnung der Hanſa und das heutige Reich
30.	Öſterreich, Bevölkerungsverteilung
56.	Tſchechoſlowakei und Ungarn. Vergleich
83.	Falſcher Vergleich zwiſchen Frankreich und uns
84.	Richtiger Vergleich zwiſchen Frankreich und uns
91.	Geopolit. Bedeutung des Oberrheins
189.	Volksdichte der Mitte der Erdteile
193.	Geopolitiſche Bedeutung Wiens
194.	Volksdichten der Staaten der Erde
211.	Die entſcheidende Zone der Weltpolitik
221.	Mitteleuropa, – der deutſche Lebensraum
222.	Nachteile der Mittellage
223.	Mittellage und Randlage in Europa
226.	Wunſchbild der Einkreiſung des deutſchen Reiches 1935

Geſamtverzeichnis der über 200 Karten koſtenlos

Alle Kartenbeſtellungen ſind zu richten an Carl Thomas, Neuſtadt/Hdt., Poſtfach 185

Arbeitsgemeinſchaft für Geopolitik · Gruppe Zweibrücken

Das neue Buch von August Winnig

Heimkehr

20. Tausend. Leinen RM. 5.80

im Urteil der deutschen Presse:

In dem Erleben dieses Buches reift der deutsche Mensch August Winnig. Ein besonderes Merkmal Winnigs ist wohl seine unbestechliche Ehrlichkeit. Für uns Jüngere ist sein Schicksal eine der vielen verpflichtenden Mahnungen: Dafür zu sorgen, daß der deutsche Arbeiter nie wieder seine Heimat in der Nation verliert, die Adolf Hitler ihm nach einem schweren Ringen gegeben hat. Völkischer Beobachter

Das neue Buch von August Winnig ist zu den wertvollsten Büchern zu zählen, die uns das Jahr 1935 brachte. Alles ist schlicht und einfach erzählt und doch voll größter innerer Spannung. Das Wesentliche dieses Buches aber ist der Mensch August Winnig. Die ihn nicht kennen, die ihn noch nicht kennen, werden hier seine Ehrlichkeit und Sauberkeit im Denken und Handeln, seine reife Menschlichkeit und sein warmes und gütiges Herz lieben lernen. Deutsche Rundschau

Aus diesem Buche spricht das Schicksal des deutschen Ostens mit zwingender Eindringlichkeit, es ist eine biographische Abhandlung von dokumentarischen Wert. Winnig vervollständigt mit diesem Buche die Offenbarung seines lauteren deutschen Charakters, der in allen seinen Büchern so überzeugend zum Ausdruck kommt. National-Zeitung, Essen

Winnigs „Heimkehr" ist bezwingend durch die Schlichtheit und Gradheit seines Fühlens und Wollens, ist mitreißend und fesselnd durch die dichterische Kraft und Klarheit der Darstellung. Hamburger Fremdenblatt

Auch an dem neuen Buche erfreut uns die schöne und edle Schlichtheit der Sprache, die natürliche Kunst der durchsichtigen Darstellung und Gliederung und insbesondere der hohe Ernst der Geschichtsauffassung, die ihre Wurzeln im Glauben an die göttliche Weltregierung hat.

Dr. Kurt Ihlenfeldt im „Eckart"

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

)TANOX
:yszczanie
[2015

ELBLĄG
CZ.140.19
nr inw. 33129